



Adoptionsverfahren -Entwicklung- DDR/BRD



Lexilog-Suchpool

Biographie – Interaktion – Gesellschaft 7

Herausgeber: Wolfram Fischer

Lexilog-Suchpool

Michael Janitzki

Adoption in der DDR

Biographische Fallrekonstruktionen
und Adoptionsvermittlung
in Deutschland

Lexilog-Suchpool

Die vorliegende Arbeit wurde vom Fachbereich Sozialwesen der Universität Kassel als Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.) angenommen.

Erster Gutachter: Prof. Dr. Wolfram Fischer
Zweiter Gutachter: Prof. Dr. Mechthild Bereswill

Tag der mündlichen Prüfung

15. Dezember 2009

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Zugl.: Kassel, Univ., Diss. 2009
ISBN print: 978-3-89958-848-4
ISBN online: 978-3-89958-849-1
URN: urn:nbn:de:0002-8491

© 2010, kassel university press GmbH, Kassel
www.upress.uni-kassel.de

Umschlaggestaltung: Bettina Brand Grafidesign, München
Printed in Germany

Lexilog-Suchpool

Vorwort des Herausgebers

Der Verfasser beschäftigt sich mit autobiographischen Konstruktionen von Adoptierten der ehemaligen DDR. Die narrativ-biographischen Interviews, auf deren Grundlage der Autor Erlebensprozesse rekonstruiert, wurden kürzlich geführt und rücken so auch den gesetzlich veränderten Rahmen von Adoptionen in den neuen Bundesländern gegenüber den Gesetzen der DDR in den Blickpunkt. Die biographischen Strukturierungen unterliegen so einer doppelten Brechung: Der Veränderung der gesellschaftlichen Situation durch die rechtlichen und sozialen Bedingungen der ‚Nach-Wendezeit‘ und dem interpretierenden Rückblick von Erwachsenen auf ihre meist nicht gekannte ‚Lebensbedingung Adoption‘. Die Untersuchung wirft somit einmal ein Licht auf große gesellschaftliche Veränderungen, die im Sektor der Adoptionsgesetze und des Jugendrechts durch die Vereinigung der beiden deutschen Staaten erfolgten, zum anderen auf die Thematik des Erlebens der eigenen Adoptionsgeschichte. Die Studie liefert damit einerseits einen wichtigen Beitrag zur gesellschaftlichen Transition der neuen Bundesländer, zum anderen verspricht sie Hinweise auf Adoptionspraxen, die unmittelbar für das gegenwärtige Erleben und das durch Jugendämter unterstützte Procedere von Adoptionen relevant sind. Diese in fallrekonstruktiver Arbeit gewonnenen Erkenntnisse versprechen nicht zuletzt im Blick auf die *Anwendbarkeit der Ergebnisse* bei der jugendamtlichen Adoptionsvermittlung und in der Begleitung von Adoptierten bei später Adoptionsoffenbarung einen großen Nutzen und lassen entsprechende fachliche Aufmerksamkeit erwarten.

Historisch präzise eingebettet und entwicklungspsychologische reflektiert geht es Janitzki in seiner empirischen Forschung um das erkennende Verstehen von Adoptionen unter der Leitfrage: Was sind gleichermaßen wichtige Themen für Adoptiveltern und Adoptierte? Wie können deren Erfahrungsstrukturen zum Anlass für eine wissenschaftlich informierte Adoptionsvermittlung und –begleitung werden? Das *Adoptionsdreieck* – eine Visualisierung der komplexen Bezüge der aufnehmenden und abgebenden Eltern und des Kindes – dient Michael Janitzki als Leitfigur, um in großem Detailreichtum die relevanten moralischen Zuschreibungen und Anforderungen an die Akteure im Geschehen der Adoption zu erfassen. Wie nebenbei erfährt der Leser viel über Desiderata der Adoptionsforschung und vermag so die Pionierleistung der vorgelegten fallrekonstruktiven Arbeit zu würdigen.

Theoretische Kernstücke sind die Auseinandersetzungen mit der Bindungstheorie und mit gegenwärtigen Vorstellungen zur Identitätsentwicklung. So wird zunächst versucht, die möglichen Wirkungen einer Adoption auf die adoptierte Person als Folge früher Trennung von der leiblichen Mutter und in ihren Auswirkungen für die spätere Identitätsentwicklung (vor allem in der Adoleszenz) herauszuarbeiten. Ausgehend von der Erkenntnis der Bindungstheorie, dass frühe sichere Bindung ein lebenslanges salutogenes Schutzpotential darstellt und Resilienz fördert, schlägt der Verfasser für die Adoptionspraxis eine entsprechende Berücksichtigung vor. Die einzelnen Überlegungen, die hierzu angestellt werden, erscheinen innovativ und auch praxisnah.

Die genutzte empirische Forschungsmethode einer strukturalen soziologischen Biographieforschung wird konzise vorgestellt und in den Fallrekonstruktionen mit großer Liebe für Details und überzeugenden Strukturgeneralisierungen anhand der sechs analysierten Fälle durchgeführt.

Mit großer Überzeugungskraft wird die Bedeutung der *Adoptionsoffenbarung* herausgearbeitet. Es sind dem Gutachter wenig Studien innerhalb des Paradigmas bekannt, die so extensiv diesen Teilarbeitsschritt der Rekonstruktion des subjektiven Erlebens nutzen und zu so ergiebigen Kontextdarstellungen kommen. So gelingt es zu zeigen, dass gerade auch die Rekonstruktion *subjektiver* Erfahrungen zu plausiblen Aussagen über den *objektiven* Adoptionskontext zu führen vermag.

Abschließend werden die empirischen Ergebnisse mit der eingangs geleisteten Theoriediskussion abgeglichen. Ebenso werden Folgen für die Adoptionsvermittlung im Blick auf die leiblichen Eltern, die sozialen Eltern und das adoptierte Kind ausgeführt. Der Verfasser spricht hier nicht nur zu Adoptionsfachkräften in den Jugendämtern, sondern verleiht auch der Hoffnung Ausdruck, dass die Fallanalysen für Eltern oder Adoptierte bereichernd sein können.

Nach der Einschätzung des Herausgebers hat Michael Janitzki durch seine spannenden und überzeugenden Fallrekonstruktionen in der Tat sowohl ein wissenschaftlich anspruchsvolles Fachbuch als auch einen mit Gewinn für alle einschlägig Interessierten gut lesbaren Text vorgelegt, dem eine lebhaftige Rezeption zu wünschen ist.

Kassel, im Februar 2010

Wolfram Fischer
Herausgeber

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	11
2	Die Akteure im Adoptionsverfahren	17
2.1	Historische Entwicklung der Adoption und die Wirkung bis in die Gegenwart	17
2.2	Adoptionsdreieck oder die Akteure der Adoption	29
2.3	Die Situation abgebender Eltern	33
2.4	Die Situation von Adoptiveltern	38
2.5	Der Adoptierte	46
2.6	Bestimmte Verhaltensproblematiken Adoptierter	53
2.7	Offene Formen der Adoption	60
2.8	Babyklappen und anonyme Geburt	62
2.9	Zusammenfassung	65
3	Die Jugendhilfe und Heimerziehung in der DDR	69
3.1	Akteure der DDR-Jugendhilfe in der Retrospektive	69
3.2	Die Entwicklung der Jugendhilfe der DDR und die gesetzlichen Grundlagen	70
3.3	Die Organe der Jugendhilfe und die Qualifikation der Mitarbeiter	78
3.4	Tätigkeitsfelder der Jugendhilfe der DDR	80
3.5	Gründe der Heimeinweisung	82
3.6	Adoptionsvermittlung in der DDR	85
3.7	Zwangsadoptionen in der ehemaligen DDR	89
3.8	Zusammenfassung	91
4	Die Bindungstheorie. Ein notwendiger Bestandteil der Adoptionseignungsgespräche	93
4.1	Bindungstheorie	93
4.2	Kriterien der Bindungsbeziehungen	98
4.3	Entstehung von Bindungsmustern und Bindungsqualität	103
4.4	Folgen der unterschiedlichen Bindungsorganisation	106

4.5	Bindungstheorie und der Bezug zur Adoptionsvermittlung	107
4.6	Erfahrungen aus meiner Adoptionsvermittlungspraxis	109
4.7	Schlussfolgerungen für die Adoptionspraxis	111
5	Identität und Identitätsentwicklung im Kontext von Adoption	117
5.1	Identitätsgedanken und Identitätskonzept	118
5.2	Biographiekonzept	121
5.3	Zeitpunkt der Identitätsentwicklung	125
5.4	Die Besonderheit der doppelten Identität von Adoptierten	127
5.5	Die Bedeutung der Adoptivfamilie im Kontext mit der doppelten Identität	129
5.6	Zusammenfassung	135
6	Die Forschungsmethode der strukturalen biographischen Fallrekonstruktion	139
6.1	Das narrative Interview	141
6.2	Die Methodik der biographischen Fallrekonstruktion	143
7	Empirischer Teil	147
7.1	Biographische Rekonstruktion Petra Krause	147
7.1.1	Analyse der biographischen Daten (gelebte Leben) Petra Krause	147
7.1.1.1	Sammlung der biographischen Daten (Ereignisdaten) Petra Krause	147
7.1.1.2	Zusammenfassung Analyse biographischer Daten Petra Krause	152
7.1.2	Text- und thematische Feldanalyse (erzählte Leben) Petra Krause	156
7.1.3	Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben) Petra Krause	166
7.1.3.1	Einleitung	166
7.1.3.2	Adoptiveltern, Adoptionsoffenbarung und Adoptionsstatus Petra Krause	166

7.1.3.3	Adoptionstabu und heimliche Identitätssuche Petra Krause	171
7.1.3.4	Leibliche Mutter Petra Krause	177
7.1.3.5	Leibliche Halbgeschwister Petra Krause	181
7.1.3.6	Leiblicher Vater Petra Krause	183
7.1.3.7	Zusammenfassung Rekonstruktion der Fallgeschichte Petra Krause	183
7.1.4	Feinanalyse Petra Krause	185
7.1.4.1	Detextualisierung und Hypothesen	185
7.1.4.2	Zusammenfassung Feinanalyse Petra Krause	188
7.1.5	Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte Petra Krause	189
7.1.6	Typenbildung Petra Krause	192
7.2	Biographische Rekonstruktion Matthias Thun	193
7.2.1	Analyse der biographischen Daten (gelebte Leben) Matthias Thun	193
7.2.1.1	Sammlung der biographischen Daten (Ereignisdaten) Matthias Thun	193
7.2.1.2	Zusammenfassung Analyse biographischer Daten Matthias Thun	198
7.2.2	Text- und thematische Feldanalyse (erzählte Leben) Matthias Thun	201
7.2.3	Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben) Matthias Thun	208
7.2.3.1	Einleitung	208
7.2.3.2	Adoptiveltern, Adoptionsoffenbarung und Identitätssuche Matthias Thun	208
7.2.3.3	Adoption in der erweiterten Adoptivfamilie und der sozialen Umwelt von Matthias Thun	215
7.2.3.4	Adoptionskontextthemen Matthias Thun	216
7.2.3.5	Leibliche Mutter, Halbgeschwister und leiblicher Vater Matthias Thun	219
7.2.3.6	Zusammenfassung Rekonstruktion der Fallgeschichte Matthias Thun	224
7.2.4	Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte Matthias Thun	226
7.2.5	Typenbildung Matthias Thun	228

7.3	Biographische Rekonstruktion Frank Lange	229
7.3.1	Analyse der biographischen Daten (gelebte Leben) Frank Lange	229
7.3.1.1	Sammlung der Daten (Ereignisdaten) Frank Lange	229
7.3.1.2	Zusammenfassung Analyse der biographischen Daten Frank Lange	233
7.3.2	Text- und thematische Feldanalyse (erzählte Leben) Frank Lange	238
7.3.3	Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben) Frank Lange	242
7.3.3.1	Einleitung	242
7.3.3.2	Adoptiveltern, das Adoptionstabu und die Adoptionsoffenbarung Frank Lange	242
7.3.3.3	Leibliche Mutter und die Verletzung „weggegebenes Kind“ Frank Lange	248
7.3.3.4	Frank Lange, Halbschwester Angelika	250
7.3.3.5	Leiblicher Vater Frank Lange	254
7.3.3.6	Zusammenfassung	254
7.3.4	Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte Frank Lange	256
7.3.5	Typenbildung Frank Lange	260
7.4	Biographische Rekonstruktion Benjamin Herbst	261
7.4.1	Analyse der biographischen Daten (gelebtes Leben) Benjamin Herbst	261
7.4.1.1	Sammlung der Daten (Ereignisdaten) Benjamin Herbst	261
7.4.1.2	Zusammenfassung Analyse biographischer Daten Benjamin Herbst	266
7.4.2	Text- und thematische Feldanalyse (erzählte Leben) Benjamin Herbst	272
7.4.3	Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben) Benjamin Herbst	284
7.4.3.1	Einleitung	284
7.4.3.2	Benjamin Herbst, Adoptivkind mit schwarzer Hautfarbe	285
7.4.3.3	Benjamin Herbst, schöne Kindheit im Dorf	289
7.4.3.4	Benjamin Herbst, Umzug in die Kleinstadt	290
7.4.3.5	Adoptiveltern Benjamin Herbst	292

7.4.3.6	Ursprungsneugier und die leibliche Mutter Benjamin Herbst	294
7.4.3.7	Leiblicher Vater Benjamin Herbst	301
7.4.3.8	Zusammenfassung Rekonstruktion der Fallgeschichte Benjamin Herbst	302
7.4.4	Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte Benjamin Herbst	304
7.4.5	Typenbildung Benjamin Herbst	309
7.5	Biographische Rekonstruktion Rico Freier	311
7.5.1	Analyse der biographischen Daten (gelebtes Leben) Rico Freier	311
7.5.1.1	Sammlung der biographischen Daten (Ereignisdaten) Rico Freier	311
7.5.1.2	Zusammenfassung Analyse biographischer Daten Rico Freier	317
7.5.2	Text- thematische Feldanalyse (erzählte Leben) Rico Freier	325
7.5.3	Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben) Rico Freier	329
7.5.3.1	Einleitung	329
7.5.3.2	Adoption und Identitätssuche Rico Freier	330
7.5.3.3	Adoptionsoffenbarung Rico Freier	333
7.5.3.4	Adoptivschwester Rico Freier	335
7.5.3.5	Bruder und Oma Rico Freier	336
7.5.3.6	Rico Freier, Kinderheim	340
7.5.3.7	leibliche Mutter Rico Freier	341
7.5.3.8	leiblicher Vater Rico Freier	344
7.5.3.9	Zusammenfassung Rekonstruktion der Fallgeschichte Rico Freier	345
7.5.4	Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte Rico Freier	346
7.5.5	Typenbildung Rico Freier	350
7.6	Biographische Rekonstruktion Siria Schwalbe	352
7.6.1	Analyse der biographischen Daten (gelebtes Leben) Siria Schwalbe	352

7.6.1.1	Sammlung der biographischen Daten (Ereignisdaten) Siria Schwalbe	352
7.6.1.2	Zusammenfassung Analyse biographischer Daten Siria Schwalbe	360
7.6.2	Text- und thematische Feldanalyse (erzählte Leben) Siria Schwalbe	366
7.6.3	Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben) Siria Schwalbe	371
7.6.3.1	Einleitung	371
7.6.3.2	Adoptivfamilie und Fremdoffenbarung Siria Schwalbe	372
7.6.3.3	Adoptionsfragen Siria Schwalbe	378
7.6.3.4	Identitätssuche und das Thema leibliche Mutter Siria Schwalbe	380
7.6.3.5	Siria Schwalbe, Identitätssuche und das Thema leiblicher Vater	385
7.6.3.6	Identitätssuche und das Thema ältere Halbschwester Siria Schwalbe	387
7.6.3.7	Zusammenfassung Rekonstruktion der Fallgeschichte Siria Schwalbe	390
7.6.4	Feinanalyse Siria Schwalbe	392
7.6.4.1	Detextualisierung und Hypothesen	392
7.6.4.2	Zusammenfassung Feinanalyse Siria Schwalbe	396
7.6.5	Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte Siria Schwalbe	397
7.6.6	Typenbildung Siria Schwalbe	402
8	Auswertung und Erkenntnisse	405
9	Literaturverzeichnis	421

1. Einleitung

In den Mythen der Menschheitsgeschichten, in den frühen Aufzeichnungen der gesellschaftlichen Kodexe, in der Bibel, in römischen und später europäischen Rechtsvorschriften findet Adoption eine unterschiedliche Beachtung und eine nachweisliche Verankerung. Im Zeitablauf zwischen Geburt und Tod, im Kontext mit dem Wunsch und der Notwendigkeit der Fortpflanzung, des Erhaltes, der Erweiterung und Stabilisierung der Familien, der Gruppen, der Stämme und der Gesellschaft hat es schon immer fruchtbare und infertile Menschen gegeben. Somit gehört das Thema Annahme eines fremden Kindes zu den menschlichen Gesellschaften als Rechtsinstitut und zu uns Menschen mit der Gesamtheit der Emotionen. Diese Gefühle entspringen den jeweiligen Rollen in der Polarisierung von Trauer und Freude, in dem Erleben von Verlust des Kindes und Gewinn der sozialen Elternschaft, in der Ohnmacht der bisher autonom Handelnden gegenüber der Infertilität und der damit zusammenhängenden Unterbrechung der genealogischen Linie, der Selbstwertbeschädigung und des ggf. Prestige- und Machtverlustes wegen der Kinderlosigkeit, in der Stigmatisierung der „Rabenmutter“, in den Bedürfnissen der familiären Zugehörigkeit und Suche nach Identität des Angenommenen, in der Angst der Annehmenden vor der „Konkurrenz der Leiblichkeit“ und vor dem „Ruf des Blutes“, in der Unsicherheit bezüglich der genetischen Ausstattung und dem Optimismus der sozialen Einflussmöglichkeit im lebenslangen Lernen.

Andere Polarisierungen und Veränderungen der Werte und Haltungen vollzogen sich in der Entwicklung der Gesellschaften. Die anfängliche gesellschaftliche Akzeptanz der Adoption als legitimes und anerkanntes Rechtsinstitut zum Fortbestand eines Familiennamens, zur Beständigkeit und Vermehrung eines materiellen Erbes und aus machtpolitischen Interessen im römischen Recht verlor durch den Einfluss der christlichen Religion an Bedeutung und die Leiblichkeit der Kinder aus ehelicher Geburt wurde zum Maßstab und zur legitimierten Statusvorgabe. Alles was davon abwich, war „nicht normal“, wurde kritisch und abwertend beurteilt. Das betraf vor allem über Jahrhunderte die Mütter, die sich in nichteheliche Verhältnisse einließen und auch deren nichtehelichen Kinder. Die Adoption blieb als Vertrag und Rechtsinstitut und mit ausschließlicher Interessenausrichtung auf die Annehmenden, meist kinderlosen Paare und mit zäher Werteerhaltung der guten, altruistischen Annehmenden und der auszulöschenden, schlechten und unmoralischen Geburt. So hatten auch die dazugehörigen Tabus und die Stigmatisierung der „Rabenmutter“ Konjunktur. Für den Adoptierten ergab sich zwangsläufig die Ambivalenz, Bestandteile von zwei Familien in sich vereinen zu müssen. Auch die gesellschaftspolitische Funktionalisierung der Adoption blieb nicht aus und zeigte sich in totalitären Systemen in den Formen der Zwangsadoptionen, in dem Ziel der Bewahrung der „Rassenreinheit“ im „dritten Reich“ oder der Zielstellung „der Erziehung zu sozialistischen Persönlichkeiten“ in der ehemaligen DDR.

Dieses künstliche Konstrukt der sozialen Familie erfüllte sich zur Zufriedenheit und mit Befriedigung der Annehmenden und des angenommenen Kindes oder scheiterte unter Schmerzen, mit Flucht, Ausgestoßen werden, Verwünschungen, Schuldzuweisungen und auffälligem Verhalten oder psychosomatischen Krankheitsformen der

Adoptierten oder der Annehmenden. Die leiblichen Eltern wurden ausgeblendet. Über das Gelingen und vor allem das Misslingen der sozialen Elternschaft kommunizierten die Mitglieder der Familien und der Gesellschaft und die Verläufe und Ergebnisse prägten die Erzählungen und Geschichten der jeweiligen Generation und auch die der Nachfolgegenerationen. In den Volksmärchen treffen wir die Kinderlosigkeit als Thema¹ an. Auch im klassischen Roman findet man das Thema Adoption².

Sind die genetischen Programme mit den Erbanlagen ein für alle Male umfassend und unumstößlich für die weitere Entwicklung des Adoptivkindes ausschlaggebend? Gibt es den „Ruf des Blutes“, der Adoptivkinder so werden lässt wie die leiblichen Eltern (kriminell, gewalttätig, suchtabhängig oder der Prostitution nachgehend)? Sollen sich die Adoptierten in ewiger Dankbarkeit völlig anpassen und ihre Bedürfnisse nach Kenntnis des genealogischen Ursprungs dauernd neu verdrängen? Oder ist auch der „Ruf des Blutes“ die Motivation, warum der Adoptierte scheinbar so zwingend Details von seiner Ursprungsfamilie wissen oder gar seine leiblichen Eltern sehen möchte? Oder ist es etwas anderes? Tritt bei den Begegnungen zwischen Adoptierten und leiblicher Mutter automatisch und als natürliche Gesetzmäßigkeit die Blutsverwandtschaft hervor und ist viel bedeutsamer und stärker als die gewachsenen sozialen und emotionalen Bindungen? In den Erzählungen „Ich kenne da die Familie, bei der ...“ und „Wisst ihr denn eigentlich, was (für eine „Brut“) ihr euch da ins Haus holt?“ oder „Unsere Tante väterlicherseits konnte auch keine Kinder bekommen. Aus Franz ist ein erfolgreicher Mann geworden, der seinen Eltern dankbar war und nichts von seinen leiblichen Eltern wissen wollte.“ Diese und ähnliche Fragen und Geschichten beschäftigten die Menschen und Familiensysteme der vergangenen und interessieren auch gegenwärtige Generationen. Die Erfahrungen und die Alltagspsychologie werden weitergegeben und interessant und erzählenswert ausgeschmückt. Die Struktur der Haltungs- und Verhaltenspotentiale der Annehmenden staffelt sich, schwankt und verknüpft sich jeweils der eigenen Brauchbarkeit zwischen Euphorie, einer Machbarkeits-Einstellung, in vorschnelle biologische Zuschreibung bei der Nichtbewältigung von Problemlagen als „Eigenentschuldung“ und auch im Durchstehen und Aushalten von Krisen, im Vertrauen auf die Kraft der neuen emotionalen Bindungen und Beziehungen und in der Bestätigung der lebenslangen Liebe und der Bereitschaft der Annahme externer Hilfe statt Scham, Tabuwahrung, Verkrampfung der Ressourcen wegen dem Gerede der sozialen Umwelt.

Zu den Adoptionsthemen der Traumatisierung durch den Mutterverlust, des Bindungserlebens und der Bindungsverletzung in den unterschiedlichen Entwicklungsaltersstufen und nach Fremdplatzierung, des unbewussten Schutzes der kindlichen Seele nach traumatischen Vorerfahrungen von Elternfiguren, den Fantasien von nichtadoptierten und adoptierten Kindern im Vorschul- und frühen Schulalter, über die anhaltende Ambivalenz Adoptierter, Kind zweier Familien zu sein, zu dem un-

1 Bettelheim (1978, S. 69) benennt beispielsweise das Märchen der Brüder Grimm „Hans mein Igel“, in dem ein reicher Bauer verspottet wird, weil er mit seiner Frau keine Kinder hat. In dem Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm „Daumesdick“ beklagen ein armer Bauer und seine Frau die Kinderlosigkeit und wünschen sich sehnlichst ein Kind – und wenn es auch ganz klein wäre. Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 12ff.) vergleichen ihre Fallbeschreibung eines Adoptionsverlaufes „Anja, das Marienkind“ mit dem Märchen „Marienkind“ der Brüder Grimm.

2 Dettmering (2004) analysiert Charles Dickens' „Great Expectations“ als Adoptionsroman

erschöpflichen und vielschichtigen Identitätsthemen und zum wechselseitigen Hervorbringen und Ermöglichen von Individuum und Gesellschaft u. a. m. gibt es vielfältige Diskurse, theoretische Konzepte und wissenschaftliche Studien aus verschiedenen psychologischen und soziologischen Blickwinkeln. Weiterhin bereichern Fallstudien aus der klinisch-psychiatrischen Praxis den Wissensstand. Wissenschaftliche Längsschnittstudien zu dem abweichenden Verhalten, kognitiven und sozialen Entwicklungsverläufen von Adoptierten im Verhältnis zu Nichtadoptierten weisen valide Erkenntnisse auf.

Das „Abweichen“ der sozialen von der natürlichen Elternschaft scheint in der Gesellschaft seine „Darüber-redet-man-nicht-Wirkung“ zu erhalten oder eine publikumswirksame, Einschaltquoten steigende und teilweise grenzüberschreitende Form der Veröffentlichung anzunehmen (z. B. Erstbegegnung von Adoptierten und leiblichen Eltern in Talkshows). Daneben gibt es die von Oelsner/Lehmkuhl (2005) unterschiedene Adoptionsliteratur in „Ratgeber und Erfahrungsberichte“ und „allgemeine Literatur“. Bei Ebertz (1987) finde ich die Aussage, dass die Forschung und das psychologische Interesse mit Bezug auf die psychoanalytische Tradition in den Vereinigten Staaten von Amerika ausgeprägter sind als in Deutschland. Auch Textor (1988) verweist darauf, dass es nur wenige Publikationen zum Thema Adoptiveltern aus dem deutschsprachigen Raum und auch nur wenige repräsentative und wissenschaftlichen Kriterien standhaltende Untersuchungen über Adoptivfamilien gibt. In der „Fachwelt“ finden die empirischen Studien im Deutschland von Napp-Peters (1978), Ebertz (1987) und von Hoffmann-Riem (1989) große Beachtung und Bedeutung.

Mit Bezug auf meine berufliche Vita kenne ich die Inhalte des ehemaligen Fachhochschulstudienganges des Heimerziehers und das praktische Berufsfeld Heimerziehung, den damaligen postgradualen Studiengang des Jugendfürsorgers und die Struktur der Jugendhilfe und Heimerziehung in der ehemaligen DDR der 1980er Jahre und war ehrenamtlich im Vormundschaftsrat im Referat Jugendhilfe (im Gegenwartsbezug mit einem extern besetzten Entscheidungsteam im Jugendamt vergleichbar) tätig. Seit 1989 arbeite ich im Jugendamt und seit 1991 im Pflegekinderdienst und der Adoptionsvermittlung und absolvierte berufsbegleitende Studiengänge Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Supervision. Aus den verschiedenen beruflichen Rollen, Erfahrungen und vor allem aus dem Erleben von Biographien jugendlicher und erwachsener Adoptierter sehe ich die Notwendigkeit, Adoptionsverläufe empirisch zu untersuchen und mit diesen Erkenntnissen das „Feld Adoption“ zu bereichern. Zum besseren und erkennenden Verständnis für missglückte und glückliche Adoptionsverläufe lohnt sich die Betrachtung der Ausgangspunkte der Beteiligten (leibliche Eltern, Adoptiveltern, Adoptivkind) und der Rückblick auf den Verlauf. Es gibt soziale und gesellschaftliche Realitäten, tradierte kulturelle Werte, Haltungen und den Wandel von Gesellschaft, Institutionen und Werten. Daneben „leben“ die Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen und die lebenslang begleitenden Emotionen. Auch Befürchtungen und Ängste bleiben oft unausgesprochen, Übertragungen und Projektionen wirken unbewusst, Familien-Tabus werden geboren und gepflegt und statt Kommunikation und Bewältigung neigen Akteure zum Hinausschieben oder Ausweichen der Lebens- und Kontextthemen Adoption.

Grundlagentheoretisch hängen nach Fischer (2002) professionelles Wissen und deren Praxen der Strukturierungsmacht der Lebenswelt und der gesellschaftlichen

Prozesse nach. Die lebendige Komplexität und Strukturierungsleistungen der Lebens- und Alltagswelt scheinen gegenüber dem professionellem Wissen und der Theorie immer vorauszuweichen. Es geht einmal mehr um die Verständigungsmöglichkeiten zwischen den verschiedenen Seiten der Theorie, der Profession und der Lebens- und Alltagswelt. Als beispielhafte Metapher verwendet Fischer (2002, S. 64) den „Tanz zwischen Profi und Klienten“ bei dem beide Seiten wechselseitig führen. Der Klient kann danach etwas besser alleine klarkommen, der Profi hat etwas dazugelernt. Die Musik dazu spielt in erwartbaren und unerwarteten Rhythmen und Disharmonien das „Großorchester der gesellschaftlichen Moderne“. Diese Metapher bezieht Fischer (2002) auf die fallrekonstruktive Analyse mit Interventionsverfahren in der Sozialen Arbeit. Nach meinem Empfinden ist diese Metapher auch auf die Empirie und die Forschungsmethode der strukturalen biographischen Fallrekonstruktion (Fischer-Rosenthal 1996; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, 2000) anwendbar. Der professionelle Interviewer und Wissenschaftler begibt sich mit dem Biographen im Interview in die Ausgangstellung, intendiert mit der offenen Eingangsfrage und fordert zur „Narrations-Bewegung“ auf. Den „Tanz-Stil“, die Schrittart und die Bewegungen selbst entscheidet der Biograph, der durch die „Hm- und Ja-Anregungen“ des Interviewers im (Erzähl-) Fluss gehalten und im Nachfrageteil zu einer zweiten „Runde“ aufgefordert und erneut in (Narrations-) Bewegung gebracht wird. Dabei präsentiert der Biograph sich selbst, betont, überspringt bestimmte Schritte (und Lebensereignisse), zeigt melancholische und euphorische Szenen oder lässt Schrittfolgen abrupt aus. Die Hintergrundmusik spielt ebenfalls das Großorchester der Postmoderne mit aktuellen und vergangenen Melodien und Takteinschüben tradierter Werte und Haltungen.

In der nachfolgenden Arbeit stelle ich zuerst die Adoption als Rechtsinstitut aus der historischen Entwicklung bis in die Gegenwart in Deutschland dar. Danach betrachte ich die Akteure des Adoptionsdreiecks, die abgebenden Eltern, die Adoptiveltern und den Adoptierten aus der jeweiligen Ausgangsposition und Rolle im Verlauf und im Zusammenspiel der Adoptionsprozesse, der oft ausbleibenden und doch notwendigen Kommunikation und der sich aus den Adoptionskontexten heraus zusätzlichen Entwicklungsaufgaben der Adoptierten und der Adoptiveltern. Dabei wird u. a. der Frage nachgegangen, ob es - wie aus einigen Fallbeispielen der psychiatrischen Praxis heraus dargestellt - bei Adoptierten ein generelles, gleichsam naturgesetzliches Adoptionstrauma und eine daraus resultierende Identitätsstörung per se gibt. Oder anders gesagt, es werden die vorhandenen Erklärungsansätze aus der Pluralität der wissenschaftlichen Erkenntnisse und der bisherigen Adoptionsempirie für bestimmte adoptionsrelevante Problemstellungen und Verhaltensbesonderheiten herangezogen und somit eine akteurbezogene, optimistische Position erarbeitet. Dabei beziehe ich die seit zehn Jahren bestehenden und noch sehr aktuellen institutionalisierten Formen der Babyklappe, der anonymen Geburt und die erkennbaren Vorteile der Formen der offenen Adoption mit den Grenzen und Möglichkeiten in den Diskurs ein. In der Adoptionspraxis zeigt sich in den letzten zwei Jahrzehnten, dass sich mit der fachlich fundierten Vorbereitung der Adoptiveltern und mit den Formen der offenen Adoption die frühe Offenbarung gegen die späte Offenbarung mit den Gefahren der Fremdoffenbarung und des Vertrauensverlustes als erfolgreicher erwiesen hat. Auch diese Tendenz findet mit entsprechenden Begründungen aus Theorie und Empirie seinen gebührenden Stellenwert.

Im Nachkriegsdeutschland entstanden in den verschiedenen Besatzungszonen mit den dahinter stehenden Siegermächten und Ideologien zwei deutsche „Teilstaaten“. Meine Empirie befasst sich mit der biographischen Fallrekonstruktion von Adoptionsbiographin in der ehemaligen DDR. Somit ist es zwingend notwendig, die DDR-Jugendhilfe und Heimerziehung im Kapitel drei aus rechts- und gesellschaftshistorischem Blickwinkel, aus dem politisch-ideologischen Gegebenheiten und den damit zusammenhängenden Strukturen und Institutionen darzustellen und Fakten zur Verständigung vorzuschalten. Die Adoptionsvermittlung der DDR war ein (Rand-) Bestandteil der Jugendhilfe- und Heimerziehungssystematik. Welchen Einfluss hatten diese gesellschaftlichen und strukturellen Rahmenbedingungen auf die Tätigkeitsfelder, auf die Qualifikation der Hauptamtlichen, auf die Haltungen und Werte der Akteure und letztlich auf die Vorbereitung der Adoptiveltern und die Adoptionsverläufe? Gibt es da neben der offensichtlich politischen Ausrichtung inhaltliche Unterschiede zur Adoptionsvermittlung in Westdeutschland und Westeuropa und wenn ja, welche Wirkung hatte dies?

Was sind für Adoptiveltern und Adoptierte gleichsam wichtige Themen zum Gelingen der sozialen Elternschaft? Selbstverständlich die Themen des Entstehens von menschlichen Bindungen und Beziehungen, der Zugehörigkeit und der Identität. Die Bindungstheorie ist nach meiner Auffassung eine sehr „optimistische“ Theorie und kann für Adoptiveltern Sicherheit vor der tradierten Konkurrenz der Leiblichkeit und ein Halte- und Orientierungspunkt für die Bewältigung von künftigen Entwicklungsaufgaben bieten. Insofern gehe ich im Kapitel vier auf die verschiedenen Aspekte der Bindungstheorie im Adoptionskontext ein. Der Identitätsbegriff wird wissenschaftlich sehr vielfältig und im Alltagssprachgebrauch teilweise inflationär benutzt. Diese Pluralität kann sehr verwirren aber bei der Betrachtung der Einzelaspekte durchaus hilfreich sein. Die Auseinandersetzung mit der fokussierten Form des Biographiekonzeptes (Fischer-Rosenthal 1999) ist für das Subjekt und den qualitativ empirisch Forschenden entlastend. Somit bekommen diese Facetten des Identitätskonzeptes und das Biographiekonzept sowie die Identitätsgedanken im Kontext von Adoption ihren notwendigen Stellenwert und Raum im Kapitel fünf dieser Arbeit.

Zum „erkennenden Verstehen“ der Adoptionen helfen der Blick auf die Ausgangspunkte der Beteiligten und der Rückblick auf die biographischen Verläufe. Der Blick auf die Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen, die erlebten Emotionen, die bereits vorhandenen oder im Entwicklungsverlauf entstandenen Befürchtungen und Ängste und auf die gelungenen oder missglückten Bewältigungsstrategien. Und alles steht im Zusammenhang mit dem umgebenden Rahmen Gesellschaft, historisch tradierter und aktueller Werte und Haltungen und dem Wandel der Werte und der Institutionen. Da nichts dem Stillstand unterliegt, ist die empirische Adoptionsforschung ein notwendiges Bindeglied. Durch die Betrachtung der Lebensläufe und der Erlebensbereiche im historischen und gesellschaftlichen Rahmen und Wandel kann die empirische Forschung eine Lücke schließen. Und zwar die Lücke der in der Literatur häufig anzutreffenden Polarisierung einer Pathologisierung der Adoption einerseits und der unkritischen Euphorisierung andererseits. Die Forschungsmethode der biographischen Fallrekonstruktion (Fischer-Rosenthal 1996; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Rosenthal/Fischer-Rosenthal 2000) mit dem Bestandteil des narrativen Interviews erläutere ich im Kapitel 6 als vorangestellte methodologi-

sche Erläuterung zum empirischen Teil. Die Empirie im Abschnitt sieben beinhaltet die strukturelle biographische Fallanalyse von sechs Adoptionsbiographien der Geburtsjahre zwischen 1962 und 1988 aus der ehemaligen DDR. Die abschließende Auswertung bezieht sich auf bekannte Erkenntnisse aus der Adoptionsforschung und auf die Forschungsfragen: Was lässt eine Adoption gelingen und was führt zum Scheitern? Welche Bedeutung haben die gesellschaftlichen und institutionalisierten Rahmenbedingungen? Welche Entwicklungsaufgaben ergeben sich für die Adoptiveltern und die Adoptierten in den Entwicklungsaltersstufen? Welche Rolle spielen die leiblichen Eltern für den Adoptierten und für den Verlauf der Adoption? Welche Erkenntnisse sind für die moderne Adoptionspraxis und Vorbereitung der Adoptiveltern daraus ableitbar? Sind die Erkenntnisse aus den Biographien Adoptierter aus der ehemaligen DDR ausschließlich typisch für dieses System oder welche allgemeingültigen Erkenntnisse sind ableitbar? Mit Hilfe dieser individuellen Biographien kann der erkenntnistheoretische Diskurs überprüft, erweitert und mit Blick auf die Vermittlungspraxis methodisch ergänzt werden.

Letztendlich soll diese Arbeit nicht dem Selbstzweck dienen, dass qualitative Adoptionsforschung auch im Deutschland der Gegenwart betrieben wird. Die Ergebnisse richten sich auch an die interessierten Fachleute der Lehre, an die Fachkräfte aus der Adoptionsvermittlungspraxis und vor allem an die interessierten Akteure des Adoptionsdreiecks. Die Interessen der adoptierten Kinder müssen bei der aktuellen Adoption „zum Wohl des Kindes“ im Vordergrund stehen. Dabei dürfen die Adoptiveltern und auch die abgebenden Mütter oder Eltern nicht vergessen werden. Eine Adoption gelingt wesentlich besser, wenn die Akteure von den Bedürfnissen, Rollen, Erwartungen und Befürchtungen der jeweils anderen bereits im Vorfeld wissen, diese sowohl respektieren, kommunizieren und sich in den jeweiligen Lebenssituationen ins Bewusstsein rufen, sich selbst und den anderen würdigen und wertschätzen. Diese Arbeit kann dazu beitragen, dass in der Postmoderne das Rechtsinstitut Adoption im bewussten Gestalten und Leben von offenen Formen der Adoption erneut im Status einer legitimen, sozialen Familienplanung „zu-gewinnt“.

2. Die Akteure im Adoptionsverfahren

Alles hat seine Wurzeln, seine Anfänge. Auch die Adoption als Form der Familien-erweiterung mit seiner Statusbegründung. Die Zielstellung und Funktion der Adop-tion haben sich aber im Verlaufe der Jahrhunderte im jeweiligen gesellschaftlichen Rahmen verändert. Ein Blick auf die historische Entwicklung der Adoption lohnt sich in sofern, weil auch die Entwicklung der Adoption in Deutschland auf diese rechtshistorische Prägung des Römischen Rechtes aufbaut, mit dem BGB von 1900 gesetzt und mit dem späteren Adoptionsvermittlungsgesetz reformiert und weiter-entwickelt wurde. Die rechtshistorische Entwicklung der Adoption zeigt, wie stark die Adoption mit den sich verändernden gesellschaftlichen und sozialen Normen, Erwartungen und Werten verbunden ist. Oder auch anders betrachtet, trotz der Fort-schritte und der Veränderungen bleiben tradierte Werte oder Rudimente dieser Wer-te auch über Generationen erhalten und wirken noch in der Gegenwart. Ausgehend von der historischen Entwicklung der Adoption im Römischen Recht wird die Wei-terentwicklung der Adoptionsvermittlung in der Bundesrepublik Deutschland bis in die Gegenwart dargestellt. Die Jugendhilfe, Heimerziehung und Adoption in der ehemaligen DDR findet ihren Stellenwert und gesonderte Darstellung im Kapitel drei dieser Arbeit.

Auch wenn sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Ziele der Adoption verändert haben, bleiben die Akteure in den originären Rollen erhalten. Es gibt na-türliche Eltern, die sich vom Kind trennen und es nehmen meist kinderlose Paare oder soziale Eltern diese Kinder (oder Erwachsene) in ihre Familie auf. Zur Vorbe-ereitung und Umsetzung der Adoption fungieren die Akteure der gesellschaftlichen Institutionen.

2.1 Historische Entwicklung der Adoption und die Wirkung bis in die Gegenwart

In allen menschlichen Kulturen scheinen der Wunsch nach Kindern und der Wunsch nach Weitergabe von materiellen und ideellen Werten von elementarer Be-deutung zu sein. Auch die Probleme der Unfruchtbarkeit und soziale Notlagen von Kindern gab es (in unterschiedlicher Ausprägung) in allen menschlichen Gesell-schaften. Somit hat Adoption in den menschlichen Kulturen auch eine lange Tradi-tion. Aus diesem Blickwinkel ist erkennbar, dass Adoption einerseits universal ist und andererseits auch eine Funktion für bestimmte Akteure und als soziale Instituti-on hatte. Mit den sich verändernden Gesellschaftsformen änderten sich auch die Interessen, Werthaltungen und Bedürfnisse der Akteure. Und so wurde auch der jeweilige rechtliche Rahmen zur Adoption ausgestattet und veränderte sich mit den neuen Gesellschaften, Zielen und Funktionen der Adoption. Was aber über Jahr-hunderte bleibt, sind bei einzelnen Menschen und Menschengruppen tief verwurzel-te Werthaltungen zur Leiblichkeit und Nichtleiblichkeit von Kindern und die damit verbundene Bewertung und Zuschreibung für die Beteiligten der Adoption.

In alten Aufzeichnungen, Legenden und Mythen finden sich Hinweise zur Adoption und prominente Adoptierte (z. B. Ödipus, Moses). Rechtshistorisch ist die Adoption als Rechtsinstitut durch die Geburtsgeschichte des Akkaders Saragon I (2350 – 2294 v. Chr.) als ältestes Datum bezeugt. Im Altertum war die Kleinfamilie das Grundelement der primitiven Gesellschaft. Verwandtschaftliche Gruppen schlossen sich zusammen, um kompliziertere Konstrukte wie Stamm und Staat zu bilden. Die Blutsverwandtschaft hatte eine äußerst hohe Bedeutung. Adoption war eine mögliche Methode, Nichtverwandte zu künstlichen Blutsverwandten zu machen. Die Adoption durch eine Gruppe bedeutete aber auch die völlige Trennung von der ursprünglichen Familie oder Gruppe und ein Versprechen, der neuen Familie völlig untertan und absolut treu zu sein. Die sich daraus ergebende neue Identität in Frage zu stellen oder nach den leiblichen Vorfahren zu suchen, wurde als undankbar, treulos und gefährlich eingeordnet. So finden sich z. B. die Ängste der Adoptierenden vor viertausend Jahren in der babylonischen Gesetzgebung. In dem Gesetzbuch von Hammurapi (1729 - 1686 v. Chr.) steht, dass Adoptierten die Zunge herausgerissen oder dass diese geblendet wurden, wenn sie öffentlich sagten, dass sie nicht das Kind der Eltern sind und nach den leiblichen Eltern suchten. Die Gesetzgebung von Salon (um 494 v. Chr.) in Griechenland enthielt gleichfalls Bestimmungen und Sanktionen für die Adoption (vgl. Soronsky et al. 1982, S. 25f., Wils 1992, S. 1f.). Im alten Griechenland und Rom war die Adoption von Kindern und Erwachsenen weit verbreitet und juristisch legitimiert. Die Kinderlosigkeit, der Erhalt der Kontinuität der Familie, des Familiennamens und des Erbes und machtpolitische Interessen waren die Motive für die Adoption. Die Adoptionszeremonie hatte komplizierte Riten, die die Durchtrennung der alten Familienbande und die Begründung und Annahme der neuen Bindungen symbolisierte. Die Adoption eines Kindes durch ein unfruchtbares Paar wurde vollkommen akzeptiert. Dagegen war die Adoption von Erwachsenen auch sehr umstritten. Vor Justinian (525 bis 565 n. Chr.) war die Adoption im Römischen Recht mit allen Folgen einer Kindschaft ausgestattet, danach kannte das römische Recht einen doppelten Adoptionsstatus. Die Adoptionsform „*adoptio minus plena*“ erzeugte nur noch ein Erbrecht des Kindes gegenüber dem Adoptivvater und kein Kindesverhältnis mehr. Der Adoptierte blieb Mitglied seiner Herkunftsfamilie. Bei der „*adoptio plena*“ handelte es sich um die Adoption Verwandter. Hier trat die völlige rechtliche Wirkung ein. Frauen konnten nach römischem Recht nicht adoptieren (vgl. Oberloskamp 1993, S. 14; Paulitz 1997, S. 15; Soronsky et al. 1982, S. 26, Wils 1992, S. 2).

In der römischen Republik war die Adoption (lateinisch *adoptio*, Annahme an Kindes Statt) ein üblicher Vorgang in der Oberschicht und bei Senatoren. Rom wurde von einer begrenzten Anzahl von Familien regiert. Zu den Pflichten eines jeden Senators gehörte es auch, Söhne zu haben, die den Besitz, den Familiennamen und die politische Tradition fortführen sollten. Das römische Recht räumte dem Familienoberhaupt³ die Befugnis ein, seine Kinder, auch Frauen und Freigelassene zur Adoption freizugeben und selbst zu adoptieren. Eine große Familie war jedoch auch ein teurer Luxus (Töchter mit Mitgift ausstatten, Söhne mit politischen Ämtern zu versorgen). Mit der jeweiligen Höhe des politischen Status der Familie ergab sich auch die Höhe der Kosten. Römische Familien begrenzten daher auch ihre Zahl der

3 *pater familias* (lat. wörtlich: Vater der Familie) war der älteste oder ranghöchste Mann im römischen Haushalt, der „Herr im Haus“ bzw. das Familienoberhaupt

Kinder. Für die Durchsetzung der ökonomischen Interessen des Familienoberhauptes erwiesen sich unter Umständen Adoptivkinder geeigneter als leibliche Kinder, die doch eher eigene wirtschaftliche Ziele und Interessen verfolgten. Weiterhin vermieden die Adoptionswilligen mit der Adoption eines gesunden, älteren oder erwachsenen Adoptierten das Risiko eines eigenen, behinderten oder kranken Kindes. Wenn der männliche Nachkomme einer Familie sich mit Gesundheit und Talent auszeichnete, wurde die Adoption zwischen Familien gleichen Status, zwischen Blutsverwandten oder zwischen politischen Verbündeten vereinbart. Zwischen den Parteien floss auch Geld. Adoption war mit Blick auf die Absicherung der eigenen Familie durch den Angehörigen einer fremden Familie einerseits legal und vorteilhaft. Andererseits auch mit Risiken behaftet, da nun der „Fremde“ die Zukunft der Familie sichern musste. Die Ziele und Interessen des Annehmenden standen grundsätzlich im Vordergrund. Die Adoption wurde von den Prätores⁴ vollzogen. Der Adoptivvater machte danach vor dem Gericht seine Vaterschaft geltend und der Adoptierte wurde mit dieser Form der Adoption der väterlichen Gewalt (*patria potestas*) des Annehmenden unterstellt.

Die andere Form der Annahme an Kindes Statt war die *adrogatio*, bei der anfangs ausschließlich erwachsene, frei geborene Männer und später in der römischen Kaiserzeit auch Frauen und Freigelassene adoptiert wurden. Für diese Adoption war die Volksvertretung zuständig und es trat nicht die Rechtsfolge der väterlichen Gewalt in Kraft. Der Adoptierte nahm den Namen des Adoptivvaters an und es wurde ihm ein Beinamen (*Cognomen*⁵) zugefügt. Der Adoptierte erwarb den Status des Adoptivvaters. Adoptionen hatten einen anerkannten Status, wurden nicht verschwiegen und es wurde auch nicht erwartet, dass der Adoptierte die Verbindung zu seiner bisherigen Familie abbrach. Wie ein Ehevertrag war die Adoption der legitimierte Weg, familiäre und politische Allianzen zu stärken. So gab es während der Kaiserzeit mehrere Adoptivkaiser⁶. Durch Adoption wurde die Machterhaltung und Thronfolge ohne Gewaltanwendung gesichert. (vgl. Paulitz 1997, S. 15; wikipedia 2009). Mit der Durchsetzung der christlichen Religion und dem Postulat der unauflösbaren Familienbindungen verloren im Mittelalter Adoptionen an Bedeutung. Mit der Neuzeit⁷ und mit dem Beginn der Auflösungen der Strukturen von Großfamilien nahm

4 Prätores waren die Stellvertreter der Konsuln und für die Interpretation der Gesetze und der Rechtspflege verantwortlich (vgl. wikipedia, Stand 02.07.09) andere Quelle als wikipedia

5 *Cognomen* (lat. Beiname, Plural *Cognomina*) war der dritte Namensbestandteil der regulären römischen Namensgebung. *Cognomina* waren ursprünglich Bei- und Spottnamen, wurden später innerhalb einer Familie durch den ältesten Sohn erblich. *Cognomina* dienten der Unterscheidung bei gleichen Namen und können als Vorläufer der modernen Nachnamen gelten, die sich in Europa erst seit dem 13. Jahrhundert entwickelt haben (vgl. wikipedia 2009, Stand 02.07.09)

6 Adoptivkaiser waren u. a. Kaiser Augustus (geb. am 23. September 63 v. Chr., gest. am 19. August 14 n. Chr.) gilt als der erste römische Kaiser, war von 31 n. Chr. bis zu seinem Tode Alleinherrscher des Römischen Reiches. Kaiser Nero (geb. am 15. Dez. 37, gest. am 9. o. 11. Juni 68) war von 54 bis 68 Kaiser des Römischen Reiches. Kaiser Nerva (geb. am 8. Nov. 30, gest. am 27. Jan. 98) war von 96 bis 98 römischer Kaiser. Kaiser Trajan (geb. am 18. Aug. 53, gest. am 8. Aug. 117) war von 98 bis zu seinem Tod römischer Kaiser. Kaiser Hadrian (geb. am 24. Jan. 76, gest. am 10. Juli 138) war von 117 bis 138 römischer Kaiser. Kaiser Antonius Pius (geb. am 19. Sept. 89, gest. am 7. März 161) war von 138 bis 161 römischer Kaiser. Kaiser Mark Aurel (geb. am 26. April 121, gest. am 17. März 180) war von 161 bis zum Tod römischer Kaiser. Kaiser Lucius Aurelius Verus (geb. am 15. Dez. 130, gest. 169) war gemeinsam mit Mark Aurel von 161 bis zu seinem Tod römischer Kaiser (vgl. wikipedia 2009, Stand 02.07.09).

7 Die Neuzeit folgt dem Mittelalter. Als Zäsuren für die zeitliche Verortung der Neuzeit werden die osmanische Eroberung Konstantinopels (1453), die Entdeckung Amerikas (1492), für Deutschland Luthers Reformation von 1517 oder die Renaissance, der Humanismus und die Entwicklung des Buchdrucks (Mitte 15.

auch die Anzahl der unversorgten Kinder zu. So entstanden in einzelnen Städten⁸ Adoptionsregelungen, die die Schutzbedürftigkeit des Kindes berücksichtigten. Auch ethische und Kriterien der Sozialfürsorge gewannen an Bedeutung. Selbst Alleinstehenden Frauen wurde die Adoption gestattet. Seit dem Ende des Mittelalters wurde das mit kanonischen und germanischen Elementen vermischte Recht mit dem römischen Recht in Deutschland rezipiert. Die Adoption fand Eingang in alle großen europäischen Gesetzeswerke. So wurde z. B. im Preußischen Allgemeinen Landrecht⁹ von 1794 Adoption als vertraglich zu begründetes und wieder aufhebbares Institut neben der Pflegekindschaft und der Einkindschaft (Stiefkindschaft) als Rechtsinstitut geschaffen. Im Vordergrund standen jedoch nach wie vor die Interessen kinderloser Ehepaare (vgl. Oberloskamp 1993, S. 14; Paulitz 1997, S. 15f.).

Am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts wurde das Adoptionsrecht im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) aufgenommen. Neben dem Interessenprinzip der Annehmenden findet sich in diesem Gesetz auch ein Schutzprinzip des adoptierten Kindes. Das 1896 neu geschaffene und am 1. Januar 1900 in Kraft getretene BGB orientierte sich an der Tradition des Römischen Rechts. Die Annahme älterer oder erwachsener Kinder stand zu dieser Zeit noch vor der Adoption von Säuglingen und Kleinkindern. Die Kinderlosigkeit des Ehepaares war Voraussetzung und das Alterserfordernis der Annehmenden betrug 50 Jahre. Durch einen Vertrag zwischen den Annehmenden und den Anzunehmenden bzw. mit dessen gesetzlichem Vertreter wurde die Adoption legitimiert. Das Verwandtschaftsverhältnis zur Herkunftsfamilie erlosch somit nicht vollständig und der Adoptierte wurde auch nur teilweise in die Adoptivfamilie eingegliedert. Das BGB von 1900 regelt die Annahme an Kindes Statt als ein familienrechtliches Verhältnis, das durch einen Vertragsakt der Beteiligten unter bloßer Rechtskontrolle des Staates und mit beschränkten Wirkungen geschaffen und auf dieser Weise auch wieder aufgehoben werden konnte. Noch bis in die 20er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts unterstellte man nichtehelichen Kindern unsittliche Veranlagungen, so dass diese Kinder üblicherweise nicht vermittelt wurden. Die Adoptiveltern hatten den gesellschaftlichen Status als Wohltäter-Eltern. Und zu diesen sollten auch nur „gute Kinder“ kommen. (vgl. Oberloskamp 1993, S. 14; Paulitz 1997, S. 15f.).

Erste Reformbestrebungen und erste Ansätze einer fachlichen Adoptionsvermittlung entwickelten sich. So richtete z. B. die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge in Berlin 1911 eine Adoptionsabteilung ein und der Verein für Säuglingsfürsorge und Wohlfahrtspflege in Düsseldorf installierte 1913 eine Adoptionsvermittlungsstelle. In den 1920er Jahren wurde die Entscheidung des Reichsgerichts (vergleichbar mit dem heutigen Bundesgerichtshof) die Inkognitoadoption eingeführt. Uneheliche Geburten waren damals als unehrenhaft stigmatisiert und die Zuschreibungen der Erbtheorien und der Unsittlichkeit belastete die Mütter und die unehelichen Kinder. Durch die Einführung des Inkognitos sollten alle an der Adoption Beteiligten geschützt werden. Die leibliche Mutter konnte ihr Kind gebären und sich vom Kind legitimiert trennen. Das nichteheliche und dann adoptierte Kind sollte ohne den un-

Jahrhunderts) mit beweglichen Schriftzeichen in Europa benannt. In der heutigen Geschichtswissenschaft rundet man den Beginn der Neuzeit auf das Jahr 1500 (vgl. wikipedia 2009, Stand 02.07.09).

8 z. B. im Freiburger Stadtrecht von 1520 (vgl. Paulitz 1997, S. 15)

9 Preußische Allgemeine Landrecht (Teil II, 2. Titel, 10- 12. Abschnitt PrALR) (vgl. Oberloskamp 1993, S. 14)

ehrenhaften Ruf der Mutter aufwachsen können. Die Adoptiveltern schützte man durch das Inkognito vor den Gerüchten und Diskreditierungen von Nachbarn und anderen Dritten. Im Reichsjugendwohlfahrtsgesetz (RJWG von 1924) und im Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG von 1969) kommt das Wort Adoptionsvermittlung nicht vor. Erst in dem Gesetz der Vermittlung der Annahme an Kindes Statt vom 19.04.1939¹⁰ gab es erstmals eine verbindliche Regelung für die Tätigkeit der Adoptionsvermittlung. (vgl. Oberloskamp 1993, S. 14; Oberloskamp 2000, S. 1634; Paulitz 1997, S. 16.).

Nach dem zweiten Weltkrieg wurden viele deutsche Kriegswaisen durch amerikanische und skandinavische Adoptiveltern adoptiert. Die erheblichen gesellschaftlichen Vorbehalte gegenüber Müttern und Kinder aus nichtehelichen Beziehungen zeigten sich auch in der Nachkriegszeit in Deutschland. Wenn der Vater des Kindes eine dunkle Hautfarbe hatte und dessen Familie nicht am Kind interessiert war, ließen sich kaum amerikanische oder deutsche Adoptivfamilien finden. Diese Kinder wurden vorzugsweise nach Skandinavien zur Adoption vermittelt. Die Landesjugendämter brachten 1948 erste Richtlinien heraus. Die deutsche Jugendhilfe lernte in den 1950er und 1960er Jahren von der amerikanischen Adoptionsvermittlungstätigkeit die Grundzüge der Vermittlung (so z. B. die Anfertigung einer home-study für das Kind vor der Vermittlung). Das Vermittlungsgesetz von 1951¹¹ enthielt noch keine Aussagen zur Tätigkeit der Adoptionsvermittlung. Die Praxis bemühte sich jedoch schon sehr früh, die Arbeit in den Vermittlungsstellen fachlich zu strukturieren, zu systematisieren und vor allem Erkenntnisse aus den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen einzubeziehen. Die Richtlinien der Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (nachfolgend BAG LJÄ) von 1962 und 1963 beschäftigen sich umfassend mit der Vorbereitung der Adoptionsvermittlung und prägten die Vermittlungstätigkeit der Praxis. Die BAG LJÄ ist ein Zusammenschluss der Landesjugendämter in Deutschland. Die BAG LJÄ hat sich 1983 erstmals auf fachliche Empfehlungen für den Bereich der Adoptionsvermittlung verständigt und veröffentlichte seither „Empfehlungen der Adoptionsvermittlung“¹² entsprechend der fortentwickelten Rechtslage, der geänderten gesellschaftlichen Bedingungen und der neuesten Erkenntnisse aus Psychologie und Pädagogik. Diese Empfehlungen gelten als umfassende Niederlegung der fachlichen und rechtlichen Standards und werden auch von Vormundschafts- und Verwaltungsgerichten verwendet. (vgl. Fendrich 2005, S. 283; Oberloskamp 2000, S. 1635, ebenda S. 1657f.; Paulitz 1997, S. 16; Reinhardt 2006, S. 487).

10 Gesetz über die Vermittlung der Annahme an Kindes Statt vom 19.04.1939 (RGBl. I S. 793) sowie die Verordnungen vom 02.01.1940 (RGBl. I S. 26) und vom 07.03.1941 (RGBl. I S. 125). Dieses Vermittlungsgesetz schaltete die freien Träger völlig aus und ließ die NS-Wohlfahrt an ihre Stelle treten. Diese Regelungen fanden nach 1945 nur noch in soweit Anwendung, wenn der Inhalt nicht typisch nationalsozialistisch war (vgl. Oberloskamp 2000, S. 1634, S. 1641).

11 Die rechtliche Entwicklung der Adoptionsvermittlung nach dem zweiten Weltkrieg wurde bis zum Adoptionsvermittlungsgesetz vom 02.07.1976 (BGBl. I S. 1012) in nachfolgenden Gesetzen dokumentiert: Das Gesetz über die Vermittlung der Annahme an Kindes Statt vom 29.03.1951 (BGBl. I S. 214). Dieses Gesetz nahm die freien Träger wieder auf. Danach folgten die 1. DV vom 25.08.1952 (BGBl. I S. 608), das Gesetz über den Wechsel von Zuständigkeiten im Recht des Jugendschutzes und der Adoptionsvermittlung vom 12.05.1967 (BGBl. I S. 525) und die 2. DV vom 16.06.1971 (BGBl. I S. 1012) (vgl. Oberloskamp 2000, S. 1634, S. 1642).

12 Auflagen ab den 1990er Jahren: Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter, Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung: 3., neubearbeitete Auflage 1994; 4., neu bearbeitete Auflage 2003; 5., neubearbeitete Auflage 2006

Aufgrund zahlreicher Auslandsadoptionen erkannte man die Notwendigkeit der Entwicklung von generellen Standards zur Absicherung dieser internationalen Adoptionen¹³. Die Bundesrepublik Deutschland zeichnete im April 1967 das Europäische Übereinkommen über die Adoption von Kindern¹⁴ und setzte sich damit das Ziel, die in dem Abkommen enthaltenden internationalen Mindeststandards auch national zu erfüllen. Mit dem Adoptionsvermittlungsgesetz vom 02.07.1976 wurden diese Standards in nationales Recht umgesetzt und die Adoptionsvermittlung wurde grundsätzlich neu strukturiert. Adoptionsvermittlung wird in der Bundesrepublik Deutschland eine Aufgabe der Jugendhilfe¹⁵.

Das materielle Adoptionsrecht (§§ 1741 ff. BGB) wurde 1977 reformiert und macht die Adoption für den Regelfall unauflöslich. Das neue Adoptionsvermittlungsgesetz (AdVermiG) tritt am 1. Januar 1977 in Kraft und wird 2002 novelliert¹⁶. Nur zugelassene Fachstellen und die Jugendämter dürfen noch Adoptionen vermitteln. Das Wohl des Kindes rückt in den Fokus und wird zum Ziel der Adoption¹⁷. Diesem Gebot ordnen sich alle anderen Vorschriften unter. Die Altersgrenzen der Annehmenden wurden drastisch auf 25 bzw. 21 Jahre gesenkt, die Erfordernis der Kinderlosigkeit wird aufgehoben, das volle Erbrecht eingeführt und die Unauflösbarkeit der Adoption festgelegt. Die Voraussetzung, Erwartung und juristische Zielstellung der Adoption besteht seit diesem Zeitpunkt darin, dass zwischen den Annehmenden und dem Kind ein Eltern-Kind-Verhältnis entstehen wird. Das Schutzprinzip des Kindes erhält Priorität vor dem Interessenprinzip des Annehmenden. Kinderlosen Ehepaaren zu einem Kind zu verhelfen, steht nicht mehr im Vordergrund. Der Fokus richtet sich in der Adoptionsvermittlung darauf, für elternlose Kinder geeignete Ersatzel-

13 Unter Leitung der Vereinten Nationen erarbeiteten 1960 verschiedene internationale Verbände die sogenannte Richtlinie von Leysin mit detaillierten Vorgaben für das Verfahren, zur Zusammenarbeit in- und ausländischer Fachstellen zur Absicherung des Kindeswohls (Paulitz/Kletschka/Bear 2000, S. 20)

14 Europäisches Übereinkommen über die Adoption von Kindern (EurAdoptAbk) vom 24.04.1967 (BGBl. 1980 II 1084), Bekanntgabe über Inkrafttreten EurAdoptAbk am 21.01.1981 (BGBl. 1981 II 72); dazu Oberloskamp 1982, S. 121 – 125; Oberloskamp 1993, S. 15

15 Als Standort und Ziel für Adoptionsvermittlung wird diese als Aufgabe der Jugendhilfe zugeordnet. Jugendhilfe ist als Hilfe- und Förderungsmaßnahmen innerhalb der Familie und zu deren Unterstützung ausgerichtet. Außerhalb der Familie orientiert Jugendhilfe auf die Erziehungsfelder der Schule und Berufsausbildung. Außerdem umfasst Jugendhilfe Tätigkeiten, die im Extremfall darauf zielen, Kindern endgültig neuen Eltern zuzuordnen. Es wird mit der Adoption ein neuer kindschaftsrechtlicher Status geschaffen. Deshalb ist Adoption mit den Voraussetzungen und Folgen im 4. Buch des BGB (§§ 1741 – 1766 BGB) und das gerichtliche Verfahren im FGG (u. a. §§ 43 b, 56 d – f FGG) geregelt. Die Arbeit im Vorfeld der zivilrechtlichen Umgestaltung ist jedoch Jugendhilfe und müsste daher eigentlich im SGB VIII angesiedelt sein. (vgl. Oberloskamp 2000, S. 1633)

Adoptionsvermittlung ist in der Bundesrepublik Deutschland integraler Bestandteil der Jugendhilfe. Das Verständnis der Jugendhilfe geht einher mit der Entwicklung des neuen Leitbildes für die Kommunalverwaltung. Das Leitbild der Dienstleistung prägt somit auch die Adoptionsvermittlung. (vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter 1999, S. 1f.; BAG LJÄ 2006, S. 8) „Die Adoption ist heute ausschließlich ein Instrument der Jugendhilfe.“ (Oberloskamp 2000, S. 1658)

Entsprechend des „neuen“ § 9a AdVermiG haben die Jugendämter die Leistungen nach § 7 AdVermiG (Vorbereitung der Adoptionsvermittlung) und § 9 AdVermiG (Adoptionsbegleitung) als Pflichtaufgaben zu erfüllen. (vgl. Gesetzentwurf 14/6011 der Bundesregierung vom 10.05.2001 und Gesetzbeschluss des Deutschen Bundestages vom 05.07.2001 und der Beschluss des Bundesrates vom 27.09.01 in Drucksache 692/01)

16 Das Gesetz über die Vermittlung der Annahme als Kind und über das Verbot von Ersatzmüttern (Adoptionsvermittlungsgesetz – AdVermiG) wird in novellierter Form am 11. Januar 2002 im Bundesgesetzblatt Jahrgang 2002 Teil I Nr. 3 ausgegeben.

17 Kindeswohl-Gebot: „Die Annahme als Kind ist zulässig, wenn sie dem Wohl des Kindes dient und zu erwarten ist, dass zwischen dem Kind und den Annehmenden ein Eltern-Kind-Verhältnis entsteht.“ (§1741 Abs. 1 BGB)

tern zu finden und sie dort zu integrieren, so dass sie wie leibliche Kinder aufwachsen können. Durch die sogenannten Volladoptionen kommt es zur rechtlichen Gleichstellung von ehelichen und adoptierten Kindern. Mit Beschluss des Vormundschaftsgerichtes¹⁸ erlöschen die bisherigen verwandtschaftlichen Verhältnisse und werden mit den Adoptiveltern neu begründet. Und zwar mit den Rechtsfolgen des Familiennamens, der Elterlichen Sorge, der Unterhaltspflicht und dem Erbrecht – gleichrangig der ehelichen Kindschaft. Die Adoption ist jetzt kein Vertrag mehr, sondern ein Akt, der einen Status begründet, der nur sehr eingeschränkt aufgehoben werden kann¹⁹. Die Inkognitoadoption und die Schweigepflicht²⁰ gegenüber dritten sollen Adoptiveltern und Kind schützen. Die Adoptionsfachstellen bedürfen zur Beurteilung der Adoptionsbewerber, zur Beratung der Beteiligten und zur Bearbeitung der Rechts- und Verfahrensfragen spezialisiertes Personal. Neben dem Fachkräfteprinzip bei der Besetzung von Adoptionsvermittlungsstellen wurde u. a. weiterhin die qualitative und intensive Beratung von abgebenden Eltern, Adoptivelternbewerbern und dem Kind, die überregionale Zusammenarbeit von Adoptionsvermittlungsstellen sowie die Meldepflicht der Heime²¹ im Adoptionsvermittlungsgesetz verankert (vgl. Baer/Gross 1981, S. 16; Oberloskamp 1993, S 15; Oberloskamp 2000, S. 1636; Paulitz 1997, S. 17, Paulitz/Kletschka/Baer 2000, S. 19ff.). Auf die historische Gesetzesentwicklung der Adoptionsvermittlung in Deutschland verweist Oberloskamp (2005). Im Reichsjugendwohlfahrtsgesetz (RJWG von 1924) und im Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG von 1969) kommt das Wort Adoptionsvermittlung nicht vor. Erst in dem Gesetz der Vermittlung der Annahme an Kindes Statt vom 19.04.1939 gab es erstmals eine verbindliche Regelung für die Tätigkeit der Adoptionsvermittlung. Ein Gesetz gleichen Namens - nur ohne das nationalsozialistische Gedankengut – vom 29.03.1951 löste das Vorgängergesetz ab. In den 1970er Jahren war sowohl das Adoptionsrecht als auch das Jugendwohlfahrtsrecht Gegenstand von Reformvorhaben. Damals diskutierten Fachleute, das Adoptionsvermittlungsrecht in das Jugendhilfegesetz (JHG) aufzunehmen. Das Jugendhilfegesetz war politisch umstritten. Bezüglich des Adoptionsrechts bestand jedoch Einig-

18 „(1) Die Annahme als Kind wird auf Antrag der Annehmenden vom Vormundschaftsgericht ausgesprochen. (2) ... Er bedarf der notariellen Beurkundung.“ (§ 1752 BGB)

19 Der Grundsatz der Volladoption muss zwangsläufig die Konsequenz haben, dass eine Annahme in der Regel nicht beseitigt werden kann. Für ganz extreme Situationen sieht das Gesetz als Lösungsmöglichkeit die Adoptionsaufhebung für die Zukunft (§1764 BGB) vor, nicht eine Anfechtung mit Wirkung auf die Vergangenheit (§ 1759 BGB). Es werden zwei Fälle unterschieden. Erstens die Aufhebung wegen fehlender Willenserklärungen (§§ 1760 bis 1762 BGB). Die Aufhebung soll innerhalb eines Jahres und wenn noch keine drei Jahre verstrichen sind (§ 1762 Abs. 2 S. 1 BGB) und unter Berücksichtigung des Kindeswohls (§ 1761 Abs. 2 BGB) möglich sein. Zweitens die Aufhebung von Amts wegen, wenn dies aus schwerwiegenden Gründen zum Wohl des Kindes erforderlich ist. Die Möglichkeiten der Jugendhilfe sind vorher auszuschöpfen.(vgl. Oberloskamp 1993, S. 26)

20 Geheimhaltung der Adoption: „(1) Tatsachen, die geeignet sind, die Annahme und ihre Umstände aufzudecken, dürfen ohne Zustimmung des Annehmenden und des Kindes nicht offenbart oder ausgeforscht werden, es sei denn, dass besondere Gründe des öffentlichen Interesses dies erfordern.“ (§ 1758 BGB)

21 „Unbeschadet der Verantwortlichkeit des Jugendamtes prüft die Zentrale Adoptionsstelle des Landesjugendamtes in Zusammenarbeit mit der für die Heimaufsicht zuständigen Stelle, für welche Kinder in den Heimen ihres Bereiches die Annahme als Kind in Betracht kommt. ...“ (§ 12 AdVermiG) Dieser Paragraph und sein Gegenstück (§ 47 Abs. 2 Nr. 4 SGB VIII) sind bei der Entstehung des Gesetzes entstanden durch die berechtigten, aber nie empirisch belegten Intentionen der Praktiker, dass eine große Anzahl von Kindern in Heimen verkümmere, die eigentlich in Adoptivfamilien vermittelt werden könnten. Mit der Einführung der Hilfeplanung des § 36 SGB VIII hat die Vorschrift des 12 AdVermiG an Bedeutung verloren (vgl. Oberloskamp 2000, S. 1671)

keit zwischen allen Parteien. So entstand das Adoptionsvermittlungsgesetz (AdVermiG) vom 02.07.1976. Das Jugendwohlfahrtsgesetz blieb und auch das Ziel, beide Gesetze später zu vereinigen. Das Jugendhilfegesetz scheiterte 1979 und man war froh, wenigstens das Adoptionsvermittlungsgesetz zu haben. Als das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG / SGB VIII vom 26.06.1990) beraten wurde, stand erneut die Frage der Einbeziehung der Adoptionsvermittlung. Dies scheiterte jedoch daran, dass die Ersatzmuttervermittlung in das Adoptionsvermittlungsgesetz eingeordnet worden war und es sich dabei nicht eindeutig um Jugendhilfe handelte. Die Politik plante, die Ersatzmuttervermittlung in das Embryonenschutzgesetz aufzunehmen und das dadurch reduzierte Adoptionsvermittlungsgesetz in das SGB VIII zu übernehmen. Das Embryonenschutzgesetz (01.01.1991) trat in Kraft. Das Adoptionsvermittlungsgesetz ist weiterhin ein selbständiges Gesetz und vom geplanten Gesetzestransfer ist auch keine Rede mehr. Als Übergangslösung hat der Gesetzgeber das Adoptionsvermittlungsgesetz zum Besonderen Teil des SGB gemacht (Art. 2 Nr. 3 KJHG). Das eindeutige Ziel von 1976, Adoptionsvermittlung auch optisch zu einem Teil der Jugendhilfe zu machen, ist nicht umgesetzt worden. Es besteht eine einhellige Fachmeinung, dass Adoptionsvermittlung Jugendhilfe ist. Der Politik ist es jedoch nicht gelungen, die Adoptionsvermittlung in das SGB VIII zu integrieren (vgl. Oberloskamp 2005, S. 349).

Verschiedene Autoren (z. B. Kühl 1990, S. 4; Paulitz/Kletschka/Baer 2000, S. 22; Fendrich 2005, S. 283f.) benennen, dass sich ab den 1970er Jahren ein hoher Bedarf von Adoptivkindern auch in Deutschland entwickelte und gleichzeitig ein Rückgang der Adoptionszahlen zu verzeichnen ist. Die Diskriminierung der nichtehelichen Geburten nahm einerseits ab und dagegen die Akzeptanz Alleinerziehender zu. Die Zunahme der Adoptionen zur Mitte der 1970er Jahre wird auch in Zusammenhang mit der wachsenden Heimkritik und der daraus resultierenden Orientierung der familiären Unterbringung angesehen. Der allgemeine Geburtenrückgang machte sich weiterhin bemerkbar. Der geringen Anzahl von gesunden Adoptivkindern stand auch in den Folgejahren eine Vielzahl von Adoptivbewerbern gegenüber. Dies ist an den statistischen Zahlen nachweisbar²². Dieses Phänomen des gesellschaftlichen Wohlstandes und der hohen Zahl von kinderlosen Paaren zeigt sich in der gesamten westlichen Welt. In den westlichen Industriestaaten entwickeln sich u. a. durch die

22 Im Jahr 1960 gab es 6185 Adoptionen und am Jahresende zur Adoption 5005 vorgemerkte Minderjährige. Dem gegenüber standen 3024 vorhandene Adoptivbewerber. 1975 wurden 9308 Minderjährige adoptiert und den am Jahresende zur Adoption vorgesehenen 3076 Minderjährigen standen 15674 Bewerber gegenüber. Im Jahr 1990 wurden 6947 Minderjährige in den alten Bundesländern adoptiert und den 653 zur Adoption vorgemerkten Kindern standen 17 094 Adoptivbewerber gegenüber (vgl. Wiesner 2000, Anhang II, S. 1631).

Der Rückgang der Adoptionen zwischen 1980 und 1990 ist vermutlich u. a. mit einem weitgehend ausgeschöpften Nachholbedarf der familiären Unterbringung von Heimkindern (mit Bezug auf Sabetzki 1985), mit dem gleichzeitigen Rückgang der Unterbringungszahlen in der Heimerziehung (mit Bezug auf Chassé 1999) sowie mit der Durchsetzung der Reformen in der Heimerziehung verbunden. Zwischen 1991 und 1993 nehmen die Adoptionszahlen kurzzeitig zu. Das hängt mit der erhöhten Anzahl von zur Adoption freigegebenen Kindern aus den neuen Bundesländern und mit der Aufnahme der neuen Länder in der Bundesstatistik zusammen. Seit 1993 sinkt die Anzahl der Adoptionen weiter kontinuierlich. 1994 gab es 1414 Adoptionsfreigaben, 2003 nur 801, also -43%. Neben der Akzeptanz der Nichtehelichkeit und dem generellen Geburtenrückgang widerspiegeln sich die erzieherischen Hilfen des SGB VIII in dieser Tendenz. Stellt man die Anzahl der Adoptionsfreigaben der Zahl der Adoptionsbewerber gegenüber, ergibt sich 1994 ein Verhältnis von 16 zu 1 und 2005 ein Verhältnis von 13 zu 1, also von einem zur Adoption freigegebenen Kind zu dreizehn Bewerbungen (vgl. Fendrich 2005).

Laut Statistischem Bundesamt standen 2000 rein rechnerisch einem zur Adoption vorgemerkten Minderjährigen 14 mögliche Adoptiveltern gegenüber (vgl. MittDST 2001)

langen Bildungs-, Ausbildungswege und Berufsbiographien Veränderungen in der Familienplanung und mit Bezug auf das Lebensalter der Adoptiveltern eine reduzierte Fruchtbarkeit und eine zunehmende Infertilitätsrate. Immer weniger Kinder wurden zur Adoption freigegeben. Der „Bedarf“ an gesunden Säuglingen stieg und somit auch erneut die Bedeutung der Adoption. In der Breite der Bevölkerung gewinnt Adoption an Attraktivität. Demgegenüber führten die mangelnde Geburtenkontrolle, das Verbot des Schwangerschaftsabbruches und die schwere Diskriminierung der nichtehelichen Geburt in einigen Ländern Lateinamerikas und Asiens zu der Situation, dass für einige Kinder Adoption die einzige Möglichkeit des Überlebens darstellte. Somit gewann die Adoption von ausländischen Kindern durch deutsche Adoptiveltern an Bedeutung.

Im Adoptionsreformgesetz von 1976 konnte sich der Gesetzgeber jedoch noch nicht zu einer Aufklärungspflicht des Adoptivkindes und zur offenen Adoption durchringen. Die Adoptiveltern bestimmen mit Bezug auf Erziehungsrecht der Eltern gemäß Art. 6 II Grundgesetz allein den Zeitpunkt, die Art und den Umfang der Aufklärung des Kindes über seinen Status und seine Herkunft. Mit der anonymen Form der Adoption erfahren die leiblichen Eltern nicht die Namen und die Anschrift der Annehmenden²³. Mit dieser Rechtsnorm sollte das Kind vor Dritten und vor den ungewollten Kontakt der leiblichen Eltern geschützt werden. Der vollkommene Schnitt zwischen bisheriger und neuer Familienzugehörigkeit wurde dadurch gesichert. Das über sechzehn Jahre alte Kind hat aber das Recht, selbst Einblick in die Abstammungsurkunde zu nehmen²⁴. Das Inkognito der Adoption wurde in den Folgejahren zunehmend in Frage gestellt (vgl. BAG LJÄ 2006 S. 13f.; Paulitz 1997, S. 17; Paulitz/Baer 2000, S. 24).

In der Praxis der Adoptionsvermittlung zeigte sich, dass Adoptierte, die von ihrem Status erst als Jugendliche oder junge Erwachsene erfuhren, in ihrer Persönlichkeit erschüttert und das Vertrauensverhältnis zu den Adoptiveltern stark belastet wurde. Mit Bezug auf vorgenannte Entwicklung gibt es auch heute noch viele Menschen, die über ihren Status und über ihre Adoption spät, durch verletzend innerfamiliäre Zufall- oder Fremdoffenbarungen erfahren oder heimlich Adoptionsunterlagen finden. Die Fachkräfte der Adoptionsvermittlungsstellen, die erwachsene Adoptierte bei der Ursprungssuche begleiten, werden auch gegenwärtig mit den Auswirkungen dieser vergangenen Adoptionsvermittlungs-Tradition konfrontiert. Bis Mitte der 1980er Jahre hielt man es für richtig, an der Anonymität festzuhalten. Erst danach ging die Adoptionsvermittlung einen erweiterten Weg. Der aktenmäßigen Sammlung von Informationen der leiblichen Familie des Kindes widmeten die Adoptions-

23 Nach deutschem Recht bezieht sich die Einwilligung in die Adoption auf bestimmte Annehmende. Um die Identität der Annehmenden zu schützen, führen die Adoptionsvermittlungsstellen Listen mit Nummern. Die notarielle Einwilligung bezieht sich dann auf ein Ehepaar unter einer Listennummer. Es gibt keine generelle Einwilligung zur Adoption, wie das z. B. in den Vereinigten Staaten der Fall ist (vgl. Paulitz/Bear 2000, S. 27)

24 „Ist ein Kind angenommen, so darf nur Behörden, den Annehmenden, deren Eltern, dem gesetzlichen Vertreter des Kindes und dem über sechzehn Jahre alten Kind selbst Einsicht in den Geburteneintrag gestattet oder eine Personenstandsurkunde aus dem Geburtenbuch erteilt werden ...“ (§ 61 Abs. 2 PStG – Personenstandsgesetz, übereinstimmende Formulierung in der DA Nr. 19, April 1994 – Dienstanweisung für Standesbeamte als Verwaltungsvorschrift zum PStG)

„Soweit die Vermittlungsakten die Herkunft und die Lebensgeschichte des Kindes betreffen oder ein sonstiges berechtigtes Interesse besteht, ist dem gesetzlichen Vertreter des Kindes und, wenn das Kind das 16. Lebensjahr vollendet hat, auch diesem selbst auf Antrag unter Anleitung durch eine Fachkraft Einsicht zu gewähren. ...“ (§ 9 b Abs. 2 AdVermiG vom Januar 2002)

vermittlungsstellen mehr Sorgfalt. Weiterhin wurde den leiblichen Eltern vorgeschlagen, ihren Kind einen Brief zu schreiben, den es später bekommen sollte, um die Adoption besser verstehen und akzeptieren zu können. Auch vorsichtige Begegnungen zwischen leiblichen Eltern und Adoptiveltern ohne Bekanntgabe des Namens und der Adresse wurden schrittweise praktiziert. Im Umkehrfall wurden Adoptiveltern motiviert, den leiblichen Eltern auch nach der Adoption gelegentlich Informationen über die Entwicklung des Kindes über die Adoptionsvermittlungsstellen zukommen zu lassen. So entwickelten sich die Formen der offenen Adoption (BAG der LJÄ 1994, S. 41; BAG der LJÄ 2003, S. 36; BAG der LJÄ 2006, S. 18f.; Paulitz/Baer 2000, S. 25, S. 116)

In der Bundesrepublik Deutschland setzen sich die offenen Formen der Adoption immer mehr durch. Selbst bei Inkognitoadoptionen können Informationen und Bilder gespeichert und weiter gegeben werden, die die Kommunikation und die Suche nach den natürlichen Wurzeln zum Wohle des Adoptierten erleichtern²⁵.

Adoption als soziale Institution und Lösung von sozialen Problemlagen kommt auch immer bei brisanten politischen und humanistischen Themen in den öffentlichen Dialog. So zum Beispiel in den 1960er Jahren bei den Korea- und Vietnamkrieg²⁶, in den 1970er Jahren bei Abtreibungsdiskussionen des § 218 StGB und in den 1990er Jahren und der aktuellen Diskussion und Veröffentlichungen von vernachlässigten Kindern in Rumänien und den ehemaligen Sowjetrepubliken und bei den Diskussionen zu den Themen Babyklappe und anonyme Geburt. In den Medien (Fernsehsendungen zum Thema Adoption, Identitätssuche erwachsener Adoptierter) und in den Printmedien (z. B. Fokus 22/2009²⁷) ist Adoption häufig und mit Bezug auf prominente Adoptiveltern im Brennpunkt der Berichterstattung.

Trotz umfassender Hilfesysteme belegt die Praxis, dass es weiterhin Kinder gibt, die aus unterschiedlichsten Gründen nicht in ihrer Herkunftsfamilie aufwachsen können. Damit diese Kinder nicht dauerhaft oder für längere Zeit in Heimen oder Pflegefamilien leben müssen, ist entsprechend der Fortschreibung des Hilfeplanes des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (§§ 36 und 37 SGB VIII) fortwährend zu prüfen, ob eine Adoption in Betracht kommt²⁸. Dabei muss der Grundsatz der Verhältnis-

25 Dagegen wurden und werden auch noch in den USA in einzelnen Bundesstaaten Geburtsurkunden von Adoptivkinder versiegelt und in Kreisverwaltungen verwahrt, so dass niemand an diese Dokumente herankommt und sich für den Adoptierten die Suche nach der Ursprungsfamilie außerordentlich schwierig gestaltet (vgl. Soronky et al 1982; Paulitz 1997)

26 Die Berichte der Medien über den Vietnam- und Koreakrieg schärfen den Blick für die Kinder in diesen Kriegsregionen. Terre des homes in Osnabrück leistete in konkreter Form Einzelfallhilfe in Form von Auslandsadoption für Kriegs- und Sozialwaisen. Da die Auslandsadoption insgesamt Gefahr läuft, zu einem Instrument internationaler Kinderbeschaffung zu verkommen, zog sich terre des homes von der Vermittlungstätigkeit zurück und konzentrierte sich auf die Prävention der Notlagen von Kindern und Familien mit konkreten Hilfen vor Ort in den Herkunftsländern (vgl. Kühl 1990, Paulitz 2001). Im Auftrag vom terre des homes erstellte Wuttke die Studie zum Adoptionskinderhandel (Wuttke 1996)

27 Die Journalisten Grewe/Hasselberg beginnen ihren Artikel im FOKUS (Nr. 22 vom 25.05.2009) mit prominenten Adoptiveltern wie Ex-Bundeskanzler Gerhard Schröder, Schauspielerinnen Angelina Jolie und Popstar Madonna, verweisen auf Statistiken und sinkende Zahlen von Adoptivkindern, auf die Alternative Auslandsadoption und die hohen Kosten, benennen verkürzt den Verfahrensweg und die Voraussetzungen der Adoption und präsentieren ein minimiertes Interview mit Wolfgang Oelsner, dem Autor des Buches „Adoptionen“. Ein Verweis auf die öffentlichen Adoptionsvermittlungsstellen fehlt gänzlich. (vgl. Grewe/Hasselberg 2009)

28 Das SGB VIII erwähnt die Adoption in verschiedenen Paragraphen. Der § 34 S. 1 Nr. 2 SGB VIII sieht vor, dass mit Heimerziehung oder sonstiger betreuter Wohnform die Erziehung in einer anderen Familie vorbereitet werden kann. Diese andere Familie kann auch die Adoptivfamilie sein. Nach § 36 Abs. 1 SGB VIII ist vor und während einer langfristigen Hilfe zu prüfen, ob Adoption in Betracht kommt. Nach § 37 Abs.

mäßigkeit streng gewahrt werden. Vor der Adoption ist mit den Eltern zu überlegen, ob eine weniger einschneidende Maßnahme der Jugendhilfe zur Verbesserung der Erziehungsbedingungen und der materiellen Verhältnisse greift. Ist die Hilfe jedoch nur außerhalb des Elternhauses und ausschließlich langfristig zu leisten, so gebietet der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit der rechtlich gesicherten Adoption vor der rechtlich ungesicherten Fremdunterbringung Vorrang einzuräumen. Das Kinder- und Jugendhilfegesetz und das Adoptionsvermittlungsgesetz sind dabei sich ergänzende Gesetze (vgl. BAG LJÄ 2006, S. 11; Kunkel/Bach 2000; Oberloskamp 2000, S. 1658f.; Oberloskamp 2005, S. 347; Salgo 2000, S. 36ff.).

Das Bürgerliche Gesetzbuch hatte bis 1965 auch in der ehemaligen DDR noch Rechtswirkung und bestimmte die damalige und die fortlaufende Adoptionsvermittlung in den Grundzügen. Ohne vorzugreifen, ist an dieser Stelle die Einfügung notwendig, dass auf Grund der gesellschaftlichen Entwicklung in der ehemaligen DDR auch hier Adoption im System der DDR-Jugendhilfe und Heimerziehung und des Leitgedankens der Erziehung der Menschen zu sozialistischen Persönlichkeiten funktionalisiert wurde und eigentlich an Bedeutung verlor. Mit Blick auf die besonderen Rahmenbedingungen und Entwicklung der Jugendhilfe, Heimerziehung und der Adoptionsvermittlung in der ehemaligen DDR verweise ich auf den Abschnitt 3 dieser Arbeit.

Die Aufgabenschwerpunkte der Fachkräfte der Adoptionsvermittlung haben sich gewandelt. Eine notwendige organisatorische Qualifizierung der Adoptionsvermittlung zeigt sich auch darin, dass Jugendämter benachbarter Gemeinden oder Kreise durch einen öffentlich-rechtlichen Vertrag gemeinsame Adoptionsvermittlungsstellen²⁹ errichten können. Gegenüber dem ursprünglichen Ansatz der Vermittlung elternloser Kinder in Adoptivfamilien nehmen die Stiefkindadoption und die Überprüfung von Bewerbern für die Auslandsadoptionen³⁰ an Anteilen zu (vgl. Bundes-

1 Satz 4 SGB VIII soll mit den beteiligten Personen eine andere, dem Wohl des Kindes oder Jugendlichen förderliche und auf Dauer angelegte Lebensperspektive erarbeitet werden, wenn eine nachhaltige Verbesserung der Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie innerhalb eines angemessenen Zeitraums nicht erreichbar ist. Nach § 47 Abs. 2 S. 1 SGB VIII haben Träger erlaubnispflichtiger Einrichtungen der zuständigen Behörde jährlich mitzuteilen, ob für das Kind eine Adoption in Betracht kommt (vgl. Oberloskamp 2000, Rdnr. 7, S. 1659)

„Wird der Adoptionsvermittlungsstelle bekannt, dass für ein Kind die Adoptionsvermittlung in Betracht kommt, so führt sie zur sachdienlichen Ermittlungen bei den Adoptionsbewerbern, bei dem Kind und seiner Familie durch.“ (§ 7 Abs. 1 Satz 1 AdVermiG)

Bei Kinder ohne Lebensperspektive im eigenen Elternhaus hat die Adoptionsvermittlung Vorrang vor einer Unterbringung oder dem Verbleiben in einer Pflegefamilie (vgl. Beschluss BVerfG vom 12.10.1988, 1 BvR 818/88)

29 Gemäß § 2 Abs. 1 Satz 3 AdVermiG besteht die Möglichkeit der Bildung des gemeinsamen Adoptionsvermittlungsstelle. Die Oberste Landesjugendbehörde muss gem. § 82 Abs. 1 SGB VIII die Errichtung zulassen. Die Dienst- und Fachaufsicht, die personelle und sachliche Ausstattung etc. werden in einem öffentlich-rechtlichen Vertrag gem. §§ 53 ff. SGB X geregelt.

30 Das Haager Adoptionsübereinkommen (HAÜ) hat das Ziel, das Kindeswohl im Bereich der internationalen Adoptionen zu sichern und den Kinderhandel zu bekämpfen. Das HAÜ regelt die Zusammenarbeit zentraler Behörden im Herkunfts- und Aufnahmeland. Die Bundesrepublik Deutschland hat am 07.11.1997 das HAÜ gezeichnet und am 22.11.2001 ratifiziert. Das HAÜ trat am 01.03.2002 in Kraft und ist somit für die BRD geltendes Recht. Das Gesetz zur Regelung von Rechtsfragen auf dem Gebiet der internationalen Adoption (BGBl 2001 Teil I, S. 2950 v. 09.11.2001) trat am 01.01.2002 in Kraft und regelt neben der Umsetzung des HAÜ in das deutsche Recht auch Vorschriften für Inlandadoptionen und internationale Adoptionen im Verhältnis zu Nichtvertragsstaaten. Mit der Neufassung des Adoptionsvermittlungsgesetzes (AdVermiG), dem Adoptionsübereinkommens-Ausführungsgesetz (AdÜbAG) dem Adoptionswirkungsgesetz (AdWirkG) sowie sonstigen Bundesrechts besteht das HAÜ aus vier Teilgesetzen, die sich auf die Struktur und Arbeitsweise der Adoptionsvermittlung auswirken (vgl. BAG LJÄ 2003, S. 38; BAG LJÄ 2006, S. 45)

arbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter 1999, S. 1; Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge (NDV) 2003, S. 445; Oberloskamp 2000, S. 1642f.). Nach Paulitz (2001, S. 381) führt die Realität des Kindermangels auch zu einem Paradigmenwechsel vor allem in der Auslandsadoption. Der Autor behauptet, dass nach Schätzungen von 2001 etwa 1,5 Millionen ungewollt kinderlose Paare (mit steigender Tendenz) in der Bundesrepublik Deutschland leben. Der Grundsatz und die Rechtsnorm, dass für elternlose und verlassene Kinder Eltern gesucht werden, treffen derzeit noch zu. Gleichwohl zeigt sich aber die Tendenz, dass für unfreiwillig kinderlose Ehepaare Adoptivkinder gesucht werden.

Mit dem aktuellen Rückgang der Fremdadoptionen verweist Fendrich (2005, S. 286) auf die kontroverse Diskussion bezüglich des Aufgabenspektrums der Kinder- und Jugendhilfe. Auf der einen Seite ist der Rückgang der Adoptionsfreigaben und somit der Fremdadoptionen begrüßenswert. Dies entspricht grundsätzlich dem sozialpolitischen Ziel der Kinder- und Jugendhilfe. Es gibt jedoch auch Kritik von Fachvertretern bezüglich der gesetzlich vorgeschriebenen Prüfung der Adoptionseignung im Rahmen der Hilfeplanung nach § 36 Abs. 1 SGB VIII. Die Autorin verweist auf Kunkel/Bach (2000) und Salgo (2004), die die Prüfung der Adoptionseignung als Ausdruck eines Wertesystems mit der Rangordnung der Erziehung eines Kindes mit erstens durch die leiblichen Eltern, zweitens durch Annahme als Kind und drittens als Hilfe zur Erziehung vorsehen. Es wird vermutet, dass zahlreiche Kinder in Vollzeitpflege oder Heimerziehung untergebracht sind, die eine Adoptionschance hätten. Fendrich (2005) ergänzt mit Bezug auf Kolzik (1999) die Hypothese, dass Entscheidungsprozesse in der Jugendhilfe auch außerhalb der Hilfeplangespräche erfolgen. Und zwar relativ unreflektiert und durch die unterschiedlichen Denk- und Hilfeansätze der einzelnen Mitarbeiter des Allgemeinen Sozialen Dienstes (ASD). Aus meiner Jugendhilfepraxis heraus kann ich mich dieser Kritik anschließen und dadurch ergänzen, dass auch die individuellen Wertesysteme und Wertevorstellungen der Akteure wirken. Die Mitarbeiter des ASD erleben unmittelbar die Situation in der Herkunftsfamilie. Die Prüfung vor und während der langfristig zu leistenden Hilfe unterbleibt dann u. a. aus moralischen Fragen, dem Zweifel und aus der Befürchtung, dass die leiblichen Eltern ihre Mithilfe verweigern, wenn sie mit dem Thema Adoption konfrontiert werden. Hier widerspiegeln sich nach meiner Auffassung die nach wie vor in allen Schichten und Köpfen vorhandenen, tradierten Werte (eine Mutter gibt ihr Kind nicht weg) sowie die Angst der leiblichen Eltern, bereits gesellschaftlich stigmatisiert zu werden, wenn man nur über Adoption (und Weggabe des Kindes) nachdenkt. Manche Mitarbeiter des ASD „trauen“ sich nicht, als Frau und Mutter dieses Thema „selbst zu denken“ oder gar mit den zu betreuenden, oft allein erziehenden Müttern zu besprechen. Die Alternative Pflegefamilie scheint „weniger gefährlich“ zu sein.

Zusammenfassend kann nachfolgendes konstatiert werden. In Rom war Adoption eine legale und gesellschaftlich angesehene Form der Machterhaltung und der Weitergabe von materiellen Werten und des Erhaltes des Familiennamens. Mit der christlichen Religion und den Werten der Ehe und Leiblichkeit der Kinder geht die Bedeutung der Adoption zurück. Die Wertung und Bewertung der Leiblichkeit der Nachkommen nimmt dagegen zu. In den Folgegesellschaften und besonders nach den zwei Weltkriegen bestimmen auch soziale Ansätze und die familiäre und rechtliche Absicherung der elternlosen Kinder die Adoptionspraxis.

Die Adoptionsvermittlung in Deutschland orientierte sich an der Tradition und dem rechtlichen Rahmen des Römischen Rechts. Diese Grundgedanken wurden im BGB von 1900 aufgenommen. Die ursprüngliche Adoption mit der ausschließlichen Ausgestaltung der Interessen der Annehmenden veränderte sich ab den 1970er Jahren mit der Präferenz und der Zielstellung auf das Wohl des Kindes. Das Kind soll durch Adoption in einer neuen Familie dauerhafte soziale, emotionale und rechtliche Zugehörigkeit und Sicherheit erhalten. Mit dem Adoptionsvermittlungsgesetz (AdVerMiG) und dem Kinder- und Jugendhilfegesetz (SGB VIII) wird die Adoptionsvermittlung eine Aufgabe der Jugendhilfe. Aus dem anfänglichen Vertragsrecht entwickelte sich zwangsläufig auch die Form der dauerhaften Statusbegründung durch das Vormundschaftsgericht. In dem Adoptionsvermittlungsgesetz (AdVerMiG) werden u. a. neben den Rahmenbedingungen der Adoptionsvermittlung auch das Verfahren, die Bedarfe und Rechtsansprüche der Beteiligten, die Daten- und Aktensicherung als auch der Datenschutz geregelt. Mit anderen Worten, dieser aktuelle Handlungs- und Rechtsrahmen sichert die Interessen aller Akteure der Adoption und den Anspruch des Kindeswohls einschließlich seiner Bedürfnisse nach Kenntnis und fachlicher Begleitung bezüglich seiner Fragen nach dem natürlichen Ursprung.

Auf der Ebene der individuellen, internalisierten Werte der Mitglieder der postmodernen Gesellschaft bleiben trotz Werteverchiebung und Werteentwicklung Reste der ursprünglichen, menschlichen Wertebezüge der Leiblichkeit versus Nichtleiblichkeit hartnäckig erhalten. Auch die Stigmatisierungen einer Negativbewertung der „Trennung vom Kind“ haben auch aktuelle Bedeutung. Und dies wirkt auf die Akteure. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit der fachlich fundierten Vorbereitung, Begleitung und Nachbegleitung der Akteure der Adoption. Die sozialpolitische Zielstellung des SGB VIII, die Familien zu stärken und zu erhalten, kann durch die verschiedenen Formen der Hilfen zur Erziehung erfolgreich umgesetzt werden. Gleichzeitig bedarf es im vorhandenen rechtlichen Rahmen auch der Verantwortung aller Akteure, vor und während langfristiger Jugendhilfemaßnahmen die Möglichkeit der Annahme als Kind zum Wohle des Kindes zu prüfen und im Einzelfall mit einer Wertschätzung der Entscheidung der leiblichen Eltern umzusetzen.

2.2 Adoptionsdreieck oder die Akteure der Adoption

Hoksbergen/Paulitz/Bach/Marx (2000) konstatieren eine Zunahme von fremdländischen Adoptionen in Europa (in Schweden, Holland, Belgien, Dänemark und Deutschland) und begründen dies u. a. damit, dass die europäische Gesellschaft in sozialpsychologischer Hinsicht viel offener geworden ist. Die Autoren hypothetisieren, dass das Interesse an der Auslandsadoption auch das Interesse an der Inlandadoption befördert hat. Auch die unfreiwillige Kinderlosigkeit nimmt mit der Verbesserung der Wirtschaftslage zu und die Generationen ändern sich. Die „traditionell-geschlossene Generation“ der 1950er und 1960er Jahre hatte noch konventionelle Auffassungen zur Ehe, Familienleben, Sexualität und zur Adoption. Die nachfolgende „idealistisch-offene Generation“ als Nachfolgeneration war von den Berichten aus der „Dritten Welt“, aus dem Korea- und Vietnamkrieg, von den Hunger- und Naturkatastrophen und den Lebenssituationen der Kinder dieser Regionen me-

dial beeinflusst. Die Einstellungen zur Sexualität, Rollen der Frauen in der Gesellschaft, Schwangerschaftsabbruch und Blutsverwandtschaft änderten sich. Die Vorerfahrungen der Kinder aus den Herkunftsfamilien wurden durch diese Generation noch zu wenig beachtet. Bei der Erziehung traten komplizierte Probleme auf. Die dritte, „ökonomisch-realistische Generation“ realisiert viel stärker die Vorerfahrungen der Kinder und die Untersuchungen aus den 1980er und 1990er Jahren zur Adoption (vgl. Hoksbergen/Paulitz/Bach/Marx 2000, S. 249f.). Mit Bezug auf diesen Blickwinkel ist es offensichtlich, dass sich mit den Generationen auch die Themen und Haltungen in der sich entwickelnden Gesellschaft verändern. Die Behauptung ist ebenfalls zulässig, dass sich Rudimente der Vorgängergenerationen in den Kindern der Nachfolgenerationen (die jetzt Adoptiveltern werden) haften bleiben. Entwicklung vollzieht sich in den Folgegenerationen und tradierte Werte haben einen langen Atem. Gerade wegen der planbaren aber auch nichtplanbaren Dynamik und Vielfältigkeit der Erwartungen, Befürchtungen, Konflikte aber auch der Erfolge sprechen Oelsner/Lehmkuhl (2005) von dem Abenteuer oder Wagnis Adoption, auf dass man sich gut vorbereiten und gerüstet sein soll.

Zum Adoptionsverfahren gehören im engeren Sinne als Akteure die leiblichen Eltern, die Adoptiveltern und das Kind und der Adoptionsvermittler. Aus diesem Kontext heraus wird das Bild des Adoptionsdreiecks genutzt, wo jeder der Akteure leibliche Eltern, Adoptiveltern und Kind einen Eckpunkt bilden. Der Adoptionsvermittler übernimmt Dienstleistungen³¹ für die Beteiligten und hat somit seinen Platz im Dreieck.

Am Adoptionssystem ist nach Wiemann (1993, S. 34) paradox, dass einerseits Adoptiveltern mit der Vermittlung des Kindes überglücklich sind und die abgebenden Eltern nach wie vor stigmatisiert werden. Insofern wäre es nur konsequent, wenn abgebende Eltern in unserer Kultur eine Wertschätzung und Anerkennung bekämen statt abgelehnt und moralisch verurteilt zu werden. Ähnlich äußern sich Bechinger/Gerber (1993, S. 4f.) und kritisieren das geltende Adoptionsrecht des BGB³² insofern, dass der höchst komplexe Vorgang menschlicher Beziehungen auf schlichte Regelungen reduziert wird. Die Adoptiveltern erfahren traditionell Wertschätzung und Anerkennung durch die Gesellschaft. Die leiblichen Eltern dagegen kommen kaum in den Blick und werden methodisch ausgeblendet. Das BGB als materielles Recht entnimmt seine historischen Wurzeln dem Römischen Recht. Diese Orientierung der Sicherung der Annehmenden mit gleichzeitiger Ausblendung der leiblichen Eltern mit Bezug auf die ursprüngliche Funktion der Adoption (Sicherung Erbe und Fortbestand) ist somit historisch erklärbar. Gleichwohl soll mit dieser Argumentation die berechtigte Kritik aus dem Jahr 1993 mit Rück- und Gegenwartsblick auf die Adoptionsvermittlung nicht vom „Gedanken-Tisch“ gewischt werden. Das novellierte Adoptionsvermittlungsgesetz von 2002 und die Empfehlungen der Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter messen auch den

31 Gemäß Adoptionsgesetz des BGB und des Adoptionsvermittlungsgesetzes prüft der Adoptionsvermittler die Adoptivelternbewerber, berät die leiblichen Eltern vor, während und nach der Vermittlung und begleitet den Suchprozess des Adoptierten.

32 z. B. den § 1751 BGB „Mit der Einwilligung eines Elternteils in die Annahme ruht die elterliche Sorge dieses Elternteils, die Befugnis zum persönlichen Umgang mit dem Kinde darf nicht ausgeübt werden.“ Weiter die „lapidare“ Formulierung des § 1758 BGB „Tatsachen, die geeignet sind, die Annahme und ihre Umstände aufzudecken ... dürfen ohne Zustimmung des Annehmenden und des Kindes nicht offenbart oder ausgeforscht werden.“ Bechinger/Gerber (1993, S. 4f.)

beteiligten leiblichen Eltern und den berechtigten Interessen der Adoptierten mehr Bedeutung und Gleichwertigkeit zu und befürworten die Formen der offenen Adoption. Neben dem rechtlichen Rahmen ist jedoch auch die Ausgestaltung durch die handelnden Akteure (z. B. Helfersysteme der freien und öffentlichen Jugendhilfe, explizit Adoptionsvermittler) und die Werthaltungen der Gesellschaft und seiner Mitglieder ebenfalls von entscheidender Bedeutung.

Mit Bezug auf die Vergangenheit und die Gegenwart der 1993er Jahre kritisieren die Autoren Bechinger/Gerber (1993) auch die Adoptionsberatungsstellen, die abgebende Mütter methodisch abgelehnt haben. Dabei beziehen sich die Autoren auf Aussagen von abgebenden Müttern. Diese äußerten u. a., dass sie durch die Berater gedrängt wurden, das Kind zur Adoption freizugeben. Das Hauptargument war, dass es dem Kind in der annehmenden Familie besser gehen und diesem an nichts fehlen wird. Auch diese Erfahrung soll nicht unbenannt bleiben und es macht Sinn, dass sich besonders die professionellen Helfer in der aktuellen Praxis der Adoptionsvermittlung diese Fragen der Abwertung und Ausblendung, der Wertschätzung und der Beteiligung der leiblichen Eltern wiederholen und immer neu stellen. Mit anderen Worten: Wie wertet die postmoderne Gesellschaft die Adoption und die leiblichen Eltern und wie bereit sind die Adoptionsvermittlungsstellen, sich den veränderten Formen der Adoption nicht nur theoretisch, sondern in den verschiedenen Facetten in der Praxis zu stellen.

Die einseitig ausgerichtete (Auf-) Wertung der beiden „guten“ Teile des Adoptionsdreiecks (nämlich Adoptiveltern, Adoptivkind) widerspiegelt sich nach Ebertz (1987, S. 11) auch in der Tatsache, dass nicht nur im öffentlichen Bewusstsein, sondern auch in der sozialwissenschaftlichen Adoptionsliteratur der abgebenden Mutter wenig Beachtung geschenkt worden ist³³. Mit Bezug auf Kühl (1989, S. 251ff.) reduzierte sich das Interesse der Vermittlungsstellen nahezu ausnahmslos darauf, abgebende Mütter zur Adoptionsfreigabe ihrer Kinder zu bewegen. Zu einer hohen Prozentzahl erfolge die Adoptionsfreigabe auf Druck der Eltern oder des Partners der leiblichen Mutter und auf Druck der Vermittlungsstelle. Kühl forderte 1989 eine Bewusstseinsänderung auch unter Vermittlern und Angestellten der Verwaltung. Auch Hoffmann-Riem (1989, S. 265) stellt dar, dass viele leibliche Mütter unter der Trennung von ihrem Kind leiden, besonders dann, wenn sie durch die Gesprächsführung des Jugendamtes (ohne Aufschlüsselung von Alternativen) überredet oder gar gezwungen wurden. Dem gegenüber steht die Haltung, dass nicht nur abgeschlossene, sondern auch nicht zustande gekommene Adoptionsvermittlungen eine erfolgreiche Sozialarbeit sind. Alles jedoch unter dem Blickwinkel des Kindeswohls und im Kontext mit den bereits erwähnten Möglichkeiten und Erfordernissen des SGB VIII. Oberloskamp (2000, S. 1659) fordert eine offensive Öffentlichkeitsarbeit, um weiterhin klarzustellen, dass Frauen und Eltern, die ihr Kind zur Adoption freigeben, statt Verachtung Hochachtung verdienen. Nach meiner Wahrnehmung als Adoptionsvermittler kommt es selbst in der Jugendhilfe zu einer internen „Werte-Schiefelage“ und eine andere Form des Drucks (Fallzahlendruck) wirkt. Die Landesstatistiker erfragen z. B. jährlich Zahlen über vollzogene Adoptionen und über Kinder, die zur Adoption vorgesehen sind. Einige Jugendamtsleitungen ordnen mit ausschließlichem Blick auf diese „Erfolgszahlen“ der Adoptionsvermittlung einen

33 Beispielhafte Literatur, die sich mit den Situationen der abgebenden Mütter beschäftigen: Swientek (1988); Bechinger/Gerber (1993), Sieber/Stamer (1996), Szykowski (1997, 1999),

entsprechenden (Neben-) Stellenwert zu. Die Beratung von abgebenden Eltern oder suchenden Adoptierten wird auch 2009 nicht offiziell statistisch erfasst oder als Arbeitsinhalt in der Stellenbeschreibung entsprechend gewürdigt.

Auch „Betroffene“ melden sich ab Ende der 1990er Jahre öffentlich zu Wort. Im September 1997 erscheint die Nr. 0 der Zeitschrift i.m.p.u.l.s.e. als eine Broschüre für „Mütter ohne Kind – mit dem Wunsch nach Veränderung“³⁴. Den Autoren Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 169) scheint eine öffentliche Debatte, die das Thema Adoption verstärkt in die Medien bringt, wenig hilfreich zu sein. Auch öffentlichkeitswirksame Stellungnahmen von Kritikern und Befürwortern der Adoption sind eher subjektive Einschätzungen und stimmen mit den wissenschaftlichen Untersuchungen und in einigen Fällen mit dem Rechtsrahmen nicht überein³⁵. Sie begründen es damit, dass die Adoptionsprozesse Intimität und Nähe und somit einen privaten Rahmen und eine gewisse Zurückhaltung verlangen, damit nicht noch von außen Erwartungen und Normen an die Beteiligten herangetragen werden. Es geht um die gemeinsame Bewältigung von Entwicklungsaufgaben und neben Begeisterung und Enthusiasmus ist auch die Bereitschaft notwendig, sich mit Unsicherheiten, Ängsten, negativen Reaktionen, Risiken und Konflikten auseinander zu setzen.

Der Gegenpol zur Kritik der Vernachlässigung der leiblichen Eltern in der vergangenen Adoptionsvermittlung bilden die Äußerungen von Sichtermann/Leggewie (2003, S. 171). Sie sehen eine Veränderung darin, dass früher die Adoptiveltern die guten Helden und die leiblichen Eltern die verwerflichen Rabeneltern waren. Die Situation hat sich nach Auffassung dieser Autoren dahingehend umgekehrt, dass die kinderlosen und gut situierten Adoptiveltern heute als Egoisten am Pranger stehen und die abgebenden Mütter und die Adoptivkinder zu Opfern des Verlustes und des Raubes ihrer Identität stilisiert werden. Sichtermann/Leggewie (2003) haben die Diskussion „um das fremde Kind und die Familie von heute“ neu entfacht und befürworten Adoption u. a. als ein Modell der heutigen Familie im Allgemeinen. Adoption und soziale Elternschaft stellt im Canon der künstlichen Familienmodelle einen Schlüssel sozialer Elternschaft dar und kann als perfekter Ausdruck einer postmodernen Familienstruktur verstanden werden, die ohne die Verbindungen der Blutsverwandtschaft funktioniert. Ohne Rückgriff auf ethische Herkunft und Familiengemeinschaft funktioniert Adoption als neue Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens und der sozialen Solidarität. Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 139, S. 167) kritisieren, dass Adoption hier mit idealistischen Zielen und fernen Perspektiven überfrachtet und zu einer psychosozialen Metapher hochstilisiert wird, die exemplarisch für den „gesellschaftlichen Umgang mit dem Fremden“ stehen könnte. Denn für die Beteiligten leitet sich keine Entlastung, Ermutigung oder Hilfestellung ab. „Die gesellschaftliche Metaebene übersieht schlicht die sich alltäglich stellenden

34 In der Broschüre Nr. 0 vom September 1997 verweisen die Autorinnen u. a. auf berühmte Frauen, die ihr Kind zur Adoption oder zu anderen Menschen in Obhut gaben. Die Liste reicht von Astrid Lindgren, Maria Montessori, über Yoko Ono bis Shirley Mc Laine u. a. (vgl. Impulse 0/1997, S. 5)

35 „Diejenigen, die ein Platz im Herzen und zu Hause haben, sollten sich überlegen, ob sie nicht auch ein Kind adoptieren wollen. Es gibt viele Kinder, denen man eine bessere Perspektive bieten kann, als sie haben.“ So zitieren Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 111, S. 155) den ehemaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder vom 22.11.2004. Mit 60 Jahren lag Gerhard Schröder deutlich über der Altergrenze, als das prominente Paar im Sommer 2004 ein dreijähriges russisches Mädchen adoptierte. Mit dieser Adoption und den öffentlichen Äußerungen kam „Bewegung“ zu den Empfehlungen der Altersgrenzen (Oelsner/Lehmkuhl 2005, S. 165) und nach meinen und den Wahrnehmungen anderer Adoptionsvermittler viel Unmut bei den Adoptivelternbewerbern auf.

zu bewältigenden Aufgaben und Probleme einer besonderen Familienkonstellation und -geschichte, die es immer wieder neu zu meistern gilt. ... Man gehört zusammen, aber es gibt auch immer etwas Drittes, das mitgedacht und mitgeföhlt wird.“ (Oelsner/Lehmkuhl 2005, S. 139) Und das heißt, Risikofaktoren im Vorfeld kritisch zu reflektieren, die persönlichen Gründe der Adoption als Paar zu prüfen und sich auch inhaltlich und nicht nur funktional auf den Prozess der Adoptionsvorbereitung einzulassen. Denn zur lebenslangen Entscheidung Adoption gehören ebenfalls die Akzeptanz und die Wirkung des leiblichen Ursprungs in den verschiedenen Entwicklungsaltersstufen des Kindes und die sich daraus ergebenden zusätzlichen Bewältigungsaufgaben sowohl für das Adoptivkind als auch für die Adoptiveltern.

„Es ist nichts Unrechtes, jenseits der ´Blutsbande´ in anderen Bezugssystemen aufzuwachsen. Es ist nicht verboten, um die leibliche Herkunft im Elend zu wissen und gleichzeitig den neuen Status seiner konstruktiven Fortentwicklung zu genießen.“ (Oelsner/Lehmkuhl 2005, S. 29) Dieses Zitat der vorgenannten Autoren steht im Kontext mit einer Adoptionsbiographie. Wenn die zwei Worte „im Elend“ im vorgenannten Zitat in Klammern gesetzt werden, hat diese Aussage auch für alle Adoptionen eine gewisse Allgemeingültigkeit und repräsentiert eine Haltung, die den Beteiligten des Adoptionsdreiecks vielfältige Möglichkeiten der Achtung, Wertschätzung zubilligt, den Status würdigt und mit einer offenen Kommunikation zum Gelingen der Adoption beiträgt. Festsitzende Fantasien und Anpassungsstereotypen können mit „Herz und Verstand“ verhindert oder aufgelöst werden. Auch wenn sich in der postmodernen Entwicklung die Form und Funktion der Familien geändert haben, brauchen nach Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 43, S. 140) Kinder Familien. Adoptivkinder brauchen Adoptiveltern, die nicht mit Anspruchsdenken an die Adoption herangehen, sondern als Paar und Einzelperson ihre Erwartungen, Motive und Wünsche prüfen sollten, ob diese angemessen und realisierbar sind. Vor dem Anspruchsdenken muss Verantwortlichkeit und Respekt vor der nicht leichten Aufgabe Adoption stehen. Denn Kinder brauchen nach wie vor konstante Bindungen, einen festen Rahmen und feste Strukturen und Adoptivkinder zusätzlich Offenheit, Zugänglichkeit an Informationen und Kommunikationsbereitschaft. Das vermittelt Sicherheit und Geborgenheit.

2.3 Die Situation abgebender Eltern

Abgebende Eltern (bzw. meist sind es die alleinstehenden Mütter) wurden und werden zum Teil auch gegenwärtig noch im Adoptionsvermittlungsprozess ausgeblendet. Da sie mit der Geburt und Freigabe des Kindes ihre Schuldigkeit getan haben, wurde in der Vergangenheit oft so agiert, als existieren sie nicht mehr. Darauf verweisen u. a. Bechinger/Gerber (1993, S. 4) und Wiemann (1993, S. 34). Szykowski (1997, 1999) macht einen Streifzug durch die Geschichte. Seit dem 18. Jahrhundert wurde „Muttersein“ aus den verschiedenen Existenzmöglichkeiten von Frauen herausgelöst und zu etwas ganz besonderem stilisiert. Hohe Kinderzahlen galten in der Vergangenheit als Reichtum und ein Kind in fremde Hände zu geben, war durchaus normal. Auch das Aussetzen von Kindern kam in ökonomischen und sozialen Not-situationen häufig vor und war sozial akzeptiert. Der Trend zur Häuslichkeit entwickelte sich im 18. Jahrhundert zuerst in den bürgerlichen Schichten und Ende des

19. Jahrhunderts in der Familienwelt der Arbeiter. Familie wurde als Ort der Sicherheit, Wärme, Geborgenheit und als Ideal proklamiert, auch im Sinn einer Gegenwart zur Arbeitswelt. Die Trennung von Familien- und Arbeitswelt hat auch die Trennung der Geschlechter zur Folge und eine neue Theorie der Weiblichkeit wird zum ideologischen Überbau. Die Frau wird mit Sittlichkeitsansprüchen überhäuft. Aus sozial-historischer Sicht ist dies der Zeitpunkt der Entstehung des Bildes von der lieben und guten Mutter. Die Mutterschaft erhielt eine bevölkerungspolitische Funktion und Festschreibung in dem Sinne, dass ein zahlreiches Volk gleich Reichtum bedeutet. Kindsmörderinnen wurden nicht mehr ausschließlich aus christlichen, sondern auch aus staatlichen Interessen mit dem Tode bestraft. Das Überleben der Kinder musste durch Findelhäuser und durch die ideologische Grundierung der Mutterliebe als natürliche Empfindung von Frauen verankert werden. Die Fürsorge für das Kind durch die Mutter wird zu einer moralischen Pflicht proklamiert. In der Gegenwart wird eine hohe Kinderzahl in Familien mit asozialem Verhalten gleichgesetzt und Adoptionsfreigabe gilt als verpönt. Die erdrückende Moral der Mutterliebe ist ein Produkt der gesellschaftlichen Entwicklung und wird letztlich im Sinne des Erhaltes des Kleinfamilienmodells funktionalisiert.

„Eine Mutter gibt ihr Kind nicht weg. Das ist unnatürlich, es widerspricht der Mutterliebe, die wir gemeinhin für einen angeborenen Instinkt, für einen weiblichen Trieb halten.“ (Sieber/Stamer 1996, S. 187) Dieses Zitat charakterisiert die gegenwärtig noch anzutreffende gesellschaftliche und soziale Position und Stigmatisierung der leiblichen Mütter als „Rabenmutter“, die sich von ihrem Kind trennt oder die Stigmatisierung als Frau, die in ihrer ureigensten Rolle versagt. Gegenüber den Vätern war und ist die Gesellschaft toleranter. Ihnen wird dieser natürliche Instinkt weniger stark zugeschrieben. Den Vätern wird im Adoptionsfreigabeprozess weniger Aufmerksamkeit gewidmet oder sie werden generell „entschuldigt“. Wiemann (1993, S. 35) meint, dass Vätern historisch für die Schwangerschaft keine Schuld zugeschrieben wird und diese aus ihrer Elternpflicht entlassen oder häufig überhaupt nicht wahrgenommen werden. Den Männern billigt man bezüglich der Rollenzuweisungen und Muster unserer Kultur auch zu, dass sie für das gezeugte Kind keine Verantwortung übernehmen müssen. Und die abgebenden Mütter übernehmen häufig die gesellschaftlichen Spielregeln. Sie nehmen die Partner häufig nicht in die Pflicht und wollen sich auch den Verletzungen und Konflikten einer gemeinsamen Entscheidung nicht stellen. Oft teilen die Frauen die Schwangerschaft dem Erzeuger nicht mit und wollen mit dem Mann, der sie verlassen und verletzt hat, nichts mehr zu tun haben.

Abgebende Eltern und auch deren Angehörige leben im Wissen und Fühlen um den Verlust und den Abschied vom Kind. Oft haben diese Mütter Schuldgefühle. Hinzu kommt das Gefühl, von den Adoptiveltern auch in sofern abhängig zu sein, da diese bestimmen, ob, was und wann das Kind etwas von den leiblichen Eltern erfährt. Abgegebende Eltern fragen auch nicht nach dem Kind, weil sie sich nicht berechtigt fühlen und ihre weitere Berechtigung an Informationen auch ursprünglich im gesetzlichen Regelwerk und im Adoptionssystem nicht vorgesehen war (vgl. Wiemann 1993, S. 34).

Swientek (1993, S. 129) analysiert in einer Untersuchung von abgebenden Müttern deren Interesse an ihren Kindern und deren Erwartung an ein Wiederfinden. Die überwiegende Mehrheit der leiblichen Mütter hatte ein starkes Interesse am Wohl-

ergehen des Kindes. Diese Frauen wollten auch wissen, ob ihre Entscheidung dem Wohl des Kindes diene, wie ihr Kind jetzt aussieht, wie es sich entwickelte und es das Leben jetzt meistert. Des Weiteren dominiert einerseits das Grundbedürfnis, sich gegenüber dem Kind selbst zu offenbaren, ihre Entscheidung dem Kind gegenüber zu begründen, um ihre Schuldgefühle dem Kind gegenüber zu verringern. Es besteht aber auch Angst vor dem Vorurteil oder der Verurteilung, gerade auch von ihrem Kind als schlechte Mutter, als Rabenmutter beurteilt zu werden. Bezeichnend für abgebende Eltern ist nach Auffassung von Swientek (1993, S. 129) und nach Paulitz (1997, S. 94) die Tatsache, dass leibliche Eltern oder Mütter die Realität Adoptionsfreigabe akzeptieren und den Adoptiveltern das Kind nicht wegnehmen wollen.

In der Adoptionsliteratur findet sich übereinstimmend die Position, dass nie nur ein Grund zur Adoptionsfreigabe vorliegt. Hoksbergen/Paulitz/Bach/Marx (2000; S. 252ff.) verweisen darauf, dass empirische Daten und Ergebnisse von abgebenden Eltern in der „Dritten Welt“ und von Osteuropa nicht vorliegen. Auch über die biologischen Väter ist fast gar nichts bekannt. Nach vorgenannten Autoren liegen jedoch Forschungsergebnisse der westlichen Welt³⁶ und von Napp-Peters (1978) als bekannteste und erste empirische Forschung in Deutschland vor. Napp-Peters (1978, S. 261f.) hat herausgefunden, dass neben Krankheit, Behinderung, Obdachlosigkeit, Gefängnis als Gründe und vor allem die wirtschaftlichen und persönlich-familiären Gründe bei weitem die wichtigsten Gründe der Adoptionsfreigabe sind. Swientek (1993, S. 167f.) benennt wirtschaftliche Gründe an erster Stelle, die mit sozialen Problemen gekoppelt sind. Ein wichtiger ergänzender Fakt ist, wenn die Frau während der Schwangerschaft vom Partner oder der Familie allein gelassen wird. Nach der Herausnahme der Kinder gegen den Willen der Mütter bzw. Eltern wegen Suchtproblematik, Verwahrlosung oder Kindesmisshandlung kommt es auch zu Adoptionsfreigaben. Und es gibt auch die Gruppe von Müttern, die sich nach reiflicher Überlegung und Abschätzung aller Alternativen freiwillig für die Adoption des Kindes entscheiden. Als Motiv für die Adoptionsfreigabe benennen Bechinger/Gerber (1993, S. 5) neben dem Hauptmotiv, dass sie allein gelassen wurden auch die Idealisierung der annehmenden Eltern. Das heißt, die Autoren vermuten hinter der Adoptionsfreigabe auch die Sehnsucht nach der idealen Mutter. Die Autoren Hoksbergen/Paulitz/Bach/Marx (2000, S. 255ff.) ergänzen als weitere Gründe den Druck von Verwandten im Kontext von wirtschaftlichen Motiven und wenn die ungewollte Schwangerschaft mit den Normen der Kultur oder denen der Religion der Herkunftsfamilie kollidiert. Bei ausländischen Müttern sind mit Bezug auf die Gründe der Adoptionsfreigabe auch der jeweilige Einfluss der Kulturen oder wiederum universal bei allen Müttern extreme Lebenssituationen³⁷ sehr wichtig. Auch ernsthafte psychische Probleme von Müttern durch den Verlust des Partners oder

36 Forschungen in Westeuropa (Bohmann 1970), von Winkler/Keppler (1984) aus Australien und von Brodzinsky (1990) aus den USA

37 Besonders am Ende des Vietnam-Krieges 1975 wurden plötzlich sehr viele vietnamesische Kinder nach USA, Australien, Neuseeland sowie in mehrere europäische Länder vermittelt. Die häufig ledigen Mütter sahen den Westen als beste Lebensmöglichkeit für ihre Kinder an (vgl. Hoksbergen/Paulitz/Bach/Marx (2000; S. 256)

Fendrich (2005, S. 284) verbindet die Statistikzahlen zu Beginn der 1990er Jahre mit Bezug auf Paulitz/Kletschka/Baer 2000, S. 8) zu der Aussage, dass durch die Unsicherheit der Umbruchsituation in den neuen Ländern zu dieser Zeit mehr Säuglinge zur Adoption freigegeben wurden

eines Kindes im Kontext mit anderen persönlichen Verhältnissen (z. B. Isolation) führt dazu, dass das jüngste Kind oft zur Adoption freigegeben wird. Hoksbergen/Paulitz/Bach/Marx (2000) beziehen sich auf Hrdy (2000), der die Untersuchungen von Fuchs (1984) bestätigt und darauf orientiert, dass unabhängig vom Herkunftsland und Kultur die biologische Einheit aus Mutter und Kind, die sich in der Schwangerschaft entwickelt, scheinbar überall gleich ist. Die Autoren vermuten eine endokrinologisch und neurologisch eingestellte Schwelle für mütterliche Reaktionen auf die Signale des Neugeborenen. Falls das Kind völlig unerwünscht ist, wirkt diese Schwelle wie eine Mauer für die Gefühle der Mutter und ggf. auch auf die hormonellen Reaktionen.

Nach der Adoptionsfreigabe müssen abgebende Mütter mit der Trauer und ihren Schuldgefühlen zurechtkommen. Es gibt leibliche Mütter, die nach meinen Erfahrungen als Adoptionsvermittler (trotz der Angebote) die Kontakte zur Adoptionsvermittlungsstelle nach der notariellen Einwilligung abbrechen. Paulitz (1997, S. 33, S. 116) resümiert, dass ein Grund dieser Abbrüche zum Adoptionsvermittler unmittelbar nach der Adoptionsfreigabe auch darin zu finden ist, dass diese Frauen nach dem erlebten Druck und der Ausweglosigkeit zuerst nur vergessen wollen. Zu diesem Zeitpunkt sind diese Mütter gegenüber einer Beratung oder Nachbetreuung eher ablehnend eingestellt. Auch Scham, das Bedürfnis nach Abstand und Ruhe, auch Angst vor Diskriminierungen des sozialen Umfeldes sind Gründe für den Rückzug der abgebenden Mütter. Gesprächsgruppen oder Selbsthilfegruppen für leibliche Eltern können helfen. Solche Gruppen kommen aus den vorgenannten Gründen in Deutschland selten zu Stande. Neben der umfassenden, unvoreingenommenen, vertrauensbildenden und nicht unter Zeitdruck stehenden Beratung bedürfen die abgebenden Mütter/Eltern auch das Erleben der Akzeptanz ihrer verantwortungsvollen Entscheidung, Begleitung im eigentlichen Adoptionsvermittlungsprozess und darüber hinaus fortlaufende Angebote (z. B. Begleitung des Vorbereitungsgesprächs in der Geburtsklinik und zum Notartermin „Adoptionseinwilligung“ mit dem Adoptionsvermittler oder durch eine andere vertraute Person, „Briefkasten Adoptionsvermittlungsstelle“ zur Weiterleitung von Informationen, Fotos).

Für den Adoptierten und für seine Identität und der Suche nach seinen natürlichen Wurzeln ist es ein tiefgreifender Verlust, wenn ihre Väter unbekannt bleiben. Auch den Müttern, die aus subjektiven Gründen den Namen des Erzeugers verschweigen wollen, sollte der Adoptionsvermittler die zukünftige Bedeutung für das Kind verständlich machen. Wenn abgebende Mütter im Adoptionssystem Wertschätzung und Verantwortung erfahren, werden diese Mütter auch die Daten des Vaters für das Kind festhalten und offenbaren (vgl. Wiemann 1993, S. 36).

Das Erleben der Respektierung und die Würdigung ihrer Entscheidung durch die Beteiligten und die Formen der offenen Adoption haben nach meiner Auffassung nicht nur auf die Psyche und dem Selbstwert der abgebenden Mütter/Eltern stabilisierende Wirkung, sondern sind auch ein entscheidender Ausgangspunkt der möglichen Beteiligung am Prozess der (späteren) Identitätsbildung des Kindes. Mütter/Eltern, die mit ihrer Entscheidung der Adoptionsfreigabe am Prozess Adoption beteiligt sind (durch Begegnungen mit den Adoptiveltern, durch Informationen, Abschiedsbriefe, Bilder etc.), müssen zum einen nicht ein Leben lang sich mit dem Nichtwissen des Entwicklungsverlaufes ihres Kindes quälen oder die Begegnung und Vorwürfe des Kindes befürchten. Diese Mütter/Eltern können aufgrund ihrer

Partizipation die Entscheidung besser mittragen. Sie müssen sich in der Angst vor den Vorwürfen nicht mit der Lüge und der Verfälschung der Realität (du wurdest mir weggenommen, ich wurde genötigt ...) gegenüber dem suchenden Kind legitimieren. Diese sich beteiligenden Mütter können durch die Möglichkeit der offenen Formen der Adoption einen entscheidenden Beitrag zur späteren Identitätsfindung der Adoptivkinder leisten. Aus diesen Gründen möchte ich das „Plädoyer“ der Autoren Wiemann (1993); Paulitz (1997); Oelsner/Lehmkuhl (2005) für die offene Adoption unterstützen.

Wenn abgebende Eltern später durch die Adoptionsvermittlungsstellen gesucht werden, gibt es nach Wiemann (1993, S. 48) unterschiedliche Erfahrungen. Manche leibliche Eltern melden sich schnell und sagen, dass sie schon immer auf ein Signal gewartet haben. Andere leibliche Eltern reagieren erschrocken und ablehnend oder auch überhaupt nicht. Viele sind jetzt seit Jahren verheiratet und haben ihren Partner nichts von dieser Vergangenheit offenbart. Andere haben das Kind in ihrer sozialen Umwelt als tot erklärt. Der damalige Auftrag im Adoptionsprozess hieß unsichtbar zu bleiben, zu vergessen und das Kind in der neuen Familie nicht zu stören. Viele Frauen können auch den vergangenen Schmerz nicht wieder aufreißen. Die Erfahrung der Autorin Wiemann (1993) als auch die meiner Adoptionspraxis zeigt, dass es hilfreich ist, diesen Frauen die Suche-Beweggründe des Adoptierten kurz zu erläutern und ihnen für ihre Entscheidung dann auch Zeit zu lassen.

Nach meinen Wahrnehmungen als Adoptionsvermittler aus der Praxis und im Kontext mit den sich zunehmend durchsetzenden Formen der offenen Adoption kommt weitere Bewegung in die einseitige, gesellschaftliche Wertung. Immer mehr Adoptionsvermittler orientieren sich an den Ergebnissen der Adoptionsforschung und an den Lebensbiographien von Adoptierten. In den 18 Jahren meiner praktischen Erfahrung als Adoptionsvermittler finde ich diese in der Literatur benannten einzelnen Gründe der Entscheidung Adoptionsfreigabe in der Praxis wieder. Mein zusammenfassendes Resümee lautet: Bei der Entscheidung, ihr Kind zur Adoption freizugeben, potenzieren sich für abgebende Mütter/Eltern die verschiedenartigen Entscheidungsbausteine (soziale, finanzielle, psychische Schwierigkeiten) zu einer Entscheidung von existenzieller Bedeutung. Es sind keine Rabenmütter, die sich leichtfertig und schnell von ihrem Kind trennen. Es ist im Gegenteil eine verantwortungsvolle, psychisch schwer belastende und anzuerkennende Leistung. Die offenen Formen der Adoption haben sich in der Praxis bewährt. Abgebende Eltern können im Kontext der Beteiligung gut akzeptieren, dass das Kind von ihnen einen Brief, ein Foto und gegebenenfalls ein späteres Kennenlernen für den weiteren Lebensweg in der Adoptivfamilie braucht. Diese abgebenden Eltern sind in der erfahrenen Wertschätzung und Beteiligung bereit, ihren unterstützenden Platz bei gleichzeitiger Akzeptanz der Trennung und notwendigen Distanz zum Kind im Adoptionssystem einzunehmen. Dabei ist es wenig hilfreich, die abgebenden Eltern in die Formen der offenen Adoption zu drängen. Nicht zum Selbstzweck der Selbstdarstellung einer „modernen Adoptionsvermittlungsstelle“ dürfen die Formen der offenen Adoption funktionalisiert werden. Die Chance liegt in der individuellen Erarbeitung der Möglichkeiten und Grenzen der Beteiligten. Diese Möglichkeiten und Grenzen sind dann kein „unumstößliches Gesetz“ sondern der vereinbarte und verbindliche Rahmen, der aber auch im Prozessverlauf erneut mit der Beteiligung aller verändert werden darf.

2.4 Die Situation von Adoptiveltern

In der Beratung von Paaren mit unerfülltem Kinderwunsch geht Thorn (1998) davon aus, dass der Prozess der Trauer und des Schmerzes über die biologische Kinderlosigkeit kein abgeschlossener, sondern ein sich in verschiedenen Lebenssituationen und Lebensstationen wiederholender Prozess ist. Adoptiveltern müssen bis zur Aufnahme eines Adoptivkindes die eigene Kinderlosigkeit wiederholt bearbeitet und reflektiert haben. Ausgangspunkt für die Alternative Adoption ist die Akzeptanz der Kinderlosigkeit (vgl. Thorn 1998, S. 59). Die Trauer um das nicht geborene eigene Kind sollten die Adoptiveltern immer wieder neu zulassen. Dies gilt für die individuelle Ebene als auch für die Paar- und Elternebene. Wenn das Paar Abschied vom leiblichen, nicht geborenen Kind genommen hat und sie sich selbst als wertvolle, selbständige Menschen wahrnimmt, erst dann sollten sie sich der Adoption zuwenden. Sie werden sich nicht mehr benachteiligt oder in der Elternrolle inkompetent fühlen und können ohne Konkurrenz zu dem nichtgeborenen leiblichen Kind die Beziehung zum fremden Adoptivkind gestalten (vgl. Wiemann 1993, S. 44). Diese Position bestätigt Swientek (1993, S. 14ff., S. 127) mit der klaren Aussage, dass Adoptiveltern sich bewusst sein müssen, dass das aufgenommene Kind nicht ihr leibliches Kind ist. Solange diese Realität den Selbstwert der Adoptiveltern nicht diskriminiert, sondern je selbstverständlicher Adoption von den Adoptiveltern als eine akzeptierte und natürliche Form der Familienerweiterung angenommen wird, werden sie sich damit identifizieren und darüber im eigenen Interesse als Adoptivfamilie und im Interesse ihrer Kinder mit Offenheit, Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit reden können. Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 32f.) verweisen darauf, dass die Körperlichkeit der natürlichen Schwangerschaft von Adoptiveltern nicht unterschätzt werden darf. Selbstvorwürfe über die ausbleibende Schwangerschaft helfen nicht, sondern ein Zulassen der Trauer. Dieses Betrauern wird Adoptiveltern näher an die Adoptiv-Elternschaft heranführen, als wenn die Bedeutung ignoriert oder intellektuell kompensiert wird.

Als Unterschiede zwischen biologischer Familie und Adoptivfamilie sind offensichtlich. Textor (1988) und Oelsner/Lehmkuhl (2005) verweisen auf die Konfrontation und schmerzhaft Erfahrung der eigenen Infertilität. Statt Selbstverständlichkeit der Schwangerschaft sind ein langer Instanzenweg und die „Eignungsprüfung“ Voraussetzungen für die soziale Elternschaft. Adoptivelternbewerber erleben für die Realisierung ihrer Familienpläne eine Abhängigkeit von anderen Personen. Hinzu kommt die Ungewissheit der Vermittlungschance. Hoffmann-Riem (1989) betont in diesem Kontext die damit verbundene Gefahr einer strategischen Interaktion mit dem Ziel der Erzeugung eines günstigen Vermittlungseindrucks. Die Unsicherheit der Bewerber resultiert u. a. daraus, dass die Adoptionsvermittler die „Eignungskriterien“ nicht aufdecken. Somit prüfen die Bewerber im Interaktionsprozess Worte, Mimik und Gestik der Adoptionsvermittler daraufhin, in wie weit die eigenen Interaktionen als befriedigend eingestuft werden. Weiterhin erleben Bewerber ein „Ausgeliefert-Sein“ an eine Vermittlungsperson und deren „Konzept von Elternwürdigkeit“. Mit der Umsetzung von Gruppenarbeit in der Adoptionsüberprüfung (BAG LJÄ 2006, S. 29) und dem Modell der gemeinsamen Adoptionsvermittlungsstellen wurde die Einzelarbeit einer Fachkraft in der Adoptionsvermittlung geändert und Teamarbeit und Teamentscheidung als Standard eingeführt. Auch das Adoptions-

vermittlungsgesetz (AdVermiG) fordert explizit das Fachkräftegebot³⁸. Neben diesem gesetzlichen Rahmen ist natürlich die Ausgestaltung durch den jeweiligen Menschen (mit dessen Biographie, Ausbildung, Übertragungen und Gegenübertragungen, Berufsethos, Empathie und Kompetenz in der Gesprächsführung) ausschlaggebend.

Als Motive für die Adoptionsbewerbung benennt Textor (1988, S. 6f.) mit Bezug auf verschiedene empirische Untersuchungen als vorherrschend die Infertilität eines oder beider Partner, weiterhin Fehlgeburten oder Erbkrankheiten, den Wunsch nach Familienerweiterung eines zweiten Kindes bei gesundheitsgefährdender oder ausbleibender zweiter Schwangerschaft, weiterhin die Suche nach Ersatz eines verstorbenen Kindes oder den Versuch, eine konflikthafte Ehe zu retten, auch den Wunsch, die eigenen elterlichen Qualitäten zu beweisen oder die Suche nach Liebe oder einem Liebesobjekt. Mit den Motiven der Realisierung des ausbleibenden Familienkonzeptes und der Ich- und ehezentrierten Motiven ist eine gewisse Instrumentalisierung des Kindes verbunden. Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 57f.) benennen die Pluralität der Motive, die von humanitär-ethischen Motiven, über religiös-politische Anliegen bis zum Spielgefährten für das bereits vorhandene Kind reichen. Oelsner/Lehmkuhl (2005) behaupten, dass unabhängig von der Motivation zur Adoption immer auch bei den beteiligten Erwachsenen Wünsche aus der eigenen Biographie mitschwingen. Bedeutsamer als die moralische Bewertung ist das Wissen um diese unsichtbaren Mechanismen. Wenn das Kindeswohl erfüllt ist, dann sind diese heimlichen Motive eher zweitrangig. Es geht um die Bewusstmachung dieser individuellen Facetten für die gravierende und auf Dauer angelegte Lebensentscheidung Adoption. Durch das Wissen und die Bewusstheit dieser heimlichen Motive schützen sich die Eltern und das Kind davor, dass sich diese Motive verselbständigen, eine völlig unerwünschte Richtung einnehmen oder sich die Eltern erneut verstricken. Elterliche Projektionen gibt es selbstverständlich auch bei leiblichen Kindern. Bei der Adoption liegt das Risiko jedoch darin, dass die Adoptiveltern sich ein Kind aussuchen können. Wenn dies nicht ausreichend mit dem Adoptionsvermittler thematisiert wird, besteht die Gefahr, dass unbewusste Erwartungen auf das aufzunehmende Kind übertragen werden. Denn für Adoptiveltern gelten auch die Gesetze der Geburt. Wenn sie sich für den Kindervorschlag entschieden haben, gibt es keine „Rückgabe“. Die Erkenntnisse über die eigenen, unbewussten Motive müssen später nicht zwangsläufig zum Abbruch führen. Die Bewusstmachung hilft, die Adoptionsziele neu zu ordnen.

In ihren Interviews findet Hoffmann-Riem (1989) weiterhin eine Machtlosigkeit der Bewerber gegenüber dem Vermittler. Die Kompetenz der Bewerber zur Planung von Familiengründung wird in Frage gestellt. Es entstehen Verletzungen bei den Bewerbern, wenn die eigene Konzeptionen von der Rolle des Kindes in der Familie vom Adoptionsvermittler entwertet und die kommunikative Vorbereitung sich auf die „Filterung der übergroßen Nachfrage“ reduziert. Auch die Frage an die Bewerber von der Vorstellung vom aufzunehmenden Kind enthält die Symbolik vom „Warencharakter des Kindes“. Diese Fragen bringen die Bewerber in den Konflikt

38 „(1) Für die Adoptionsvermittlung dürfen nur Fachkräfte betraut werden, die auf Grund ihrer Persönlichkeit, ihrer Ausbildung und ihrer beruflichen Erfahrung geeignet sind. ...“ (2) Die Adoptionsvermittlungsstellen sind mit mindestens zwei Vollzeitkräften oder einer entsprechenden Anzahl von Teilzeitfachkräften zu besetzen ...“ (§ 3 AdVermiG)

des Artikulierens eigener Wünsche und der beim Vermittler unterstellten Erwartungen. Dieser Konflikt beinhaltet dann Phantasien möglicher Sanktionierung offen bekundeter Wünsche oder Grenzen. Daraus resultieren häufig Zugeständnisse und eine Kompromissbereitschaft der Bewerber bezüglich des Lebensalters und der Geschlechtsbestimmung des Adoptivkindes. Somit kann die Auseinandersetzung und Reflexion des Familien- und Adoptionsplanes durch die Bewerber vernachlässigt werden. Parallel dazu besteht die Gefahr, dass Adoptionsvermittler auf Grund der Routinen und des Auftrags „Zum Wohl des Adoptivkindes“ der Perspektive der Bewerber weniger Bedeutung zumessen. Um eine strategische Interaktion zu minimieren, sollte eine rationelle Verfahrensabwicklung mit schneller Klarheit über den Kindermangel vermieden werden. Die Konfrontation mit den geringen Chancen der Vermittlung und mit den statistischen Vermittlungszahlen erleben Adoptiveltern in dem ersten Informationsgespräch als Versuch der Abschreckung. Vielmehr brauchen Adoptivelternbewerber davor den Raum nach Darstellung und Realisierung des eigenen Biographieentwurfes mit der Möglichkeit der Offenlegung der eigenen Wünsche und Erwartungen. Durch die offene Selbstdarstellung, durch die schrittweise und realitätsgerechte Erarbeitung von Wünschen, Erwartungen und Möglichkeiten, durch die Vermittlung von Informationen und durch Selbstreflexion können die Bewerber zur Klärung ihres Adoptionsplanes angeleitet werden. Zur Adoptionsvorbereitung gehört auch, dass Adoptiveltern ihre emotionalen Schwächen und Stärken überprüfen und sich gegenseitig zur Verfügung stellen, anstatt mit vorge-täuschter Selbstsicherheit die Unsicherheiten zu übergehen oder die Auseinandersetzung über die eigene Kinderlosigkeit zu vermeiden. Empathie kann nicht eingefordert und geplant werden. Auf die Notwendigkeit von Empathie muss jedoch bewusst aufmerksam gemacht und dies ggf. auch erarbeitet werden. Bei der Vorbereitung und dem Leben als Adoptionsfamilie geht es nicht vordergründig um vernunftbetonte „Macher-Qualitäten“, auch nicht um die ausschließliche medizinische „Rundumversorgung“ oder die Organisation von Sprach- und Motoriktraining des Kindes. All das ist sicherlich notwendig. Es geht um Liebe, Fürsorge, Geborgenheit und um neue tragfähige Beziehungen und Bindungen. Die Erwartung an die soziale Elternschaft orientiert sich darauf, dass die Bindungen zwischen Annehmenden und Kind denen einer leiblichen Eltern-Kind-Beziehung entsprechen. Neben der Vermittlung und Aneignung der rechtlichen und formalen Rahmenbedingungen, der Thematisierung der familiären Bedingungen und Belastungen geht es in der Adoptionsvorbereitung um die selbstkritische Überprüfung der eigenen Wünsche, Voraussetzungen und Motive der Adoptiveltern. Hier sind die Einzelperson und das Paar in der Eigenverantwortung gefragt. Es hat sich auch immer wieder erwiesen, dass Adoption als „Partnerkitt“, das Adoptivkind als „Spielkamerad“ für das eigene Kind nicht funktioniert. Zur Adoptionsvoraussetzung gehören auch die Bereitschaft und die Fähigkeit zur Selbstreflexion und zur Reflexion sowie die vorausschauende Auseinandersetzung mit den Erkenntnissen und dem Wissen über Adoption (vgl. Textor 1988, S. 6f.; Hoffmann-Riem 1989, S. 81 ff., S. 260f.; Oelsner/Lehmkuhl 2005, S. 144ff., S. 164ff.).

Bei dem Kindervorschlag müssen sich Adoptiveltern (entgegen der Schwangerschaft und dieser Vorbereitung auf ein Kind) in kürzester Zeit entscheiden. Adoptiveltern fehlt somit der Zeitplan, sowie Schwangerschaft und Geburt als Zeit der biologischen, emotionalen und psychischen Vorbereitung auf das Kind. Mit der

Aufnahme in die Adoptionsbewerberliste beginnt eine lange Zeit des Wartens, des Hoffens und der Ungewissheit. Da kein Zeitpunkt genannt werden kann, auch die Wahrscheinlichkeit der Vermittlung offen ist, können sich Adoptiveltern nicht auf die mögliche Elternschaft vorbereiten. Kommt dann der Kindervorschlag, ist dieses Angebot meist ein durch Belastung und Stress gekennzeichnet. Es entsteht ein Entscheidungszwang, der durch einen Handlungszwang (durch das Wissen über die Vielzahl der Bewerber, die lange Wartezeit, der erste Kindervorschlag) verschärft wird. Mit der Zeit reduzieren einige Adoptiveltern eigene Erwartungen. Die vorgenannten Faktoren der geringen Vermittlungen, hohen Bewerberzahlen und das Erleben langer Wartezeiten „verführen“ beim unerwarteten Kindervorschlag unter Umständen Adoptiveltern, sich von den in den Eignungsgesprächen inhaltlich erarbeiteten Vorstellungen hinsichtlich Alter, Geschlecht, vermutete Anlagen, Gesundheit des Kindes etc. zu entfernen (vgl. Textor 1988, S. 7f.). Der Entscheidungsdruck und die Gefahr der Fehlentscheidung oder des Abweichens von originären Wünschen, Vorstellungen und Leistungsgrenzen werden nach meiner Auffassung erhöht, wenn der Adoptionsvermittler in seiner Haltung selbst nicht impliziert als auch in den Vorbereitungsgesprächen nicht mit erarbeitet hat, dass ein „Nein-Sagen“ der Adoptivbewerber zur Einzelfallvorstellung erlaubt ist und diese Äußerungen Adoptiveltern sogar auszeichnet und sie sich dadurch nicht in der Adoptivbewerberliste „hinten anstellen müssen“.

Die Kennenlernphase und Aufnahme des Kindes ist gekennzeichnet durch einen völlig neuen Rhythmus, durch neue Rollen, unerwartete Ereignisse, Probleme und Fragen der Adoptiveltern, die auf die Gegenwart und Zukunft gerichtet sind. Retrospektive Fragen nach den natürlichen Ursprung, Verhalten und Persönlichkeitscharakteristika der leiblichen Eltern und Informationen über deren Familiensystem etc. geraten in dieser Phase in Gefahr, zu kurz zu kommen. Nach Textor (1988) und dessen Bezug auf empirische Untersuchungen erhalten Adoptiveltern häufig nur oberflächliche und oft einseitig positive Informationen über die leibliche Mutter, noch weniger über die leiblichen Väter, Großeltern und andere Verwandte. Um bestimmte Verhaltensweisen ihrer Kinder zu erklären, tendieren Adoptiveltern dazu, die Vergangenheit ihrer Kinder zu rekonstruieren. Meist wird jedoch diese Frage nach der Herkunft unter dem Druck von Gegenwartsproblemen gestellt. Andere Adoptiveltern haben gemischte Gefühle und befürchten, dass sie durch zu viele (vor allem negative) Informationen belastet würden (vgl. Textor, S. 9f.).

Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 114f.) verweisen auf die Annahmen und Erkenntnisse von Brodzinsky (1987). Danach ist Adoption sowohl für die Kinder als auch für die Adoptiveltern mit besonderen und ungewöhnlichen Konflikten verbunden. Die Bereitschaft der Adoptiveltern, diese Herausforderungen anzunehmen, bestimmt wesentlich den Erfolg oder Misserfolg der Problembewältigung. Eine bedeutsame Grundlage für die Lösung der Entwicklungsaufgaben stellt die sichere und vertrauensvolle Eltern-Kind-Beziehung dar. Diese bietet dann für Krisen und auftretende Belastungen das sichere Fundament. So ist es notwendig, dass Eltern sich mit ihren Erwartungen an die Möglichkeiten und Merkmale des Kindes anpassen. Haben z. B. Adoptiveltern nach der Aufnahme statt des erwarteten pflegeleichten Babys ein Schreikind, dann kann dies ggf. die Beziehung von Anfang an belasten. Diese Eltern, die ihre Erwartungen nicht ändern, fällt es schwer, angemessen auf die Bedürfnisse des Kindes zu reagieren. Nach Bernhard (1997, 2004) gehen die Adoptiv-

eltern mit hohen Erwartungen, Engagement und Verantwortungsgefühl in die neue Elternrolle. In manchem überbesorgten Verhalten von Adoptiveltern spiegeln sich die unbewussten und irrationalen Ängste wider, als Eltern nicht zu genügen oder das Kind wieder zu verlieren. In der Wartezeit vor der Aufnahme des Kindes prägen sich bei Adoptiveltern auch Sehnsüchte, Hoffnungen und Erwartungen auf ein Wunschkind aus. Weist das Kind dann Verhaltensweisen und Merkmale auf, die diesen Vorstellungen nicht entsprechen, können Beziehungsstörungen und Abbrüche die Folge sein. In dieser Desillusionierung greifen diese Adoptiveltern auf die biologische Ausstattung und die frühkindlichen Mangel- und Vernachlässigungserfahrungen zurück und fühlen sich überfordert. Nach Oelsner/Lehmkuhl (2005) bestehen für Adoptiveltern in den verschiedenen Altersstufen als zusätzliche Aufgaben die bewusste Veränderung ihrer Erwartungen, Nähe, Distanz und Wiederannäherung neu zu gestalten, nicht mit Angst, Abneigung und Schuldzuweisung zu reagieren und eine familiäre Bindung, Zugehörigkeit und familiäre Gemeinsamkeiten trotz trennender biologischer äußerer Merkmale zu entwickeln.

Mit der Aufnahme des Kindes und der gesetzlich vorgeschriebenen Adoptionspflegezeit³⁹ sind Adoptiveltern erst „Eltern auf Probe“. Im Gegensatz zu leiblichen Eltern müssen sich Adoptiveltern mit Reaktionen der Umwelt und mit der bevorstehenden Aufklärung des Kindes über seinen Status auseinandersetzen. Dies kann zu einer größeren Verunsicherung der Adoptiveltern in ihrer Elternrolle führen. Gleichzeitig kann durch die fehlende Vorbereitungszeit bei der Aufnahme eines Säuglings anfangs Angst und Unsicherheit erlebt werden. Da Adoptivmütter mit verschiedenen Segmenten der Mutterrolle bereits vertraut sind und somit eine gewisse Handlungskompetenz besitzen, gehen sie in der Regel leichter auf das Kind zu als Adoptivväter. Adoptivmütter entwickeln schnell Muttergefühle, manche auch Phantasien einer biologischen Elternschaft. Männer benötigen mehr Zeit und nehmen die Vaterrolle zumeist weniger schnell und spontan an (vgl. Textor 1988, S. 11f.). In meiner Adoptionspraxis stelle ich zunehmend fest, dass vorgenannte „Zurückhaltung“ der Adoptivväter nach einer bestimmten Zeit in aktiver Zuwendung und bewusster Einnahme der Vaterrolle umschlägt. Durch ein gewandeltes Rollen- und Werteverständnis, auch geprägt durch bewusstes „Erleben-Wollen“ des Säuglings- und Kleinkindalters oder durch materielle Überlegungen entscheiden sich nicht wenige Paare, die Elternzeit zu teilen bzw. dass Väter den Großteil übernehmen. Kucklick (2001) bezieht sich auf die moderne Väter-Forschung und stellt u. a. fest, dass die Vater-Kind-Beziehung gut ausgeprägt ist in Gesellschaften, wo Frauen gleichermaßen zum Unterhalt der Familien beitragen wie Männer. Das trifft sowohl auf die Jäger- und Sammlergesellschaften als auch auf die zunehmende Väterbeteiligung im 21. Jahrhundert zu. Ein Fazit der Vaterforschung: Nur mit der Ausnahme des Stillens sind Frauen biologisch prädisponiert, die besseren Eltern zu sein. Nicht biologische Anforderungen erzeugen die traditionelle Teilung elterlicher Verant-

39 „Die Annahme soll in der Regel erst ausgesprochen werden, wenn der Annehmende das Kind eine angemessene Zeit in Pflege gehabt hat.“ (§ 1744 BGB, Probezeit vor der Annahme)

Diese Zeit der Adoptionspflege dient dazu, den Prozess der Annäherung und Integration von Kind und Annehmenden zu vervollständigen. Die Dauer richtet sich nach dem Einzelfall. In der Adoptionspflegezeit soll ein Eltern-Kind-Verhältnis entstehen oder erkennbar sein. Bei Säuglingen und Kleinkindern wird die Adoptionspflegezeit kürzer ausfallen als bei älteren Kindern. Eine Adoptionspflegezeit von weniger als einem Jahr dürfe in den seltensten Fällen angemessen sein (vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter 2006, S. 32f.)

wortung, Zuwendung und Aktivität, sondern soziale Konventionen und Rollenzuschreibungen.

Die Erfahrungen zeigen, dass nach der Aufnahme vernachlässigte Kinder im fördernden Milieu schnell Entwicklungsrückstände aufholen. Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 64f., S. 130f., S. 143) sehen die Gefahr darin, dass bei einigen Adoptiveltern eine regelrechte „Förder-Euphorie“ mit dem Gefühl, dass alles machbar ist, einsetzt. Durch eine hilfreiche und fördernde Umgebung, durch die gute emotionale Beziehung zu den Adoptiveltern können die Auswirkungen früherer negativer Erfahrungen ausgeglichen werden. Das verleitet dazu, dass die Grenzen der Nachentwicklung übersehen oder Grenzen der Förderung als Realität nicht akzeptiert werden. Die Entwicklung steigt jedoch nicht immer linear weiter, erreicht ein bestimmtes Plateau und kann verharren. Das kann für bestimmte Adoptiveltern ernüchternd sein, zur Resignation führen und die guten sozialen und psychischen Ressourcen blockieren. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung, ob nun die genetische Ausstattung der Anlagen oder die Umwelteinflüsse für Entwicklung und Verhalten eines Kindes verantwortlich sind, ist nicht abgeschlossen. Adoptiveltern sollten im Vorfeld der Aufnahme für sich entscheiden, was ihnen bezüglich der Herkunft und der möglichen Vorgeschichte eines Kindes Angst macht und was sie nicht leisten können und sich entsprechend klar positionieren. Für die Adoption lässt sich mit Bezug auf diese Anlagen- und Umweltdiskussion grundsätzlich eine optimistische Kernbotschaft ableiten. Der genetische Einfluss sollte nicht vernachlässigt werden. Durch eine liebevolle, empathische Umgebung und Versorgung, durch eine unterstützende, wohlwollende und eindeutige Erziehungshaltung ist es jedoch möglich, die Entwicklung günstig zu beeinflussen. Adoptiveltern müssen wie alle Eltern nach der Aufnahme des Kindes jedoch auch lernen, die Signale ihres Kindes zu erkennen, zu verstehen und Doppeldeutigkeiten herauszufiltern. Das in die Familie hinzukommende Adoptivkind muss die neue Eltern-Kind-Beziehung als stabil und konstant erleben. Es ist durchaus hilfreich, wenn sich Adoptiveltern bei mit der Kindererziehung erfahrenen, befreundeten Familien und Großeltern anfangs „Übersetzungshilfen“ für die Signale des Kindes holen, um dann die Signal-Sprache ihres Kindes selbst besser zu verstehen.

Es gibt Adoptiveltern, die den Sonderstatus ihrer Familienform verneinen. Sie sehen sich als ganz normale Familien und glauben, dass ihre emotionalen Beziehungen, die Wertigkeit des alltäglichen Familienlebens und ihrer psychologischen Elternschaft größer sind als die adoptionsspezifischen Faktoren. Diese Adoptiveltern negieren und verdrängen die eigene Infertilität und die Tatsache Adoption, minimieren die biologischen Unterschiede und erleben das Adoptivkind wie ein leibliches Kind. Bei Säuglingsadoptionen wird dem Kind unter Umständen ein anderer Vorname gegeben und versucht, die Vorgeschichte auszulöschen. Diese Eltern geben sich der Illusion hin, eine alltägliche Familie zu sein. Dies scheint auf den ersten Blick eine leichtere, unproblematischere und befriedigende Position. Auf Dauer verursacht diese Verneinung der Wirklichkeit jedoch große Probleme. Über allem schwebt die Aufklärung über den Status des Kindes. Eine offene Kommunikation ist nicht möglich, das Adoptivkind kann sich mit seiner Situation nicht auseinandersetzen und spezifische Probleme von Adoptivfamilien werden nicht gesehen oder verdrängt.

Die von Textor (1988) einbezogenen empirische Studien (Kirk 1981, Knoll und Rehn 1984/85) zeigen, dass mit der Akzeptanz des Sonderstatus auch eine bessere

Kommunikation und eine größere Zahl von Gesprächen über die Bedeutung von Adoption erfolgt, größere Offenheit in der Familie, mehr Vertrauen und Solidarität praktiziert wird sowie eine geringere Konfliktneigung, ein höherer Zusammenhalt und mehr Selbständigkeit zu verzeichnen sind. Weiterhin bezieht sich Textor (1988) auf Hoffmann-Riem (1984), die mit der Akzeptanz des Sonderstatus eine bessere Verarbeitung der Infertilität durch die Eltern und damit eine andere Erzieherhaltung und Entwicklung der Kinder in Verbindung bringt. Das Kind wird als eine selbständige Persönlichkeit gesehen und behandelt. Natürlich ist auch das Gegenteil möglich. Mit Bezug auf Soronsky, Baran und Pannor (1982) und Aselmeier-Ihring (1984) konstatiert Textor (1988, S. 4f.), dass einige Adoptiveltern die Unterschiede zwischen leiblicher Familie und Adoptivfamilie überbetonen und somit auch eine „Normalisierung eigener Art“ verhindern und die Integration des Adoptivkindes erschweren können. Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 121f.) differenzieren mit Bezug auf Kirk (1964) zwei Bewältigungsmuster von Adoptiveltern. Die Gruppe der Eltern, die die mit der Adoption verbundenen Belastungen und Risiken verleugnen und die Gruppe der Eltern, die sich selbst und mit dem Kind mit den Adoptionsthemen aktiv auseinandersetzen. Hier werden das Wissen und die entsprechenden Emotionen, eine besondere Familie zu sein, zugelassen und auch reflektiert. Diese beiden Verarbeitungsvarianten schließen sich jedoch nicht gegenseitig aus, kommen in einer Familie je nach Lebensphase und Problemstellung abwechselnd oder parallel oder als Polarisierung vor. Wenn die Besonderheiten des Kindes durch Adoptiveltern stark hervorgehoben werden, hat es das Kind schwer, sich zu integrieren und zur Familie zugehörig zu fühlen. Reaktionen von Enttäuschung und Ausstoßung können beiderseitig auftreten. Auch die völlige Verleugnung und die ausbleibende Kommunikation zu den Fragen des Kindes nach der biologischen Herkunft sowie die überprotektive Fürsorge erzeugen Probleme. In den ersten Jahren nach der Adoption gilt es, eine stabile emotionale Basis, tragfähige Bindungsqualitäten und funktionale familiäre Interaktionen zu begründen. Hier bedarf es keiner Betonung des Adoptionsstatus. In den Familien, in denen die emotionale und soziale Integration weniger gut gelingt, neigen die Adoptiveltern zu der Überzeugung, dass die Ursachen dafür mit der Adoption bzw. den früheren Belastungen zusammenhängen. Auch hier bedarf es einer fachlich begleiteten Thematisierung statt Resignation und Ausstoßung, statt abgrenzenden und abrückenden Verhalten eine Grundhaltung, die Respekt und Kontakt aufrechterhalten. Das ist die besondere Herausforderung für die Adoptivfamilien in der mittleren Kindheit und Adoleszenz. Die Akzeptanz der besonderen Familienkonstellation Adoptivfamilie, die vertrauensvolle und warme Familienatmosphäre und die Haltung einer aktiven Bewältigung von Konflikten scheinen erfolgreicher zu sein als die erschwerenden Verleugnungstendenzen. Wenn Adoptiveltern offen und unverkrampft mit den Adoptionsthemen umgehen, dann kann das Kind diese Wahrnehmungen übernehmen, erlebt die Situationen als nicht belastet, muss sich nicht anders oder ungenügend fühlen und erlebt, dass seine Adoptiveltern zu ihm stehen.

Adoptiveltern sind häufig im Visier ihres sozialen Umfeldes Familie und Nachbarschaft, die ihr Handeln in Frage stellen. Manche Adoptiveltern fühlen sich wegen der Infertilität minderwertig, stellen ihre Elternrolle in Frage und bieten Angriffspunkte und können sich nicht autonom abgrenzen. Je früher Kinder über ihre Adoption erfahren, desto besser können sie sich damit auseinandersetzen und desto auf-

richtiger und tragfähiger gestaltet sich die Beziehung zwischen den Adoptiveltern und dem Kind. Wenn Adoptiveltern in Anwesenheit des Kindes gegenüber dritten selbstverständlich mit dem Status umgehen, dann hilft dies dem Selbstwertgefühl des Kindes (vgl. Wiemann 1993, S. 41).

Bei der Einstellung gegenüber leiblichen Eltern resümiert Textor, dass die meisten Adoptiveltern Sympathie, Verständnis und Mitleid für die leibliche Mutter empfinden, gegenüber den leiblichen Vätern eher gleichgültig oder negativ eingestellt sind. Manche Adoptiveltern fühlen sich auch von der leiblichen Mutter bedroht, erleben Neid auf die Fruchtbarkeit der leiblichen Mütter oder Trennungsangst bei den Fragen des Kindes nach den natürlichen Ursprung. Weiterhin wurde auch ermittelt, dass eine höhere Sympathie gegenüber den leiblichen Eltern mit einer Akzeptanz der Herkunftsfamilie im Zusammenhang steht mit einer geglückten Verarbeitung der Infertilität und dem frühen Ankunftsalter des Kindes. Die geglückte Verarbeitung der Infertilitätserfahrung hat Einfluss auf die Adoptionszufriedenheit, auf die Gesprächsbereitschaft über die Herkunftsfamilie, auf den Zusammenhalt und der Konfliktbewältigungsfähigkeit innerhalb der Adoptivfamilie. Bei einer missglückten Verarbeitung der Unfruchtbarkeit zeigen Adoptiveltern auch Probleme bei der Aufklärung des Kindes über seinen Status sowie bei der Sexualaufklärung. Die Pubertät des Adoptivkindes kann die Verletzung, die Trauer und den Schmerz der Infertilität wiederbeleben oder verstärken (vgl. Textor 1988, S. 9 - 15).

Entscheidend für die Bewältigung späterer Entwicklungsaltersstufen ist die Auseinandersetzung der Adoptiveltern mit den natürlichen Eltern und der grundsätzlichen Akzeptanz dieser genealogischen Wurzeln des Kindes. Wiemann (1993, S. 45) verweist in diesem Kontext, dass das Wissen, Fühlen, Denken, die Befürchtungen und das Erleben der Adoptiveltern mit Bezug auf die natürlichen Eltern den weiteren Verlauf prägt. Die Kinder sind die Kinder zweier Familien, zweier sozialer Welten. Mit zunehmendem Lebensalter entwickeln alle Kinder ihre Persönlichkeit und wollen sich in der Pubertät von den Eltern unterscheiden. Bei Adoptiv- und Pflegekindern besteht die Gefahr, dass dieser Anteil des Ablösungsprozesses ausschließlich auf die Herkunftsfamilie reduziert wird. Adoptiveltern müssen sich mit der Persönlichkeit und den Lebensumständen der leiblichen Eltern befassen und diese akzeptieren. Dann sind sie auch einem späteren Ablösungsprozess des Kindes gewachsen. Für Adoptierte ist es ein emotional bewegendes Ereignis, der leiblichen Mutter erstmals zu begegnen. Neben der Angst und Verletztheit wird auch manchmal das Gefühl der Befreiung empfunden. Adoptiveltern sollten selbstbewusst und ohne Angst der Konkurrenz der fremden Frau das Kind bei dieser wichtigen Erfahrung unterstützen (vgl. Wiemann 1993, S. 46).

Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 10, S. 166ff.) schließen sich dem Appell der Fachöffentlichkeit an, den Kindern die Wahrheit über Biographie und Status zu sagen. Gleichzeitig plädieren die Autoren für Offenheit gegenüber den Adoptiveltern und dem Umkehrschluss, auch diesen in der Adoptionsvorbereitung und beim Kinderwunsch über die möglichen Risiken und Dynamik der Aufnahme eines fremden Kindes die Wahrheit zu sagen. Nur wenn Adoptiveltern z. B. bewusst ist, wie radikal Bindungsstrukturen in der Pubertät in Frage gestellt werden können und welche Loyalitätskonflikte Adoptierte in dieser Entwicklungsphase ausagieren, dann können sie die Zumutungen und Tiefschläge aushalten. In der bewussten Vorausschau

liegt die Chance, die emotionalen Herausforderungen zu erkennen und zu bewältigen.

Im Jugendalter müssen alle Eltern mit wechselnden heftigen Gefühlen, mit Beziehungsaufnahmen und Beziehungsabbrüchen, mit einer starken Idealisierung und sprunghaften Einstellungsänderungen rechnen. Die Gesellschaft verlangt von den Jugendlichen neue Bewältigungskonzepte, Strategien, Verzicht und Entscheidungen in einer Vielfalt von Perspektiven oder die Bewältigung der zeitweisen Perspektivlosigkeit. Manche Jugendliche haben Hemmungen, ihre Ängste, Sorgen und Konflikte mitzuteilen. Bei Adoptierten kommt die erneute und intensive Auseinandersetzung mit dem biologischen Ursprung hinzu. Die Bewältigung von Konflikten und Belastungen gelingt vor allem dann, wenn innerhalb der Adoptivfamilie bereits in den vorangegangenen Entwicklungsphasen angemessene Strategien und Kompetenzen entwickelt und erprobt wurden. Von den Adoptiveltern werden Toleranz, Kommunikationsbereitschaft und kognitive Zuordnung der Themen statt ausschließliche emotionale Bedeutungszuschreibung verlangt. Ein konstantes, wohlwollendes und kommunikationsbereites Beziehungsangebot ist hierbei hilfreich statt in Dynamik der Konfrontationsspiralen zu verfallen.

2.5 Der Adoptierte

Alle Kinder durchlaufen allgemeine erzieherische Problemzeiten wie die Trotzphase, Schulkrisen und die Pubertät. Bei Adoptivkindern kommt noch eine unberechenbare Dynamik durch die verschiedenen Adoptionsthemen hinzu. Eltern und Kind sind dann häufig unvorbereitet und überrascht über die Erschütterungen, die extremen Kränkungen und über die Selbstwertzweifel (vgl. Oelsner/Lehmkuhl 2005, S. 9).

Manche Adoptivkinder haben oft ein Gefühl, dass seine Eltern sich lange Zeit ein eigenes Kind wünschten und sie somit nur ein Kind zweiter Wahl sind. Auch das heimliche Stöbern in den Adoptionsunterlagen erzeugt bei einigen Adoptierten den Gedanken und das Erleben, ein Kind zweiter Wahl zu sein. In der unreflektierten Entdeckung der Unterlagen lesen adoptierte Kinder und Jugendliche den sehnlichen Wunsch der Eltern nach einem Kind und ggf. von den reproduktionsmedizinischen Fehlversuchen. In diesen Situationen der Verletzung und des Alleinseins müssen die Verdrängungsmechanismen nicht ständig aktiviert bleiben, Anpassungsleistungen sind nicht nötig und die Realität kann mit anderen Augen wahrgenommen oder in das Feld der Verletzung gepflanzt werden. Die Fantasie, in der Ursprungsfamilie nicht gemocht, überflüssig oder störend zu sein, nimmt mit der Fantasie des „Nur-Ersatz-Kindes“ unter Umständen großen Raum ein. Es entsteht ein Gefühl des Mangels und der eigenen Unzulänglichkeit. Das ist u. a. eine Schlüsselstelle zwischen Adoptiveltern und Adoptivkind. Ausschlaggebend für das Gelingen der Adoption ist auch der Prozess, wie die Adoptiveltern die eigene Kinderlosigkeit bewältigt und auch darüber mit dem Adoptivkind kommuniziert haben. Bei den Adoptiveltern, die emotional voneinander entfernt sind, kann das Adoptivkind emotional die zentrale Beziehung ersetzen. Adoptivkinder sollen aber Kinder bleiben und Adoptiveltern nicht seelisch versorgen. Gegenteilig brauchen Adoptivkinder kompetente Eltern in der Elternrolle, die sich weiter ohne den Zwang der Umset-

zung des Kinderwunsches jetzt in der sozialen Elternrolle verwirklichen und ihre Ressourcen auf der Paarebene erneut entdecken. Missverständnisse und Probleme auf der Partnerebene und sich daraus ergebende, wechselnde Koalitionen mit dem Kind gefährden den Zusammenhalt der Familie (vgl. Bechinger/Gerber 1993, S. 7; Wiemann 1993, S. 39, S. 44; Oelsner/Lehmkuhl 2005, S. 20f., S. 41).

Bei Adoptierten stehen zu Anfang des Lebens zwei Mangel- und zwei Trauerprozesse. Der Mangel der Leiblichkeit und der Mangel an Normalität. Es wirken der Schmerz der Adoptiveltern, kein leibliches Kind zu bekommen und der Schmerz des Adoptierten, von den leiblichen Eltern nicht gewollt und getrennt worden zu sein. Adoptiert zu sein, beinhaltet in der Konsequenz die zwei konträren Lebenserfahrungen, abgegeben und aufgenommen worden zu sein. Bei Adoptierten lösen diese zwei Lebenserfahrungen in der bewussten oder unbewussten Selbstreflexion die Empfindungen der Dankbarkeit und der Kränkung aus. Der Adoptierte muss eine innerpsychische Balance herstellen und benötigt dazu die Hilfe der Adoptiveltern. Manche Adoptiveltern und Kinder verdrängen dann die bekannte Adoptivkonstellation. Bricht bei dem Adoptierten später die Sehnsucht nach Kenntnis der biologischen Wurzeln durch, erschrecken beide Seiten gleichsam über dieses Bedürfnis. Trotz Bemühen kann sich Fremdheit zwischen Adoptiveltern und Kind schieben und verschiedene Impulse von Distanz und unterschiedliche Ängste und Verlustgedanken entstehen lassen. Bei manchen Adoptiveltern droht das Lebens- und Familienkonzept zusammenzubrechen. Andere Adoptierte ahnen, dass mit einer ähnlichen destruktive Dynamik ihr Lebenslauf begann und reagieren bzw. reinszenieren mit Provokation und Heftigkeit die früheren Trennungserfahrungen. Die Chance besteht darin, das Fremde wahrzunehmen, nicht zu ignorieren und zu thematisieren (vgl. Wiemann 1993, S. 39; Oelsner/Lehmkuhl 2005, S. 10, S. 71).

In der ersten Entwicklungsphase des Kindes gewinnt das Kind die ersten zentralen Beziehungserfahrungen von Vertrauen und Sicherheit. Oelsner/Lehmkuhl (2005) benennen, dass die Vielzahl der empirischen Studien Nachfolgendes belegen. Die meisten Kinder, die innerhalb der ersten sechs Monate in die Adoptivfamilie kamen, konnten eine gute emotionale Bindung herstellen. Der Verlust der vertrauten Umgebung ist für das ältere Adoptivkind ein schwerer Einschnitt. Nach einem ersten Verlust der Bezugspersonen sind Kleinkinder in der Lage, Beziehungen auf neue Menschen zu übertragen und neue Beziehungen einzugehen. Nach dem erschüttertem Urvertrauen sucht das Kind in der neuen Beziehung nach Strategien, sich vor neuen Verlusten zu schützen. Oft wollen diese Kinder die Kontrolle über das Beziehungsgeschehen in der Adoptivfamilie erlangen, um so zur Sicherheit zu kommen. Weiterhin erleben Kinder das plötzliche Ausbleiben von Hunger, Verlassensängsten oder Schlägen als eine Erlösung. Andererseits tragen sie noch die Ohnmacht in sich, die vergangenen Situationen aus eigener Kraft nicht verändern zu können. Das Ergebnis kann eine pauschale Anpassung an die neuen Bedingungen sein. Bei einigen Adoptionen tritt Verdrängung statt Bewältigung ein. Gerade dann werden auch die Adoptionsthemen durch das Kind verdrängt. Zum einem um die Adoptiveltern nicht zu kränken und zum anderen als Selbstschutz (vgl. Wiemann 1993, S. 44; Oelsner/Lehmkuhl 2005, S. 16, S. 116).

Im Kleinkind- und Vorschulalter kommt es zu den ersten Autonomiebestrebungen des Kindes. Je sicherer und vertrauensvoller sich die neue Eltern-Kind-Beziehung entwickelt, desto angstfreier und konstruktiver kann diese Phase von beiden Seiten

wahrgenommen werden. Mit der Aufklärung des Kindes befürchten einige Adoptiveltern, dass eine Fremdheit oder psychologische Distanz entsteht. Die neuen qualitativen Bindungen können jedoch diese Aufklärung aushalten. Mit den altersspezifischen Entwicklungsaufgaben des Kindes nach Unabhängigkeit und Separation können bei den Adoptiveltern Gefühle von Angst und Enttäuschung entstehen. Im Schulkindalter setzen sich die Adoptierten mit dem Adoptionsstatus auseinander. Es entstehen die „Warum-Fragen“ bezüglich der Abgabe und der Aufnahme sowie Fantasien, auch Enttäuschung und Ärger über die Tatsache Weggabe. Die meisten Kinder stellen fest, dass es ihnen in der Adoptivfamilie gut geht und sie diese nie verlassen werden. Die Enttäuschung, von den leiblichen Eltern in Stich gelassen worden zu sein, erzeugt auch die Fragen, warum sie von ihren Adoptiveltern aufgenommen wurden, was an ihnen liebenswert ist und ob die Schattenseiten der Herkunftsfamilie in ihnen selbst fortbestehen. Bei einigen Adoptierten entstehen die Befürchtungen, auch von den Adoptiveltern in Stich gelassen zu werden. Somit testen die Kinder die Adoptiveltern und überprüfen häufig deren Verlässlichkeit und Zuwendung. Durch die Liebe, Sicherheit und Unterstützung der Adoptiveltern fühlen sie sich akzeptiert und zu der Adoptivfamilie zugehörig. Mit zunehmendem Alter verstärken sich erneut die Fragen nach den biologischen Eltern. Dies kann den Adoptierten aber auch die Adoptiveltern irritieren und verwirren. Auch wenn Kinder eine sichere emotionale Verbindung zu den Adoptiveltern aufgebaut haben, gibt es Phasen der Trauer und des Verlustes der biologischen Eltern. Sowohl für Adoptiveltern als auch für den Adoptierten kommt es darauf an, diese krisenhaften Zuspitzung und die Fragen als notwendigen Prozess der Bewältigung und Verarbeitung Adoption einzuordnen. Adoptiveltern sollten eine gelassene, wohlwollende und unterstützende Erziehungshaltung trotz der hohen Verunsicherungen und Irritationen entwickeln, die Sorgen und Zweifel ihres Kindes akzeptieren, den Trauer- und Verarbeitungsprozess angemessen begleiten und ihr Kind ermutigen, den entstandenen Fragen nachzugehen und Antworten zu finden (vgl. Swientek 1998, S. 90ff.; Oelsner/Lehmkuhl 2005, S. 116ff., S. 126f.).

Alle Adoptierten setzen sich mehr oder weniger intensiv, mehr oder weniger offen oder verdeckt, bewusst oder auch unbewusst mit ihrer abweichenden sozialen Situation und der Tatsache auseinander, dass sie in einer Familie leben, in der sie geliebt werden und zu der sie sich zugehörig fühlen und dass sie eine Familie haben, zu der sie nicht mehr gehören. Adoptierte Kinder erleben dies als Ausnahmesituation. Manche Kinder träumen von der leiblichen Mutter, fühlen sich wegen der Weggabe verletzt und gekränkt. Andere Adoptierte bekommen Wut auf die leibliche unbekannte Mutter oder versuchen, mit der Adoption und Weggabe fertig zu werden, indem sie von der bösen, schlechten Frau nichts wissen wollen. Im Streit mit den Adoptiveltern befreien sich manche von dem Ärger, indem sie dem Status benennen und dass die Adoptiveltern als „nicht richtigen Eltern“ ihnen gar nichts zu sagen haben. Andere teilen sich in schlechte Herkunftswelt und in die gute Welt der Adoptiveltern. Es gibt auch Adoptierte, die sich verantwortlich und schuldig fühlen, dass sie fortgegeben wurden. Sie versuchen, ihre Schuldgefühle u. a. in der Form zu bewältigen, indem sie die Verantwortung der leiblichen Eltern übernehmen wollen (vgl. Wiemann 1993, S. 38).

In den Fantasien der Kinder spiegeln sich die gewerteten Rollenverteilungen wieder. Adoptierte denken zuerst an die leiblichen Mütter oder geben diesen die Al-

leinverantwortung für die Trennung und für das Verlassen. Erst später denken sie über die leiblichen Väter nach. Ob ein Kind offen Fragen zur Herkunft stellt oder sich in Fantasien flüchtet oder den Ursprung negieren, hängt auch von dem Erleben des Kindes ab, wie Adoptiveltern auf die Fragen reagieren bzw. diese „verkräften“. Phasenweise ist für Adoptierte selbst das Thema tabu, weil sie mit den Tatsachen Adoption schwer zurecht kommen. Adoptivkinder fragen auch deshalb, weil sie ihre Ausnahmesituation der Adoption bewältigen wollen. Es gibt das Interesse und die Neugier nach der Frau, die sie geboren und fortgegeben hat. Ein anderer Teil der Frage wird durch die Dynamik der Adoptivfamilie ausgelöst. Der Prozess der innerpsychischen Integration der Ausnahmesituation Adoption wird auch dadurch bestimmt, wie die Adoptiveltern und ihr familiäres Umfeld von den abgebenden Eltern denken, fühlen und sich entsprechend dazu äußern. (Wiemann 1993, S. 36, S. 37f.)

Ebertz (1987) analysiert in ihren qualitativen Interviews, ob es Anhaltspunkte für kognitive Dissonanzen bei den Adoptierten im Zusammenhang mit dem Adoptivstatus gibt. Weiterhin fragt sie, inwieweit sich die Adoptierten im Selbstvergleich mit Nichtadoptierten als „anders“ und „nicht normal“ erleben. Die Befragten waren einerseits bestrebt, sich selbst und ihren Status als „normal“ darzustellen und bemühten sich, die von ihnen erfahrene Wirklichkeit Adoptivkind an den gesellschaftlich dominanten Normalitätsmuster von Familie zu orientieren und ihren Status und sich als „normal“ einordnen. Eine Selbstverständlichkeit muss jedoch nicht ständig legitimiert oder hervorgehoben werden. Daneben erfuhren und erlebten die Adoptierten eine Abweichung und Differenz zur „Normalität“. Das heißt, sie internalisieren wie Nichtadoptierte die Normalitätsmuster von Familie. Das gesellschaftlich dominante und von den Adoptierten selbst internalisierte Normalitätsmuster von Familie steht jedoch in Dissonanz mit dem Wissen um ihren eigenen Adoptionsstatus, es entsteht also die Dissonanz zwischen Geburt und Adoption. Als weitere Ergebnisse ihrer Untersuchung stellt die Ebertz (1987) fest, dass für Adoptierte das frühe Wissen über den Adoptivstatus sehr bedeutsam ist. Dabei kommt den Adoptiveltern die Aufgabe der Offenlegung des Adoptivstatus zu. Ihre Befragten suchten die Adoptiveltern als die Hauptkommunikationspartner über die Adoptionsthematik. Die Geheimhaltung des Adoptivstatus und das Ausweichen der Kommunikation gegenüber Freunden oder Verwandten findet Ebertz (1987) belegt und benennt dies dissonanztheoretisch betrachtet als Strategie der Adoptierten, sich vor neuen Dissonanzen oder einer Verstärkung bestehender Dissonanzen zu schützen. Diese Strategie der Vermeidung der Offenbarung Adoption dient dem Schutz vor Diskreditierungen. Nach Wiemann (1993) spiegelt oft die soziale Umwelt Schule und Verwandten, dass ihre Familiensituation anders ist, nicht der Normalität entspricht. (vgl. Ebertz 1987, S. 64, S.79, S. 91ff, S. 142ff.; Wiemann 1993, S. 39)

Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 113f., S. 126) benennen die Erfahrung, dass die Einstellung und der Umgang des Adoptierten mit der Adoption sich während der Entwicklung deutlich verändern kann. Jüngere Kinder sehen ihre Adoptiveltern überwiegend positiv und unkritisch. Die Fragen und Probleme der eigenen Identität verstärken sich in der Adoleszenz und Adoptierte können jetzt ihrer Adoption ambivalent und kritisch gegenüberstehen. Es gibt Adoptierte, die ein Rückzugsverhalten zeigen oder sich weniger aktiv damit auseinandersetzen. Obwohl diese Adoptierten eigentlich vermehrt emotionale Unterstützung und Hilfe benötigen, gelingt es ihnen

nicht, diese aktiv zu suchen oder einzufordern. Durch diesen nicht bewussten und unreflektierten Prozess verstärken sich Interaktionsprobleme und familiärer Stress. Wenn Adoptiveltern Probleme haben, einen engen und guten emotionalen Kontakt zu dem adoptierten Kind herzustellen, erhöht sich nach Oelsner/Lehmkuhl (2005) und deren Bezug auf Groza und Mitarbeiter (2003) das Risiko für Verhaltensauffälligkeiten erheblich. Das emotional unterstützende Familienklima sorgt für eine gute und soziale Entwicklung des Adoptierten und besitzt eine höhere Bedeutung als die Ereignisse vor der Adoption. Gute emotionale Beziehungen sind von elementarer Bedeutung. Überhöhte Erwartungen und Ansprüche wirken sich negativ aus. Diese kurz gefasste Erkenntnis muss Adoptiveltern bereits vor der Aufnahme des Kindes vermittelt werden. Dass sich die Einstellung des Kindes im Entwicklungsverlauf ändert, das müssen die Adoptiveltern beachten und dem Adoleszenten aktiv Kommunikationsangebote unterbreiten.

Bei allen Befragten findet Ebertz (1987, S. 143) Hinweise zur Vermeidung einer Offenbarung des Adoptionsstatus. Sie begründet es damit, dass Adoptierte schwer einschätzen können, wie der Gesprächspartner diese Offenbarungsinformation aufnimmt und weiter verwendet. Es besteht aus dem Erleben der Adoptierten die Gefahr, dass die Offenbarung identitätsbeschädigend missbraucht wird. Adoptierte müssen deshalb ständig das Vertrauen und die Verlässlichkeit der sozialen Beziehungen, der Kommunikationspartner hinterfragen, prüfen und die Auskünfte über den Adoptionsstatus steuern. Mit ihren Interviews findet Ebertz (1987) die Theorie von Festinger (1978, S. 40) belegt, dass Adoptierte danach streben, eine Zunahme von Dissonanzen zu vermeiden. Bereits vorhandene Dissonanzen sind Gründe für das Vermeidungsverhalten Adoptierter. Bei allen Befragten stellt die Autorin Vermeidungstendenzen fest. Neben der Vermeidung der Benennung des Adoptivstatus analysiert Ebertz (1987), dass einige Adoptierte auch die Erweiterungen oder Konkretisierung des Wissens um die Adoptionsgeschichte und des Wissens über die leibliche Mutter vermeiden und zwar deshalb, damit ihr Interesse keine Beziehungsstörung oder Kränkung bei den Adoptiveltern auslöst. Ein anderer Grund ist die Rücksicht auf die leibliche Mutter. Diese Adoptierten vermeiden das Risiko, die augenblickliche Lebenssituation der leiblichen Mutter zu stören und dann abgewiesen zu werden. Adoptierte haben auch Angst davor, dass die Suche und eine mögliche Begegnung weitere Dissonanzen auslöst oder befürchten, dass sie durch die Begegnung und direkte Konfrontation mit der leiblichen Mutter ihr bisher fantasiertes „Idealbilde“ zerstören. Weiterhin befürchten Adoptierte, dass sie nach dem Kennenlernen der leiblichen Mutter/Eltern ihre Identität und familiäre Zugehörigkeit neu ordnen müssten. Zusammenfassend konstatiert Ebertz (1987), dass das Vermeidungsverhalten den Adoptierten als klassische Dissonanzreduktionsstrategie zur eigenen Identitätssicherung und Identitätsbehauptung dient (vgl. Ebertz 1987, S. 138ff.).

Mit Bezug auf Fallrekonstruktionen verallgemeinert Wiemann (1993, S. 43f.), dass Adoptiveltern ihre soziale und emotionale Elternrolle vertreten sollten. Wenn sie sich in ihrer Adoptivelternrolle wertvoll fühlen, können sie mit Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen zum Status und zum Kind stehen, dass sie als wichtigste Bezugsperson braucht und liebt. Adoptivkinder benötigen Eltern, die mit Klarheit und Festigkeit Entscheidungen für das Kind treffen, die dem Kind Orientierung und klare Signale geben und ohne Schuldgefühle Grenzen setzen. Mit frühen Forderungen

des Kindes nach Kennen Lernen der leiblichen Mutter sendet das Kind auch die Botschaft, dass es die Unsicherheit und Hilflosigkeit der Adoptiveltern spürt, aber eigentlich Orientierung und Halt sucht. Diese Kinder prüfen weiterhin, wie die Adoptiveltern mit diesem ungeheuerlichen und Angst auslösenden Wunsch umgehen. Dieser Wunsch des Kindes darf von den Adoptiveltern nicht an die Adoptionsvermittlung delegiert oder die Verantwortung dem Kind überlassen werden. Das Kind benötigt die Hilfe der zentralen Bezugsperson Adoptiveltern. Nur die Schritte, die die Adoptiveltern mit dem Kind angstfrei gehen können, kann auch das Kind verarbeiten.

Jedes adoptierte Kind hat zwei Familien, deren Bindeglied es eigentlich ist. Je nach Lebensalter und Entwicklungsstand befinden sich die Adoptierten in unterschiedlichen Stadien der Auseinandersetzung und Bewältigung. Adoptivkinder sind nach Erhalt eines Fotos zunächst über Jahre zufrieden. Im aktiven Prozess der Suche zeigen Adoptierte Neugier, Ablehnungs- und Minderwertigkeitsfantasien sowie Trennungängste. Die Stärke der Bedürfnisse nach Informationen und ggf. Kontakte zur Ursprungsfamilie ist nach Paulitz (1997) von einer Vielzahl von Faktoren abhängig. Die Spanne reicht von der Mentalität des Adoptierten, von der Qualität des Adoptiveltern-Kind-Verhältnisses und der bestehenden emotionalen Beziehung, von der reinen Neugier und der Suche nach äußeren Ähnlichkeitsmerkmalen bis hin zum Bedürfnis des konkreten Einblicks in die persönlichen und sozialen Lebensverhältnisse der leiblichen Eltern (vgl. Paulitz 1997, S. 91f.; Wiemann 1993, S. 46).

Die Suche nach den Wurzeln beginnt häufig mit der Kontaktaufnahme mit der Adoptionsvermittlungsstelle. Dieser Prozess der Suche stellt gleichzeitig den Prozess der Reflexion der eigenen Lebensgeschichte dar, gehört also zum Prozess der Identitätsentwicklung. Der Adoptierte setzt sich mit den Fragen nach den Gründen der Adoptionsfreigabe auseinander. Die Suche des Adoptierten mit der Konsequenz der Kontaktaufnahme zu der leiblichen Mutter bedarf der Vermittlung und Begleitung durch die Adoptionsfachkräfte. Vermittlung heißt nicht Datenübermittlung, sondern einfühlsame und z. T. behutsame Gespräche mit den Beteiligten. Die umfassende, sensible Vorbereitung und die begleitete Begegnung von Adoptierten und leiblichen Eltern sind notwendig. Somit können Erwartungen umfassend thematisiert, Konflikte, Enttäuschungen oder Schockerlebnisse vermieden werden. Wenn Minderjährige die leiblichen Eltern kennenlernen wollen, müssen sich vorher die Erwachsenen getroffen haben und die Bedingungen für ein Treffen vorbereiten. Für minderjährige und erwachsene Adoptierte ist die Erlaubnis durch die Adoptiveltern bedeutsam, damit die Suchenden nicht in Loyalitätskonflikte und Schamgefühle kommen. Bei den Adoptiveltern, die ihr Kind auf dem Weg des Suchens begleiten, unterstützen und stärken, erleben die Adoptivkinder, dass die Adoptiveltern nicht nur seine sozialen und emotionalen, sondern durch die Erlaubnis und Unterstützung auch seine tatsächlichen Eltern sind. Das Adoptivkind erfährt somit die Tragfähigkeit und Qualität der Adoptiveltern-Kind-Beziehung (vgl. Paulitz 1997, S. 92ff.; Wiemann 1993, S. 47)

Neben dieser optimalen Form der durch die Adoptiveltern unterstützten oder wissenden Suche gibt es auch eine Vielzahl von Fällen, in denen Adoptierte ohne Wissen oder gegen den Willen der Adoptiveltern nach ihrem Ursprung suchen. Hier dominiert die Furcht, die Adoptiveltern zu verletzen oder es bestehen Verlustängste um deren Liebe und Zuneigung. Eine nur unvollständige Aufklärung oder ein be-

schädigtes Vertrauensverhältnis sind auch Ausgangspunkte für den Alleingang der Adoptierten. Manche Adoptivkinder suchen in der Pubertät auch unbewusst das vermutete Milieu ihrer Herkunftsfamilie. Das eigene, gesicherte Leben macht einigen Adoptierten Schuldgefühle gegenüber den leiblichen Eltern. Weiterhin fallen Heim- und Adoptivkinder durch den früh geäußerten Wunsch nach eigener Mutterschaft und Familie auf. Dahinter verbirgt sich die Sehnsucht, die eigene verunglückte Biographie zu rehabilitieren (vgl. Paulitz 1997, S. 93f.; Oelsner/Lehmkuhl 2005, S. 23f.).

Mit Bezug auf meine Erfahrungen als Adoptionsvermittler erlebe ich, dass eine Mehrzahl der suchenden Adoptierten sich zuerst auf Kontakte mit Geschwistern/Halbgeschwistern orientieren und erst später Begegnungen mit den leiblichen Müttern und ggf. Vätern anstreben. Dies scheint weniger gefährlich zu sein. Mit Bezug auf die Differenzierung der Kontakte behauptet Ebertz (1987, S. 137, S. 145), dass die Intensität der Suche durchaus von der Qualität der erlebten Eltern-Kind-Beziehung in der Adoptivfamilie abhängig ist. Je stärker diese Defizite in der Adoptivfamilie hinsichtlich der zentralen Schutzleistung für die Identitätsbehauptung erlebt werden und je mehr auf den Adoptivstatus bezogene Diskreditierungen außerhalb und erst recht innerhalb der Adoptivfamilie auftreten, desto entschiedener streben Adoptierte nach einem Wissen um ihren Ursprung auch in der Form der unmittelbaren Begegnung oder sogar einer „Reunion mit der leiblichen Mutter“ entgegen.

Hoffmann-Riem (1989, S. 249) formuliert die These, dass der Jugendliche Adoptierte das Wissen von seinem Ursprung unabhängig von der zwischen ihm und seinen Adoptiveltern erreichten Beziehungsqualität sucht. Auch Ebertz (1987, S. 88, S. 137) findet in ihren Untersuchungen ein generelles Bedürfnis nach genealogischer Klärung. Ebertz differenziert jedoch das Ursprungsbedürfnis nach den Kriterien des Verlaufes und der Ausmaße der Suche. Es zeigt sich dabei ein breites Spektrum von der einfachen Nachfrage und Information bezüglich der Daten (Alter, Aussehen, Name), über das Bedürfnis nach Fotos oder heimlicher Beobachtung bis hin zu dem konkreten Wunsch der direkten Begegnung oder auch der „Reunion“. Auch Paulitz (1997, S. 92) stellt dar, dass die Intensität der Kontakte mit den Mitgliedern der Ursprungsfamilie oder mit den leiblichen Müttern/Eltern von einmaligen Begegnungen, über lose Kontakte bis hin zum regelmäßigen Besuchen oder intensiven Unternehmungen reicht.

Nach Ebertz (1987, S. 153) zeigen alle Befragten in ihren Untersuchungen Interesse an ihrer Adoptionsvorgeschichte. Für Adoptierte ist dies ein Bestandteil ihrer besonderen Lebenswirklichkeit und ihrer Biographie. Adoptiveltern sollten im Hinterfragen der Vorgeschichte durch das Adoptivkind und in der Suche des Adoptivkindes nach seinem Ursprung keine Gefährdung oder das Scheitern der Adoptiveltern-Kind-Beziehung interpretieren, sondern diese Realität und Notwendigkeit als Prozess der Entstehung, der Klärung und Auseinandersetzung der Identität des Adoptierten ansehen. Scholz (1993, S. 40) sieht ebenfalls im Suchen des Adoptierten einen wichtigen Prozess der Identitätsfindung. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte vollziehen Adoptierte mit sich allein, mit den Adoptiveltern oder mit Hilfe professioneller Beratung und Unterstützung. Die Suche nach den leiblichen Verwandten ist ein Teil der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte

und dient letztlich der Findung der eigenen Identität und der Bewältigung der Identitätsprobleme.

Adoption ist nach Winnicott (2004, S. 174) immer eine besondere Familienkonstellation. Leibliche Kinder müssen Eltern für die Zeugung und Familie an sich nicht dankbar sein. Bei Adoptivkindern kann das eine andere Facette annehmen. Manche Adoptivkinder fühlen sich verpflichtet, zeigen Dankbarkeit und Anpassung. Das kann unter Umständen bei der späteren Suche nach den biologischen Wurzeln zu Schwierigkeiten führen. Manche heranwachsende Adoptierte forschen mit viel Energie nach den unbekanntem biologischen Eltern und den entwicklungsgeschichtlich frühesten Schichten der Beziehungsaufnahme. Trotz gelungener Adoption und tiefer emotionaler Bindungen bleibt die Neugier auf die leiblichen Eltern. Aus diesem bekannten Wissen plädiert Wiemann (2001) für den lebenslangen Dialog zwischen Adoptiveltern und Kind, dass Adoptiveltern eigene Trauergefühle und die Verlustgefühle des Kindes zulassen und das Adoptivkind nicht auf die Fragen des Kindes warten sollten. Die besondere Familienkonstellation Adoptivfamilie impliziert zusätzliche Aufgaben der Adoptiveltern, damit der Adoptierte mit deren Hilfe die Entwicklungsaufgaben Adoption bewältigt. Eine fachlich fundierte Vorbereitung auf die Adoption und die helfende Reflexion durch die Adoptionsvermittlungstellen sind dafür die Basis- und Ankerpunkte.

2.6 Bestimmte Verhaltensproblematiken Adoptierter

Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 77ff.) verweisen darauf, dass das Kind spürt, wenn ein bestimmtes Thema die geliebten Erwachsenen traurig macht. Für ältere Adoptivkinder kann es sehr entlastend sein, wenn es bestimmte traumatische Erlebnisse aus der leiblichen Familie im Rollenspiel wiederholt und bewältigt. Manche zuschauende Adoptiveltern halten das schwer aus. Sie sollten dieses Aushalten aber leisten und sich bewusst machen, dass diese Rollenspiele, selbst mit allen verbalen Heftigkeiten das Kind entlasteten. Das Adoptivkind wird diese Spiele nicht spielen, wenn es im Spiel die Adoptiveltern traurig erlebt.

Ein weiteres Phänomen besteht noch darin, dass die älteren Kinder, die bereits mehrere Beziehungsabbrüche oder Zwischen-Lebensstationen erlebten, als Überlebensstrategie eine Überanpassung entwickeln. Diese Adoptivkinder hatten bisher in den frühen Beziehungen als Baby nicht das Erleben des Vertrauens und der festen Bezugsperson. Das Kind spürt die Abhängigkeit und dass nichts als selbstverständlich und sicher gilt. Kluge Babys und Kleinkinder lernen schnell und passen sich aus Überlebensstrategie und dem Bedürfnis nach Sicherheit an. Das ist aber eine mühsam erarbeitete und aus taktischer Notwendigkeit sich ergebende Anpassung. Es fehlt das Vertrauen, das Sozialgefüge wird nicht verstanden und diese Überlebensstrategie Anpassung kann einen dauernden Anpassungsdruck auslösen, der sich später zu Zwanghaftigkeit, Affektausbrüchen und im Versagensgefühlen steigert. Die inszenierte Lebensstrategie Anpassung ist für diese Adoptivkinder letztlich die Reaktion auf Angst vor erneuten Beziehungsabbrüchen. Diese Adoptivkinder sind dann „Gefangene ihrer Anpassung“ (Oelsner/Lehmkuhl 2005, S. 79). Diese Anpassung erfolgt oft unbewusst und häufig aus der Angst vor Verlust und mit dem Ziel, den Adoptiveltern gefallen zu wollen. Es gibt auch Adoptiveltern, die nach dem

„Prometheus-Effekt“ handeln. Das heißt, sie wollen ihr Kind „formen“, um die Strapazen der Elternschaft auszuhalten. Die Umkehrseite besteht darin, dass einige Adoptivkinder unbewusst aus der Dank-Schuld sich verpflichtet fühlen und sich entsprechend der Form-Erwartung nur noch so verhalten. Gleichzeitig erwarten diese Kinder eine Verpflichtung der Adoptiveltern, sich immer gut um sie zu kümmern. Es entsteht eine sich selbstverstärkende Dynamik mit der Gefahr der krankmachenden Überanpassung. Die Anpassung des Kindes sollte von den Adoptiveltern grundsätzlich nicht mit Argwohn sondern mit Lob und Freude begegnet werden. Denn Anpassung an soziale Systeme und Gesellschaft ist in bestimmtem Grade notwendig. Es geht jedoch um die Gewichtung der notwendigen Anpassung als Teil-Leistung und nicht um die Überbewertung und den Maßstab als Anerkennung und Liebeszuwendung (vgl. Oelsner/Lehmkuhl 2005, S. 83ff., S. 136).

Ebertz (1987) benennt im Kontext mit der Identitätsproblematik und mit Bezug auf die Autoren Tec und Gordon (1967, S. 402) sowie Herzka (1977, S. 103) die These vom Adoptionssyndrom. Kennzeichen dieses Syndroms sind psychopathologische Besonderheiten im Adoleszenzverlauf. Als Ursachen des Syndroms werden der psychologisch und sozial häufig belastete Schwangerschaftsverlauf und die Geburt des Adoptivkindes mit den damit zusammenhängenden prä- und perinatalen Risiken oder Schädigungen sowie Störungen durch häufigen Bezugspersonen- und Pflegeplatzwechsel und die frühe Deprivationserfahrungen angesehen. Ein ergänzender kausaler Zusammenhang ergibt sich auch aus den hohen Erwartungshaltungen der Adoptiveltern und aus den Ablehnungsreaktionen von Adoptiveltern, wenn sich diese Erwartungen der Adoptiveltern in der gestörten Ich-Entwicklung des Kindes nicht erfüllen (vgl. Ebertz 1987, S. 30f.).

In diesem Zusammenhang von Fehlverhalten von Adoptiveltern bezieht sich Kühl (1990, S. 11) auf die Untersuchung von Jungmann (1980b, S. 11), der in dem vermeintlichen sozialen Anerkennungsverlust der Adoptiveltern durch öffentlich werdende familiäre Konflikte den zentralen Ausgangspunkt eines Teufelskreises sieht. Der Verlust sozialer Anerkennung (wegen der Fehlverhaltensweisen des Adoptivkindes) führt zu emotionaler Distanzierung der Adoptiveltern vom Adoptivkind. Das unangepasste Verhalten des Adoptivkindes verstärkt sich dann und hat wiederum die Verstärkung des Verlustes sozialer Anerkennung bei den Adoptiveltern zur Folge.

Kühl (1990) wendet sich differenziert dem Adoptionssyndrom zu und erfragt, ob mit Bezug auf die empirische Literatur tatsächlich ein Adoptionssyndrom, ein spezifisches, wiederkehrendes Störungsmuster bei Adoptierten auszumachen ist. Als Kennzeichen dieses Syndroms und mit Bezug auf die verschiedensten Forscher benennt Kühl Aggressivität (Trotz, Wutanfälle, Destruktivität), Dissozialität (Lügen, Stehlen, Weglaufen), Hyperaktivität, sexuell abweichendes Verhalten, häufige Bindungslosigkeit und Beziehungsstörungen unter Adoptivkindern und Störungen im Sozialverhalten. Plausible Erklärungsansätze für das Vorherrschen sozialer Störungen bei Adoptivkindern findet Kühl (1990) u. a. bei Huth (1982) und Talen/Lehr (1984). Adoptiveltern bringen diese vorgenannten abweichenden Verhaltensweisen des Kindes in Zusammenhang mit deren Abstammung aus sozial auffälligen Ursprungsfamilien. Die Adoptiveltern projizieren herkunftsadäquate Äußerungen, Merkmale und Verhaltensstrategien des Adoptierten ausschließlich auf den Ursprung. Durch diese weitgehend unbewussten oder durch die in Konfliktlagen be-

wusst geäußerten Zuschreibungen verhält sich das Adoptivkind dann tatsächlich den vermeintlichen Anlagen gemäß und wird somit zum Symptomträger der Familie. Kühl (1990, S. 11) resümiert, dass die dargestellten Erklärungsansätze zwar plausibel erscheinen, jedoch noch weiterer empirischer Abklärung bedürfen.

Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 123f.) benennen ebenfalls, dass Adoptivkinder häufiger in Beratungsstellen und Kliniken vorgestellt werden. Die besondere Bedeutung für den weiteren Entwicklungsverlauf bei Adoptierten haben die Lebensumstände vor der Adoption und das Alter des Kindes zum Zeitpunkt der Adoption. Neben diesen Faktoren Lebensalter und vorheriger Verlauf vor der Aufnahme sind nach Barnes (2004) die früheren Erfahrungen des Adoptivkindes mit Elternfiguren, das Verständnis und das Einfühlungsvermögen der Adoptiveltern für das Verhalten des Kindes und die aufnahmebereite warmherzige Umgebung des neuen Familiensystems ausschlaggebende Faktoren für die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben und Konflikten. Frühe Phasen der Vernachlässigung, die Dauer und das Ausmaß der Deprivation oder Vernachlässigung wirken auf die spätere Integration und Bindungsfähigkeit. Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 113) benennen repräsentative Studien (Brodzinsky und Steiger 1991), nach denen Adoptivkinder eine höhere Rate an Schul- und Lernstörungen aufweisen, öfter von neurotischen und emotionalen Auffälligkeiten oder Wahrnehmungsstörungen betroffen sind. Es soll auch bei Adoptierten stärker zu Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitätsstörungen sowie zu sozialen Auffälligkeiten und Impulskontrollstörungen kommen. Die Vielzahl der empirischen Studien zeigt jedoch ein heterogenes Bild. Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 125) verweisen mit Bezug auf Brand und Brinich (1999) und Miller et al. (2000) darauf, dass die erhöhten Symptome einiger Studien in anderen Studien nicht festgestellt werden. Die meisten Autoren warnen weiterhin davor, die Unterschiede zwischen adoptierten und nicht adoptierten Kindern zu stark zu betonen. Das adoptierte Kinder häufiger vorgestellt werden, liegt möglicherweise an der erhöhten Sensibilität und Vorsicht der Adoptiveltern gegenüber psychischen Belastungen und Symptomen. Die Hemmschwelle bei Adoptiveltern kann auch deshalb niedriger liegen. Adoptiveltern suchen eher Hilfe, weil das Adoptivkind nicht das leibliche Kind ist. Von vielen leiblichen Eltern werden auch heute noch notwendige psychotherapeutische Maßnahmen als Kränkung oder Versagen angesehen und die Annahme einer notwendigen Hilfe erfolgt häufig erst spät.

Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 112f., S. 132f.) betonen, dass seit ca. fünfzig Jahren die Entwicklung von adoptierten Kindern systematisch untersucht wird. Die empirischen Studien (beispielhaft mit Verweis auf Cohen 2002; Brodzinsky und Steiger 1991; Rutter et al. 1998, 2001 und 2004; Roy et al. 2000; O'Conner et al. 2000) zur psychischen Stabilität und Entwicklung von Adoptivkindern belegen ein erhöhtes Risiko für Verhaltensauffälligkeiten, soziale Fehlanpassung sowie Lernstörungen in der mittleren Kindheit und Adoleszenz. Übereinstimmung in den verschiedenen empirischen Studien besteht darin, dass die Zeitdauer von frühkindlichen Mangel- und Deprivationserfahrungen sich negativ auf das Bindungsverhalten auswirkt und die Risiken der Adoption erhöhen. Die genauere Betrachtung der Ergebnisse zeigt, dass nur 5 % der adoptierten Kinder von Entwicklungsbelastungen und Risiken betroffen sind. Die große Mehrheit der Adoptivkinder entwickelt sich unauffällig und gut integriert. Für die psychische Stabilität kommt der Akzeptanz, der Zufriedenheit mit dem Adoptionsstatus und dem Zusammengehörigkeitsgefühl mit der Adoptiv-

familie ein besonderer Stellenwert zu. Die in den Medien polarisierte Diskussion von selbstlosen Adoptiveltern und verantwortungslosen abgebenden Müttern verstärken die althergebrachten Vorurteile und wirken sich negativ auf das Selbstbild der Adoptierten und ihrer Rolle in der Gesellschaft aus. Es ist für das Gelingen der Adoption hilfreicher, auf die mit der Adoption verbundenen unbewussten Wünsche und verborgenen Hoffnungen, Enttäuschungen und Risiken hinzuweisen, im Vorfeld der Aufnahme des Kindes mit den erwachsenen Akteuren diese zu erarbeiten und im Prozess zu reflektieren. Die Pathologisierung oder unkritische, euphorische Betrachtung der Adoption hilft dagegen weniger.

Als zentraler Ansatz in der psychoanalytischen Erklärung der Identitätsproblematik Adoptierter steht nach Ebertz (1987, S. 31) das von Sigmund Freud (1966, S. 227-231) entwickelte Konzept des „Familienromans der Neurotiker“. Auch Harm/Strehlow (1997, 2004) beziehen sich auf Freud (1909, 2004) und Wieder (1977b, 1997, 2004). Jedes Kind im Alter von vier bis fünf Jahren erkennt mit zunehmender intellektueller Entwicklung Schwächen der eigenen, bis dahin idealisierten Eltern im Vergleich zu anderen Elternpaaren. In den Situationen erlebter Zurückweisung und Ablehnung durch die Eltern können beim Kind Fantasien entstehen, ein Stiefkind oder ein angenommenes Kind zu sein. Und in Wirklichkeit stamme es von mächtigen, vornehmen und gut bewerteten Eltern ab. Das Kind ist in dieser Lebensphase noch nicht in der Lage, einer einzigen Person sowohl beide Eigenschaften und gutes als auch schlechtes Verhalten zuzuordnen.

Wieder (1997, S. 40ff.; 2004, S. 42ff.) erläutert, dass frühkindliche Belastungen, Mutterverlust und Trennungserlebnisse eine dauerhafte, neurotische Wirkung auf die psychische Entwicklung haben können und schlägt deshalb ein langes Hinausschieben der Mitteilung des Adoptionsstatus als günstiger vor. Erwachsene Adoptierte sollten sich dann ohne Schuldgefühle auf die Suche nach der Vergangenheit machen. Diese Aussage bezieht sich auf die klassische Inkognitoadoption und aus dem Blickwinkel der klinischen Untersuchungen der Veröffentlichung des Artikels im Jahr 1977. Diese klinische Erkenntnis von Wieder (1997, 2004) stimmt mit der aktuellen sozialwissenschaftlichen Empirie überein, jedoch nicht die Schlussfolgerungen. Aus den Biographien von Adoptierten ist bekannt, dass unvorbereitete Offenbarungen und Fremdoffenbarungen zum Teil katastrophale, traumatische Folgen auf die Psyche und Identitätsbildung des Kindes haben. Auch Wieder (1997, S. 46f.) betont, dass Aufklärung kein Ereignis, sondern ein langsamer Prozess sein muss, der darauf ausgerichtet ist, dem Selbstwert des Kindes keinen Schaden zuzufügen. Erst wenn das Kind diese polaren Verhaltenszüge als zu den eigenen Eltern gehörig akzeptieren kann, endet der Familienroman. Was für leibliche Kinder Phantasie darstellt, ist für Adoptivkinder Realität der doppelten Elternschaft. Für die Entwicklung ist es förderlich, wenn es sich beim Kind verlässlich um Fantasien handelt, mit denen es spielt, die es aufgreifen, aber auch beliebig ablegen kann. Nach Harms/Strehlow (1997/2004) werden die Fantasien des Adoptivkindes in der Inkognitoadoption von der Realität überholt. Durch die frühe Offenbarung und die offene Adoption öffnet sich der Spielraum für die Fantasien wieder. Es gibt keine Realitäts-Überholung mit Schatteneltern, mit Projektionen, Befürchtungen und leiblichen Tabu-Eltern.

Analog zum Familienroman verweisen Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 99, S. 101ff.) auf die typischen Vorstellen der Menschen und auf die Fantasien „Was wäre, wenn

ich ein anderer wäre? Kinder fantasieren, wie es ihnen mit anderen Eltern erginge, ob sie im Krankenhaus vertauscht worden sind und anderes. Diese Fantasien sind manchmal Trost- und Fluchtfantasien und treten häufig im Vorschulalter auf. Im gesunden Fall begrenzen diese Gedanken sich auf ein Durchgangsstadium und verflüchtigen sich in den ersten Schuljahren. Manchmal erschrecken diese Fantasien die Kinder auch wegen des Verlustes an Geborgenheit. Beim Adoptivkind können diese Fantasien zum Konflikt werden. Das Kind findet Indizien, die ihm den anderen Ursprung bestätigen. Das Adoptivkind benötigt die Offenheit der Adoptiveltern, die ihm die Richtigkeit der Wahrnehmungen bestätigen. Das Wissen um die andere Herkunft kann manchmal auch subtile und komplexere Probleme auslösen, wie z. B. den unbewussten Auftrag. Für Adoptiveltern ist es dann schwer auszuhalten, wenn das zu ihnen gehörende Kind sich ganz anderen Aufträgen verpflichtet fühlt. Aber auch Wissen kann erneut Klarheit und Trost bringen. Diese Autonomieversuche gehören zu den Entwicklungsaufgaben aller Heranwachsenden und helfen, den Familienhorizont zu erweitern. Weiterhin tut das Adoptivkind etwas für sich, also aktiv im Loyalitätskonflikt mit der unbekanntenen Herkunft. Es hängt jetzt von der Souveränität der Adoptiveltern ab, diese Suche und Auftragserfüllung zuzulassen und nicht auszugrenzen. So wird das adoptivelterliche Band der Bindung am wenigsten gefährdet. An den Umbruchstellen der Persönlichkeitsentwicklung, in der Trotzphase des Vorschulalters und in der Pubertät sind Fantasien der Kinder bzw. Jugendlichen legitime Merkmale. Weiterhin ist es kein Ausdruck von Undankbarkeit, wenn Jugendliche nach der Suche nach erweiterten Wert- und Denksystemen sich zunächst intensiv mit ihrer eigenen Herkunftsfamilie beschäftigen. Erneut ist es hilfreich, wenn ein Adoptivkind den Ursprung und seine Fragen offen kommunizieren darf.

Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 37ff.) sprechen von der leiblichen Familie als „Schattenfamilie“. Und auch die liebevollsten Eltern können genervt reagieren und möchten die Kinder in manchen Situationen (natürlich nur für einen Moment) loswerden. In Konfliktsituationen spielen für die Kinder die „anderen“, zu denen man gehen soll oder will, nur eine momentane Rolle. Die Fantasie der Kinder instrumentalisiert die Herkunftsfamilie zur „Schattenfamilie“, die sequentiell zur Vision einer Alternative werden können. Die Autoren und Therapeuten Oelsner/Lehmkuhl schätzen die „Schattenfamilie“ als irrational aber hilfreich ein, da es zur Auseinandersetzung mit der Realität zwingt. Es ist nun einmal die Situation der Adoptivkinder, dass sie in einem vergangenen Zeitpunkt dieser Herkunftsfamilie zugehörig waren. Die verbale Entgleisung „Geh dahin zurück, woher du gekommen bist“ findet im Affekt bei streitenden Paaren unter Umständen statt und wird von den Erwachsenen als sehr verletzend erlebt. Für Adoptivkinder ist diese Botschaft ebenfalls höchst verletzend und höchst bedrohlich. Eine „reale Schattenfamilie“, die als Alternative angeboten wird, wirkt entwicklungsverzögernd. Es ist sehr bedeutsam, dass Adoptiveltern solche Drohungen nicht einsetzen. Im Umkehrfall erleben Adoptiveltern die Provokation des Kindes, dass es „zurückgehen will“, auch als bedrohlich und verletzend. Der Gedanke der Kinder, dass die Adoptiveltern ohne das Kind gar nicht mehr leben könnten, schützt davor, die noch psychosoziale Inkompetenz des Kindes als lähmende Ohnmacht zu erleben. Hilfreich kann das Wissen beitragen, dass diese Verwünschungen keine Ausschließlichkeit in Adoptionsverhältnissen findet, sondern allgemein typisch bei Affektentgleisungen in Beziehungs- und Erziehungspro-

zessen auffindbar ist. Wichtig ist, dass das Familiensystem die Spannung aushält und anschließend die sachliche, auch emotionale Auseinandersetzung sucht, um ein weiteres Miteinander ringt und Verletzendes zurückgenommen wird. Wenn in solchen Schwellensituationen statt Aushalten und Durchstehen eine Gedankenflucht oder gar Flucht einsetzt, dann bringen sich die Akteure um wichtige Beziehungserfahrungen. Die Kinder erleben z. B. keinen stabilen Zuwachs an Autonomie und die Adoptiveltern haben nicht das Erleben, dass Loslassen auch Beziehungs-Gewinn bringt.

Nach Ebertz (1987, S. 33) stellen andere psychologische Langzeitstudien die psychoanalytischen Konzepte in Frage. Mit Bezug auf Kohlberg (Kohlberg et al. 1984, S. 91ff.) konstatiert Ebertz (1987), dass die frühkindlichen Belastungen des Mutterverlustes, Fehlverhalten von Eltern, Trennungserlebnisse u. a. keine zwangsläufigen und dauerhaften neurotischen Wirkungen auf die psychische Entwicklung haben müssen. In dem Streben der Adoptierten nach Konkretisierung der Vorstellung von den leiblichen Eltern ist kein latenter neurotischer Konflikt und auch kein familialer Beziehungskonflikt zu sehen, sondern ein zentraler Schritt der kognitiven Verarbeitung des Status. Mit Wissen um den Ursprung erarbeiten adoptierte Kinder ihre Identität. Aus diesem frühen Wissen entwickeln die adoptierten Kinder die Kraft der Orientierung für ihre Ich-Identität. Swientek (1998, S. 90ff.) verweist in diesem Kontext darauf, dass die sozialen Zusammenhänge vom Kind erst in späteren Entwicklungsstufen verstanden werden. Und diese Werte übernimmt das Kind von den Erwachsenen oder anderen aus der sozialen Umwelt, wenn diese explizit geschildert werden. Vorher kennen die Kinder nur das Erleben der Bindungen im Familiensystem. Die Fragen des Kindes richten sich nach dem, was das Kind in der sozialen Umwelt aufgeschnappt hat und entwickeln sich Stufe für Stufe weiter. Es sei denn, das Kind spürt, dass die Fragen nicht gewollt sind, dass die Fragen die Eltern erschrecken oder nicht beantwortet werden. Swientek (1998) bezieht sich auf die Erfahrungen von Adoptiveltern. Kinder fragen bereits ab zwei Jahren ihre Eltern, woher denn die kleinen Kinder und woher explizit sie als Kind kommen. Bis zum Alter von ca. acht Jahren interessiert sich das Kind in erster Linie für sich selbst, auch für seine Verwandten und für seine persönliche Herkunft. In der Vorpubertät und Pubertät empfinden sich die Jugendlichen in größere Sozialsysteme eingebunden und suchen nach Orientierung und Position und die Fragen nach der biologischen Herkunft gewinnen erneut Bedeutung.

Bei Paulitz (1997, S. 25) findet man diese Erkenntnis der kognitiven Psychologie bestätigt, dass das Wissen um den Adoptionsstatus stabilisierend und identitätsbildend wirkt. Denn mit den Informationen, die das Kind seiner Entwicklungsstufe entsprechend erhält und aufnimmt, formt sich sein inneres Bild von den leiblichen Eltern. Wenn die innerfamiliäre Struktur stabil ist und ein Kind um die Liebe seiner Adoptiveltern nicht bangen muss, wird es sich produktiv mit seinem Status auseinandersetzen können. Wegen der fehlenden Blutsverwandtschaft werden sich souveräne Adoptiveltern nicht bedroht fühlen und ihrem Kind auch bei der Suche nach seinen Wurzeln behilflich sein.

Für Adoptiveltern gibt es keine Möglichkeit, die Adoption dauerhaft zu verheimlichen. Geschichten, Notlügen oder Lügen müssen erfunden und ständig erweitert oder fortgesetzt werden (vgl. Swientek 1993, S. 12ff.). Dieses Ausweichen, Vertuschen der Adoptiveltern auf Fragen des Kindes und die Lügenspirale bewirkt beim

Adoptivkind Misstrauen und das Gefühl, dass etwas nicht stimmt. Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 100f.) erweitern vorgenanntes. Das Bild der eigenen Identität des Kindes und das Wissen über seine Abstammung setzten sich aus dem Puzzle von vielen Wahrnehmungen zusammen. Für die Adoptivkinder ist die biologische Ähnlichkeit nicht das Entscheidende im Vergleich mit den Adoptiveltern, sondern das Vertrauen in die eigene Wahrnehmung. Die seelische Verletzung bei einer späten Aufklärung oder Fremdoffenbarung erfolgt durch die schockartige Unvermitteltheit der Botschaft und vor allem durch die Erschütterung des Vertrauens in die bisherige Wahrnehmung. Je mehr die unaufgeklärten Adoptivkinder unbewusst die Fremdheit spüren, desto mehr suchen sie nach äußerlichen Gemeinsamkeiten. Die Adoptivkinder sehnen sich danach, von diesen Wahrnehmungen die Echtheit des Kindschaftsverhältnisses abzuleiten. Mit der Spät- oder Fremdoffenbarung drängt sich förmlich die Frage auf, was stimmt denn sonst oder überhaupt noch, wenn das bisher Erlebte auf einmal nicht mehr wahr ist. Auf wen ist Verlass und ich selbst habe mich so geirrt. Die frühe Offenbarung kann das Schockverhältnis vermeiden, ist aber keine Garantie für Problemfreiheit.

Als heftige Krise in der Identitätsentwicklung wird durch die unterschiedlichen Autoren die Entwicklungsstufe der Pubertät und Adoleszenz hervorgehoben (siehe Gliederungspunkt 5.3). In diesen Krisen setzten sich die Adoptierten mit der erlebten Realität einer durchbrochenen bzw. nicht linear verlaufenen Lebenslinie und auch mit den Gefühlen auseinander, weggegeben worden zu sein. Neben den typischen Entwicklungsaufgaben ist diese Auseinandersetzung mit den Adoptionsthemen eine zusätzliche Aufgabe für Adoptierte, die dabei phasenweise Minderwertigkeits- und Wertlosigkeitsgefühle empfinden. Gefühle, durch Adoption auserwählt zu sein, sind wesentlich seltener. Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 109, S. 118f.) heben hervor, dass das Interesse an dem eigenen Ursprung sich in der Pubertät vehement zurückmeldet, viele Adoptiveltern eher passiv reagieren oder ohnmächtig dulden und die Jugendlichen umtriebiger aktiv agieren. Der Wunsch nach Kontakt scheint sich mit dem Mangel an Daten proportional zu entwickeln. Die Reaktionen reichen von der Mystifizierung, Glorifizierung, bis zur Verteufelung der Ursprungsfamilie. Die in der Adoleszenz hervorgerufenen Irritationen und Unsicherheiten wirken sich belastender aus, wenn die Fragen nach der eigenen Herkunft und somit auch die Orientierung an die eigene Rollenerwartung und an verbindlichen Normen und Werten unsicher bleiben. Wenn negative Vorbilder zunächst die fehlende Orientierung füllen, kann es zu einer erhöhten Aggressivität, Delinquenz oder Ablehnung der bisherigen familiären Strukturen kommen. Nach Scholz (1993, S. 39) zeigen sich in der Zeit der Pubertät und Adoleszenz Reaktionen im Spektrum von der Anpassung an die Adoptiveltern und an die soziale Umwelt, über offene Rebellion, Wegbleiben, Auszug bis hin zu einer Flucht nach innen oder Flucht in psychosomatische Krankheiten. Wenn die Adoption erst jetzt ans Licht kommt, kommt es häufig zu einem Schock, der heftige Auswirkungen und eine Verstärkung der Krisen hervorruft. Und je später die Adoptionskommunikation und der Schock einsetzen, desto stärker führt dies zu einem Vertrauensbruch zu den Adoptiveltern und manchmal zu einer unüberwindbaren Kluft.

Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 74f.) sehen in dem frühen Streben einiger Adoptierter nach Verselbständigung und eigenem Kinderwunsch als Hauptmotive die Dankbarkeit und die Kränkung. Das unspezifische Gefühl der Dankbarkeit überfällt beson-

ders Kinder, die in der Aufnahme und Erziehung durch die Adoptiveltern ein Opfer sehen und jetzt nach Wiedergutmachung durch die eigene Elternschaft streben, um die empfangene Liebe und Fürsorge weitergeben zu wollen. Aus dem einst ohnmächtigen Opfern Kind werden mit der Geschlechtsreife die aktiv Handelnden, die ein Kind zeugen oder gebären und es nicht abgeben. Häufig sind diese Adoptierten in dem gleichen Alter wie damals ihre Mütter. Andere wollen im Trotz und ihrer Phantasie der Umwelt zeigen, dass ihre leibliche Mutter es besser gemacht, wenn sie nur eine Chance bekommen hätte. So wie sie es jetzt besser machen. Die leiblichen Eltern zu entschuldigen, ist eine Möglichkeit, die Kränkung der Weggabe auszuhalten. Die andere Form besteht in der Beschimpfung und in dem verächtlichen Ignorieren der leiblichen Eltern. Beide Formen wehren Gefühle ab. Das Gefühl weggegeben worden zu sein und das noch viel schlimmere Gefühl nicht geliebt worden oder nicht liebenswert zu sein.

2.7 Offene Formen der Adoption

Bei der offenen Adoption⁴⁰ bzw. den offeneren Formen der Adoption wird die Anonymität der beteiligten Akteure insofern aufgehoben, dass der Adoptionsvermittler ein Treffen der abgebenden Eltern und der Adoptivbewerber organisiert und moderiert. Dabei werden die Familiennamen zunächst nicht offenbart. Nach meinen Erfahrungen in der Adoptionspraxis hat es sich bewährt, dass sich die Akteure mit Vornamen und in der dritten Person Singular anreden. Diese Begegnung findet vor dem Kennenlernen des Kindes und manchmal bereits während der Schwangerschaft der leiblichen Mutter statt. Das offene Gespräch hat für alle Beteiligten Vorteile. Abgebende Eltern erleben, dass sie bei der für sie „richtigen“ Entscheidung der Trennung vom Kind aktiv beteiligt sind. Somit können diese leiblichen Eltern die lebenslange Entscheidung Adoptionsfreigabe besser bewältigen und Schuldgefühle verringern. Die Adoptiveltern haben einen persönlichen Eindruck von der leiblichen Mutter, weniger Ängste und Unsicherheiten, können die Entscheidung Adoptionsfreigabe besser verstehen und dem Kind glaubhaft, aus den eigenen Wahrnehmungen heraus und weniger abstrakt später diese Situation und ein Bild von der leiblichen Mutter vermitteln. Weiterhin können die notwendigen praktischen Dinge besprochen werden wie z. B. der Rhythmus weiterer Treffen, die Form des fortlaufenden Informationsaustausches und ein Szenario für die mögliche Zufallsbegegnung. Das Kind erfährt Akzeptanz des Ursprungs und Wertschätzung beider Familien, kindgemäße Informationen, Fotos, erzählte Lebensgeschichten und kann sich offen mit der eigenen Geschichte in der Sicherheit der Adoptivfamilie auseinandersetzen. Abgebende Mütter wählen die Form der offenen Adoption auch bewusst deshalb, weil sie sich den Adoptiveltern mit ihren Motiven der Adoptionsfreigabe anvertrauen wollen. Und zwar in der Erwartung und Hoffnung, dass diese Eltern dem Kind später keine „Rabemutter“ als leibliche Mutter vermitteln. Diese Frauen wollen in der Verantwortung für ihr Kind, dass sie selbst aus verschiedenen Gründen nicht behalten können, zumindest aktiv beteiligt sein. Sie wollen die künftigen Eltern des Kindes wahrnehmen und aus diesen Gefühlen heraus die Entscheidung mittragen zu

40 Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter äußert sich zur offenen Adoption in den Empfehlungen (BAG der LJÄ 1994, S. 41; BAG der LJÄ 2003, S. 36; BAG der LJÄ 2006, S. 18f.)

können. Auch in dem Sinne, wenn später wiederkehrend die Trauer kommt, auf diese Situationen der ersten Begegnung und die Folgetreffen oder Fotos zurückgreifen zu können. Das Wissen und die fortlaufenden Informationen helfen diesen Müttern bei der Bewältigung des Verlustes und bei der Angstreduktion vor den späteren Begegnungen und Fragen des Kindes. Die Sicherheit und das Erleben, dass die Vereinbarungen eingehalten werden und Anfragen und weitere Begleitung durch die Adoptionsvermittlungsstelle möglich ist, helfen diesen Frauen. Das durch den Adoptionsvermittler moderierte Gespräch schafft Klarheit, baut Ängste ab und in der Wahrnehmung der fremden Hoffnungen, Befürchtungen und Ängste der Adoptiveltern können auch die eigenen Hoffnungen, Befürchtungen und Ängste der leiblichen Eltern kommuniziert und müssen nicht dauerhaft verdrängt werden.

Romanchik (1998) benennt als leibliche „Geburtsmutter“ die Vorteile für die Beteiligten des Adoptionsdreiecks. Als erstes betont sie die kindzentrierte Wirkung mit der Hervorhebung der Bedürfnisse des Kindes. Im Gegensatz zur Inkognito-Adoption haben Adoptierte der offenen Adoption die Möglichkeit, Informationen und Wissen über die genetische Herkunft zu erhalten. Für das adoptierte Kind sind die Antworten sehr nah und die Antworten der Geburtseltern sind ein unschätzbare Geschenk für das Kind. Auch mit der schwierigen Wahrheit ist es einfacher zu leben als mit dem Unbekannten. Wenn Adoptierte die Fragen in der offenen Form der Adoption beantwortet bekommen, werden sie feststellen, dass sie von ihrer Geburtsfamilie auch geliebt werden und die kleinen, bedeutsamen Zeichen symbolisieren, dass an sie gedacht und dass ihr gutes Aufwachsen den leiblichen Eltern nicht gleichgültig ist. Die Adoptiveltern haben mit der Form der offenen Adoption die Möglichkeiten, die Fragen des Kindes beantworten zu können, müssen keine Angst vor dem Unbekannten haben und können besser einschätzen, was ihre Anteile sind, die sie als Adoptiveltern dem Kind mitgeben. Die Vorteile der Geburtseltern bestehen darin, dass sie am Prozess der Weggabe vom passiven Beobachter zum aktiven Mitgestalter werden. Im Gegensatz zur Inkognito-Adoption ist der Verlust des Kindes in der Fortsetzung des Kontaktes gegenwärtig. Statt Vergessen zwingt die offene Adoption zu einer „gesunden Art bekümmert zu sein. ... Ein Teil einer erfolgreichen Lösung unseres Kammers ist das Gefühl der Zufriedenheit mit dieser Rolle. Indem wir eine besondere Beziehung zu unserem Kind haben, hilft es uns, an dem Punkt zu kommen, wo wir erkennen können, dass unsere Rolle als Geburtseltern ihm wertvoll ist.“ (Romanchik 1998, S. 10) Offene Adoptionen ermutigen auch, sich anders mit der Scham auseinanderzusetzen. Die Liebe zum Kind, die Sicherheit des Verhältnisses zu den Adoptiveltern vertreibt die Scham. Die Aussagen dieser abgebenden Mutter sind beispielhaft. Aber so vielfältig wie die Individualität des Menschen ist, so sollte auch nach meinen Erfahrungen als Adoptionsvermittler bei den Adoptiveltern keine idealisierten „Lehrbuch-Erwartungen“ erzeugt werden. Auch der zeitweilige Rückzug von Müttern oder der abrupte Abbruch der Kontakte sind möglich. Auch diese Entscheidung sollte akzeptiert und die „vorhandenen Schätze“ weiter gewürdigt werden.

Nach Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 40, S. 161ff.) bieten die offenen Formen der Adoption konstruktive Möglichkeiten. Es lösen sich jedoch nicht automatisch alle innerpsychischen und beziehungs-dynamischen Fragen in der Adoptivfamilie. Diesen Aspekten und den Fragen des Kindes sollte trotz der scheinbaren Klarheit durch die Adoptiveltern genügend Aufmerksamkeit gewidmet werden. Von den Erwach-

senen verlangen diese Formen der Adoption große Disziplin. Und zwar in dem Sinne, dass sich die jeweiligen Akteure nicht als voreilige Alternative anbieten oder missbrauchen lassen. Weiterhin ist die Auseinandersetzung mit der Herkunft für die Adoptivfamilie meist auch sehr anstrengend. Im Wissen über die Details und der z. T. negativen Rahmendbedingungen und Verläufe der Herkunftseltern, gilt es, diese nicht zu entwerten. Die Konkurrenz der leiblichen Eltern ist für Adoptiveltern auch insofern präsent, dass die leiblichen Eltern im Gegensatz zu ihnen zeugungs- und gebärfähig sind. Adoptiveltern müssen sich nicht gekränkt fühlen, wenn in bestimmten Lebensphasen das Kind Fotoalben oder Dokumente der Herkunftsfamilie sehr schätzt und eine besondere Bedeutung zukommen lässt. Manchmal werden diese Gegenstände auch wie Reliquien vom Kind in Ehren gehalten. Dies ist kein Ausdruck von Unzufriedenheit. In bestimmten Phasen müssen Mutterbilder vom Kind übergangsweise für die positive Selbstbildentwicklung auch idealisiert werden. Adoptiveltern sollen integrierende und versöhnende Formulierungen für die leiblichen Eltern dem Kind zur Verfügung stellen. Wenn das Adoptivkind einen souveränen Umgang der Adoptiveltern mit diesen Symbolen erlebt, wird es leichter die Ambivalenz der Zugehörigkeit zu beiden Familien bewältigen. In einem bewusst gestalteten Kontakt müssen keine „Schattenfamilien“ herumgeistern. Wo sonst Phantasien und Spekulationen den Raum ausfüllen, ist jetzt Klarheit und Erleben.

2.8 Babyklappen und anonyme Geburt

Nach Swientek (2001, S. 11ff.) entstand 1999 im bayrischen Amberg die Idee, für Findelkinder die anonyme Geburt einzuführen bzw. eine Auffangstation einzurichten, in der diese Frauen ihre Kinder abgeben könnten. In Europa werden seit Jahrtausenden Kinder ausgesetzt und getötet. Im 18. Jahrhundert befasste man sich im Recht, der Gesetzgebung und der Literatur umfassender mit diesem Thema und dieses Jahrhundert wurde dann als das „Jahrhundert des Kindsmordes“ bezeichnet. In Deutschland sanken die Zahlen der Kindstötung seit dem Ende des zweiten Weltkrieges mit der Anti-Baby-Pille, mit der Legalisierung des Schwangerschaftsabbruches und der juristischen, sozialen und emotionalen Aufwertung der nichtehelichen Kinder kontinuierlich auf einen sehr niedrigen Stand. Für Swientek (2001) drängen sich die Fragen nach dem Zeitpunkt, dem Ort und das Handlungsfeld Institution im Kontext Babyklappe und anonyme Geburt auf. Sie beantwortet es dahingehend, dass Mitte 1999 der Papst den katholischen Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen in Deutschland die Ausstellung der staatlich vorgeschriebenen Beratungsscheine für den Schwangerschaftsabbruch untersagte. Für die katholischen Beratungsstellen im Caritasverband und insbesondere für den Sozialdienst katholischer Frauen (SkF) brach ein nicht unerheblicher Arbeitsbereich weg. Also entstand anonyme Geburt und Babyklappe als neue Idee, die sowohl für das positive Image bedeutsam schien als auch eine zusätzliche Aufgabe darstellte. Die Idee wurde dann von den Medien transportiert und vom privaten Jugendhilfeverein „Sternipark“ in Hamburg als Initialzündung nach dem Auffinden eines toten Babys in einer Müllsortieranlage aufgegriffen. Der Verein „Sternipark“ eröffnete Deutschlands erste Babyklappe. Jedes Babyklappenkind wurde der Presse dargeboten, in verschiedenen Medien veröffent-

licht und ins Internet gestellt. Seit dem entstand deutschlandweit eine Babyklappen-Hysterie. In Hamburg und Bayern entwickelte sich die Idee Babyklappe weiter zu dem Projekt anonyme Geburt, um Frauen in ihrer Not zu helfen, unter medizinisch abgesicherten Verhältnissen entbinden zu können. Probleme sahen die Initiatoren in der Veränderung des Personenstandsgesetzes und in der Finanzierung. Die inhaltlichen Probleme wurden aus Mangel an Kenntnissen nicht gesehen und angemeldete Bedenken übergangen. Die Kritik von Swientek (2001) richtet sich darauf, dass mit Babyklappe und anonymer Geburt eine fachlich zweifelhafte Lösung für den Moment politisch und medienintensiv initiiert wurde. Ein Findel- und Adoptivkindschicksal ist aber für alle Beteiligten des Adoptionsdreiecks ein Lebenszeitschicksal. Babyklappen und anonyme Geburt sind keine Geburtsthemen, sondern Adoptions-themen für ein ganzes Leben und auch für die Folgegenerationen der Betroffenen von Bedeutung.

Sefzig (2001) spricht sich als „abgebende Mutter“ und Vertreterin des Netzwerkes Herkunftseltern gegen Babyklappen und anonymer Geburt aus. Sie argumentiert damit, dass Frauen vor und nach der Geburt umfassende Beratung und individuelle Unterstützung und Zeit benötigen, um eine verantwortliche Entscheidung zum Wohl des Kindes zu treffen. Das Kind mit seinen Bedürfnissen und Rechten steht im Mittelpunkt. Die Offenheit in der Adoption und ein respektvoller Umgang mit den Gefühlen und Bedürfnissen aller Beteiligten des Adoptionsdreiecks kann das gesunde Aufwachsen des Kindes bei den Adoptiveltern und gleichzeitig das Recht des Kindes auf Wissen um seine Herkunft absichern. In einer Presseerklärung kritisieren Swientek und Bott (2001) und eine Vielzahl von Unterzeichnern die Babyklappen und die anonyme Geburt dahingehend, dass es in Deutschland noch nie so viele individuelle Hilfsmöglichkeiten und kompetente Beratung für die Mütter in Notlagen gab. Heute ist es bekannt, dass die Babyklappen und die anonyme Geburt die Isolation und Perspektivlosigkeit der Mütter noch verstärkt, dass fast alle Adoptierte an ihrem Ursprung interessiert sind und viele auf Suche gehen, dass Adoptiveltern ohne Daten und Fakten die Fragen des Kindes schwieriger beantworten können. Swientek und Bott (2001) hypothetisieren, dass die Maßnahme Babyklappe und anonyme Geburt nicht die Mütter erreicht, die das Kind aussetzt oder tötet und lassen die Gegenargumente der Kindsrettung nicht gelten. Die Autoren und Unterzeichner plädieren für die offene Übergabe des Kindes mit der Feststellung der Personalien statt für die geheime Übergabe durch die Babyklappe.

Die fachlichen, rechtlichen und politischen Diskussionen und juristischen Entscheidungen über die Befürwortung oder Ablehnung der Babyklappen und anonymen Geburten sind noch nicht abgeschlossen. Schwarz (2003) unterstreicht, dass es juristisch um die Entkriminalisierung von Babyklappen und anonymer Geburt gehen sollte. Schwarz (2003, S. 34) verweist auf das Modell in Frankreich, bei dem das Recht auf anonymer Geburt respektiert und gleichzeitig durch soziale und psychologische Maßnahmen dahingehend flankiert wird, um die Interessen des Kindes an der Kenntnis seiner Abstammung Rechnung zu tragen. Es werden bestimmte Informationen über die Mutter und über die Umstände der Geburt dokumentiert, ohne deren Identität zu offenbaren. Die Befugnis der letzten Entscheidung hat jedoch die Mutter. Ein Anliegen aller gesetzgeberischen Aktivitäten in Deutschland sollte es sein, einerseits das verfassungsrechtlich durch Art. 2 Abs. 2 Satz 1 GG geschützte Recht auf Leben zu stärken und andererseits schwangeren Frauen eine Geburt unter

humanen Bedingungen zu ermöglichen. Die juristische Bandbreite wirft nach Schwarz (2003, S. 34) familienrechtliche, personenstandsrechtliche und strafrechtliche Fragestellungen und Regelbedarfe auf. Katzenmeier (2005) ergänzt die abstammungsrechtlichen Aspekte, verweist auf das Adoptionsrecht⁴¹ und hebt als Jurist die Bedeutung der offenen Formen der Adoption hervor, die durch die Babyklappe und anonyme Geburt konterkariert werden. Weiterhin sieht Katzenmeier (2003) den problematischsten Punkt im dem verfassungsrechtlich zugesicherten Recht auf Kenntnis der eigenen Abstammung, dass diesen Kindern verwehrt bleibt. Mit Blick auf den gesetzlichen Regelungsbedarf betont Katzenmeier (2005, S. 1138) dass ein künftiges Gesetz nach dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit sowohl Schutzvorkehrungen enthalten muss, dass die Identität des Kindes ermöglicht und möglichst auch dem Wunsch der Mutter nach Anonymität wahrt. Dies scheint der schwierigste juristische Regelungspunkt zu sein.

Das DIJuF-Rechtsgutachten (2008) betont, dass derzeit noch wissenschaftliche Befunde fehlen, ob durch anonyme Geburt und Babyklappe das Leben von Kindern geschützt wird und ob diese Frauen in den psychischen Ausnahmesituationen der Kindsaussetzung oder Kindstötung gar nicht erreicht werden. Daher scheint die Abwägung zwischen dem Recht des Kindes auf Kenntnis der eigenen Abstammung und seinem Recht auf Leben nicht möglich. So äußert sich auch der Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge (NDV 11/2003, S. 447ff.), dass ein psychologisch oder soziologisch gesicherter Erkenntnisstand bezüglich des Zusammenhangs zwischen anonymer Geburt und Babyklappe und dem Verzicht auf Kindstötung bzw. Aussetzung des Kindes nicht vorliegt. Die Zahl der Kindstötungen ist nicht zurückgegangen. Gleichzeitig müssen sich jedoch die Gesellschaft und der Gesetzgeber der veränderten Realität stellen und rechtliche Regelungen und Beratungsangebote schaffen. Der Kerngedanke eines sozialpräventiven Konzeptes der Unterstützung orientiert darauf, diese Frauen durch ein niederschwelliges anonymes Beratungsangebot sehr frühzeitig zu erreichen. Das Ziel besteht darin, dass sich diese Frauen mit ihrer spezifischen Lebenssituation unter Beratung auseinandersetzen, dass sie über mögliche Hilfsangebote mit der Zusicherung von Anonymität informiert werden und diese auch nutzen können. Dabei geht es um Kooperation und Vernetzung der Beteiligten (Schwangerschafts- und Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen, Kliniken, Jugendamt) und um Klarheit der Rollen, des Verfahrens, der Federführung und Weitergabe einzelner Prozesse. Nach den Erfahrungen des Deutschen Vereins (NDV) suchen die Frauen in erster Linie die Geheimhaltung von Schwangerschaft und Geburt gegenüber ihrem Umfeld und weniger um Anonymität gegenüber dem Kind. Das heißt, hier zeigt sich erneut die Angst vor der tradierten Stigmatisierung. Somit stehen die rechtliche Regelung und die Beratungsangebote im Fokus, die Frauen in diesen Notsituationen Vertraulichkeit ihrer Daten zusichert aber auch gleichzeitig den Grundrechten des Kindes auf Leben, Unversehrtheit und Kenntnis seiner Abstammung (z. B. schriftli-

41 Babyklappe und anonyme Geburt sind familienrechtswidrig. Das Recht sieht im abgestuften Modell der Eigenverantwortung, Annahme von Beratung und Hilfen zur Erziehung bis hin zur Adoptionsfreigabe die Pflicht der Eltern, so weit wie möglich ihrer Verantwortung für das Kind nachzukommen. Dieses System läuft Gefahr, durch einfache Kindesweggabe entwertet zu werden. Zur Adoption ist gemäß § 1747 I BGB die notarielle Einwilligung der Eltern notwendig. Wenn der Aufenthalt dauernd unbekannt ist, so ist nach § 1747 IV BGB die Einwilligung eines Elternteils nicht erforderlich. In den Fällen, in denen die Eltern anonym bleiben, wird eine analoge Rechtsanwendung dieser Vorschrift bejaht (vgl. Katzenmeier 2005, S. 1136).

ches Dossier für das Kind) als auch dem Persönlichkeitsrecht, der Menschenwürde und dem Recht auf Leben bzw. körperlicher Unversehrtheit der Mutter gerecht wird.

Neben den Polarisierungen, den notwendigen politischen, religiösen und fachspezifischen Debatten zu den Positionen und den notwendigen Veränderungen geht es weiter darum, wie die Adoptionspraxis mit der aktuellen Lage umgeht. Für die Kinder aus der Babyklappe und der anonymen Geburt gibt es keine Vorgeschichte und nur wenige Daten. Viele handelnde Akteure in den Beratungsstellen, Kliniken, Gerichten und Verwaltungen sind zum einen verunsichert und haben übereinstimmende oder konträre Haltungen zu diesem Themenkomplex. Es ist notwendig, dass die Akteure über die privaten, religiösen und politischen Positionen die jeweiligen Akteure des Adoptionsdreiecks im Blickfeld behalten, fachlich fundiert beraten, Daten und Informationen im Rahmen der gewollten Anonymität bewahren, sich für eine spätere Aufgabe der Identität einsetzen und auf die psychologischen Bedeutung des Wissens auf den Ursprung aufmerksam machen. Nicht alle Fachleute müssen alles können. Hier liegt die Chance in der Qualität der Beratung und frühzeitigen Vernetzung unabhängig von der bereits benannten privaten, religiösen oder politischen Haltung und beruflichen Rolle. Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 56) sehen z. B. in dem Aufbewahren der wenigen persönlichen Bekleidungsstücke des Kindes, der Babydecke oder ähnlicher Alternativrituale eine Notwendigkeit. Diese Dinge erhalten fast die Rolle einer Reliquie. Die Funktion besteht darin, dass die aufgehobenen Dinge die Funktion für das Ganze erhalten oder die unbekannte Ursprungsfamilie symbolisieren. Da die Adoptiveltern diese Dinge für das Kind aufbewahren und dem adoptierten Kind frühzeitig und altersgerecht zur Verfügung stellen, können die Adoptierten diese Gegenstände ganz ohne Schuldgefühle annehmen und ohne zu befürchten, die sozialen Eltern damit zu kränken.

2.9 Zusammenfassung

Die Motive und Erwartungen der Adoptiveltern sind vielfältig und reichen von dem zu erstrebenden Glück als Familie mit Kind bis hin zu selbstbezogenen und altruistischen Motivlagen. Im Prozess der Adoptionsvorbereitung sollten sich Adoptiveltern aktiv mit der wiederkehrenden Trauer der leiblichen Kinderlosigkeit auseinandersetzen, sich ihren Erwartungen bezüglich des aufzunehmenden Kindes bewusst werden und ggf. zu einem Kindervorschlag auch „nein“ sagen. Nach der Aufnahme des Kindes gilt es eine tragfähige, sichere Bindungsbasis zu schaffen, die wiederkehrenden eigenen Gefühle der Kinderlosigkeit und die Trauer des Kindes vor der Weggabe aus der Ursprungsfamilie in den verschiedenen Entwicklungsstufen zuzulassen und zu bearbeiten. Die eigenen Erwartungen zum Kind sollten Adoptiveltern bewusst an den Möglichkeiten des Kindes korrigieren und nicht als Maßstab von Liebe und Zuwendungsbereitschaft machen. Die frühe kindgemäße Offenbarung des Adoptivstatus hilft, diese soziale Eltern-Kind-Beziehung zu stabilisieren. Fremdoffenbarungen, Tabuisieren oder Verleumdungen und das Nichtzulassen der „doppelten Elternschaft“ (Hoffmann-Riem 1984) durch die Adoptiveltern erzeugen „Schattenfamilien“ (Oelsner/Lehmkuhl 2005) und behindern die eigenen Ressourcen und die Kreativität. Beim Kind können Dissonanzen, Diskreditierungen oder

psychische Störungen mit pathologischen Symptomen und Therapiebedarf entstehen. Bei Adoptierten bilden sich nicht per se und als Naturgesetzmäßigkeit Verhaltensauffälligkeiten und Integrationsstörungen, sondern sind das Ergebnis vielfältiger innerfamiliärer Dynamiken, Zuschreibungen, Resignationen, Ängste und fehlender emotionaler Bindung und Zugehörigkeit im Adoptivfamiliensystem.

Durch Adoption entsteht ein spezielles Familiensystem. Dies verlangt von den beteiligten Akteuren das frühe Kommunizieren der Gegebenheiten des Adoptivstatus, ein Grundverständnis für die Adoptionsthemen, ein Zulassen und ein Kommunizieren von verschiedenen Gefühlen, ein Erleben von familiären Bindungen, Zugehörigkeit, Sicherheit aber auch Distanz und Wiederherstellen von Nähe und kreative Kompetenzen und Lösungsstrategien mit wiederkehrender Kommunikation und Interaktion statt biologischer Zuschreibung, Angst, Abneigung und Schuldzuschreibung. Für die Adoptierten ergeben sich besondere Entwicklungsaufgaben und für die Adoptiveltern erhöhte Anforderungen und Bewältigungskompetenz.

Die Aufklärung des Adoptivkindes über den Status Adoption stellt ein wichtiges Lebensereignis sowohl für die Adoptiveltern als auch für das Adoptivkind dar. Mit den Offenbarungsgesprächen wird das latent vorhandene Adoptionsdreiecksverhältnis der biologischen Eltern, der Adoptiveltern und des Kindes beim Adoptivkind zur benannten Realität und tritt somit ins Bewusstsein des Adoptierten. Die wissenschaftlichen Diskussionen präsentieren aus den Problemlagen der vergangenen Inkognitoadoptionen die Notwendigkeit einer frühen Offenbarung des Adoptivstatus durch die Adoptiveltern als lebenslangen Prozess. Auch im Hinblick auf das Alter des Kindes und bezüglich der Form und der Inhalte der Offenbarung betonen die Mehrzahl der Autoren (z. B. Hoffmann-Riem 1984; Ebertz 1987, Kühl 1990; Paulitz 1997, Scholz 1999, Oelsner/Lehmkuhl 2005, BAG LJÄ 2006) eine frühe, kindgemäße Offenbarung. Der Psychoanalytiker Wieder (1997, 2004) analysiert aus den klinischen Erkenntnissen heraus und mit Bezug auf die klassische Inkognitoadoptionen und dem Zeitgeist von 1977, dass frühkindliche Belastungen, Mutterverlust und Trennungserlebnisse eine dauerhafte, neurotische Wirkung auf die psychische Entwicklung haben können und schlägt deshalb ein langes Hinausschieben der Mitteilung des Adoptionsstatus als günstiger vor. Erwachsene Adoptierte sollten sich dann ohne Schuldgefühle auf die Suche nach der Vergangenheit machen. Dagegen verweisen die kognitive Psychologie und empirische Erkenntnisse auf die stabilisierende und identitätsbildende Wirkung der kindgemäß frühen, lebenslangen Adoptionsoffenbarung. Die validen Erkenntnisse aus der Bindungstheorie, die Erkenntnisse und die Therapieerfolge der Psychoanalytikerin Eliacheff (1999) und nicht zuletzt das Wissen aus den Biographien Adoptierter, die Fremdoffenbarung als anhaltend verletzend erlebt haben, sprechen ebenfalls für den frühen Zeitpunkt der Adoptionsoffenbarung. Mit dem Wissen über den Ursprung können sich die Adoptierten in den verschiedenen Entwicklungsaltersstufen mit Hilfe ihrer Haupt Bezugsperson Adoptiveltern mit den verschiedenen Themen Adoption auseinandersetzen. Alle unterschiedlichen Forschungsergebnisse dokumentieren eine als traumatisch erlebte Aufklärung durch Dritte. Die frühzeitige Offenbarung Adoption durch die Adoptiveltern bildet die Basis für eine aufbauende, der jeweiligen kognitiven Entwicklung des Kindes entsprechenden problemloseren Interaktion und Kommunikation zwischen Adoptiveltern und Kind. Somit können mit Verständnis und Empathie Adoptiveltern das Kind in den Prozessen der Auseinandersetzung und in den Krisen stär-

ken. Nicht allein der Rahmen der offenen Adoption und der frühen Offenbarung sind entscheidend, sondern die Haltungen, die Souveränität, die Liebe der Adoptiveltern zum nicht gezeugten und nicht geborenen Adoptivkind und deren Bereitschaft, die besonderen Bewältigungsaufgaben der sozialen Elternschaft bewusst anzuerkennen, Krisen auszuhalten und gemeinsam zu bewältigen.

In dieser Darstellung der aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnisse geht es nicht um ein Mehrheitsprinzip als Beweis für die Richtigkeit und nicht um einen umfassenden Positionsstreit. Auch die Position von Wieder (1977, 1997, 2004) hat mit Bezug auf die Psychoanalyse seine Tradition und Berechtigung. Nach Kühl (1990, S. 7f.) ist es jedoch falsch, wenn man sich der vielschichtigen Problematik Adoption und dem auffälligen Adoptierten eingeschränkt und mit ausschließlichen Erkenntnissen aus der psychiatrischen Praxis und dem gleichzeitigen Anspruch ihrer Befunde auf Allgemeingültigkeit nähert. Dabei zweifeln Kühl (1990) und andere Autoren nicht die aus der therapeutischen Praxis gewonnenen Beobachtungsergebnisse am Einzelfall an. Aus der als gesichert geltenden Beobachtung aus der therapeutischen Praxis heraus kann jedoch keineswegs die Annahme eines generellen, gleichsam naturgesetzlichen Adoptionstraumas und eine daraus resultierende Identitätsstörung per se begründet werden. Mit Bezug auf die Pluralität der wissenschaftlichen Erkenntnisse und der Empirie ist es für die Adoptionspraxis vielmehr hilfreich, sich nicht auf die Ausschließlichkeit einer Ansicht oder an der tradierten späten Offenbarung mit Erklärungsansätzen zu orientieren, sondern diese Erkenntnisse in der Adoptionspraxis zu respektieren und gleichzeitig zu überprüfen. In der Adoptionspraxis zeigt sich in den letzten zwei Jahrzehnten, dass sich mit der fachlich fundierten Vorbereitung der Adoptiveltern und mit den Formen der offenen Adoption die frühe Offenbarung gegen die späte Offenbarung mit den Gefahren der Fremdoffenbarung und des Vertrauensverlustes als erfolgreicher erwiesen hat. Adoptierte können leichter die Entwicklungsaufgaben bewältigen, wenn sie früh über ihren Status wissen. Und Adoptiveltern müssen mit Bezug auf Oelsner/Lehmkuhl (2005) auch die Risiken kennen und sich bewusst mit den Adoptionsthemen auseinandersetzen und bewusst Entscheidungen treffen, wenn sie sich auf das Abenteuer Adoption begeben. Denn Adoption ist eine Entscheidung für immer. Die leibliche Kindschaft ist ebenfalls ein Abenteuer und auch eine Entscheidung für immer.

Seit 1999 gibt es in Deutschland die Babyklappe und als Weiterentwicklung die anonyme Geburt unter klinischen Bedingungen. Aus der Sicht der Adoptionsvermittlung geht es nicht darum, noch mehr institutionalisierte Formen zu entwickeln. Zum einen gilt es, die Vielfalt der vorhandenen Beratungsangebote zu vernetzen und zu koordinieren. Wenn darüber hinaus die Freunde, Nachbarn, Verwandte der Mütter in den extremen Notlagen und bestimmte Professionelle sich aus der besser gestellten Position heraus vom vorschnellen tradierten Bild der abgebenden Rabenmutter verabschieden und sensibel die Signale wahrnehmen, wohlwollende Kommunikationen und aktive Hilfe anbieten, kann es in vielen Fällen gelingen, auch Frauen in den schwierigen Notlagen zu erreichen. Als Folgen können Beratungen greifen, können das Leben und die Zukunft des Kindes mit dem Recht auf Informationen über die natürlichen Wurzeln und das Leben und die Menschenwürde der abgebenden Mütter gesichert werden.

3. Die Jugendhilfe und Heimerziehung in der DDR

3.1 Akteure der DDR-Jugendhilfe in der Retrospektive

Mit dem kritischen Blick auf die Entwicklung und die inneren Widersprüche und Grenzen der Jugendhilfe bieten „DDR-Akteure“ in der Retrospektive u. a. die authentischen Quellen für die Betrachtung und Aufarbeitung der DDR-Jugendhilfe und Heimerziehung. Gotschlich et al. (1991) beschäftigen sich mit der Betrachtung der Kinder und Jugendlichen und mit der Jugendhilfe der DDR. Zum Gebiet der Jugendhilfe gehörten u. a. auch die Heimerziehung und die Adoptionsvermittlung. Unmittelbar nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten setzen sich die Autoren mit ihren profunden Kenntnissen der eigenen Berufsrollen (z. B. als Dozenten am ehemaligen Institut für Jugendhilfe Falkensee oder als Dozenten an der ehemaligen Akademie der Pädagogischen Wissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin) im Rückblick als auch mit der aktuellen Situation und einer möglichen Entwicklung auseinander.

Eberhard Mannschatz fungierte in der Jugendhilfe der DDR als die prägende Persönlichkeit. Der ehemalige „Neulehrer“ arbeitete von 1951 bis 1954 und von 1957 bis 1977 als Leiter der Abteilung für Jugendhilfe und Heimerziehung im Ministerium für Volksbildung. An der Universität Rostock promovierte Mannschatz 1957 und habilitierte 1966. Mannschatz setzte beim damaligen Staatssekretariat für Hochschulwesen durch, dass an der Humboldt-Universität eine Fachrichtung Sozialpädagogik in der Sektion Pädagogik eingerichtet wurde. Von 1966 an lehrte Mannschatz als Dozent, nebenamtlicher Professor mit Lehrauftrag, anschließend als Honorarprofessor und von 1977 bis 1991 als Ordentlicher Professor am einzigen Lehrstuhl für „Pädagogik der Jugendhilfe und Heimerziehung“ an der Humboldt-Universität zu Berlin. Mannschatz (1994) versteht seine Betrachtung der „Jugendhilfe als DDR-Nachlass“ nicht als „ein glättender Nachruf oder ein rigoroser Verriss, ... nicht populistische Verteufelung oder verklärende Nostalgie“ (Mannschatz 1994, S. 7) sondern betrachtet die Entwicklung der DDR-Jugendhilfe im Rahmen der gesellschaftlichen Gegebenheiten und Prozesse. Er bezeichnet sich selbst als „Verantwortungsträger“ (Mannschatz 1994, S. 12) für das Fachgebiet, der sich auch nach der „Abwicklung“ der Verantwortung stellt. Im Bewusstsein seiner subjektiven Sicht aber auch im Versuch einer gewissen Distanz möchte Mannschatz mit dazu beitragen, die Jugendhilfe der DDR in der historischen Entwicklung und Retrospektive darzustellen (vgl. Mannschatz 1994, S. 7ff.; Mannschatz 2002, S. 31ff.).

Die vorgenannten Autoren waren somit Mitgestalter und Lehrende in der DDR. Im „vereinigten Deutschland“ nach 1989 gelingen ihnen auch öffentlich kritische Blicke auf die Strukturen und inneren Widersprüche der ehemaligen DDR. Dabei verleugnen sie nicht die eigene Betroffenheit. Die gesellschaftlich-politische Determinierung, die Be- und Gefangenheit der Lehrenden im DDR-System und die vorherrschende ideologische Indoktrination der DDR-Jahre widerspiegelt sich in einem Zitat von Mannschatz: „Weil wir auf die ordnende und erziehende Kraft der sozialistischen Gesellschaft vertrauten, wurden wir ihr Gefangener, als sie ihre ordnende Kraft verlor und sich ihre erziehende Wirkung in eine desorientierende und ver-

wahrlosende verwandelte.“ (Mannschatz 1994, S. 6) Dieses Zitat kann aus dem kritischen Blickwinkel auch als Legitimation interpretiert werden, dass sich alles der Allmacht der Staatsdoktrin unterwerfen musste. Es widerspiegeln sich gleichfalls die gezielten Absichten, die Praktiken, die Grundwerte und die Enttäuschungen der Akteure im totalitären Gesellschaftsmodell der ehemaligen DDR. Mit Bezug auf die Jugendpolitik resümiert Buddrus (1991) kritischer als Mannschatz, dass die 80er Jahre in der DDR vom Wunschdenken und Realitätsferne geprägt waren und dass die wenigen kritischen Signale der auf niedrigem Niveau betriebenen Jugendforschung durch Reglementierung und Selbstzensur nicht beachtet und unterdrückt wurden. Es ging nicht um den propagierten Anspruch der allseitig gebildeten und entwickelten sozialistischen Persönlichkeiten, sondern um die „pragmatische Funktionalisierung aller erreichbarer Möglichkeiten und die Mobilisierung aller menschlichen Ressourcen für den eigenen Machterhalt und die Stabilisierung des Systems.“ (Buddrus, S. 27)

Nicht nur für den historischen Erkenntnisprozess ist die Auseinandersetzung mit der DDR-Jugendhilfe und Heimerziehung notwendig. In den zwanzig Jahren nach dem „Mauerfall“ (09.11.1989) wechselten die Menschen und Generationen ihre Wohnsitze innerhalb der Bundesländer Ost und West und umgekehrt. Auch für die „gesamtdeutsche“ Adoptionsvermittlung ist heute das Wissen über die DDR-Jugendhilfe und Heimerziehung erforderlich. Adoptionsakten sind bis zum sechzigsten Geburtstag des Adoptierten aufzubewahren⁴². In diesen Akten widerspiegeln sich die Strukturen und der gesetzliche Rahmen der DDR-Jugendhilfe und Heimerziehung. Auch das gehört zur deutschen Geschichte und Wissen darüber ist notwendig, wenn z. B. Inhalte alter Adoptionsakten den suchenden Adoptierten dargeboten und erläutert werden. Als Adoptionsvermittler begegnen mir in Weiterbildungsveranstaltungen im sich vollziehenden Generationswechsel junge Kollegen und auch Dozenten, die über kein oder nur unzureichendes Wissen über die DDR-Jugendhilfe und Heimerziehung verfügen.

3.2 Die Entwicklung der Jugendhilfe der DDR und die gesetzlichen Grundlagen

Mit der Entstehung der beiden deutschen Staaten nach dem Kriegsende 1945⁴³ entwickelte sich auch eine eigenständige Jugendhilfe der ehemaligen DDR. Grundlage bzw. Ausgangspunkt nach 1945 war die Neukonstituierung des Staatswesens in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ). Diese Veränderung der staatlichen Ordnung hatte eine elementare Umstrukturierung der traditionellen Jugendhilfe zur Folge. Nach Funke/Schulze (1991) veränderten vor allem drei Maßnahmenkomplexe in der sowjetischen Besatzungszone die alten Jugendhilfestrukturen. Als erstes wurden die

42 Diese Frist ist im § 9b Abs. 1 Adoptionsvermittlungsgesetz (AdVermiG) gesetzlich geregelt.

43 Vom 17.07.1945 bis 02.08.1945 fand die Konferenz von Potsdam statt und im Ergebnis die Aufteilung von Deutschland in vier Besatzungszonen. Am 19.03.1949 billigt der Deutsche Volksrat die Verfassung für eine „Deutsche Demokratische Republik“, die am 07.10.1949 gegründet wird. Am 08.05.1949 wird das Grundgesetz der BRD angenommen und am 23.05.1949 verkündet. Am 14.08.1949 finden die ersten Bundestagswahlen statt, Theodor Heuss wird zum Bundespräsidenten (12.09.1949) und Konrad Adenauer (15.09.1949) zum ersten Bundeskanzler gewählt. (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Deutschland. Von der Teilung zur Einheit, Berlin 1997)

Jugendämter der Volksbildung zugeordnet. Dieser Prozess vollzog sich einleitend durch den Befehl 156 der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) vom 20.6.1947. Die Umstrukturierung der Jugendämter in die Volksbildung erfolgte durch die formelle Auflösung der Jugendämter, durch die Bildung von getrennten Referaten Jugendhilfe und Jugendfragen, durch die Übertragung von Teilaufgaben der Jugendhilfe an das Gesundheitswesen und deren Rückübertragung in den Jahren 1949 bis 1952. Die Übertragung der Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit auf die Verwaltungsorgane war der dritte Schritt. Mit der Auflösung der Vormundschaftsgerichte wurden wichtige Entscheidungsbefugnisse auf die Organe der Jugendhilfe übertragen. Dies hatte eine enorme Konzentration der Einflussmöglichkeiten am Einzelfall zur Folge (vgl. Funke/Schulze 1991, S. 144).

Mannschatz (1994, 2002) unternimmt den Versuch der zeitlichen und inhaltlichen Zuordnung und strukturiert die Entwicklung der Jugendhilfe der DDR in vier Etappen. In der **ersten Etappe (1945 bis 1950)** vollzogen sich entsprechend des Befehls der Sowjetischen Militäradministration (SMAD-Befehl 156) die Schaffung der Jugendwerkhöfe und die Umwandlung der Jugendämter in Referate Jugendhilfe und Heimerziehung innerhalb der Volksbildung. In der **zweiten Etappe (1951 bis 1956)** hatte Mannschatz als Abteilungsleiter beim Ministerium für Volksbildung die Verantwortung für die weitere Ausgestaltung der politisch vorgegebenen Strukturen. Die Anfangsaktivitäten bezeichnet Mannschatz (2000, S. 33ff.) als „abenteuerliche Improvisation“ und als „Jugendhilfe im Eigenbau“. Da Mannschatz sich selbst auf keinerlei berufliche Ausbildung stützen konnte, halfen Genossinnen und Kolleginnen der Weimarer Zeit in Rechts- und Verfahrensfragen. Die organisatorisch-strukturelle Konzeption der Systematik der Heime entstand z. B. in dieser Etappe. Den konzeptionellen Schwerpunkt legte Mannschatz wegen seiner intensiven Beschäftigung mit Makarenko auf die Heimerziehung. Es begann eine monostrukturelle Entwicklung. Zeitlich versetzt wurde die Jugendhilfe einbezogen. In der **dritten Etappe (1957 bis 1971)** haben Jugendhilfe und Heime ihr Profil als spezifische pädagogische Aktivität bestimmt. Der sozialpädagogische Blickwinkel setzt sich in der Praxis durch. Gleichzeitig gerät Jugendhilfe und Heimerziehung zunehmend in die Isolierung, denn die Jugendhilfe entfaltet nicht in dem erwarteten Maße ihre Wirkung. In der **vierten Etappe (1972 bis 1989)** zeigt sich der Widerspruch zwischen der politischen Erziehungsabsicht und der Erziehungskonzeption und dem wirklichen Leben in der DDR. Die Erziehungsbemühungen der Jugendhilfeorgane und Heimerziehung zeigen nicht die gewünschte Wirksamkeit. Die Jugendhilfe und Heimerziehung wird schulpolitisch überformt und es kommt zu einem „Zustand der konzeptionellen Lähmung“ (vgl. Mannschatz 1994, S. 28f.; Mannschatz 2000, S. 33ff., S. 141ff.).

Die DDR-Politik prägte die politischen Strukturen und die ideologische Linie für die fachpolitische Entwicklung der Jugendhilfe und Heimerziehung. Innerhalb dieser Rahmenstrukturen bemühte sich die Jugendhilfe, sich anfänglich zu profilieren und zu orientieren. Die Fragen nach Funktion und Aufgabenstellung der Jugendhilfe waren die Fragen nach den Handlungsfeldern der Jugendhilfe, nach den Problemlagen, nach der Verursachung von Problemlagen im Kontext mit individuellen und gesellschaftlichen Entwicklungen, nach den pädagogischen Konzeptionen, deren Ziele und Intervention. Für diese Fragen gab es außerhalb der Jugendhilfe administrative Entscheidungen und den vorgegebenen Rahmen. Dieser war bestimmt durch

die Erziehung zur sozialistischen Persönlichkeit und durch das Konzept der „sozialpädagogischen Aufgabe“ (Mannschatz 1994, S. 26f., S. 83; Mannschatz 2000 S. 169ff.). Dieses Konzept wurde hergeleitet aus der Kollektiverziehung. Die Überwindung der Defektivität der Beziehungen sollte durch Normalisierung der Beziehungen, durch die Konstruktion von Rahmenbedingungen und förderliche Persönlichkeitsentwicklung in der Gemeinschaft erreicht werden. Dieses Konzept war bestimmende Tendenz im ambulanten Betreuungsbereich (Kinderkrippen, Kindergärten) und im stationären Bereich Heim.

Die Aufgaben und die Arbeitsweise der Jugendhilfe wurde in der „Verordnung über die Aufgaben und die Arbeitsweise der Organe der Jugendhilfe (Jugendhilfeverordnung vom 03.03.1966) gesetzlich fixiert⁴⁴. Die Arbeitsweise der Organe der Jugendhilfe war durch das gesellschaftspolitische Konzept bestimmt und darauf ausgerichtet, dass durch die Nutzung des Gemeinwesens der DDR, durch die Einordnung in die gesellschaftlichen und staatlichen Funktionsmechanismen und Führungsprinzipien, durch die Hauptmethode der Organisierung des gesellschaftlichen Einflusses eine Wirksamkeit erzielt werden kann. Funke/Schulze (1991, S. 145) verweisen darauf, dass Jugendhilfe im Sinne des § 1 Abs. 1 JHVO⁴⁵ als gesamtgesellschaftliches Anliegen installiert wurde. „Die Funktion der Jugendhilfeorgane bei der Verwirklichung der Politik von Partei und Regierung bezieht sich auf die Aufgabe, jedem Kind einen guten Start ins Leben zu sichern.“ (Mannschatz 1984, S. 21)

Nach Mannschatz (1994, S. 27f.) bemühte sich Jugendhilfe um Legitimation innerhalb der politischen Konstellationen. Dadurch wurde Jugendhilfe zu einer abhängigen Institution. Die Funktion der Jugendhilfe und die Konzepte der Jugendhilfe passten sich an die politischen Gegebenheiten an bzw. die parteipolitischen Gegebenheiten wirkten direkt auf die Jugendhilfeentwicklung und deren konzeptionellen Varianten (vgl. Mannschatz 1994, S. 28).

Die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung in der DDR in dem Verlauf von Aufbruch bis zum Niedergang bestimmte ebenfalls die Jugendhilfe. Dazu gehört, dass anfänglich der Großteil der der Bevölkerung das neue Staatssystem akzeptierte. Nach Kühnel (1991, S. 28f.) entstand in der Aufbauphase der vierziger und fünfziger Jahre ein Prozess der grundlegenden Umgestaltung, der auch zu einem Anwachsen der Beschäftigten führte. Diese Nachkriegsgeneration zeichnete ihre „vorwiegend pragmatisch-ökonomische Orientierung auf den ‘Aufbau des Sozialismus’ aus.“ (Kühnel 1991, S. 29) Und nicht nur im materiellen Erfolgsstreben, sondern auch in der klassen- und schichtenübergreifenden Grundhaltung, die Schwierigkeiten des Neuanfangs zu bewältigen. In den Folgejahren spürten die Menschen im Alltag immer stärker die eingefrorene gesellschaftliche Entwicklungsperspektive, die ökonomischen Ungleichgewichte, Zulieferungsengpässe und Versorgungskrisen. Es trat eine zunehmende Distanzierung durch große Teile der Bevölkerung ein.

44 „Die Aufgaben der Jugendhilfe werden von den Grundsätzen des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems, des sozialistischen Familienrechts und der Jugendpolitik des Arbeiter und Bauern-Staates bestimmt“. (Verordnung über die Aufgaben und die Arbeitsweise der Organe der Jugendhilfe, Jugendhilfeverordnung, Einleitung S. 13)

45 „Jugendhilfe umfasst die rechtzeitige korrigierende Einflussnahme bei Anzeichen der sozialen Fehlentwicklung und die Verhütung und Beseitigung der Vernachlässigung und Aufsichtslosigkeit von Kindern und Jugendlichen, die vorbeugende Bekämpfung der Jugendkriminalität, die Umerziehung von schwererziehbaren und straffälligen Minderjährigen sowie die Sorge für elternlose und familiengelöste Kinder und Jugendliche.“ (§ 1 Abs. 1 JHVO)

Die gesellschaftliche Widersprüchlichkeit zwischen politischer Erziehungsabsicht einerseits und dem wirklichen Leben andererseits schlug sich auch in der Praxis der Jugendhilfe und Heimerziehung nieder. Es gab durchgängig soziale Problemstellungen, eine hohe Scheidungsrate⁴⁶, daneben die offiziellen Parolen und die Mangelwirtschaft. Die Konzeption der Jugendhilfe reagierte nur spärlich und hilflos. Besonders in den Jahren 1972 bis 1989 wurde auch die Wirksamkeit von Jugendhilfe und Heimerziehung in Frage gestellt. Das Scheitern der gesellschaftlichen Konzeption führte somit auch zum Scheitern der Jugendhilfekonzeption (vgl. Kühnel 1991, S. 30; Mannschatz 1994, S. 28f.). Die DDR-Politik benutze den „Erziehungsgedanken“ als Instrument und Slogan zum Machterhalt. Mannschatz resümiert: „Durch Erziehung sollte hervorgebracht werden, was die Politik nicht imstande war hervorzubringen. Das konnte nicht aufgehen. Wenigstens habe ich es erahnt, wenn ich es auch nicht ändern konnte.“ (Mannschatz 2002, S. 195) Die DDR-Jugendhilfe und der sozialpädagogische Ansatz sind nach Mannschatz (2002, S. 200) am Maßstab des Anspruchs – eine Gesellschaft sozialer Gerechtigkeit aufzubauen – gescheitert. Die sozialistische Lösung ist nicht gelungen und der Akteur Mannschatz schätzt rückblickend ein, dass sie hinter den eigenen Ansprüchen und sogar hinter den Errungenschaften der „Moderne“ zurückgeblieben sind.

Neben diesen Versuch der Periodisierung lohnt es sich, bedeutsame inhaltliche Details genauer zu betrachten. In der ersten Etappe wird Jugendhilfe strukturell zum Bestandteil der Verwaltung der Volksbildung als eigenständige Verwaltungseinheiten neben dem Schulamt, dem Kulturamt usw. begründet. Hauptanliegen war zunächst, die elternlosen und obdachlosen Kindern und Jugendlichen unterzubringen und eine Familienzusammenführung unabhängig von den Besatzungszonen umzusetzen. Die Heimerziehung war in dieser Etappe vorrangig geprägt durch Maßnahmen gegen Obdachlosigkeit. Nach dem Krieg standen wenige Zweckbauten zur Verfügung. Somit wurden Schlösser, Villen, Gutshäuser umfunktioniert. Es gab unterschiedliche Heimformen, auch Kinderdörfer. Die Träger der Heime waren die Kommunen und auch konfessionelle Verbände. Private Trägerschaft war ausgeschlossen.

Das Personal in den Jugendämtern und Heimen bestand aus Sozialarbeitern der Weimarer Republik. Die Mehrzahl jedoch wurde aus „Neuanfängern“, vielfach aus Umsiedlern rekrutiert. Die politische Orientierung bezog sich auf Erziehung im antifaschistischen – demokratischen Sinne. Reformpädagogische Bestrebungen bleiben in den Ansätzen stecken. Gründe dafür sind in der Unkenntnis der Mehrzahl der Heimerzieher und Jugendamtsmitarbeiter („Neuanfänger“) zu sehen. Weiterhin erfolgte keine durchgängige projektbezogene Umsetzung und die pädagogische Wis-

46 „Familiäre Lebensformen in der DDR veränderten sich seit den siebziger Jahren deutlich. Junge Ehen wurden besonders häufig geschieden; durchschnittlich ein Drittel aller Ehen hatte keinen Bestand. Die Lebensgemeinschaft wurde eine weithin akzeptierte Form der Partnerschaft. Die Zahl der Kinder, die außerhalb von Ehen geboren wurden, war sehr hoch (die Hälfte aller Erstgeborenen und noch fast ein Drittel aller zweiten Kinder).“ (Gotschlich et al. 1991, S. 14f.)

„Seit Mitte der 70er Jahre erfolgte ein Rückgang der Eheschließungen. ... 1988 heirateten Frauen im Durchschnitt mit 23, Männer mit 25 Jahren (Statistisches Jahrbuch der DDR 1989, S. 379). ... In zunehmendem Maße wurde erst nach der Geburt eines Kindes geheiratet. Mitte der 80er Jahre betraf das ein Viertel der Eheschließungen. ... 1970 entfielen auf 100 Eheschließungen 21 Ehescheidungen. Diese Zahl stieg bis 1985 auf 39 und war seitdem leicht rückläufig, was vorrangig auf die gestiegene Zahl nichtehelicher Lebensgemeinschaften zurückzuführen sein dürfte. Ca. 50 % der Ehen, die geschieden wurden, hatten nicht länger als 5 Jahre bestanden. Zwei Drittel der Ehescheidungen wurden von Frauen eingeleitet.“ (Grimm 1991, S. 34)

senschaft der DDR betrachtete die Reformpädagogik anfänglich skeptisch und später ablehnend. Sowohl aus diesem vorgenannten Orientierungsdefizit heraus und andererseits aus der für diese Zeit typischen Orientierungsrichtung (Ausrichtung an der Sowjetunion) dominierten die Darlegungen und theoretischen Auffassungen von Makarenko⁴⁷. Nach Mannschatz (1994) hat die Anlehnung an Makarenko und die Kollektiverziehung die Heimerziehung und Jugendhilfe auf Jahre bedeutsam geprägt. Bedenklich bezeichnet Mannschatz rückblickend die spätere Umsetzung der Gedanken von Makarenko im Kontext mit der zunehmenden Vereinnahmung von Erziehung für politische Absichten (vgl. Mannschatz 1994, S. 30f.).

In der Retrospektive meiner pädagogischen Ausbildung und praktischen Arbeit in der DDR Ende der 70er und in den 80er Jahren als Heimerzieher und Jugendfürsorger habe ich diese Einseitigkeit der Kollektiverziehung und die ausschließlichen Anlehnungen an Makarenko und die sowjetische Pädagogik in Theorie und Praxis erlebt. Auch das Suchen nach alternativen Lösungen, das an den Rahmenbedingungen scheiterte. Die Menschen „gewöhnten“ sich an die offiziellen Leitlinien, Parolen, an Widersprüche und die scheinbar unveränderbaren Rahmenbedingungen. Nur im „vertrauten Kreis“ wurden die erlebten Widersprüche angesprochen. Eine große Anzahl der in der Praxis tätigen Erzieher versuchte, neben den formellen Leitlinien „individuelle Familienerziehung“ in der Heimgruppe umzusetzen.

Buddrus (1991) betont die von Anfang an geplante politische Determination. Mit Bezug auf die Jugendpolitik in einem kommunistisch orientierten deutschen Staat der Nachkriegszeit verfassten führende KPD-Funktionäre im sowjetischen Exil Modellkonzepte, bei denen die dominante Rolle der Partei im Jugendsektor und auch auf andere gesellschaftliche und wirtschaftliche Bereiche realisiert werden sollte. In der sozialistischen deutschen Jugendpolitik der DDR wurden die sowjetischen Vorgaben kritiklos übernommen. In den Strukturen und in der Wirkung der Symbolik orientierte man sich an die wesentlichen Gegebenheiten nationalsozialistischer Jugenderziehung. Für Buddrus ergibt sich daraus die Schlussfolgerung, dass „wesentliche jugendpolitische Intentionen, Grundwerte und Praktiken der beiden Prototypen totalitärer Gesellschaftsmodelle auch für die Jugendpolitik des ‚ersten Arbeiter- und Bauernstaates auf deutschem Boden‘ identitätsstiftend wirkten.“ (Buddrus 1991, S. 23).

Die Gründung der Freien Deutschen Jugend (FDJ⁴⁸) hatte Einfluss auf die Entwicklung der Jugendhilfe. Jugendförderung wurde als Aufgabe der gesamten Gesellschaft definiert, und Jugendpolitik sollte von der Jugend selbst getragen werden. Die politische Überzeugung und Euphorie der ersten Nachkriegsjahre war auf die neue Gesellschaftsordnung ausgerichtet. Damals dominierte die hoffnungsvolle Überzeugung, dass in der neuen Gesellschaft die individuellen Problem- und Konfliktursachen auf ein Minimum eingeschränkt werden können. Kinder und Jugendliche in Problemlagen, dies wurde als Randerscheinung mit rückläufiger Tendenz und

47 Makarenko, Anton Semjonowitsch (13.03.1888 bis 01.03.1939), sowjetischer Erzieher und Schriftsteller. Makarenko erarbeitete grundlegende theoretische Erkenntnisse besonders zur Kollektiv- und Familienerziehung sowie zur Erziehung bewusster Disziplin. (vgl. BI-Universal-Lexikon. Band 3. Leipzig 1987)

48 Die Freie Deutsche Jugend, als einheitliche sozialistische Massenorganisation der Jugend der DDR wurde am 07.03.1946 gegründet. Die FDJ arbeitet unter der Führung der SED. Grundlage ihrer gesamten Tätigkeit sind das Programm und die Beschlüsse der Partei. Die Hauptaufgabe besteht darin, der SED zu helfen, Kämpfer für die Errichtung der kommunistischen Gesellschaft zu erziehen, die im Geiste des Marxismus-Leninismus handeln. (vgl. BI-Universal-Lexikon. Band 2. Leipzig 1987)

als gesamtgesellschaftliche Verantwortung eingeordnet. Jugendhilfe war in dieser ersten Etappe „eine Art Schönheitsfehler“ im Sozialismus und wurde auf Jugendfürsorge und Jugendschutz reduziert (vgl. Mannschatz 1994, S. 32f.).

In den Jahren 1951 bis 1956 wurde die Jugendhilfe und Heimerziehung durch politische und administrative Entscheidungen ein Bestandteil der „Volksbildung“ (1950), die auf Schulpolitik reduziert war. Die Funktionsbestimmung und Profilsuche der Jugendhilfe änderte sich durch die Übertragung der Angelegenheiten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit im Jahr 1952 von den Gerichten zu den Organen der Jugendhilfe. Die Jugendhilfe übernahm 1953 vom Gesundheitswesen („Dienststellen Mutter und Kind“) die Bereiche Amtsvormundschaft, Pflegschaft, Beistands-, Adoptions- und Pflegekinderwesen. Die neue Jugendschutzverordnung (1955) programmierte den Jugendschutz zur gesamtgesellschaftlichen Aufgabe. Die Jugendhilfe versuchte innerhalb dieses Rahmens ihr Arbeitsprofil zu bestimmen. Jugendhilfe und Heimerziehung konsolidieren sich auf dieser Grundlage und eine flächendeckende, aber monostrukturelle Entwicklung beginnt. Für die Jugendhilfeorgane blieben die traditionellen Arbeitsgebiete der familiengelösten Kinder und Waisenkinder, Kinder und Jugendliche mit Erziehungsschwierigkeiten, vormundschaftliche Aufgaben und der Rechtsschutz. Die Problemlagen entstanden aus gestörten Familienbeziehungen. Jugendhilfe leistete darauf bezogene Einzelfallarbeit. Im stillschweigendem Einvernehmen wurden bekannte Problemfelder (z. B. Doppelmoral in der Schulerziehung, Erstarrungen in der FDJ-Arbeit, Gewalt unter Jugendlichen, hohe Scheidungsraten, Folgen der „Republikflucht“ für Kinder) häufig als Tabuthemen verdrängt. Dies entsprach der offiziellen Haltung gegenüber der Jugendhilfefproblematik und war gleichzeitig auch die Selbstzensur von Funktionsträgern (vgl. Mannschatz 1994, S. 28ff.).

Nach Funke/Schulze (1991, S. 148) hatte die Überführung der Jugendhilfe in den Bereich Volksbildung Folgen. Es kam zu einer Förderung der Pädagogisierung. Dies widerspiegelte sich u. a. in der personellen Besetzung der Jugendämter mit Lehrern und Erziehern. Als Problemlage resümieren Funke/Schulze, dass es Mängel in der „Kaderarbeit“ im Bereich der Jugendhilfe gab. Diese Probleme resultierten aus der Einstellungspraxis, in der politisches Ermessen vor Fachlichkeit stand. Weiterhin aus der Tatsache, dass Pädagogen von den Schulräten im Bereich Jugendhilfe übernommen wurden, die im Schuldienst oder in der aktiven Arbeit mit dem Kind versagten.

Der Verlust der weltanschaulichen Offenheit und der Verzicht auf freie Trägerschaft war eine weitere gravierende Folge. Aus der strukturellen Veränderung resultierte die Reduktion der traditionellen Jugendhilfe auf die Gebiete der Jugendfürsorge. Jugendpflege, Jugendförderung und Jugendschutz gehörten organisatorisch und begrifflich nicht mehr zur Jugendhilfe, sondern oblagen anderen Verwaltungsressorts und der Pionier⁴⁹- und FDJ-Organisation (vgl. Funke/Schulze 1991, S. 144). Buddrus (1991) hebt hervor, dass die ideologische Indoktrination bereits im Kindesalter begann. Er begründet es mit dem Gesetz über das einheitliche sozialistische

49 Pionierorganisation „Ernst-Thälmann“: sozialistische Massenorganisation der Schüler (Klassen 1 -3 Jungpioniere, Klassen 4 – 7 Thälmannpioniere) der DDR, gegründet 1948 als Verband der Jungen Pioniere. Die Pionierorganisation wird geleitet durch die FDJ und hilft bei der Verwirklichung des sozialistischen Erziehungsziels und bereitet die Pioniere auf den Eintritt in die FDJ vor. (vgl. BI-Universal-Lexikon. Band 4. Leipzig 1987)

Bildungssystem (Gesetz vom 25.02.1965), mit der z. T. ideologielastigen Vorschul-erziehung in Kinderkrippen und Kindergärten und der auch politisch determinierten allgemeinbildenden 10klassigen Oberschule. Gotschlich et al. (1991) bestätigen, dass die meisten Kinder in der DDR Kinderkrippen, Kindergärten und Schulhorte besuchten. Diese Bedingungen waren für die Berufstätigkeit der Frau und der alleinerziehenden Mutter unverzichtbar. In diesen staatlichen Kindereinrichtungen war die Erziehungskonzeption dirigistisch vorgegeben und Innovation kaum möglich. Die offizielle Programmatik wurde dagegen im Alltag der Einrichtungen „erheblich vermenschlicht“ (Gotschlich et al. 1991, S. 15). Parallel dazu wirkten die außerschulischen Sozialisationsinstanzen wie die Pionierorganisation und die FDJ. Die Hauptfunktion der FDJ bestand nach Buddrus (1991, S. 24f.) darin, die sozialistische Gesellschaftspolitik zu propagieren und den Funktionärsnachwuchs für Partei- und Staatsämter sowie für Leistungsfunktionen in Wirtschaft und Armee zu rekrutieren. Die konfessionelle Jugendarbeit wurde gesellschaftlich stigmatisiert, in einen halblegalen, rechtsfreien Raum abgedrängt und geduldet. Fast der gesamte Freizeit- und Sportbereich unterlag der Aufsicht und Gestaltung der Staats-, Partei- und / oder der FDJ-Instanzen. Alle Gebiete der Gesellschaft in der DDR wurden den Bereichen Ideologie und Wirtschaft zu bzw. untergeordnet.

Mit dem Familiengesetzbuch der DDR (FGB vom 20.12.1965) und der Verordnung über die Aufgaben und die Arbeitsweise der Organe der Jugendhilfe (Jugendhilfeverordnung vom 03.03.1966, JHVO) erfolgte die Bestätigung des Kernbereiches der Jugendhilfe. Die offizielle Funktionsbestimmung der Jugendhilfe lautete Familienbezogenheit und Einzelfallarbeit. Die Aufgaben, Handlungsfelder, Kompetenzen der Jugendhilfe wurden vom Familiengesetzbuch (§50 FGB⁵⁰) abgeleitet. Die gestörten Familienbeziehungen klassifizierte und deutete man als Hemmnisse für die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder und Jugendlichen. Kinder und Jugendliche hatten Anspruch auf Förderung der Persönlichkeitsentwicklung (nach FGB und JHVO). Somit waren die Aktivitäten und Maßnahmen der Jugendhilfe bei entsprechenden Problemlagen notwendig. Neben der familienpolitischen Funktion hatte Jugendhilfe entsprechend dem damaligen Gesellschaftsbild die Funktion der Verwirklichung der sozialistischen Lebensweise in der Gesellschaft. Dieser Ansatz erzielte nicht in dem erwarteten Maße Wirkung. Jugendhilfe wurde somit in andere gesellschaftliche Bereiche mit ihrer familienpolitischen Funktion einbezogen. Eine spezifische ordnungspolitische Aufgabe hatte Jugendhilfe nach Mannschatz nicht (vgl. Mannschatz 1994, S. 29, S. 35f.).

In den Jahren von 1951 bis 1971 gab es für die Jugendhilfe eine widersprüchliche, ambivalente Orientierung. Zum einen wurde die Einzelfallarbeit offiziell kritisiert (z. B. auf der 1. und 2. Jugendhilfekonferenz 1954, 1959), zum anderen wurde Jugendhilfe im Kernbereich als Arbeit mit gestörten und zu betreuenden Familien und Erziehungssituationen eingestuft. Die fiktive Forderung entstand, Jugendhilfe solle vorbeugend tätig werden. Nicht die Fälle in den Referaten auf sich zukommen las-

50 Sind die Erziehung und Entwicklung oder die Gesundheit des Kindes gefährdet und auch bei gesellschaftlicher Unterstützung der Eltern nicht gesichert, hat das Organ der Jugendhilfe nach besonderen gesetzlichen Bestimmungen Maßnahmen zu treffen. Das gilt auch dann, wenn wirtschaftliche Interessen des Kindes gefährdet sind. Das Organ der Jugendhilfe kann den Eltern oder dem Kind Pflichten auferlegen oder Maßnahmen zu seiner Erziehung treffen, die zeitweilig auch außerhalb des Elternhauses durchgeführt werden können. Das Organ der Jugendhilfe kann das Kind in einzelnen Angelegenheiten selbst vertreten oder zur Wahrnehmung dieser Angelegenheiten einen Pfleger bestellen. (§ 50 FGB der DDR vom 20.12.1965)

sen, sondern von Situationen der Jugend im Territorium ausgehen (vgl. Mannschatz 1994, S. 35).

Die Folgejahre von 1972 bis 1989 wurden eingeleitet durch den VII. Pädagogische Kongress (1970) und dem VIII. Parteitag der SED (1971). Man setzte die Bemühungen der Steigerung der Arbeitsproduktivität unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution in eine direkte Verbindung mit den Bildungsaufgaben. Parolen - wie „In unserer Schule ist Zukunft bereits Gegenwartsaufgabe“, „Bildungsschulden von heute sind Planschulden von morgen“ (Mannschatz 1994, S. 39) zeigten diesen Entwicklungstrend. Somit kam es zu einer Aufwertung der Schule. Die Funktionsbestimmung der Jugendhilfe geriet wieder in Bewegung. Jugendhilfe versuchte die familienpolitische Funktion und ihre Aufgaben neu zu thematisieren. Der schulpolitische Anspruch im Sinne von schulpolitischem Leistungsverhalten wurde in die Jugendhilfe übertragen. Das Ziel bestand darin, allen Kindern und Jugendlichen ein hohes Bildungsniveau zu vermitteln und niemanden zurückzulassen. Die Jugendhilfe übernahm diese Begriffe und Zielsetzungen und dehnte sie auf die Bereiche Persönlichkeit und Sozialverhalten aus. Für die Jugendhilfe entstand das Leitbild „Verhinderung und Überwindung des Zurückbleibens von Kindern und Jugendlichen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung“ (Mannschatz 1994, S. 38). In den Folgejahren erwähnte man die sozialpädagogischen Aufgabenstellungen nur noch am Rande oder gar nicht mehr. Die Jugendhilfe wurde schulpolitisch überformt und verharrte in konzeptioneller Erstarrung (Mannschatz 1994, S. 29, S. 38ff.).

Dieser von Funke/Schulze (1991) und Mannschatz (1994) beschriebene Weg der Veränderung der Jugendhilfe auf dem Gebiet der DDR vollzog sich im Zeitrahmen von 1945 bis etwa 1954 und wurde in den 60er Jahren gesetzlich verankert. Alle Reste des alten BGB wurden durch das Bildungsgesetz (1965), durch das Familiengesetzbuch (FGB, 1966), durch die Strafrechtsreform (1968) und durch die Jugendhilfeverordnung (JHVO, 1966) aufgehoben bzw. ersetzt. Der Zentrale Jugendhilfeausschuss der DDR erließ sieben Richtlinien. Diese hatten als ausgestaltende Rechtsvorschriften praktische Bedeutung. Eine in den 60ziger Jahren begonnene Novellierung der Jugendhilfeverordnung (JHVO) wurde nicht beendet. Das einzige Ergebnis dieser Überarbeitung war die Richtlinie Nr. 7 vom 22.04.1977. In dieser „Richtlinie Nr. 7 des Zentralen Jugendhilfeausschusses zur Sicherung der einheitlichen Anwendung der Verfahrensvorschriften in den Fällen des § 50 FGB durch die Jugendhilfeorgane“⁵¹ wurde die Jugendhilfekommission (JHK) aufgewertet und mit weiteren Vollmachten ausgestattet. Somit erhielten die JHK neben der „Gemeinwesenfunktion“ auch erweiterte Entscheidungskompetenzen am Einzelfall. Zur JHVO wurden in den Jahren 1977 bis 1983 verschiedene Durchführungsbestimmungen erlassen. Für die Praxis stellte die 7. Durchführungsbestimmung⁵² zur JHVO vom 23.6.1983 eine wichtige gesetzliche Grundlage dar. Hiermit konnten andere Fachorgane der örtlichen Staatsorgane zur Lösung von Jugendhilfeproblemen herangezogen werden. So z. B. die Abteilung Berufsberatung und die Ämter für Arbeit zur Bereitstellung von Arbeits- und Ausbildungsplätzen. Die Abteilung Wohnungswesen war für die Zuteilung von Wohnraum zuständig. Der Abteilung Gesundheits- und Sozialwesen oblag die Organisation der sozialfürsorgerischen Betreuung von

51 Veröffentlicht in JH 7/8 S. 213; Ministerium für Volksbildung, Jugendhilfe – Textausgabe, S. 50 - 52

52 Ministerium für Volksbildung, Jugendhilfe – Textausgabe, S. 31 bis 32 oder GBl. I Nr. 19 S. 200

physisch und psychisch behinderten Volljährigen sowie Unterbringung von elternlosen, familiengelösten oder gefährdeten Säuglingen in Dauerheime, Wochen- oder Tageskrippen. Auf dieser Ebene erfolgte die gesetzlich fundierte Zusammenarbeit. Die 7. Durchführungsbestimmung zur JHVO war insofern bedeutsam, dass die Jugendfürsorger mit dieser Rechtsvorschrift legitimiert und angehalten wurden, die Mitarbeit und Verantwortlichkeit der anderen staatlichen Organe und Institutionen zur Lösung der sozialen Probleme einzufordern (vgl. Funke/Schulze 1991, S.146f.). Nach Mannschatz (1994) wurde Jugendhilfe entsprechend dem Gesellschaftsverständnis der DDR als gesamtgesellschaftliche Aufgabe eingeordnet. Die Gewährleistung eines Arbeits- und Ausbildungsplatzes konnte durch gesetzliche Regelungen umgesetzt werden. Mannschatz hebt hervor, dass es eine partnerschaftliche Unterstützung durch die Arbeitskollektive, die gesetzlich fixierte Versorgung von familiengelösten und elternlosen Jugendlichen mit Wohnraum und die medizinische Behandlung von Kindern und Jugendlichen, die unter Betreuung der Jugendhilfe gab. Funke/ Schulze (1991, S. 145) analysieren, dass es allerdings nicht gelang, die Jugendhilfe als „gesamtgesellschaftliches Anliegen“ zu installieren.

3.3 Die Organe der Jugendhilfe und die Qualifikation der Mitarbeiter

Die gesetzliche Grundlage der Jugendhiletätigkeit bildete die Verfassung der DDR, das Familiengesetzbuch, das Strafgesetzbuch und die Strafprozessordnung. Die Aufgaben, die Zuständigkeit, die Arbeitsweise, die Verfahrensvorschriften u. a. für die Organe der Jugendhilfe⁵³ waren in der Jugendhilfeverordnung (JHVO) geregelt. Auf den verschiedenen Ebenen strukturierten sich die Organe der Jugendhilfe. Auf der zentralen Ministerebene, auf der Bezirks- und Kreisebene waren hauptamtliche Mitarbeiter tätig. Die Mitglieder der Jugendhilfeausschüsse (JHA) und Vormundschaftsräte (VMR) übten ihre Tätigkeit wie die Mitglieder der Jugendhilfekommisionen (JHK) ehrenamtlich aus und wurden von den Räten der Bezirke, der Kreise und Gemeinden berufen (vgl. Mannschatz 1994, S. 20; § 5 JHVO).

Anknüpfend an die Jugendhiletadition der Gemeindejugendhilfekommisionen wurden in der DDR örtliche Jugendhilfekommisionen gebildet. Der Mitarbeit der Bevölkerung wurde von Anfang an große Beachtung gewidmet (vgl. Funke/Schulze 1991, S. 144). Diese Jugendhilfekommisionen (nachfolgend JHK) waren mit Vollmachten ausgestattet. Nach meiner Erfahrung sah die praktische Arbeit mit den JHK so aus, dass ein Jugendfürsorger des Referates Jugendhilfe für ein oder mehrere JHK verantwortlich war. Dieser Jugendfürsorger warb und wählte die Mitglieder für die JHK des Stadtteils und leitete die JHK-Sitzungen. Die Mitglieder kamen vordergründig aus pädagogischen Berufsgruppen wie Lehrer, Krippen- und Kinder-

53 „(1) Organe der Jugendhilfe sind a) das Ministerium der Volksbildung, die Referate der Jugendhilfe bei den Räten der Bezirke, Kreise, Stadtkreise und Stadtbezirke, die Jugendhilfekommisionen bei den Räten der Städte, Stadtbezirke und Gemeinden, b) der Zentrale Jugendhilfeausschuss beim Ministerium für Volksbildung, die Jugendhilfeausschüsse bei den Räten der Bezirke, Kreise, Stadtkreise und Stadtbezirke, c) die Vormundschaftsräte bei den Referaten Jugendhilfe der Räte der Kreise, Stadtkreise und Stadtbezirke. (2) Die Organe der Jugendhilfe bei den Räten der Gemeinden, Städte, Stadtbezirke, Kreise und Bezirke sind den jeweiligen Räten unterstellt und ihnen rechenschaftspflichtig (§ 4 JHVO, Organe der Jugendhilfe)

gartenerzieherinnen, aber auch der Abschnittsbevollmächtigte der Volkspolizei (ABV), Mitarbeiter der Wohnungswirtschaft und der Berufsberatung.

Nach Funke/Schulze (1991, S. 144f.) führte diese ehrenamtliche Mitarbeit zu großer Bürgernähe, war Ausdruck der sozialistischen Demokratie und durchaus erfolgreich. Unter Berücksichtigung der Statistikfälschung der DDR gehen Funke/Schulze davon aus, dass rund die Hälfte aller Fälle der Erziehungshilfe durch die JHK begleitet wurde. Mannschatz (1984, S. 21) nennt als Zahl, dass über zwei Drittel der Entscheidungen auf dem Gebiet der Erziehungshilfe von den JHK bearbeitet wurden. „Es zeugt von der lebendigen und unbürokratischen Arbeitsweise der Jugendhilfekommissionen, dass in den meisten Fällen die Maßnahmen und Festlegungen in Übereinstimmung mit den Eltern, den Vertretern der beteiligten Kollektive und den Pädagogen getroffen und mit ihrer aktiven Unterstützung durchgeführt werden. Die Jugendhelfer leisten eine hingebungsvolle und für die betreffenden Kinder und die Gesellschaft gleichermaßen bedeutsame Arbeit, die sehr hoch eingeschätzt werden muss. Ohne diese ehrenamtlichen Mitarbeiter wäre die Lösung der Jugendhilfaufgaben nicht möglich.“ (Mannschatz 1984, S. 21)

Als Problemlage und Grenzen der ehrenamtlichen Arbeit bezeichnen Funke/Schulze (1991, S. 144) die Qualität der Einzelfallarbeit. Die Jugendhilfe der DDR stand in den 80ziger Jahren vor einer Neubestimmung des Verhältnisses von Professionalität und Ehrenamtlichkeit. Kritisch resümieren Funke/Schulze, dass die Qualifizierung der Mitarbeiter der Referate Jugendhilfe und der ehrenamtlichen Mitarbeiter in der Jugendhilfe nicht durchgängig erfolgte. Der tatsächliche Bedarf der Qualifizierung und der Ausbildung von Jugendfürsorgern konnte durch das Institut für Jugendhilfe Falkensee quantitativ nicht gedeckt werden. Dieses Institut war die einzige Ausbildungsstätte für Jugendfürsorger in der ehemaligen DDR. Somit herrschte ein quantitativer Mangel an ausgebildeten Fürsorgern, und das Rechtsbewusstsein vieler Mitarbeiter und Leiter der Jugendhilfe war nicht ausreichend entwickelt.

Nach meiner Auffassung hing die Arbeit der JHK neben vorgenannten Problem der fachlichen Qualifizierung auch von der Persönlichkeit des leitenden Jugendfürsorgers und der Persönlichkeit der ehrenamtlich tätigen Kommissionsmitglieder, deren Selbstverständnis, deren Wertvorstellung, Zielstellung und Engagement ab. Kritisch betrachtet, bestand in der Arbeit der JHK auch die Gefahr der totalen Überwachung bis in den Privatbereich und die Gefahr des Machtmissbrauchs. Daneben arbeiteten viele Ehrenamtliche tatsächlich engagiert und altruistisch.

Auf der zentralen Ebene Ministerium, Bezirksebene und Kreisebene fungierten hauptamtliche Mitarbeiter. Nach Mannschatz (1994, S. 20) und dessen Bezug auf die Jugendhilfestatistik 1989 gab es 1.536 hauptamtliche Mitarbeiter in den Referaten Jugendhilfe, nach Hoffmann (1991, S. 149) etwa 1.300. Mannschatz (1994, S. 20) benennt für das Jahr 1989 eine Zahl von 26.582 Jugendhelfern in 4.179 Jugendhilfekommissionen sowie 490 Jugendhilfeausschüsse mit 2.667 Mitgliedern und 216 Vormundschaftsräte mit 1.233 ehrenamtlichen Mitarbeitern.

Die DDR praktizierte keine grundständige Ausbildung für den Beruf des Jugendfürsorgers. Pädagogen mit abgeschlossenem Fach- oder Hochschulstudium nahmen die berufliche Rolle der Sozialarbeiter in den Jugendämtern ein. Pädagogische Berufserfahrung, haupt- oder ehrenamtliche Tätigkeit in der Jugendhilfe waren Voraussetzung für ein einjähriges postgraduales Studium (auf Fachschulniveau) am Institut für Jugendhilfe Falkensee. Dieses postgraduale Studium endete mit der Legitimati-

on zur Berufsbezeichnung „Jugendfürsorger“. Das Institut für Jugendhilfe existierte von 1965 bis 1990. Nach Mannschatz (1994, S. 21) hatten 1988 etwa 85 % der Jugendfürsorger die vorgenannte Ausbildung.

Seit 1966 gab es an der Humboldt-Universität Berlin eine Hochschulausbildung für Sozialpädagogik in der Form eines zweijährigen postgradualen Direktstudiums. Voraussetzung für dieses Studium war eine abgeschlossene Fach- oder Hochschulausbildung, mehrjährige pädagogische Erfahrung im Referat Jugendhilfe oder im Heim. Die Studierenden erlangten als Abschluss den akademischen Grad „Diplompädagoge“ (vgl. Funke/Schulze 1991, S.148; Mannschatz 1994, S. 12, S. 21). Zu diesem Studium wurden nach meinem Wissensstand vorwiegend „Leitungskader“ delegiert.

Hoffmann (1991, S. 152) nennt Zahlen auf der Basis von Interviews mit 25 Amtsleitern und statistischen Erhebungen in 50 Jugendämtern (gleich ein Drittel aller Jugendamtsbezirke ohne Berlin) sowie auf der Basis von Fragebögen des Instituts für Jugendpolitische Studien e.V. Berlin zwischen dem 12.12.1990 und dem 24.1.1991. Danach verfügte 80 % der Mitarbeiter von Referaten der Jugendhilfe über Fach- und/oder Hochschulabschlüssen aus dem Erziehungs- und Bildungswesen, aus dem Gesundheitswesen oder aus der Jugend- und Kulturarbeit. Die verbleibenden 20 % haben Facharbeiterabschlüsse für Verwaltungstätigkeiten bzw. Fach- und Hochschulabschlüssen in anderen Bereichen. Zusätzlich hatten 38 % den Berufsabschluss als Jugendfürsorger. Diese arbeiteten vorrangig in den klassischen Bereichen der Jugendhilfe und Jugendfürsorge.

Diese Zahlen verdeutlichen nach meiner Auffassung einerseits das Bemühen der Jugendhilfe und Heimerziehung der DDR um Qualifizierung und Fachlichkeit und andererseits die doch eingegrenzten Möglichkeiten. Ein Institut für die Ausbildung der Sozialarbeiter, ein limitierter Universitätsstudiengang Sozialpädagogik kennzeichnen die Randstellung der Jugendhilfe der DDR.

3.4 Tätigkeitsfelder der Jugendhilfe der DDR

Die Jugendhilfe der DDR war in den drei Hauptbereichen der Erziehungshilfe, des Vormundschaftswesen und im Rechtsschutz für Minderjährige tätig (vgl. Funke/Schulze 1991, S. 145; Mannschatz 1994, S. 19).

Bei der **Erziehungshilfe** galt als Grundsatz und inhaltliche Orientierung in der Jugendhilfe der DDR auch, Einfluss auf Eltern auszuüben und zwar in ihrem Lebensumfeld. Es wurden Verbündete im Lebensbereich der Familie gesucht, um gezielt und dauerhafte Veränderungen zu erreichen. Diese Arbeitsweise ist aus heutiger Sicht mit dem Stichpunkt Gemeinwesenarbeit vergleichbar. Die Jugendhilfe hatte die erforderlichen Maßnahmen einzuleiten, wenn Erziehung, Entwicklung oder Gesundheit von Kindern gefährdet waren und sonstige gesellschaftliche Unterstützung der Eltern in diesen Problemsituationen nicht ausreichte. Problemlagen erfuhr die Jugendhilfe durch die ratsuchenden Eltern selbst, durch das Gesundheitswesen inklusive Schwangerenbetreuung, dem Mütterberatungsdienst, dem Kinder- und Jugendgesundheitschutz, durch die Institutionen der Vorschulerziehung (Kinderkrippen, Kindergärten), durch Lehrer- und Elternvertretungen sowie durch Ehe- und Familienberatungsstellen (vgl. Funke/Schulze 1991, S. 145ff.).

Wenn trotz gesellschaftlicher Unterstützung die Erziehung und Entwicklung der Kinder und Jugendlichen durch die Eltern nicht abgesichert waren, wurde die Jugendhilfe zum Eingreifen verpflichtet. Bei schuldhafter, schwerer elterlicher Pflichtverletzung konnte nach § 51 FGB beim Gericht auf Entzug des Erziehungsrechts geklagt werden. Dieser vorgenannte Ansatz ist auf das Kindeswohl ausgerichtet und mit dem staatlichen Wächteramt und den adäquaten Eingriffsbestimmungen des BGB vergleichbar.

Als Eingriffsgründe benennen Funke/Schulze die Vernachlässigung von Kindern, wenn Eltern über ungenügende Fähigkeiten zur Kindererziehung verfügten oder wenn Kinder Erziehungsschwierigkeiten zeigten und sich dem Einfluss der Eltern entzogen (vgl. Funke/Schulze 1991, S. 145). Die Maßnahmen der Jugendhilfe⁵⁴ waren entsprechend der Handlungsnotwendigkeit differenziert.

Zur Umsetzung der stationären Maßnahmen unterstanden den Organen der Jugendhilfe Heime für Kinder und Jugendliche, die nach schulpolitischen Gesichtspunkten differenziert waren. Funke/Schulze (1991, S. 145ff.) und Gotschlich et al. (1991, S. 15) benennen den hohen Anteil von Kindern in Heimerziehung. Hierin widerspiegelt sich die fehlende Vielfalt der ambulanten, stützenden Angebote in der Jugendhilfe der DDR. In den 80ziger Jahren ist auch die starre Ausrichtung der Heimerziehung in den Fachkreisen interner Kritikpunkt.

Nach meinen praktischen Erfahrungen mit der Jugendhilfe der DDR galt Heimerziehung als die Regelmaßnahme in der Jugendhilfe. Die im § 23 I Punkt e JHVO benannte Anordnung der Familienerziehung mit Pflegschaft reduzierte sich in der Praxis im Wesentlichen auf Verwandtenpflegschaften (Großeltern, die ihre Enkelkinder erzogen). In der Struktur der Referate Jugendhilfe gab es auch keinen spezialisierten Pflegekinderdienst.

Die praktische Jugendhilfearbeit war auf die Einzelfallbearbeitung ausgerichtet, war operative Tätigkeit und Entscheidungstätigkeit der Jugendhelfer und Jugendfürsorger. Im Bereich Erziehungshilfe waren Probleme der Fehlentwicklung von Kindern und Jugendlichen, die Schwererziehbarkeit und das Problem der Umerziehung ständige Themen. Kinder und Jugendliche wurden als Subjekte im Erziehungsprozess verstanden, und es dominierte die sowjetische Pädagogik als Vorbild und Theorievorlage (vgl. Funke/Schulze 1991, S. 147).

Das Ziel der Erziehungshilfe bestand darin, Lebenssituationen von Kindern und Jugendlichen in Problemlagen aktuell und perspektivisch zu verbessern und eine positive Persönlichkeitsentwicklung zu gewährleisten. Als Methode wurden Direktkontakte mit Kindern, Jugendlichen und Eltern praktiziert. Es erfolgte eine am Gemeinwesen orientierte Einbeziehung von anderen Bürgern⁵⁵, die akzeptierten und

54 Sind die Erziehung und Entwicklung oder die Gesundheit Minderjähriger gefährdet und auch bei gesellschaftlicher und staatlicher Unterstützung der Erziehungsberechtigten nicht gesichert, kann der Jugendhilfeausschuss in Wahrnehmung seiner Aufgaben insbesondere a) den Erziehungsberechtigten bestimmte Pflichten auferlegen, b) dem Minderjährigen Weisungen erteilen, c) die Verpflichtung eines Kollektivs oder einer gesellschaftlichen Organisation, über den Minderjährigen die Bürgerschaft zu übernehmen, bestätigen d) für den Minderjährigen die Erziehungsaufsicht anordnen, e) für den Minderjährigen die Familienerziehung in einer anderen Familie anordnen, in diesen Fällen ist gleichzeitig die Pflegschaft anzuordnen, f) für den Minderjährigen die Heimerziehung anordnen, g) für den Jugendlichen Anordnung der Heimerziehung in einem Spezialheim bedingt unter Festlegung einer Bewährungsfrist bis zur Dauer von 2 Jahren aussprechen.“ (§ 23 Abs. 1 Punkte a bis g JHVO).

55 „Die Organe der Jugendhilfe haben bei der Lösung ihrer Aufgaben eng mit den Organen und Einrichtungen der Volksbildung und des Gesundheitswesens, den Organen der Rechtspflege, der Freien Deutschen

positiven Einfluss auf diese Familien und Minderjährigen hatten (Lehrer, Kindergärtnerinnen, Pionier- und FDJ-Leiter, Lehrausbilder, Funktionäre von gesellschaftlichen Organisationen und staatlichen Organen, Nachbarn, Arbeitskollegen). Jugendhilfe wurde als gesamtgesellschaftliche Aufgabe definiert. Somit bestand die Hauptmethode der Arbeit in der „Organisierung des gesellschaftlichen Einflusses“ (Mannschatz 1994, S. 22). Dazu dienten individuelle Erziehungsprogramme. Diese sind nach meiner Auffassung im weitesten Sinne mit den Hilfeplänen des KJHG vergleichbar und beinhalteten pädagogische Zielstellungen für den Einzelfall, Komplexe von Festlegungen und staatlichen Maßnahmen zu deren Umsetzung.

Nach Funke Schulze (1991, S. 145) gehörte zur Erziehungshilfe neben vorgenannten weiterhin die Mitwirkung der Jugendhilfe in Strafverfahren gegen Jugendliche (§ 71 StPO) sowie die Aufgaben der Jugendhilfe im Zusammenhang mit der Ehescheidung (§§ 25, 27, 48, 65 III FGG).

Das **Vormundschafswesen** war gekennzeichnet durch die Übertragung von Zuständigkeiten auf die Referate der Jugendhilfe bei der Abteilung Volksbildung. Die Referate Jugendhilfe erhielten nach Auflösung der Vormundschaftsgerichte die Verantwortung und legitimierten familienrechtlichen Konsequenzen für die Übertragung des elterlichen Erziehungsrechts, der Vormundschaft und Pflegschaft, der Annahme an Kindes statt. Die Aufgaben im Vormundschafswesen bezogen sich somit auf die Sorge für elternlose und familiengelöste Kinder (vgl. Funke/Schulze 1991, S. 145; Mannschatz 1994, S. 19).

Dieser klassische Bereich **Rechtsschutz** blieb bei der Jugendhilfe und beinhaltete die Vaterschaftsfeststellung, die Unterhaltsansprüche der Kinder, die Unterhaltssicherung durch staatliche Vorauszahlung. Die Jugendhilfe übernahm Aufgaben zur Sicherung wirtschaftlicher Interessen von Kindern und Jugendlichen gegenüber ihren Eltern sowie Aufgaben der Amtsvormundschaft und der staatlichen Schutzfunktion für nichtehelich geborene Kinder (vgl. Funke/Schulze 1991, S. 146; Mannschatz 1994, S. 19).

3.5 Gründe der Heimeinweisung

Die Kriterien der Anordnung der Heimerziehung bezogen sich nicht vorrangig auf das Persönlichkeitsbild, sondern auf die Lebens- und Erziehungssituation der Kinder und Jugendlichen. Nicht allein die Erscheinungsbilder (Disziplinierung, auffälliges Verhalten, bestimmte Pflichten nicht erfüllen) waren Gründe für Heimeinweisung, sondern wenn die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder und Jugendlichen gefährdet ist. Das vorgenannte wurde abgeleitet an der Analyse der Lebens- und Erziehungssituation der Kinder und ergänzt durch die Prognose, wenn eine Veränderung unter den vorhandenen Bedingungen nicht möglich erscheint. Des Weiteren war Gefährdung der Persönlichkeitsentwicklung der Kinder ausgerichtet am Kriterium der erzieherischen Potenzen und Möglichkeiten der Eltern (vgl. Mannschatz et al. 1984, S. 29).

Jugend, Der Pionierorganisation 'Ernst Thälmann', dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund, den anderen gesellschaftlichen Organisationen und Einrichtungen sowie den Kollektiven und Brigaden der Werktätigen zusammenzuarbeiten.“ (§ 3 Abs. 1 JHVO)

„Die Organe der Jugendhilfe haben durch ihre Arbeitsweise die Mitarbeit der Werktätigen zu sichern und die Formen und Methoden der Mitwirkung der Bevölkerung ständig zu vervollkommen.“ (§ 3 Abs. 3 JHVO)

Als Gefährdungsmerkmale definierte Mannschatz 1984 den Verlust der Eltern, ein so extrem niedriges Kultur- und Bildungsniveau der Eltern, dass ihnen trotz ihres subjektiven Wollens sowie der Unterstützung durch die Gesellschaft die Betreuung und Erziehung des Kindes nicht überlassen werden kann, eine ungenügend ausgeprägte moralische Haltung in Bezug auf die Wahrnehmung der Erziehungsverantwortung oder erzieherische Vernachlässigung in der Familie mit der Gefährdung der Persönlichkeitsentwicklung im Elternhaus (Mannschatz et al. 1984, S. 30).

Die Anordnung der Heimerziehung erfolgte durch die Organe der Jugendhilfe auf der Basis des FGB und der JHVO⁵⁶. Gleichzeitig wurde in diesen Beschlüssen die Perspektive für das Kind festgelegt, die Funktion des Heimaufenthaltes in Zielen formuliert und Maßnahmen zur Einflussnahme der Familien eingeleitet. Der Leiter des Referates Jugendhilfe und die Erziehungsberechtigten konnten Vereinbarungen für zeitlich begrenzte Heimunterbringung abschließen. Diese Vereinbarungen basierten auf der Grundlage der Mitwirkungsbereitschaft der Eltern oder bezogen sich auf die Fälle der Verhinderung der Eltern (Krankheit und wenn in diesem Zusammenhang keine andere Möglichkeit der Unterbringung zur Verfügung stand). Die Heimunterbringung wurde durch eine zentralisierte Lenkung organisiert. Mit Anordnung der Heimerziehung durch die Organe der Jugendhilfe stellten diese gleichzeitig den Antrag auf Einweisung an die Bezirkseinweisungsstelle. Diese wies den Heimplatz unter Berücksichtigung des Alters, der Bildung und unter Beachtung der Aufrechterhaltung der Geschwisterbeziehungen zu. Angestrebt wurde die Unterbringung in einer Einrichtung in der Nähe des Wohnortes. Die Einweisung für schwererziehbare Kinder und Jugendliche erfolgte durch Weiterleitung des Beschlusses über die Bezirkseinweisungsstelle zur Zentralen Einweisungsstelle. Diese Stelle wählte die Einrichtung aus (vgl. Mannschatz et al. 1984, S. 24f.).

Die Einrichtungen für Kinder im Alter bis zu drei Jahren unterstanden den Organen des Gesundheits- und Sozialwesens. Eine Unterbringung in v. g. Heimen basierte auf der Grundlage der Entscheidung der Organe der Jugendhilfe. Die Differenzierung der Heime erfolgte durch die Berücksichtigung des Alters, des Schulbesuches bzw. der beruflichen Ausbildung. In den 80er Jahren bestanden Bemühungen, die historisch gewachsenen Grenzen zwischen Vorschulheimen, Kinderheimen für Schüler und Jugendwohnheime zu überwinden. Die Struktur sollte mit dem Ziel einer durchgängigen Aufnahme zwischen 3 und 18 Jahren und unter Berücksichtigung des Erhaltes von Geschwisterbeziehungen umgestaltet werden (vgl. Mannschatz et al. 1984, S. 26).

Das offizielle Leitbild und Selbstverständnis der Jugendhilfe der DDR zum Zeitpunkt 1984 orientierte auf die Unterstützung der Familienerziehung mit dem Ziel des Erhaltes des Elternhauses. Das grundsätzliche Ziel der Jugendhilfe bestand in der Wiederherstellung der Erziehungstüchtigkeit der Familie. Der gedankliche Ausgangspunkt und die sich daraus ergebenden Aufgaben und Funktionen der Organe der Jugendhilfe fokussierten sich auf Erziehung und Umerziehung der Kinder und Jugendlichen in Kollektiven (Familie, politisch organisiertes Schülerkollektiv, Lehrlings- oder Arbeitskollektiv, Freizeitgemeinschaft). Einerseits sollte Jugendhilfe den Kollektiven die Verantwortung nicht abnehmen, andererseits durften diese nicht ohne Hilfe gelassen werden. Somit hatte Jugendhilfe die Funktion der Veränderung der Voraussetzung, die Funktion der Beratung über Erziehung und Umerziehung

56 § 50 FGB in Verbindung mit §§ 22, 23 JHVO

sowie gleichzeitige Beobachtung und Kontrolle des Verlaufs und die Forderung von Rechenschaft über die Erfüllung der Festlegungen (vgl. Mannschatz et al. 1984, S. 22f.).

Nach Angaben von Mannschatz gab es 1989 in der DDR 602 Heime mit 35 000 Plätzen (vgl. Mannschatz 1994, S. 25). Das Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit veröffentlichte 1989 in einer Dokumentation 609 staatliche Heime mit etwa 33 400 Heimplätzen, die mit etwa 26 500 Kindern und Jugendlichen von 0 bis 18 Jahren belegt waren. Daneben gab es in evangelischer oder katholischer Trägerschaft 28 Heime mit 520 Plätzen (vgl. Dokumentation BMJFFG 1990, S. 52).

Kritisch möchte ich an dieser Stelle werten, dass durch die zentralisierte Einweisung und durch die Spezialisierung und schulpolitische Ausrichtung der Heime die theoretisch bekannte Notwendigkeit einer wohnortsnahen Unterbringung des Kindes sowie die Vermeidung der Geschwistertrennung nicht immer berücksichtigt werden konnte. Dies hatte für viele Einzelfälle erschwerte Elternarbeit oder Beziehungsbrüche zur Herkunftsfamilie und Brüche zu bedeutsamen sozialen Bezugspersonen im Heim (Erzieher, technisches Personal) zur Folge. Wenn die Kinder ein bestimmtes Alter erreichten, mussten diese das Heim wechseln. Aus meiner Praxis als Heimerzieher von 1982 bis 1989 habe ich die Bemühungen einer Umstrukturierung nur in den Wünschen, Gedanken und inoffiziellen Diskussionen von Kollegen erlebt, nicht in der praktischen Umgestaltung der Struktur der Heime. Das System und die Planwirtschaft in der DDR waren zu starr. Die Jugendhilfe und Heimerziehung musste sich wie andere Bereiche den ökonomischen Grenzen der DDR unterordnen.

Im Rahmen meiner Ausbildung als Jugendfürsorger am Institut für Jugendhilfe Falkensee befragte Janitzki (1988) entlassene Jugendliche und junge Erwachsene der zwei Weimarer Kinderheime (43 Probanden). Der Fragebogen beinhaltete 24 Fragen mit dem Bezug auf den erlebten Heimaufenthalt, mit offenen Fragen bezüglich eines wertenden Rückblicks auf die Entlassungs- und Eingliederungsphase und auf die augenblickliche Lebenssituation. Als Ergebnis dieser Befragung schlussfolgerte Janitzki 1988 u. a., dass die Wirkung der Heimerziehung und die persönlichen Wertungen der Probanden bestimmt wird durch das Lebensalter bei der Heimaufnahme, durch die Dauer des Heimaufenthaltes, vom Niveau und der Ausgestaltung der Heimerziehung und wie es gelingt, trotz Heimerziehung soziale Kontakte zu den Herkunftsfamilien zu erhalten. Familienrechtliche Änderungen sollten am Einzelfall entsprechend rechtzeitig und konsequent verfolgt und Alternativen zur klassischen Heimerziehung gesucht werden. Beziehungsabbrüche und jahrelange Heimerziehung (mehr als 10 Jahre Heimaufenthalt mit wiederholtem Heimwechsel) sind zu vermeiden.

Neben der benannten Bedingtheit und Einflussnahme von historischen Ereignissen und politischen, schulpolitischen und gesellschaftspolitischen Entscheidungen stellte sich jedoch die DDR-Jugendhilfe auch der gegenstandseigenen Problematik. Nach Mannschatz (1994) ist niemand ins betreuungslose Abseits gestürzt. Durch engagierte Arbeit wurde Hilfe in schwierigen Lebens- und Entwicklungssituationen geleistet. Rückblickend war die flächendeckende Absicherung und Fürsorge für die Kinder und Jugendlichen einerseits die Voraussetzung für soziale Sicherheit, andererseits aber auch ein zu enges Netz. Dies implizierte kritisch betrachtet auch die

Gefahr der staatlichen Bevormundung (Beschlüsse, Festlegungen, Anweisungen statt Angebote und Vereinbarungen). Von großen Teilen der Bevölkerung wurde diese Jugendhilfe und das Sicherungsnetz als Selbstverständlichkeit verinnerlicht und in extremen Fällen auch so interpretiert, dass einige Bürger glaubten, die Verantwortung für die Kindererziehung an den Staat abtreten zu können. Fehlende Freizügigkeit, Meinungsunfreiheit, fehlende Demokratie und fehlende Rechtsstaatlichkeit waren jedoch der Preis für diese Sicherheit (vgl. Mannschatz 1994, S. 81f., S. 85).

Die Jugendhilfe hatte keine eigenständigen Betreuungsformen entwickelt. Nach Mannschatz (1994) entsprach die Organisierung des gesellschaftlichen Einflusses als „Hauptmethode der Jugendhilfe“ dem damaligen Gesellschaftsverständnis und den jugend-, schul- und sozialpolitischen Vorstellungen und Leitbildern. Als Ergebnisse dieser Hauptmethode der Jugendhilfe können die Sicherheiten Wohnung, Arbeit, Schulausbildung usw. sowie die Vernetzung und Verpflichtung staatlicher Institutionen und gesellschaftlicher Bereiche sowie die ehrenamtliche Einzelbetreuung und die damit verbundene Gemeinwesenarbeit als soziale Potenz benannt werden. Der gesellschaftspolitische Ausgangspunkt, dass sich mit der Entwicklung des Sozialismus in der DDR und mit der Organisierung des gesellschaftlichen Einflusses als politisches Konzept der Jugendhilfe die Ursachen der Fehlentwicklung und die sozialen Konflikte von selbst auflösen, bewies sich historisch als Illusion.

3.6 Adoptionsvermittlung in der DDR

Das grundsätzliche Ziel der Annahme an Kindes Statt (Adoption) bestand in der Formulierung des Familiengesetzbuches der DDR i. d. F. von 1975 (nachfolgend FGB) darin, dem Kind ein neues Elternhaus und eine Erziehung in einer Familie zu ermöglichen, ein Eltern-Kind-Verhältnis herzustellen und gleiche Rechtsbeziehungen zu schaffen. Als Voraussetzung galt u. a. die Volljährigkeit der Annehmenden, die Minderjährigkeit der Anzunehmenden und der angemessene Altersunterschied (vgl. §§ 66, 67 FGB⁵⁷). Die Erforderlichkeit von Einwilligungen war gesetzlich im § 69 FGB verankert⁵⁸. Diese Einwilligungserklärung erhielt den Status „unwiderruflich“. Die ausschließliche Form der Fremdadoption bildete die Inkognitoadoption. Die Einwilligung eines Elternteils konnte auf Klage des Organs der Jugendhilfe durch das Gericht ersetzt werden. Die Ersetzung der Einwilligung in die Adoption galt als schwerwiegender Eingriff in die nach der Verfassung der DDR und dem Familiengesetzbuch fixierten Rechte der Eltern. Andererseits ermöglichte diese Maßnahme dem Kind, für das die Adoption vorgesehen ist, dass ein neues Eltern-

57 „Die Annahme an Kindes Statt gibt dem angenommenen Kind ein neues Elternhaus und ermöglicht seine Erziehung in einer Familie. Sie stellt zwischen dem Annehmenden und dem Angenommenen ein Eltern-Kind-Verhältnis her und schafft die gleichen Rechtsbeziehungen, wie sie zwischen Eltern und Kind bestehen.“ (§ 66 FGB, Grundsätze)

58 „(1) Zu einer Annahme an Kindes Statt ist die Einwilligung der Eltern des Kindes und, sofern es das 14. Lebensjahr vollendet hat, auch des Kindes erforderlich. Die Einwilligung des Vaters eines außerhalb der Ehe geborenen Kindes ist nur erforderlich, wenn ihm das elterliche Erziehungsrecht übertragen wurde. Hat das Kind einen anderen gesetzlichen Vertreter, ist auch dessen Einwilligung notwendig. (2) Die Einwilligung ist vor dem Organ der Jugendhilfe oder in notariell beurkundeter Form zu erklären. Sie ist unwiderruflich. (3) Die Einwilligung kann erteilt werden, ohne dass die Eltern des Kindes die Person und den Namen des Annehmenden erfahren.“ (§ 69 FGB, Einwilligung der Eltern)

Kind-Verhältnis begründet und das Kind alle Vorteile einer Familienerziehung haben konnte. Als gesetzliche Tatbestände gelten das Wohl des Kindes oder die Gleichgültigkeit eines Elternteils. Gleichgültigkeit ist im Zusammenhang mit den Rechten und Pflichten der Eltern gegenüber ihren Kindern zu beurteilen und bezog sich auf das Gesamtverhalten der Eltern. Weiterhin waren die derzeitigen und künftigen Lebensverhältnisse des Kindes zu prüfen. Wenn sich ein Kind nach Maßnahmen des § 50 FGB im Heim befand und die Rückkehr zu den Eltern oder einem Elternteil nicht möglich war, bestand auch die Möglichkeit der Ersetzung der Einwilligung in die Adoption. Für elternlose und faktisch familiengelöste Kinder war Adoption eine angestrebte Alternative zur jahrelangen Heimerziehung. Die Kriterien und Möglichkeiten der Ersetzung wurden in der Richtlinie Nr. 25 des Plenums des Obersten Gerichts der DDR zu Erziehungsrechtsentscheidungen (1968, 1975) kommentiert (vgl. § 70 FGB⁵⁹; Richtlinie Nr. 25 des OG der DDR i. d. F. 1975).

Von 1987 bis 1989 war ich im Organ der Jugendhilfe der DDR (Vormundschaftsrat) ehrenamtlich und seit 1989 bin ich als Jugendfürsorger / Sozialarbeiter im Referat Jugendhilfe der Stadt Weimar hauptamtlich tätig. Ab dem 1.4.1991 übernahm ich die Adoptionsvermittlung der Stadt Weimar. Mit Bezug auf die archivierten Adoptionsakten und im Kontext mit den retrospektiven Gesprächen mit Adoptiveltern und abgebenden Eltern aus der Zeit vor 1990 kann ich nachfolgende Erkenntnisse zur Adoptionsvermittlung der DDR beisteuern. Der Leiter des Referates Jugendhilfe oder ein Jugendfürsorger führte mit den Adoptivbewerbern nach Eingang eines schriftlichen Adoptionsantrages und des Lebenslaufes ein oder zwei Vorgespräche. Die Inhalte dieser Gespräche reduzierten sich auf Fragen zur Kinderlosigkeit, der Motive der Antragstellung und auf die wirtschaftliche Situation. Anschließend wurden die Beurteilungen von den Arbeitsstellen angefordert. Diese Beurteilungen beinhalteten im damaligen Zeitgeist und Stil Angaben zur Zugehörigkeit zu den Parteien und Massenorganisationen und zur „Einstellung und Leistung in der sozialistischen Arbeit“. Auch allgemeine Sätze zur Erziehungshaltung und Erziehungsfähigkeit der Bewerber (Erziehung eines Kindes im Sinne der sozialistischen Persönlichkeit) wurden in Einzelfällen formuliert. Die Adoptivelternbewerber wurden zu den formellen Abläufen und den Rechtsfolgen beraten. Auch pädagogische Aspekte und die Organisation einer Erstausrüstung und die Unterstützung bei der Sicherstellung eines späteren Krippenplatzes wurden thematisiert. Der Jugendfürsorger führte einen Hausbesuch mit Fokus auf die Lebens- und Wohnsituation durch.

Der Jugendfürsorger beriet den leiblichen Eltern, die ihr Zur Adoption freigaben. Es gab Formblätter zur Einwilligung in die Adoption. Neben den Daten der Eltern und des Kindes waren auf dieser Erklärung die vorherige Belehrung (Beratung) über die rechtlichen und tatsächlichen Folgen, über die Tatsache „unwiderruflich“ und die gesetzliche Rechtsgrundlage fixiert. Mit der Unterschrift der Eltern auf die Erklärung wurde die Einwilligung rechtswirksam. Das heißt, es gab keine gesetzlich fun-

59 „(1) Verweigert ein Elternteil die Einwilligung und steht die Verweigerung dem Wohl des Kindes entgegen oder ergibt sich aus seinem bisherigen Verhalten, dass ihm das Kind und seine Entwicklung gleichgültig sind, kann die Einwilligung dieses Elternteils auf Klage des Organs der Jugendhilfe durch das Gericht ersetzt werden. (2) Dem Antrag kann auch ohne Einwilligung eines Elternteils entsprochen werden, wenn dieser Elternteil zur Abgabe einer Erklärung für eine nichtabsehbare Zeit außerstande ist, ihm das Erziehungsrecht entzogen wurde oder sein Aufenthalt nicht ermittelt werden kann.“ (§ 70 FGB)

dierte Frist⁶⁰ zur „Überlegungszeit“ der leiblichen Eltern. Einwilligungen erfolgten unter Umständen wenige Tage nach der Geburt des Kindes.

Im Kontext mit der Ausbildung und den eigenen Werten und Haltungen der verantwortlichen Jugendfürsorger und Referatsleiter fand am Einzelfall eine Vermittlungsarbeit mit unterschiedlicher Ausrichtung und Qualität statt. In vielen Einzelfällen der Herkunftsfamilien zeigten sich Wiederholungen von Biographien und Problemlagen. Eine soziale Aufwertung und Besserstellung des Kindes und die Geborgenheit und Sicherheit einer funktionierenden normalen Familie war das Ziel der Vermittlung. Es ist nicht auszuschließen, dass in Einzelfällen Jugendfürsorger Mütter aus desolaten Familienverhältnissen, deren Kinder wiederholt, über längere Zeit oder auf Dauer in Heimerziehung untergebracht waren und nicht zurückgeführt werden konnten, bei erneuter Schwangerschaft von der Alternative Adoptionsfreigabe „überzeugten“. Daneben gab es umfassende Beratung und Suche nach alternativen Lösungen vor der Vermittlung. Die Eltern, die ihr Kind zur Adoption freigaben, erhielten von den Jugendfürsorgern eine Wertschätzung ihrer Leistung Adoptionsfreigabe, erlebten jedoch traditionell geprägt in der sozialen Umwelt Abwertung und Stigmatisierung. In dieser vorgenannten Spannbreite könnte die Vermittlung von Adoptivkindern eingeordnet werden. Das Landesjugendamt Thüringen äußerte sich 1991 u. a. dahingehend, dass der § 249 StGB der DDR (asoziales Verhalten, keine geregelte Arbeit) häufig gerade sehr junge Mütter ohne familiäres Hinterland kriminalisierte und zu Haftstrafen der Eltern und Heimeinweisungen der Kinder führte. Teilweise wurde die Zustimmung zur Adoption unter Druck erwirkt. Die Maßnahmen Jugendhilfe bestanden nur in Auflagen und Kontrollen. Beratungen der Jugendhilfekommissionen (JHK) hatten eher einen Öffentlichkeitscharakter. Eine vertrauensvolle Beratungssituation konnte in vielen Fällen nicht erreicht werden (vgl. Informationsbrief des Landesjugendamtes Thüringen an alle Jugendämter in Thüringen vom 14.10.1991).

Einige abgebende Mütter verwenden im Rückblick und als Legitimation für die nach wie vor eher negativ bewertete Entscheidung Adoptionsfreigabe oder als Deckmantel für damalige Lebenslagen die Pauschalaussage, dass der Staat ihnen die Kinder weggenommen habe. Die Aktenunterlagen dagegen zeigen gegenteilig Vernachlässigungen der Kinder, Alkoholsucht oder Entzug der elterlichen Sorge. Andere abgebende Eltern benennen als Motive u. a. schwierige Lebenslagen ohne familiären Rahmen und Unterstützung, ein zu junges Lebensalter, ungewollte Schwangerschaft, Verlassen durch den Mann oder eine eigene Heimbiographie.

Die Unterbringung des Kindes in die Adoptivfamilie und die weitere Begleitung bis zum Rechtsakt Adoption (Beschluss des Jugendhilfeausschusses⁶¹) übernahm der Jugendfürsorger. Im Regelfall erfolgte der Vermittlungsprozess nach folgendem

60 Es gab somit keine „8-Wochen-Frist wie im § 1748 Abs. 2 BGB aktuelle Fassung. Auch im BGB, das bis 1965 für die DDR galt, ist ein solcher Passus nicht enthalten (vgl. BGB 1956, § 1748)

61 § 18 JHVO Zuständigkeit: „(1) Die Organe der Jugendhilfe des Rates des Kreises (Stadtkreis, Stadtbezirk) sind zuständig für ...2. Vormundschaftswesen c) Durchführung der Annahme an Kindes Statt ...“

§ 21 JHVO Beschlüsse und Verfügungen: „(1) Die Entscheidungen gemäß § 18 Abs. 1 Ziffer 1 Buchstaben a, b, e, g und Ziffer 2 Buchst. c sowie Absatz 2 erfolgen durch Beschluss des Jugendhilfeausschusses.“

§ 68 FGB Entscheidung: „(1) Die Entscheidung über die Annahme an Kindes Statt erfolgt auf Antrag des Annehmenden durch Beschluss des Organs der Jugendhilfe. Dem Annehmenden ist über die Annahme eine Urkunde auszuhändigen. (2) Dem Antrag ist nur stattzugeben, wenn die Annahme an Kindes Statt dem Wohl des Kindes entspricht und der Annehmende in der Lage ist, das elterliche Erziehungsrecht in vollem Umfang wahrzunehmen.“

Schema. Zuerst stellte den Adoptivelternbewerber der Jugendfürsorger oder Referatsleiter im Referat Jugendhilfe das zu vermittelnde Kind mit den vorhandenen Daten vor. In der DDR bestanden für Säuglinge mit dem Ziel der Adoption nach der Geburt des Kindes keine minimierten Krankenhausaufenthalte. Es gab auch kein System von Pflegeeltern. Die Säuglinge wurden von der Geburts- auf die Kinderstation verlegt und es fanden dann die Kontakte zwischen Adoptiveltern und Kind statt. Danach wurden die Säuglinge in die Adoptivfamilie entlassen. Ältere Kinder im Kleinkind- und Vorschulalter lebten in den Heimen und es wurden dort die ersten Kontakte geknüpft. Nach der Aufnahme des Kindes machte der zuständige Jugendfürsorger Hausbesuche und half bei der Vermittlung von Krippenplätzen. Die Adoptiveltern wurden gemäß § 18 Abs. 2 JHVO zum Pfleger bestellt und erhielten zur rechtlichen Legitimation einen Pflegeausweis. Nach einer Zeit zwischen sechs Monaten und einem Jahr stellten die Adoptiveltern den formlosen Antrag und der Jugendhilfeausschuss beschloss die Adoption.

Es gab ausschließlich die Form der Inkognitoadoption. Abgebende Eltern erhielten keine Informationen über die Entwicklung und den Werdegang ihres Kindes. Eine Begleitung des erwachsenen Adoptierten, der seine natürlichen Wurzeln sucht, war nicht vorgesehen. Erkenntnisse aus der Adoptionsforschung (z. B. aus der USA, der BRD) lagen nicht vor und eine eigene Adoptionsforschung wurde nicht betrieben. Die Haltungen und das Wissen der Akteure in den Referaten Jugendhilfe resultierten somit aus der pädagogisierten Ausbildung und der selbst erfahrenen Sozialisation mit den entsprechenden Werten. Welche, wie viel Informationen und mit welcher Bewertung diese durch den Jugendfürsorger an die Adoptiveltern weitergegeben oder archiviert wurde, lag somit im Ermessen der einzelnen Jugendfürsorger. Auch bei den Adoptiveltern gab es die Spannweite, dass einige die Details von den Gründen der Adoptionsfreigabe wissen wollten und andere gar nichts. Im Fokus vieler kinderloser Eltern standen ausschließlich das Kind und weniger die Fragen nach dem natürlichen Ursprung. Es gab in der DDR auch keine Adoptionsliteratur, die Adoptiveltern empfohlen werden konnte.

Die Adoptiveltern waren somit mit den Themen Zeitpunkt Adoptionsoffenbarung, Identitätsfindung etc. auf sich allein gestellt. Im Kontext mit der ausschließlichen Inkognitoadoption und den vermittelten Werte der Familie lebten die Adoptiveltern das tradierte Bild einer „normalen Familie“ und tabuisierten gegenüber dem Kind und häufig auch im sozialen Kontext das Thema Adoption. Dies war die Geburtsstunde der lebenslangen Lügenspirale und des Adoptionstabus mit seinen weitreichenden Folgen. Nur die Adoptiveltern, die in der eigenen Biographie und Familie das Wirken von Tabus, von den Beziehungsstörungen oder Verletzungen durch Spät- oder Fremdoffenbarungen erlebten, schlugen den anderen Weg einer kindgemäßen frühen Offenbarung ein. Nach meinem Kenntnisstand waren diese Verläufe in der Minderheit. So gab es auch eine Vielzahl von externen Fremd- und innerfamilialen Spät offenbarungen.

Diese eingegrenzte, auf Formalien und dem Normalitätsbild Familie orientierte Arbeitsweise in der Adoptionsvermittlung widerspiegelt sich auch in den Adoptionsakten. Neben der Einwilligung in die Adoption (ein Formblatt), den angeforderten Beurteilungen der Adoptivelternbewerber aus den Betrieben, den formalen Rechtsschritten (Bestellung als Pfleger, Pflegeausweis, Adoptionsbeschluss, Bestätigung Erstausrüstung, Information der Eltern über erfolgte Adoption) und einigen Akten-

notizen der Fürsorger bezüglich ihrer Hausbesuche wurden in der Regel keine Angaben zu den Gründen der Adoptionsfreigabe, der damaligen Lebenslage der Eltern, über Geschwister etc. archiviert. Bei Entzug der elterlichen Sorge findet man in den Akten Kopien der Gerichtsbeschlüsse oder Aktenzeichen, manchmal auch Protokolle der Jugendhilfeausschüsse über vorangegangene Maßnahmen Heimerziehung mit den entsprechenden Begründungen und den Auflagen für die Eltern.

3.7 Zwangsadoptionen in der ehemaligen DDR

Der DDR haftet nachhaltig der Ruf der Zwangsadoptionen nach. Nach Paulitz/Kannenberg (2000) traten politisch motivierte Zwangsadoptionen in allen totalitären Regierungen auf. So z. B. nachweislich in der Diktatur Videla in Argentinien, in der Diktatur Pinochet in Chile und es fanden auch Zwangsadoptionen von Aborigines in Australien statt. Paulitz/Kannenberg (2000, S. 107) beziehen sich u. a. auf einen Bericht des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“ (Nr. 52/1975) und auf die darin benannten Zwangsadoptionen und Zahlen bezüglich wartender Kinder auf Familienzusammenführung von geflüchteten oder nach Fluchtversuchen und Haft abgeschobenen Eltern. Zwangsadoptionen von Kindern, deren Eltern nach dem Mauerbau vom 13. August 1961 geflüchtet oder die wegen gescheiterten Fluchtversuchen inhaftiert wurden, sind nach Paulitz/Kannenberg (2000, S. 106) kein Missgriff oder Übereifer einzelner Funktionäre, sondern gehören zur Doktrin des totalitären Staates. Die zuständigen DDR-Funktionäre sahen in den bekannt gewordenen Fällen von Zwangsadoptionen nichts Besonderes oder Außergewöhnliches und entwickelten im Kontext der Systemimmanenz dieser Maßnahme kein Unrechtsbewusstsein. Der DDR-Politik ist es parallel zur internationalen Entspannungspolitik der Großmächte ab den 70er Jahren gelungen, zunehmend internationale Anerkennung zu erlangen. Die DDR unterzeichnete neben der Bundesrepublik zahlreiche internationale und mit der Bundesrepublik bilaterale Abkommen. Der Helsinki-Vertrag über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa vom 01.08.1975 beinhaltete u. a. die humanitäre Position, Menschen und Familien so zügig wie möglich zusammenzuführen. Politisch motivierte Zwangsadoptionen konnte sich die DDR spätestens seit diesem Zeitpunkt nicht mehr leisten und die Familienzusammenführungen nahmen zu. Ab 1975 entwickelte sich ein sogenannter Freikauf, das heißt, die Bundesrepublik zahlte an die devisenhungrige DDR-Regierung Geldleistungen für die Abschiebung und Familienzusammenführung von DDR-Bürgern in die Bundesrepublik (vgl. Paulitz/Kannenberg 2000, S. 105ff.).

Der Einigungsvertrag zwischen der Bundesrepublik und der DDR vom 31.10.1990 schuf auch die Möglichkeit, die nach DDR-Recht erfolgten Adoptionen gerichtlich überprüfen zu lassen⁶². Es kam mit dieser Regelung zuerst nicht dazu, dass betroffene Bürger sich Rat suchend gemeldet haben. Erst im Mai 1991 informierte der zuständige Bezirksstadtrat des Bezirksamtes Berlin Mitte, dass Akten von politischen Zwangsadoptionen im Keller des Rathauses gefunden wurden. Bei der Zentralen

62 „(6) Ein Antrag auf Aufhebung eines vor dem Wirksamwerden des Beitritts begründeten Annahmeverhältnisses kann nur bis zum Ablauf von drei Jahren nach dem Wirksamwerden des Beitritts gestellt werden. Für die Entgegennahme des Antrags ist jedes Vormundschaftsgericht zuständig.“ Gesetz zur Änderung adoptionsrechtlicher Fristen (AdoptFristG) vom 30.09.1991, Artikel 1, Abs. 6

Adoptionsstelle der Stadtverwaltung für Jugend und Familie in Berlin Mitte wurde eine Clearing-Stelle zur Aufklärung der Berliner Fälle eingerichtet. Die Clearing-Stelle definierte die Adoptionen als Zwangsadoptionen, wenn den Eltern kein Versagen gegen das Kindeswohl nachweisbar war und ihnen die Kinder wegen politischer Delikte wie „Republikflucht, Staathetze, oder Staatsverleumdung“ (Pau-litz/Kannenbergs 2000, S. 107) weggenommen wurden. Davon ereigneten sich sechs Fälle in den Jahren 1969 bis 1976 und ein weiterer Fall 1988. In etwa 20 bis 25 Fäl- len erklärte die Clearing-Stelle gegenüber den leiblichen Eltern, dass auch nach bundesdeutscher Rechtsprechung die Herausnahme der Kinder wegen gravierender Versorgungsmängel und Kindeswohlgefährdung berechtigt gewesen wäre (vgl. Pau- litz/Kannenbergs 2000, S. 105ff.).

Das Landesamt für Soziales und Familie Thüringen informierte in einer Zusammen- fassung der Fachtagung vom 10.9.1991 in Berlin zum Thema „Zwangsadoptionen in der ehemaligen DDR“ u. a. von 50 Verdachtsfällen in der Clearing-Stelle Berlin, von 15 Verdachtsfällen (Landesebene) und 12 Verdachtsfällen (Städte, Landkreise) in der Clearing-Stelle Sachsen-Anhalt, von etwa 20 Anfragen in der Clearing-Stelle Sachsen und wenigen Problemfällen in Mecklenburg-Vorpommern und Thüringen. Die anwesenden Wissenschaftler und Politiker konstatierten u. a., dass in der DDR prozentual etwa doppelt so viele Adoptionen ohne Zustimmung der abgebenden Eltern veranlasst wurden (9 % DDR im Vergleich zu 4,6 % alte BRD) wie in den alten Bundesländern. Bei notwendigen Eingriffen zur Kindeswohlsicherung wurde in den alten Bundesländern häufiger auf zeitlich befristete und rückgängig zu ma- chende Maßnahmen wie Vermittlung in eine Pflegefamilie oder Heimerziehung zurückgegriffen (vgl. Informationsbrief des Landesjugendamtes Thüringen an alle Jugendämter in Thüringen vom 14.10.1991).

Die vorgenannten Prozentzahlen resultieren auch daraus, dass in der DDR aus- schließlich die Heimerziehung als stationäre Jugendhilfemaßnahme praktiziert wur- de und Kinder zum Teil über sehr viele Lebensjahre in Heimerziehung verblieben. Da es keinen Pflegekinderdienst in den Referaten Jugendhilfe gab, so war die Erset- zung der Einwilligung der Eltern in die Adoption die einzige Alternative für „ver- gessene Heimkinder“. Aus meiner praktischen Arbeit im Kinderheim und im Referat Jugendhilfe weiß ich, dass in den Heimen und Referaten Jugendhilfe zunehmend darauf geachtet wurde, die Kinder zu erfassen, die ohne die Möglichkeit der Rück- kehr sich schon seit Jahren in Heimerziehung befanden. Bei der Adoptionsreform in der Bundesrepublik gab es u. a. den gleichen Ansatz⁶³.

Somit war Adoption auch im Denken und Handeln der verantwortlichen Jugendfür- sorger und Referatsleiter ohne politische Motivation und mit dem Fokus der per- spektivischen Kindeswohlsicherung und Besserstellung des Kindes die einzige er- strebenswerte Alternative für bestimmte Einzelfälle. Hier vermischten sich jedoch auch persönliche Haltungen und Werte, die „Hoffnungslosigkeit“ der Pädagogik in der Jugendhilfe mit der politischen Sozialisation einzelner Akteure. Desolate Fami- lienverhältnisse und Asozialität (§ 249 StGB der DDR mit Haftstrafe geahndet)

63 Bei der Adoptionsreform von 1977 ging es um eine grundsätzliche Neustrukturierung der Adoptionsver- mittlung. Eines der Hauptziele der Reform war es u. a., Heimkindern zur Adoption zu verhelfen, für die eine Adoption möglich ist. Bei den Landesjugendämtern wurden Zentrale Adoptionsvermittlungsstellen gegrün- det. Die Träger von Heimen wurden nach § 78a JWG (Jugendwohlfahrtsgesetz) verpflichtet, jährlich Mel- dungen an diese Zentralen Adoptionsstellen über Kinder zu leisten, für die eine Adoption in Betracht kom- men könnte (vgl. Baer 2000, S. 21)

durfte es im Sozialismus der DDR eigentlich nicht geben. Es gab aber auch durchgängig in der DDR soziale Problemlagen, die zur Herausnahme der Kinder führten. Und so lebten auch viele Kinder vom Säuglings- oder Kleinkindalter bis zur Volljährigkeit und darüber hinaus in Heimerziehung.

3.8 Zusammenfassung

Das gesellschaftliche, politische und staatliche Gefüge der DDR bestimmte auch die Arbeitsbereiche, Aufgabenstellungen, Handlungsbereiche und die Kompetenzen der Jugendhilfe und Heimerziehung. Ausschlaggebend für die Entwicklung der Jugendhilfe der DDR waren die parteipolitischen Entscheidungen, die außerhalb der Jugendhilfe getroffen wurden. Die Jugendhilfe wurde dem Bereich der Volksbildung zugeordnet und schulpolitisch ausgerichtet. Der Verlust der weltanschaulichen Offenheit und der Verzicht auf freie Trägerschaft führten gezielt zu strukturellen Veränderungen und personeller Besetzung der hauptamtlichen Akteure durch Pädagogen. Die Jugendhilfe wurde auf das Gebiet der Jugendfürsorge mit den Tätigkeitsfeldern der Erziehungshilfe, dem Vormundtschaftswesen und dem Rechtsschutz für Minderjährige reduziert. Die Jugendpflege, Jugendförderung und Teile des Jugendschutzes gehörten organisatorisch zu den Aufgaben der sozialistischen Kinder- und Jugendorganisationen (Pionierorganisation, FDJ). Die Vormundschaftsgerichte wurden aufgelöst und Entscheidungsbefugnisse auf die Jugendhilfe übertragen. Diesen eingeschlagenen Weg der Jugendhilfe schrieb die DDR-Regierung gesetzlich fest. Das Familiengesetzbuch der DDR ersetzte 1966 das „alte“ Bürgerliche Gesetzbuch, das Bildungsgesetz trat 1965 in Kraft und die Jugendhilfeverordnung von 1965 sowie die Strafrechtsreform von 1968 komplettierten den neuen rechtlichen Rahmen. Das angestrebte Ziel der Jugendhilfe der DDR, die Problemlagen als gesamtgesellschaftliche Aufgabe zu lösen, scheiterte an der ausschließlich gesellschaftspolitischen Determination, an den vorgenannten Strukturen, an der Randstellung der Jugendhilfe und letztlich am gesellschaftlichen und ökonomischen Niedergang der ehemaligen DDR. Neben den „linientreuen“ Akteuren gab es in der Gesamtheit des Bestehens der DDR auch in der Heimerziehung und Jugendhilfe handelnde Menschen, für die das Wohl der Kinder und der Versuch von kleinen Veränderungen in den Nischen der Gesellschaft bedeutsam waren.

Das vorgenannte betrifft grundsätzlich auch die Adoptionsvermittlung in der ehemaligen DDR. Im Regelfall wurden Einwilligungen in die Adoption in den Referaten Jugendhilfe erteilt. Bis 1965 (alte BGB) erfolgten die Einwilligungen vor den Notariaten und danach in den Referaten Jugendhilfe. Es gab keine gesetzlich fixierte Frist zur Überlegung der Entscheidung der abgebenden Eltern. Bis Oktober 1990 beschloss nach Familiengesetzbuch und Jugendhilfeverordnung der DDR der Jugendhilfeausschuss als Organ der Jugendhilfe die Adoption. Die Verfahren der Ersetzung der Einwilligung der Eltern in die Adoption verbleiben auch in der DDR bei den Gerichten. Ein vorheriger Sorgerechtsentzug reichte u. a. als Voraussetzung aus. Die handelnden Akteure verfügten im Vergleich mit der aktuellen Adoptionsvermittlung und Sozialarbeit nur über eingegrenztes Wissen, propagierten das tradierte Bild der „normalen Familie“ und die Adoptiveltern nahmen dieses tradierte Leitbild an. In der DDR gab es keine Adoptionsforschung und auch keine Adopti-

onsliteratur. Die Adoptivfamilien wurden auf die zusätzlichen Bewältigungsaufgaben als Adoptiveltern (z. B. Fragen nach Ursprung und Identitätssuche des Kindes) aus diesem Manko heraus nicht vorbereitet. Nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten seit Oktober 1990 veränderten sich die rechtlichen Rahmenbedingungen und die inhaltliche Arbeit der Adoptionsvermittlung. In den neuen Bundesländern errichteten die Jugendämter in den Jahren 1991/92 die Adoptionsvermittlungsstellen, die häufig mit dem Pflegekinderdienst gekoppelt wurden. In der ehemaligen DDR gab es einzelne Fälle von politisch motivierten Zwangsadoptionen, die sich im Wesentlichen auf den Zeitraum des kalten Krieges und die Ulbricht-Ära beschränkten und nach 1990 gesetzlich überprüft werden konnten. Für die Adoptionsvermittler, die einen Adoptierten einer DDR-Adoption im Prozess seiner Identitätssuche begleiteten, heißt Akteneinsicht auch Übersetzung der vorhandenen systemimmanenten „dünnen“ Dokumente. Dies bedeutet u. a. Wissen über das System und Kenntnisse über die Jugendhilfe und Heimerziehung der ehemaligen DDR.

4. Die Bindungstheorie. Ein notwendiger Bestandteil der Adoptionseignungsgespräche

Wie entstehen menschliche Bindungen, Gefühle und Beziehungen? Können wir als Adoptiveltern zu einem Kind, das wir nicht gezeugt und geboren haben, gleiche Gefühle aufbauen wie zu einem „leiblichen, nichtgeborenen Kind“? Kann das Kind nach der „Verbindung Schwangerschaft“ (mit seiner leiblichen Mutter) zu uns, den biologisch „fremden“ Menschen tragfähige Gefühle aufbauen? Sind und bleiben die leiblichen Eltern nicht die „natürliche Konkurrenz“ und die potentielle Quelle der Gefahr für uns und „unser Kind“? Gefährden die Fragen des Kindes nach den leiblichen Eltern unsere Beziehung? Warum möchte denn eigentlich „unser Kind“ etwas von den leiblichen Eltern erfahren oder diese sogar sehen und was passiert danach? Diese und ähnliche Fragen bewegen Paare, die sich mit dem Thema Adoption auseinandersetzen und auch die Adoptiveltern, die ein Kind aufgenommen haben. Weiterhin gibt es Paare, für die scheint es selbstverständlich, ein „fremdes“ Kind lieben zu können und von diesem Kind auch geliebt zu werden. Diese Paare schöpfen ihre positive Haltung aus anderen Lebenserfahrungen und dem Erleben mit Kindern von Verwandten und Freunden. Bei den vorgenannten Fragen gehen Adoptiveltern von ihrem Blickwinkel als kinderloses Paar aus, die ein „fremdes Kind“ aufnehmen oder aufgenommen haben. Für Adoptivelternbewerber und für „(Adoptiv-) Eltern mit Kind“ ist die Auseinandersetzung mit dem Thema der prä- oder postnatalen Bindungsentstehung und die damit verbundene „Chance der sozialen Elternschaft“ von grundlegender Bedeutung.

4.1 Bindungstheorie

Der englische Psychiater und Psychoanalytiker John Bowlby wurde in seiner klinischen Arbeit mit Trennung zwischen Kindern und Eltern und deren Auswirkungen in Form von intensiven psychischen Schmerzen, von Sehnsucht, Kummer, wütenden Protesten, Apathie und Rückzug sowie mit den Langzeitfolgen der Trennung wie Neurosen oder Delinquenz im Jugendalter und psychischen Erkrankungen im Erwachsenenalter konfrontiert. Bowlby verband die Theorieansätze der Psychoanalyse, der Ethologie und der kognitiven Psychologie, erkundete Erklärungsmöglichkeiten zum Charakter und der Entwicklung der Bindung, forschte empirisch und postulierte in seinem dreibändigen Werk „Attachment and Loss“ (Unzner 2002, S. 47) in den 50ziger Jahren seine Bindungstheorie (Brisch 2006, S. 222; Hèdervàri 1995, S. 26). Bretherton (1997, S. 34f.) verweist auf die ersten offiziellen Darstellungen der Bindungstheorie von Bowlby in drei einflussreichen aber auch umstrittenen Vorträgen vor der Britischen Psychoanalytischen Gesellschaft, die später in psychoanalytischen Zeitschriften veröffentlicht wurden. In seinen drei Vorträgen zwischen 1957 bis 1959 ging Bowlby weit über das damalige Denken hinaus und löste Entrüstung und Kritik in der Psychoanalytischen Gesellschaft aus. Bowlby behauptete, dass Säuglinge bereits in der Lage wären, soziale Beziehungen aufzubauen und dass Füttern nichts mit der Liebe des Kindes für die Mutter zu tun habe.

Er stellte weiterhin die These auf, dass die Instinkthandlungen (Saugen, Anklammern, Schreien, Nachfolgen und Lächeln) im Laufe des ersten Lebensjahres heranreifen und dann in ein Bindungsverhaltenssystem eingegliedert werden. Nach Bowlbys Auffassung ist Bindung ein selbständiger biologischer Prozess, und zwar unabhängig von der Sexualität oder auch von dem Bedürfnis nach Nahrung. Im Gegensatz zu Sigmund Freud vertrat Bowlby die Ansicht, dass übermäßige Trennungsangst durch eine Reihe von negativen Familienerfahrungen ausgelöst wird (z. B. mütterliche Drohungen des Verlassens des Kindes, Ablehnung des Kindes). Bowlby kritisierte Anna Freuds Behauptung, dass Kleinkinder nicht trauern könnten und widersprach Melanie Klein. Nicht der Verlust der Mutterbrust beim Abstillen sei der größte Verlust des Säuglings, sondern Kummer und Trauer würden immer dann auftreten und das Bindungsverhalten eines Kindes aktivieren, wenn die Mutterfigur nicht verfügbar ist. Mary Ainsworth, einer Mitarbeiterin von Bowlby, gelang nach Studien in Uganda und Baltimore in den 1960er und 1970er Jahren die Pionierarbeit, die wichtigsten qualitativen Merkmale des beobachtbaren mütterlichen Fürsorgeverhaltens und des Verhaltens des Kindes in einem Rahmenkonzept mit Verhaltensmustern zu klassifizieren (vgl. Bretherton 1997, S. 38ff.; Papoušek 2006, S. 62). John Bowlby und Mary Ainsworth gehören zu den klassischen Bindungsforschern, denen eine bedeutsame, weitsichtige Grundlagenarbeit gelungen ist.

Die klassische Bindungsforschung konzentriert sich auf die adaptiven Funktionen der frühen Bindungsbeziehungen und auf die Vermittlung von emotionaler Sicherheit in Belastungssituationen. Der Prozess der Bindung wird aktuell viel breiter auf sämtliche Prozesse angewandt, in denen das Kind seine ersten sozialen Beziehungen mit seinen primären Bezugspersonen macht. Die Kernaussagen der Bindungstheorie werden erweitert auf die anderen, für den Menschen spezifischen Grundbedürfnisse der Frühentwicklung. Das sind unter anderem die Integration von Erfahrungen mit sich selbst, der Bindungsperson und der Umwelt, die Entwicklung von Kommunikation und Sprache, die soziale Kognition und Symbolisationsfähigkeiten, die Exploration und das selbstinitiierte Lernen im Spiel, die Selbstwirksamkeit und Autonomie, die Intersubjektivität sowie den Einfluss von Rhythmus und Zeit in der Interaktion. Durch vielfältige entwicklungspsychologische Forschungsarbeiten und Längsschnittuntersuchungen wurden die verschiedenen Konzepte der Bindungstheorie empirisch validiert, weiterentwickelt und mit interdisziplinären Forschungsfeldern verknüpft (z. B. neuro- und psychobiologische Frühentwicklungsforschung, psychoanalytische Objektbeziehungstheorien). Diese erweiterten Bindungsforschungen beziehen neben dem Säuglingsalter die folgenden Entwicklungsalterstufen bis ins Erwachsenenalter und u. a. auch die klinische Forschung mit ein. Beispiele der klinischen Forschung sind die Ergründung der relevanten transgenerationalen Zusammenhänge zwischen elterlicher Bindungsrepräsentation und Bindungsqualität des Kindes sowie die Forschung an Risikopopulationen (vgl. Brisch 2006; Holmes 2002; Papoušek 2006; Unzner 2002; Unzner 2004).

Menschliche Gefühle, Bindungen und Beziehungen entstehen nicht durch die Tatsache Geburt und des verbindenden genetischen Programms Eltern-Kind. Bindung gilt in der Bindungstheorie als ein theoretisches Konstrukt zur Erklärung der frühkindlichen psychologischen Entwicklungsverläufe. Bindung entwickelt sich als „gefühlsmäßiges Band / attachment bonding“ zwischen einem Kind und seiner vertrau-

ten Bezugsperson. Nach Bowlbys Annahmen existiert beim Kind ein auf stammesgeschichtlichen Wurzeln beruhendes Bindungsverhalten. Die Bindungsverhaltensweisen helfen dem Kind, nahe einer Bezugsperson zu sein und deren Verfügbarkeit zu erreichen (z. B. durch Weinen, Rufen, Lächeln, Anklammern, Plappern, dem Erwachsenen folgen). Die kindlichen Verhaltensweisen sind organisiert im „Bindungsverhaltenssystem“ (Hèdervàri 1995 mit Bezug auf Bowlby 1975, 1983). Abhängig vom Ort und Verhalten der Bindungsperson sowie vom Verhalten anderer Personen und bei alarmierenden Ereignissen und fremder Umgebung wird das Bindungsverhaltenssystem angeregt. Das Bindungsverhaltenssystem garantiert somit das Überleben, die psychische Gesundheit des Kindes, sichert auf einer genetischen Grundlage das Herstellen und Aufrechterhalten von Nähe zu einem Erwachsenen. Als passendes Gegenstück sind Erwachsene mit dem „Pflegeverhalten“ oder der „komplementär angelegten intuitiven Verhaltensbereitschaft“ (Hèdervàri 1995 mit Bezug auf Bowlby 1975, 1983) ausgerüstet. Dadurch sind die Eltern bereit, sich um Babys und Kleinkinder zu sorgen, die kindlichen Signale zu verstehen und angemessen zu reagieren. Die Signale im Aussehen und Verhalten des Neugeborenen (subtile Auslöse- und Rückkopplungssignale) lösen die intuitive Verhaltensbereitschaft der Pflegeperson aus. In Abstimmung mit den Bedürfnissen, Wahrnehmungs- und Interaktionsfähigkeiten des Säuglings entsteht eine differenzierte vorsprachliche Kommunikation und multiple adaptive Funktionen werden in Gang gesetzt (vgl. Hèdervàri 1995, S. 26f.; Hèdervàri 1996; S. 6; Papoušek 2006, S. 66; Unzner 2002, S. 47; Unzner 2004, S. 129).

Holmes (2002) benennt Bowlbys Bindungstheorie vom Prinzip her als eine „räumliche“ Theorie. Von zentraler Bedeutung ist dabei, dass sich Bindung auf eine Figur bezieht, die von anderen unterschieden wird. Durch die Nähe zum geliebten Menschen entsteht Wohlbefinden, durch Trennung und Entfremdung Angst, Trauer und Einsamkeit. Bindung wird durch Sehen, Hören und Halten vermittelt. Durch Bindung entsteht ein Erreichen von Nähe, ein entspannter Zustand, in dem eigene Projekte verfolgt und Erkundungen stattfinden können. Bindungsverhalten hat das Ziel, Nähe zu einem anderen, differenzierten und bevorzugten Menschen herzustellen und wird durch tatsächliche oder drohende Trennung von der Bindungsfigur ausgelöst. Bindung und Bindungsverhalten beruhen auf dem „Verhaltenssystem der Bindung“. Dieses ist ein „Modell der Welt“ mit dem eigenen Selbst, mit den wichtigen anderen Menschen und ihren Beziehungen untereinander (vgl. Holmes 2002, S. 87ff.).

Bindungsverhalten des Kindes ist nach Bowlbys Annahme instinktgeleitetes Repertoire von Verhaltensweisen. Das Bindungsverhalten entspricht der evolutionstheoretisch sinnvollen Suche nach Sicherheit und Schutz. Bowlby sieht Bindung als ein eigenständiges psychisches Band zwischen Mutter und Kind an. Dieses eigenständige Band ist kein Instinkt, der sich aus dem Füttern oder der kindlichen Sexualität ableitet. Bowlbys Bindungspostulat orientiert sich an einem biologischen Ansatz und bezieht sich auf die Evolution und Entwicklung. Der biologische Zweck der Bindung ist der Schutz vor Raubtieren. Unter den Umweltbedingungen der frühzeitlichen Menschen war es lebensnotwendig, dass Säuglinge und kleine Kinder ständig in der Nähe der Mutter bleiben und auf Trennung signalisieren. Dieser Bedarf nach Nähe ist eine wichtige Möglichkeit zur Selbsterhaltung des Kindes. Das Bindungsbedürfnis eines Menschen ist aus stammesgeschichtlicher Sicht ebenso grundlegend

wie das Bedürfnis nach Nahrung, Erkundung, Sexualität und Fortpflanzung. Diesen Grundbedürfnissen sind Verhaltenssysteme zugeordnet. Bei Mangel werden diese Verhaltenssysteme (Bindungsverhaltensweisen Weinen, Rufen, Anklammern, Nachfolgen, Protest beim Verlassen-Werden) aktiviert. Diese Bindungsverhaltensweisen entwickeln sich im ersten Lebensjahr und haben die Funktion, Nähe zur Bindungsperson herzustellen (vgl. Grossmann 1990, S. 231; Hèdervàri 1995, S. 27; Holmes 2002, S. 82ff.).

Bowlby (2001) sieht den Nachweis erbracht, dass die Entbehrung der Mutterliebe in der frühen Kindheit weitreichende Einflüsse auf die Persönlichkeitsentwicklung des Menschen und auf dessen seelische Gesundheit haben kann. Dabei bezieht er sich auf direkte Studien (Erkenntnisse aus Heimen, Krankenhäuser, Pflegestellen), auf retrospektive Studien (diese befassen sich mit der frühen Kindheit von Jugendlichen und Erwachsenen, die an psychischen Krankheiten leiden) und auf begleitende Studien (laufende Beobachtungen von Kindern, die in der frühen Kindheit Deprivationserfahrungen hatten). Diese Studien aus verschiedenen Ländern zeigen, dass die Entwicklung eines Kindes bei Deprivation physisch, intellektuell und sozial verzögert verläuft und dass Symptome körperlicher und seelischer Krankheit auftreten können. Die Konsequenz, dass einige Kinder durch Deprivation ernstlich geschädigt worden sind, kann als gesichert angesehen werden. Nach Bowlby sind die Punkte Lebensalter des Kindes beim Verlust der mütterlichen Betreuung, Dauer der Deprivation und Intensität der Mutterentbehrung wirkende Faktoren. Johnson (2006) setzt z. B. in einer Studie im Internationalen Adoptionsprojekt (Universität Minnesota) diese bekannten Faktoren von Alter der Kinder zum Zeitpunkt der Adoption und Dauer der vorangegangenen Heimunterbringung in den Kontext einer Kombination von pränataler Wachstumsstörung und psychosozialer Wachstumsverzögerung. Dabei wurden Kinder untersucht, die im Ausland (z. B. Rumänien) geboren, über längere Zeit im Kinderheimen ihrer Herkunftsländer und nach der Adoption in Minnesota in Adoptivfamilien lebten. Der Zusammenhang von Grad der Deprivation und den Werten für die Körpergröße zum Zeitpunkt der Ankunft ist nachweislich. Minderwuchs scheint ein empfindlicher Indikator für Vernachlässigung zu sein.

Nach Unzner (2002) ist der Säugling in den ersten Lebenswochen zunächst offen für alle Versorgungspersonen, lernt jedoch bis zum sechsten Lebensmonat, die wichtigen Bezugspersonen zu erkennen und zu unterscheiden. Spätestens am Ende des ersten Lebensjahres wird dann die Einzigartigkeit der Beziehung zwischen Kind und Bezugsperson deutlich. Die Person, die das Kind am stabilsten und häufigsten versorgt, wird in der Regel zur Hauptbindungsperson. Neben der Mutter und dem Vater können auch Großeltern oder Heimerzieher, Pflege- und Adoptiveltern wichtige Bindungsperson werden. Perry (2003) formuliert, dass die wichtigste Beziehung im Leben eines Kindes die Bindung zu seiner ersten Pflegeperson (im Idealfall zur Mutter) darstellt. Im ersten Lebensjahr scheinen nach Perry (2003) die entscheidenden Perioden zu liegen, in denen Bindungserfahrungen vorliegen müssen, damit sich die Gehirnregionen, die für Bindung verantwortlich sind, normal entwickeln. Nach Grossmann (1990) bindet sich ein Säugling auch an die Person, die einigermaßen regelmäßig anwesend ist und das Kind nur unwillig und abweisend versorgt. Hier sichert die belastete Bindung nur das rein physische Überleben und nicht die geistige Gesundheit. Meywald (2003) bezeichnet nach dem ersten Lebensjahr auch das zweite und dritte Lebensjahr als besonders bindungsempfindliche Zeit. Hier

werden die Bindungserfahrungen als innere Arbeitsmodelle stabilisiert. Auch abgelehnte oder misshandelte Kinder bauen eine Bindung zu ihnen nahestehenden Personen auf.

Bowlby (2001) postuliert, dass es für die seelische Gesundheit des Kindes bedeutsam ist, eine warme, intensive und anhaltende Beziehung zu seiner Mutter oder zu einer „Mutter-Ersatz-Figur“ zu erleben. Der Säugling braucht das Gefühl der Zugehörigkeit und die Mutter (oder Mutter-Ersatz) die Befriedigung und das Erleben, zum Kind zu gehören. Daraus erwächst die Bereitschaft, sich dem Kind ganz zu widmen. Die Bindungstheorie impliziert den üblichen Vorrang der Mutter. Aber nichts in der Theorie weist darauf hin, dass nicht auch Väter oder andere Personen zum „Hauptfürsorger“ (Holmes 2002) oder zur wichtigsten Bindungsfigur werden können. Entscheidend ist das „sich um das Kind kümmern“, also die Zuwendung, angemessene Aktivität und Verfügbarkeit der erwachsenen Bindungsperson.

Das Bindungssystem des Kindes kann auch durch die vorhandene Bindungsperson gestört werden. Zum einen dadurch, wenn die Bindungsperson das Bindungsverhalten des Kindes bewusst oder unbewusst abweist. Eine Vielfalt von Störungsbildern der frühen Mutter-Kind-Beziehung führen dazu, dass das Gefüge der psychischen Sicherheit des Kindes durch den Mangel an verlässlicher, feinfühligere Regulationshilfen und durch mangelnde Erfahrungen positiver emotionaler Bezogenheit gefährdet ist, sich Eskalationsspiralen negativer affektiver Erregung oder eine emotionale Entfremdung einstellen können. Klinische Sprechstunden für Schreibabys diagnostizieren und therapieren Wochenbettdepressionen, Störungen bei frühkindlichen Regulations- und Beziehungsstörungen bei Schrei- und chronischen Unruhekindern. Bei manchen Müttern entsteht trotz körperlicher Nähe keine positive emotionale Bezogenheit, kein Zwiegespräch Mutter-Kind und kein Spiel. Negative Affekte, das auch instrumentell eingesetzte Quengeln und Schreien des Säuglings lösen Anspannung, Frustration und Depression in Kombination von Erschöpfung, Schlafdefizit und Überforderung aus. Das hat wiederum blockierende Abwehrmechanismen, Gefühle von Burn-out und innerer Leere bei den Eltern zur Folge. Diese Eltern schotten sich gegenüber der Wahrnehmung der kindlichen Signale ab und die intuitiven Verhaltensbereitschaften kommen zum Erliegen. Das Schreien des Säuglings kann auch bei einigen Müttern Gefühle aus der Kindheit und Schwangerschaft (Verlassen-Werden, Enttäuschung, ungelöste Trauer) wiederbeleben und die Aufmerksamkeit für die Signale des Kindes blockieren. Wenn die Bindungsperson in ihrer Erreichbarkeit unvorhersagbar oder aus egoistischen Zwecken den Bindungssignalen des Kindes nicht entsprechend reagiert, bleibt das Bindungssystem des Kindes wegen der Angst vor dem Verlust der Bindungsperson chronisch aktiviert. Das hat wiederum eine übermäßige Abhängigkeit zur Bindungsperson zur Folge und hemmt die Erkundung. Eine ungestörte Bindungsbeziehung ermöglicht dem Kind Trost, Fürsorge und Schutz nach den Bedürfnissen des Kindes. Somit kann das Kind seine Neugier und Wünsche nach sozialen Bekanntschaften angstfrei erkunden. Mit wachsenden Wort- und Zeitverständnis wartet das bindungssichere Kind zuversichtlich auf zugesagte Hilfe, holt sich die nötige Rückversicherung, die Anregung und Bewertung, fordert Hilfe und möchte die Freude am Erfolg mit der Bindungsperson teilen (vgl. Bowlby 2001, S. 65, 103f.; Grossmann 1990, S. 232; Holmes 2002, S.90, Papoušek 2006, S. 77ff.).

4.2 Kriterien der Bindungsbeziehungen

Das Bindungsverhalten eines Kindes zeigt sich in der Wechselwirkung zwischen Motivation und aktivem Erkunden des Säuglings und in der Aktivität, Motivation oder Desorganisation der Bezugsperson. Die Qualität der Wechselbeziehung zwischen Kind und Bezugsperson wird durch die zeitliche und inhaltliche Abstimmung der Kind- und Erwachsenen-Verhaltensweisen bestimmt. Die Bezugsperson muss die Signale des Kindes richtig erkennen, deuten, entsprechend zuordnen und angemessen (prompt) beantworten. Diese Feinfühligkeit und Verfügbarkeit der erwachsenen Bezugsperson bilden die Grundsteine für die Entwicklung qualitativ bedeutsamer Bindungsbeziehungen. Angemessen ist eine Reaktion dann, wenn sie den Bedarf des Kindes realisiert und in Einklang mit seiner Entwicklung steht. Feinfühliges und angemessenes Verhalten der Bezugsperson hilft dem Kind, einen adäquaten Umgang mit negativen Gefühlen zu lernen und einen positiven Selbstwert zu entwickeln. Durch die gleichzeitige Wahrnehmung der Bedürfnisse des Kindes (Versorgung, Wohlbefinden, Erkundung, kindliche Autonomie) einerseits und durch das fördernde, wertschätzende Verhalten der Bezugsperson andererseits unterscheidet sich Feinfühligkeit von Überbehütung. Die Bindungsperson sorgt so für eine sichere Basis und ermöglicht dem Kind die ersten Gefühle der eigenen Effektivität und Sicherheit, gibt Nähe, körperliche Zuwendung und individuelle Förderung bei Verunsicherung, Angst und Trauer. Durch Zuwendung oder Zurückweisung lernt das Kind, die negativen Gefühle und Erfahrungen unterschiedlich zu bewerten. (vgl. Hødervari 1995, S. 33; ebenda 1996, S. 9; Unzner 2002, S. 48ff.; Unzner 2004, S. 131)

Feinfühligkeit der Bezugspersonen bezieht sich nach Scheuerer-Englisch/Zimmermann (1997) auf die wesentlichen Interaktionsbereiche der frühen Kindheit. Also auf das Antworten auf kindliches Weinen, auf das Aufnehmen von engem Körperkontakt, auf die Intensität und Spontanität des emotionalen Ausdrucks im Umgang mit dem Kind und auf das Füttern des Kindes. Die unbedingte Annahme oder Ablehnung des Kindes stellt eine weitere bedeutsame Bindungsdimension dar. Aktuelle Forschungen haben das Konzept der Feinfühligkeit in der Interaktion Bezugsperson-Säugling mit der Bedeutung der Sprache und dem Einfluss von Rhythmus und Zeit ergänzt. Brisch (2006, S. 223f.) bezieht sich auf Forschungsergebnisse von Jeffe et al. (2001) und deren Erkenntnisse: Ein mittleres Maß an rhythmischer Koordination in der zeitlichen Abfolge von Interaktion zwischen Mutter und Kind scheint für eine sichere Bindungsentwicklung besonders förderlich zu sein. Auch wahrgenommene und korrigierte Missverständnisse wirken sich auf die Bindungs- und Beziehungsentwicklung förderlich aus. Weiterhin findet Brisch (2006) mit Bezug auf Meins (1997) bemerkenswert, dass Säuglinge, auch wenn sie entwicklungsbedingt den Inhalt der Worte der Mutter noch gar nicht begreifen können, die „empathische Verbalisation von Affektzuständen“ (Brisch 2006, S. 224) verstehen und sich verstanden fühlen. Dieses Verstehen erfolgt durch die Wahrnehmung des Tonfalls, der Sprachmelodie, des Rhythmus und der Lautstärke der Sprache der Mutter. Diesen Ansatz „mit Worten symbolisieren“ verwendet z. B. auch die französische Psychoanalytikerin Caroline Eliacheff (Eliacheff 1999) sehr erfolgreich in ihrer therapeutischen Arbeit mit Säuglingen und Kleinkindern. Die Psychoanalytikerin betont den strukturierenden Wert der sprachlichen

Äußerungen und dass es hilfreich ist, den Säuglingen und Kleinkindern die Wahrheit über ihr Leben mitzuteilen.

In der Phylogenese entwickelte sich nach Bischoff-Köhler (1985) die Fähigkeit, vergangene und künftige Erlebnisse zu vergegenwärtigen. Dies umfasst auch die Repräsentation anderer Personen. Daraus ergeben sich tiefgreifende Konsequenzen für die soziale Bindung. Es besteht nun die Möglichkeit, die Vertrautheit mit einer zeitweilig abwesenden Bezugsperson aufrechtzuerhalten, ohne dass Trennungsschmerz oder Entfremdung auftritt. Entscheidend ist, dass das Vorstellungsbild des Bindungspartners dessen tatsächliche Abwesenheit ersetzen kann. Die phylogenetisch entstandene Internalisation zeigt sich in der menschlichen Ontogenese: Das Kleinkind trägt bei kleinen Erkundungsreisen das Bild der Mutter mit sich, kehrt zurück, um sich erneut Sicherheit zu holen. Dadurch versetzt Internalisation das Kleinkind zunehmend in die Lage, räumliche Trennung von der Bezugsperson zu verkraften und sich zu verselbständigen. Bindungstheoretisch entsprechen nach Maywald (2003) das angeborene Bedürfnis nach Bindung und sozialen Kontakt und das Erkundungsverhalten der Annahme eines Gleichgewichts zwischen Bindungs- und Explorationsbedürfnissen. Somit hängt eine positive sozial-emotionale Entwicklung wesentlich von der ausgewogenen Befriedigung der Sicherheits- und Bindungsbedürfnisse und der Erkundungs- und Autonomiebestrebungen ab.

Die Fähigkeit, Gefühlsbindungen aufzubauen, hängt mit der Organisation und dem Funktionieren spezieller Teile des menschlichen Gehirns zusammen. Die Systeme der Gefühlsbildung im menschlichen Gehirn bilden sich während der Kindheit und ersten Lebensjahre. Die Erfahrungen während dieser frühen, verletzlichen Lebensphase sind entscheidend. Die Gehirnfunktionen für die gesunden Gefühlsbeziehungen werden durch die richtigen Erfahrungen in diesem frühen Entwicklungsalter herausgebildet (Perry 2003).

Im Rahmen der interdisziplinären Säuglingsforschung wird der Erforschung der Intersubjektivität als Kern der vorsprachlichen Kommunikation in Eltern-Säuglings-Interaktionsanalysen und experimentellen Forschungsarbeiten große Aufmerksamkeit gewidmet. Das menschliche Neugeborene ist mit angeborenen Vorlieben, Motivationen und Fähigkeiten ausgestattet, die sich bevorzugt auf das menschliche Gesicht orientieren und eine vorsprachliche Kommunikation im visuellen Austauschprozess des Blickkontaktes erlauben. Der Säugling hat ein Bedürfnis, sich mit dem Gesicht und der Mimik des Gegenübers vertraut zu machen. Dabei erlebt der Säugling wiederholt Regelhaftes und Voraussagbares, sucht und entdeckt in dem Bedürfnis nach Selbstwirksamkeit die Zusammenhänge zwischen seinem Befinden und eigenen Ausdrucksverhalten und den Antworten des Gegenübers. Die Eltern locken mit stimmlichen Rufen die Blickrichtung des Kindes, präsentieren ihr Gesicht zentral und in angemessenem Abstand und mit verlangsamer, ausdrucksvoller Mimik. Dadurch kompensieren die Bezugspersonen die noch physiologische Unreife der Sehfähigkeiten des Säuglings. Dem Neugeborenen wird ein mimischer Ausdruck langsam und wiederholt dargeboten und in der kindlichen Wahrnehmung werden die Neuronengruppen im visuellen Kortex aktiviert und gleichzeitig Gruppen von Spiegelneuronen verschaltet. Zwischen Eltern-Feedback (des eigenen Verhaltens und Befindens) und der kontingenten Nachahmung und Bedeutungszuschreibung der Eltern stellt der Säugling eine Verbindung her und macht die Erfahrung der Selbstwirksamkeit. Weiterhin lernt der Säugling zwischen Selbstwahrneh-

mung und Wahrnehmung des Gegenübers zu differenzieren, aber auch Gemeinsamkeiten wahrzunehmen und die eigenen Affekte im „biologischen Spiegel bzw. biologischem Echo“ (Papoušek 2006, S. 72) kennenzulernen und zu regulieren. In diesem Prozess symbolisieren die Eltern dem Säugling, dass ihre Rückspiegelung sich auf die kindlichen Affekte und nicht auf ihre authentischen Gefühle bezieht. Negative Gefühle des Säuglings werden durch Eltern äußerst selten, nur kurz und in abgewandelter Form gespiegelt und durch Fürsorglichkeit und Trost entkräftet. Wenn das Baby in Mimik und Stimme Wohlbehagen, Interesse, Überraschung und Freude ausdrückt, werden Eltern emotional angesteckt, diese positiven Gefühle länger und facettenreicher zu spiegeln und begeben sich in den „Engelskreis positiver Gegenseitigkeit“ (Papoušek 2006, S. 73). Positive und negative Emotionen werden somit kategorial unterschiedlich beantwortet und auch neurophysiologisch in verschiedenen neuronalen Netzwerken bearbeitet.

Papoušek (2006) betont die Bedeutung der primären Intersubjektivität. Zwischen dem Säugling und seiner primären Bezugsperson haben der beiderseitige Blickkontakt und das Zwiegespräch in der Frühentwicklung der emotionalen Bezogenheit eine wichtige Funktion. Der Säugling hat Lernerfahrungen. Für ihn verknüpfen sich Selbstwahrnehmungen und Selbstwirksamkeit auf voraussagbare Weise mit dem emotionalen Ausdrucksverhalten und einfühlsamen Verhalten der Eltern. Durch wiederholte Erfahrungen in Nachahmungssituationen, durch das Erleben der Selbstwirksamkeit und kontinuierlicher wechselseitiger Responsivität bauen sich beim Säugling Erwartungen und die Antizipation der elterlichen Antworten auf. In weiteren Entwicklungsschritten bis Ende des ersten Lebensjahres wächst beim Kind die sozial-kognitive Fähigkeit, die eigenen als auch die Absichten des Gegenübers wahr zu nehmen. Papoušek (2006) benennt die unterschiedlichen wissenschaftlichen Positionen der primären Intersubjektivität, die sich auf angeborene Dispositionen beim Säugling und wechselseitige Koordination und Rückspiegelungsprozesse (mit Bezug auf Trevarthen 1979; Meltzoff & Moore 1989; Rochat 1999) und mit Verweis auf Stern (1985) auf die Lebensaltersphase zwischen neunten und zwölften Monat beziehen. In diesem Lebensalter erkennt der Säugling ein beginnendes Verständnis der eigenen inneren Welt und der inneren Welt des Gegenübers und gewinnt die subjektive Perspektive, dass seine eigene Perspektive mit der Perspektive der vertrauten Bezugsperson im Rahmen gemeinsamer Aufmerksamkeit, gemeinsamer Absichten und gemeinsam erlebter Affekte zusammenwirken kann. Das heißt mit Bezug auf beide Ansätze, dass Eltern mit ihrer intuitiven und reflexiven intersubjektiven Perspektive im Sinne von Spiegelungsbereitschaft, intuitive reflexive Kompetenz und Bedeutungszuschreibung dem Säugling von Geburt an und explizit in bestimmten Entwicklungszeiträumen einen Rahmen bieten. In diesem Rahmen kann sich der Säugling mit seinem eigenen Befinden und dem Verhalten in enger wechselseitiger Bezogenheit vertraut machen und regulieren. Der Säugling lernt zunehmend bewusster wahrzunehmen (vgl. Papoušek 2006, S. 74f.).

Peters (1988) vertritt die Auffassung vom sozial kompetenten Säugling. Der Säugling ist von seiner biologischen Ausstattung speziell vorbereitet, soziale Beziehungen aufzunehmen. Zu dieser biologischen Dotation gehört u. a. die Präferenz des Gesichtes, die Einstellung (des besten, schärfsten Sehens) der noch nicht akkomodationsfähigen Linse auf den Abstand von 20 cm, der dem Blickkontakt beim Stillen und Füttern entspricht. Der Bereich des besten Hörens liegt beim Säugling zwi-

schen 40 und 50 dB. Dies entspricht dem Bereich der menschlichen Sprache. Die Perzeptionsfähigkeit und die eigenen Äußerungen von Bedürfnissen und Verhaltensweisen ermöglichen es dem Säugling, sich am Aufbau sozialer Beziehungen aktiv zu beteiligen. Verschiedene Interaktionsstudien verdeutlichen nach Peters (1988) das interaktive Zusammenwirken zwischen Bezugssystem und Kind. Danach reagieren Kinder bei Fehlinterpretationen und Übersehen ihrer Signale durch die Bezugsperson mit Rückzug und Verweigerung. Erlebt das Kind dagegen eine Bezugsperson, die feinfühlig auf die Verhaltensäußerungen des Kindes reagiert, verlängern sich die Interaktionssequenzen und es kommt zu einem intensiven und harmonisch kommunikativen Austausch. An diesem Zusammenspiel wirkt das Kind aktiv mit und macht erste Kontroll- und Kompetenzerfahrungen (vgl. Peters 1988, S. 12f.).

Nach Stern (1999) reagiert der Säugling gefühlsbetont über die Wahrnehmung von Bewegungsabläufen, Sprachmelodien und Verhaltensabfolgen des Fürsorgeverhaltens der Eltern (Bezugsperson). Bis zum 6. Lebensmonat ist das Neugeborene in großem Umfang auf Regulation und Organisation seiner Welt von außen angewiesen. Das Kind nimmt bis zum 6. Lebensmonat an der Fürsorge teil, steuert sie aber noch nicht entscheidend. Das Verhaltensrepertoire der Wahrnehmung (riechen, sehen, tasten etc.) und die Möglichkeiten der Reaktion (lächeln, schreien, saugen, anklammern) beziehen sich auf die soziale Bezugsperson (in der Regel Mutter, Vater aber auch soziale Eltern). Durch feinfühlig, fürsorgende Pflege findet der Säugling zunehmend seinen Rhythmus von Essen, Schlafen, Wachphasen. In Abstimmung mit den Bezugspersonen entstehen unangenehme Gefühle als Spannung sowie Wohlbefinden und Entspannung (vgl. Scheuerer-Englisch/Zimmermann 1997, S. 30). Scheuerer-Englisch/Zimmermann (1997) beziehen sich auf verschiedene Bindungsforscher und deren Nachweis, dass die konstante Feinfühligkeit des elterlichen Umgangs mit den Signalen und Bedürfnissen des Säuglings in dieser Zeit bereits einen wesentlichen Einfluss auf die Sicherheit der Bindung zur Bezugsperson mit 12 Monaten hat. Grossmann (1990) betont, dass sich die frühen Kind-Mutter-Beziehungen weiter verfestigen, Einfluss auf das Selbstbild und Selbstwertgefühl des Kindes haben. Die daraus resultierenden sozialen und emotionalen Verhaltensweisen der Kinder sind auch noch in den nachfolgenden Entwicklungsaltersstufen nachweisbar.

Ab dem vierzehnten bis zwanzigsten Lebensmonat entwerfen Kinder aufgrund der jetzt größeren Mobilität und gesteigerten Fähigkeiten auch eigene Pläne, die entweder mit den Bindungspersonen verhandelt oder gegensätzlich zu den Wünschen der Bindungsperson stehen. Diese Phase wird als „Phase der Selbstbehauptung“ bezeichnet. Der Zeitraum vom achtzehnten Lebensmonat bis zum dritten Lebensjahr ist gekennzeichnet durch den Erwerb von neuen kognitiven Fähigkeiten, dem Spracherwerb, dem „Erwerb der Selbstkonstanz“ (Scheuerer-Englisch/Zimmermann mit Bezug auf Sroufe 1989). Selbstkonstanz ist die Fähigkeit des Kindes, sich als eigenständige Person wahrzunehmen, die von anderen Personen getrennt ist. Durch die zunehmende soziale Perspektivübernahme und Empathie mit anderen Personen kann sich das Kind im geschützten Rahmen der Familie erproben und eigene Ziele verfolgen. Das Kind gestaltet jetzt auf der Basis der Konstanz seiner Beziehungen und auf der Grundlage der internalisierten Beziehungserfahrungen seine Beziehung

zu den Bindungspersonen bewusst und aktiv (vgl. Scheuerer-Englisch/Zimmermann 1997, S. 33f.).

Ab dem zweiten und dritten Lebensjahr müssen soziales Lernen des Kindes und die kindlichen Autonomiebestrebungen im Rahmen der Familie verhandelt werden. Die soziale Bezugsperson setzt dem Bedürfnis nach Selbständigkeit des Kindes Regeln und Anforderungen entgegen. Nach Scheuerer-Englisch/Zimmermann (1997) gibt es zwar noch keine empirische Überprüfung. Jedoch aus der Beobachtung des Spiels von Eltern-Kind-Paaren ergeben sich Hinweise und die Annahme, dass die größere Sicherheit und ein größeres Vertrauen des Kindes in Feinfühligkeit der Bezugsperson auch Harmoniestörungen mit der Bindungsperson erlauben. Aufgrund des offenen Äußerns auch unangenehmer Gefühle sind eine Klärung der gegenseitigen Wünsche und Bedürfnisse und eine anschließende Wiederherstellung der Harmonie möglich. Papoušek (2006) benennt, dass am Ende des ersten Lebensjahres in einer gemeinsamen Exploration (Eltern und Kind) das Kind den wirksamen Rahmen erlebt, sicher Erfahrungen zu sammeln, die zunehmend mit gemeinsamen ersten Worten symbolisiert und bewertet werden. Im zweiten Lebensjahr entwickeln sich als Entwicklungsschritte das Selbstkonzept, das Selbsterkennen, das Selbstwertgefühl und die Autonomie sowie im Zusammenhang damit prosoziales Verhalten, Bereitschaft zur Kooperation, Verstehen und Verinnerlichen von Regeln und Bewertungen in der Interaktion. Dabei werden den reflexiven Kompetenzen der Bezugspersonen, der Interaktionsbereitschaft und Intensionshaltung der Bezugspersonen im Kontext mit den frühen Beziehungserfahrungen eine zentrale und kritische Bedeutung für den Aufbau der psychischen Struktur des Kindes zugeordnet (vgl. Papoušek 2006, S. 77; Scheuerer-Englisch/Zimmermann 1997, S. 34).

Ab dem 3. Lebensjahr aufwärts verfügen Kinder über eine stabile innere psychische Organisation. Die Eltern-Kind-Beziehung widerspiegelt sich als „innere Organisation des Kindes“ (Scheuerer-Englisch/Zimmermann 1997) und entwickelt sich im „kognitivem Arbeitsmodell“ (Unzner 2004) aus der Umwelt, der Bindungsperson und der eigenen Person. Das Kind hat Vorstellungen, wer die Bindungspersonen sind, wie es diese finden kann und wie diese Personen interagieren werden. Die verschiedenen Autoren beziehen sich auf das Postulat von Bowlby, dass Kinder sogenannte „internal working model = innere Arbeitsmodelle“ von der Bindungsperson, von sich und von der Welt bilden. Mit Hilfe dieser inneren Arbeitsmodelle ist das Kind in der Lage, aktuelle Ereignisse wahrzunehmen, künftige Ereignisse vorherzusehen, Pläne zu konstruieren und sich somit in der Welt zu orientieren. Durch diese Arbeitsmodelle kann das Kind Situationen interpretieren (z. B. Abweisung, Ärger der Bezugsperson oder Unterstützung, Trost) sowie sein Verhalten in Beziehungen steuern (z. B. Erkundung mit wiederholtem Kontakt oder die Zurückhaltung der Neugier wegen des ständig aktivierten Bindungssystem und der Verlustangst). Diese Arbeitsmodelle stellen für das Kind eine wichtige Verarbeitungsstrategie (auf kognitiver und affektiver Ebene) dar. Somit können Vorstellungen über die Verfügbarkeit, Zugänglichkeit und Reaktionsbereitschaft der Bezugsperson gespeichert und darüber hinaus Informationen über das eigene Selbstbild gesammelt werden. Die Arbeitsmodelle wirken unbewusst und auch in Abwesenheit der Bindungsperson. Die Bindungstheorie nimmt an, dass die Arbeitsmodelle Regeln und Regelsysteme für das Verhalten in engen emotionalen Beziehungen sowie für deren Wahrnehmung und gefühlsmäßige Bewertung schaffen. Weiterhin steuern sie auch die

Richtung der Aufmerksamkeit sowie den Zugang zu bindungsrelevanten Erinnerungen und Gefühlen (vgl. Grossmann 1990, Hèdervàri 1995, Scheuerer-Englisch/Zimmermann 1997, Unzner 2004).

4.3 Entstehung von Bindungsmustern und Bindungsqualität

Ainsworth et al. entwickelte ein standardisiertes Beobachtungsverfahren zur Erfassung der individuellen Unterschiede in der Qualität der Bindung zwischen einem 12 oder 18 Monate alten Kind und seiner Bezugsperson. Für die Klassifikation der Bindungsqualität wurden in der Laborsituation („Fremde Situation“) Kinder in fremder Umgebung wiederholt von den Müttern kurz verlassen und eine fremde Person kam zeitweilig hinzu. Durch diese standardisierte Belastungssituation konnte das Bindungssystem der Kinder (ängstliche Erregung, Furcht, Schutz- und Nähebedürfnisse) aktiviert und das zentrale, überlebenswichtige Thema von Angst- und Stressreaktivität sowie die physische und psychische Sicherheit im Schutz der körperlichen Nähe zur Bezugsperson erforscht werden. Dabei wird die Qualität der Bindungsbeziehung nach einem Klassifikationssystem auf der Basis der Anpassungsstrategien des Kindes beurteilt. Ainsworth unterscheidet **sichere Bindungsbeziehungen** (Gruppe B). Diese Kinder suchen die spezifische Bindungsperson bei Bedrohung und Gefahr mit der Erwartung und der positiven Erfahrung von Schutz und Geborgenheit. Wenn Pflegepersonen jedoch mit Zurückweisung auf die Bindungsbedürfnisse der Kinder reagieren, so bindet sich der Säugling mit einer **unsicher vermeidenden Bindungshaltung** (Gruppe A). Nach der Trennungserfahrung meiden diese Kinder die Bindungsperson und äußern nur wenige Bindungsbedürfnisse. Diese Säuglinge haben sich an die Abweisungen der Bindungsperson angepasst und gelernt, dass ihre Wünsche nach Nähe, Schutz und Geborgenheit nicht beantwortet werden. Wenn die Signale des Kindes manchmal zuverlässig und feinfühlig, ein anderes Mal aber mit Zurückweisung und Ablehnung beantwortet werden, so entwickelt sich eine **unsicher ambivalente Bindungsqualität** (Gruppe C). Bei der Trennung von der Bindungsperson aktiviert sich das Bindungssystem des Kindes intensiv (lautes Weinen, Anklammern). Nach der Rückkehr sind diese Kinder kaum zu beruhigen, zeigen gleichzeitig Klammern und Aggressivität (Klammern mit den Armen, Nähe suchen und gleichzeitig strampeln und treten). Dieses Verhalten wird als Ausdruck der Bindungsambivalenz interpretiert. Mit dieser standardisierten Laborsituation konnte nachgewiesen werden, dass Bindungsqualitäten im ersten Lebensjahr im entscheidenden Maße durch die Feinfühligkeit und Fürsorge der Bindungsperson abhängig ist. Der Säugling benötigt für seine Entwicklung die Verfügbarkeit mindestens einer feinfühligsten Bezugsperson. Diese Person muss in der Lage sein, die Signale wahrzunehmen, richtig zu interpretieren und prompt und angemessen zu reagieren (vgl. Birsch 2006, Hèdervàri 1995, Main 1997, Scheuerer-Englisch/Zimmermann 1997; Papoušek 2006).

In vielen Studien wurden diese vorgenannten Muster der Bindungsorganisation übereinstimmend nachgewiesen. So zeigten sich z. B. nach Grossmann (1990) bei direkten Beobachtungen der Mutter-Säugling-Interaktionen im ersten Lebensjahr große Unterschiede in der Bereitschaft der Mütter, auf die Bedürfnisse der Kinder (Fürsorge- und Bindungsbedürfnisse, Neugier des Säuglings) einzugehen. Es gab

die Gruppe der Mütter, die sehr aufmerksam waren, sofort geduldig reagierten und trösteten, wenn der Säugling schrie. Diese Mütter freuten sich über das Interesse der Kinder und förderten die Erkundungswünsche. Die Mutter-Kind-Interaktion wurde als feinfühlig bezeichnet. Andere Mütter zeigten dem Kind durch Ungeduld und schroffe Abweisung, dass das Bindungsverhalten unerwünscht war. Bei einer weiteren, kleineren Gruppe von „erratischen Müttern“ (Grossmann 1990, S. 233) war für das Kind das Verhalten der Mutter unvorhersagbar.

Im zweiten Lebensjahr können in standardisierten Beobachtungen in verschiedenen Laborsituationen die im ersten Lebensjahr angefangenen Strategien detailliert nachgewiesen werden. Die Babys, die sich auf die Mütter (unabhängig von deren Gemütsverfassung) verlassen konnten, spielten selbständig und interessiert bei der Anwesenheit der Mütter. Wenn die Mutter den Raum verließ, weinten diese Kinder und wollten die Mutter wieder haben. Beim Erscheinen der Mütter strebten die Kinder den Müttern entgegen, bekundeten Trennungs-Leid und wollten enge Nähe oder auf den Arm genommen werden. Als sich diese Kinder beruhigten, konnten sie sich wieder lösen und weiter spielen. Die kurze Trennung erzeugte kein Misstrauen oder anhaltenden Ärger. Die Bindungsqualität wurde als sicher klassifiziert. Für das Kind ist die Bindungsperson physisch und psychisch erreichbar und geht feinfühlig auf das Kind ein. Das Kind erlebt verfügbare und ansprechbare Eltern, die einerseits in beängstigenden Situationen trösten und andererseits die Entwicklung der Selbständigkeit fördern. Diese Kinder empfinden sich als tüchtig und liebenswert. Im Kindergarten- und Schulalter bauen diese Kinder eher befriedigende Beziehungen zu Gleichaltrigen auf und lösen Konflikte kompetent. Die Kinder und auch Jugendlichen mit sicheren Bindungsmustern sind in der Lage, ihre emotionale Betroffenheit offen auszudrücken, sich Nähe und Sicherheit von den Bezugspersonen zu holen und in Trennungssituationen sich an andere, bedeutsame Bindungspersonen zu wenden. Erwachsene mit der sicheren Bindungsorganisation haben ein „sicher-autonomes Modell“ entwickelt, das sich darin zeigt, dass sie eine positive Selbsteinstellung haben, auch selbstkritisch sein können und affektive Bindungen wertschätzen (vgl. Grossmann 1990, S. 232 ff.; Unzner 2004, S. 132).

Andere Säuglinge wurden zwar beim Weinen versorgt. Die Mütter interagierten jedoch mit Ärger, Ungeduld oder schroff. Das zeigte dem Säugling, dass seine Bindungsverhaltensweisen unerwünscht waren. Auch das „Allein-Spiel“ wurde von der Mutter mit Freundlichkeit bewertet. Diese Kinder erlebten, dass sie von der Mutter wohlwollende Aufmerksamkeit und Zuwendung erhalten, wenn sie sich selbständig beschäftigen. Im Verlauf des ersten Lebensjahres lernten diese Säuglinge durch das häufig zurückweisende Verhalten der Mütter, ihren Wunsch nach Nähe und Kontakt stark einzuschränken. Die Zurückweisung erzeugte jedoch Ärger, der sich nicht der Mutter gegenüber, aber manchmal unvermittelt im Spiel äußerte. Als die Mutter in der Laborsituation dann den Raum verläßt, weinten viele Einjährige nicht und versuchten, ihr Spiel aufrecht zu erhalten. Bei der Rückkehr der Mutter zeigten die Kinder kein Bindungsverhalten. Jedoch an der Mimik, Gestik und dem schlechter werdenden Spiel konnte erkannt werden, dass die Kinder unter der kurzen Trennung litten. Nach der Rückkehr der Mutter zeigten diese Kinder ihre leidvollen Gefühle nicht. Dieses Rückzugsverhalten in leidvollen Situationen wurde als Anfänge einer Entfremdung gedeutet. Die Bindungsforschung klassifiziert diese Bindungsqualität als unsicher-vermeidend. Diese Kinder suchen auch später nicht mehr Trost bei der

Bezugsperson oder deren direkte Nähe. Kinder mit solchen gelernten Bindungsmustern versuchen alleine klarzukommen und wirken scheinbar unbelastet. In Trennungssituationen sind die Verhaltensressourcen blockiert. Im Kindergarten bemühen sich die Kinder übertrieben um die Aufmerksamkeit der Kindergärtnerin, wirken gehemmt und ängstlich, wichen Konflikten aus und waren im Spiel weniger konzentriert und eher unselbständig. Bis in das Erwachsenenalter entwickeln Menschen mit dieser Bindungsorganisation ein „unsicher-distanziertes“ Modell. Sie idealisieren einerseits Bindungen, werten die persönliche Bedeutung der Bindungen jedoch ab (vgl. Grossmann 1990, S. 232 ff.; Unzner 2004, S. 133).

Die dritte Gruppe wird bei Grossmann durch die erratischen Mütter eingenommen. Hier schienen die Launen und Bedürfnisse der Mütter und nicht das Baby den Tagesablauf zu bestimmen. Diese Mütter waren manchmal liebevoll, dann wieder nicht erreichbar. Die Babys schrien lange, ohne getröstet zu werden und erlebten Angst, dass die Bindungsperson für sie nicht verfügbar war. Das Bindungssystem war dadurch chronisch aktiviert und die Kinder entwickelten die Strategie, ihr Neugier- und Erkundungsverhalten wegen des ständig aktivierten Bindungsverhaltens zu reduzieren. In der Laborsituation erschienen diese Kinder hilflos und ängstlich, wichen selten von der Seite der Mütter. Eine fremde Person machte diesen Kindern große Angst. In einer kurzen Trennung waren die Kinder verzweifelt, danach misstrauisch und wütend auf ihre Mütter. Das fast ständig aktivierte Bindungssystem hinderte diese Kinder, zu spielen oder das Spielzimmer zu erforschen. Wegen der Mischung aus dem Wunsch nach Nähe und Ärger wird diese Bindungsqualität als unsicher ambivalent bezeichnet. Sechsjährige mit diesen Bindungserfahrungen hatten in Trennungssituationen keine Alternativlösung, dachten sich eine destruktive Rache aus oder zeigten eine erhöhte Aggressivität. Aus Angst vor dem Verlust der Bindungsperson entstand eine Abhängigkeit zur Mutter und die Ambivalenz zur Bindungsperson blieb in den folgenden Entwicklungsaltersstufen erhalten. Kinder im Schulalter haben weniger gute Freunde und weisen Probleme mit diesen auf. Erwachsene mit dieser Bindungsgeschichte zeigen ein „unsicher-verwickeltes Modell“, in dem sie die Beziehungen widersprüchlich bewerten, noch emotional mit den Bezugspersonen der Kindheit verstrickt und auf diese verärgert sind (vgl. Grossmann 1990 S. 232 ff.; Unzner 2004, S. 133)

Main (1997), Unzner (2004) und Brisch (2006) verweisen auf weitere Forschungen und die Klassifikation einer **vierten Gruppe der desorganisierten-desorientierten** Bindungsmuster. Bei diesen untersuchten Kindern fehlt eine klare Verhaltensstrategie, wie sie bei den drei Hauptgruppen zu finden ist. Diese Kinder scheinen sich in dem Dilemma zu befinden, dass die eigentlich Sicherheit gebende Bindungsperson beim Kind Angst auslöst oder sich vom Kind zurückzieht, als sei das Kind die Quelle der Angst. Eine desorganisierte Bindung ist z. B. durch motorische Sequenzen von stereotypen Verhaltensweisen gekennzeichnet oder die Kinder „erstarren“ im Ablauf ihrer Bewegungen für die Dauer von Sekunden. Nach einer Trennung von der Mutter streben diese Kinder zuerst zur Bindungsperson und wenden sich plötzlich ab und laufen zurück. Andere Kinder zeigen vorwiegend nonverbal deutliche Zeichen von Angst und Erregung. In stressigen Situationen brechen dann die Verhaltens- und Aufmerksamkeitsstrategien des Kindes zusammen. Ab dem Kindergartenalter kommt es zur Rollenumkehr. Die Kinder versuchen die Bezugsperson auffallend zu kontrollieren oder sich überfürsorglich um diese zu kümmern. Main

(1997, S. 126f.) ordnet die Kinder mit desorganisierten und / oder desorientierten Verhalten einem „D-Muster“ zu und fasst deren Verhalten als Zusammenbruch von Aufmerksamkeits- und Verhaltensstrategien zusammen. Die Kinder werden durch ihre verängstigenden oder verängstigten Bindungsfiguren selbst so verunsichert und haben deshalb keine Handlungen oder Verhaltensstrategien zur Verfügung. Eine desorganisiert-desorientierte Bindungsorganisation wurde vermehrt bei Kindern festgestellt, deren Eltern psychiatrische Erkrankungen, Alkohol- oder Drogenabhängigkeit aufweisen. Diese Kinder zeigen vermehrt Verhaltensprobleme und Störungen zu Gleichaltrigen, sind häufiger depressiv, aggressiv und launenhaft.

4.4 Folgen der unterschiedlichen Bindungsorganisation

Nach Hødervari (1995) bezieht sich die Weiterentwicklung der Bindungstheorie unter anderem auf den Zusammenhang der Bindungsorganisation mit späteren pathologischen Entwicklungsverläufen. Danach besteht Grund zu der Annahme, dass eine unsichere Bindungsqualität im frühen Kindesalter als ein Risikofaktor im Hinblick auf spätere Verhaltensprobleme angesehen werden kann. Das heißt jedoch nicht zwangsläufig, dass unsicher gebundene Kinder psychische Störungen entwickeln müssen. Jedoch besteht nach Hødervari und deren Bezug auf den Entwicklungspsychopathologen Sroufe (1988) ein Zusammenhang zwischen Bindung und Psychopathologie. So kann Bindungsunsicherheit im frühen Kindesalter in Kombination mit Stressfaktoren als ein Risikofaktor für spätere Verhaltensauffälligkeiten betrachtet werden. Ein Aspekt der Risikobestimmung bezieht sich des Weiteren auf die präventiven Fähigkeiten des Kindes, eine Basis sozialer Unterstützung aufzubauen oder sich ggf. Hilfe zu holen. Aus dieser Unterstützung heraus kann Sicherheit gewonnen werden. Eine sichere Bindungserfahrung und die daraus folgenden Arbeitsmodelle, die das eigene Selbst als wertvoll und den anderen als unterstützend erleben lassen, sind wichtige Faktoren, die das Individuum vor Stress schützen und seine Fähigkeit fördern, effektive Bewältigungsstrategien zur förderlichen Umweltanpassung zu entwickeln. Weiterhin besteht die Annahme, dass sich bindungssichere Kinder mit grundlegenden Empfindungen innerer Sicherheit und inneren Vertrauens schneller vom Stress erholen und positive Erwartungshaltungen gegenüber feindseligen Lebenssituationen entwickeln und bewahren. Bei unsicher gebundenen Kindern mit innerer Unsicherheit ist der Umkehrfall anzunehmen (vgl. Hødervari 1995, S. 42 f.).

Grossmann (1990) bezieht sich auf Interviews und Therapien und betont, dass die Mütter, die durch die eigene Kindheitsgeschichte verunsichert sind, im Kind die Bindungsperson sehen und mit verschiedenen Strategien versuchen, dass Kind daran zu hindern, sie zu verlassen. Das löst bei den Kindern Angst aus, hat eine negative Wirkung auf das Selbstbild, führt zu Ambivalenzen und emotionaler Abhängigkeit und kann spätere, enge emotionale Beziehungen stören. Pubertäre Ablösungen von zu Hause waren mit Hilfe von verständnisvollen Freunden möglich. Im Zusammenhang mit neuen Liebesbindungen, durch liebevolle Ehepartner können das Selbstbild verändert und neue Einsichten in den Wert von Bindungen gewonnen werden. Erwachsene mit einer positiven Bindungserfahrung reflektieren in den Interviews von Grossmann sowohl positive und negative Bindungsgefühle und erin-

nern sich gut an Kindheitsgefühle. Auch bei negativen Erfahrungen wertschätzen diese Erwachsenen Bindungen und entwickeln eine verzeihende Haltung. Erwachsene mit negativer Bindungshaltung schienen die Bindungserfahrungen der Kindheit abzuschneiden. Entweder glorifizierten sie die Beziehungen oder sprachen nicht über Bindungen. Diese Erwachsenen betonten ihre Selbständigkeit und werteten Verbundenheit als Schwäche. Andere konnten sich an nichts erinnern oder äußerten sich so, dass die erfahrene Ablehnung ihnen nicht geschadet hätte. Weitere Probanden (jetzt selbst in der Elternrolle) waren noch immer in den Bindungen der Kindheit verstrickt, konnten sich erinnern, fühlten auch aktuell noch Wut, Angst, Schmerz und Hilflosigkeit gegenüber ihren Eltern.

Unzner (2004) analysiert nach Untersuchungen von Kindern in Jugendhilfemaßnahmen und aus seiner praktischen Arbeit, dass eine Vielzahl von Herkunftseltern zum Zeitpunkt der Unterbringung der Kinder über keine sichere Bindungsrepräsentation verfügen und dass die Eltern-Kind-Beziehung von unsicheren und desorganisierten Bindungsorganisationen gekennzeichnet sind. Das heißt, die selbst erlebten, unsicheren und desorganisierten Bindungserfahrungen der Kindergeneration widerspiegeln sich in der späteren Elternrolle.

4.5 Bindungstheorie und der Bezug zur Adoptionsvermittlung

Bowlby (2001) weist darauf hin, dass das Kind mit Bezug auf die seelische Gesundheit möglichst bald nach der Geburt adoptiert werden sollte. Der Verbleib bei der sich distanzierenden leiblichen Mutter kann zur Vernachlässigung und Ablehnung des Kindes führen. Eine vorübergehende Unterbringung im Säuglings- oder Pflegeheim führt zur Entwicklungshemmung. In diesem Zusammenhang positionieren sich Nienstedt/Westermann (2007), dass die Möglichkeit der Rückführung eines Kindes aus einer Kurzzeitpflegestelle möglichst rasch geklärt oder das Kind zur Adoption freigegeben werden soll. Je früher die Deprivation einsetzt, je länger sie anhält und je umfassender diese ist, desto gravierender sind die Auswirkungen auf alle Bereiche der Persönlichkeitsentwicklung. Der Unsicherheitsstatus des Kindes führt in jedem Fall zu deutlichen Belastungen für das Kind (vgl. Nienstedt/Westermann 2007, S. 133, S. 185).

Die Alternative zum Mutterverlust ist die ausgefüllte, soziale Elternrolle. Die Grundmuster des elterlichen Verhaltensrepertoires und der intuitiven Kompetenzen tauchen bereits früh in der Ontogenese auf und wirken universell und über die Grenzen von Alter, Geschlecht, Elternstatus und Muttersprache (Papoušek 2006). Bindungsentwicklung wird nicht durch genetische Verwandtschaft bedingt. Ein Kind kann grundsätzlich mit jeder Person eine sichere Bindung entwickeln, wenn diese Bindungsperson feinfühlig die Signale des Kindes erkennt, richtig interpretiert und angemessen und prompt reagiert, sich empathisch in die Innenwelt des Kindes hineinversetzt und mit Blickkontakt, Sprache und Berührung eine Bindungsbeziehung aufbaut (Birsch 2006).

Den Aufbau und die Entwicklung der Bindungsbeziehung unterstützt bzw. komplettiert die primäre Bezugsperson (hier Adoptiveltern) durch das ebenfalls biologisch determinierte „Pflegeverhalten“. Der Säugling ist auf die externe Organisation seiner Versorgung und des Wohlbefindens durch den fürsorgenden Erwachsenen an-

gewiesen. Die biologische und soziale Schutz- und Fürsorgefunktion kann gleichfalls durch die „Hauptfürsorger Adoptiveltern“ ausgefüllt werden. Durch das „Bindungsverhalten“ des Kindes und „Pflegeverhalten“ der Adoptiveltern entsteht das emotionale Band der Bindung postnatal. Die individuellen Beziehungen zwischen dem „fremden Kind“ und seinen primären Bezugspersonen Adoptiveltern entwickeln sich auf der Grundlage von Interaktion bereits ab den ersten Lebenswochen. Bis zum 3. und 4. Lebensmonat des Säuglings werden die sozialen Beziehungen des Säuglings in der Interaktion durch das Blickverhalten bestimmt. Bindungsverhalten u. a. lösen dieses Blickverhalten ab. Die vorherrschenden Reaktionsmuster der Bindungspersonen Adoptiveltern bestimmen auf der präverbalen Gefühlsebene die Bindungsqualitäten zum Kind und umgekehrt.

Feinfühligkeit, Verfügbarkeit und Responsivität sind die Bestimmungsfaktoren für die Qualität der Wechselbeziehung zwischen Kind und Bezugsperson und die Qualität der Bindungen. Die Qualität der Bindung wird also nicht von der „Liebe“ der Adoptiveltern zum Kind bestimmt, sondern vielmehr von der Qualität der interaktiven Austauschprozesse. Die qualitativen Aspekte interaktiver Erfahrungen des Kindes mit seinen „(Adoptiv-) Eltern“ sowie die Fähigkeit dieser, sich empathisch auf die Bedürfnisse und Wünsche des Kindes einzustellen, sind somit wesentlich bindungsrelevant.

Primäre Bezugspersonen können somit auch Adoptiveltern sein, die ein Kind als Säugling aufnehmen. Bei der Adoption von „älteren Kindern“ muss beachtet werden, dass diese Kinder bereits (ggf. negative) Bindungserfahrungen erlebt oder ein unsicheres Bindungssystem aufgebaut haben. Andererseits sind Kinder in der Lage, neue Bindungen und neue Bindungsqualitäten zu den jetzt verfügbaren Erwachsenen aufzubauen. Dazu müssen diese Kinder neue Erfahrungen mit den neuen Erwachsenen sammeln. Die Adoptiveltern benötigen einerseits Wissen und eine positive Haltung für die Chance der neuen Bindungsentwicklung. Weiterhin ist ein Prozessverständnis notwendig und die Bereitschaft des Aushaltens von Test- und Übertragungsphasen des Kindes. Bestimmte Verhaltensweisen des Kindes müssen von den Adoptiveltern richtig „übersetzt“, professionell reflektiert und ggf. mit kindertherapeutischer Hilfe korrigiert werden. So können qualitativ neue Bindungsmuster entstehen.

Wenn ein Kind auf Dauer in einer Ersatzfamilie (Pflege- oder Adoptivfamilie) lebt, bleiben nach Nienstedt/Westermann (2007) die früheren Eltern-Kind-Beziehungen nicht bestehen. Die leiblichen Eltern verlieren die Elternrolle. Das Kind macht einen Mann zum Vater und eine Frau zur Mutter. Für das Kind ist das kindliche Erleben ausschlaggebend. Für die Formen der offenen Adoption und die Adoption älterer Kinder heißt das, dass Kinder die Klarheit der Beziehungen und die Anerkennung der Klarheit der Beziehungen durch die verantwortlichen Erwachsenen benötigen und die Adoptiveltern-Kind-Beziehungen erlebt und leben wird. Ältere Kinder durchleben mit den neuen Bezugspersonen eine Phase der Anpassung (an Wünsche und Erwartungen der Adoptiveltern), eine Phase der Übertragungsbeziehungen (frühere Eltern-Kind-Beziehungen werden mobilisiert, Basis für Korrektur der Beziehungsstörungen) und die Phase der Regression (Rückkehr auf frühkindliche Entwicklungsstufen). Das Kind kann nun neue Adoptiveltern-Kind-Beziehungen in den nachholenden Entwicklungsschritten aufbauen (vgl. Nienstedt/Westermann 2007, S. 27ff., S. 188ff.).

Aus der Position des unerfüllten, leiblichen Kinderwunsches und aus der „Wartezeit im Adoptionsverfahren“ sind Adoptiveltern beim Kindervorschlag einem Entscheidungsdruck ausgeliefert. Die unbedingte Annahme oder die bereits gefühlte Ablehnung eines Kindes stellt ebenfalls eine entscheidende Bindungsdimension dar. Dieser Fakt muss sowohl von den Adoptionsvermittlern als auch von den Einzelpersonen des Adoptivelternpaares beachtet werden. Entscheidungen unter Vermittlungsdruck oder Gefälligkeitsentscheidungen eines Adoptivelternteils für den anderen werden sich negativ auf die Bindungsentwicklung auswirken.

4.6 Erfahrungen aus meiner Adoptionsvermittlungspraxis

Meine praktische Arbeit mit den Adoptivfamilien und die Begleitung von adoptierten Jugendlichen und Erwachsenen bestätigen die Erkenntnisse von Ebertz (1987) und Swientek (1993): Adoptivkinder fragen wie alle Kinder nach dem Phänomen Geburt (Zeitpunkt, Umstände, Reaktionen der Eltern und Verwandten etc.). Dabei „registrieren“ Kinder sensibel in der Interaktion die jeweilige „Gemütsverfassung“ der erwachsenen Bezugsperson. Sie nehmen deutlich wahr, ob die (Adoptiv-) Eltern freudig und gelassen, überrascht und angespannt oder aufgeregt ausweichend reagieren.

Diese Fragen des Kindes verändern sich sukzessive mit den Entwicklungsaltersstufen (Swientek, 1993). Auch die Informationen aus der sozialen Umwelt oder das gänzliche Ausbleiben von Informationen haben Einfluss auf das Verhalten des Kindes. Das Kind spürt an den Reaktionen der Adoptiveltern, welche Fragen erlaubt oder tabuisiert sind. Trotz vorher erarbeiteter kognitiver Einsicht reagieren einige Adoptiveltern in der für sie überraschenden Situation der „ersten Fragen nach Geburt“ erschrocken und irritiert. Die Adoptiveltern werden mit den „Geburts-Fragen“ des (Adoptiv-) Kindes erneut mit dem vergangenen, schmerzhaften Thema „natürliche Kinderlosigkeit“ konfrontiert. Einige Adoptiveltern sind dann emotional „gefangen“. Andere befürchten, mit der Antwort (Adoption statt Geburt) ihr geliebtes (Adoptiv-) Kind zu verlieren. Manche Adoptiveltern „überhören“ die nachfolgenden Signale oder Fragen des Kindes. Die verunsicherten Adoptiveltern neigen dazu, durch Rationalisierung und Aufschub diese Situationen möglichst „störungsarm“ zu verlassen. Dazu gehört auch die „Not-Lüge“ mit der „Bestätigung Leiblichkeit im Adoptivstatus“.

Die Bandbreite der Ursachen für dieses Verhalten der Adoptiveltern ist sehr umfassend und beginnt bereits mit dem Ausweichen oder mit der Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der Realität und Trauer der eigenen Kinderlosigkeit. Weiterhin wirken Persönlichkeitsstrukturen und das Selbstkonzept der Adoptivelternbewerber. Die „Geburts-Frage“ korreliert nach der Aufnahme des Kindes unmittelbar mit der „Statusoffenbarung“. Beides erzeugt bei einigen Adoptiveltern u. a. deshalb Angst, weil sie in kurzer Zeit mit dem Kind emotional tief verbunden sind und aus dem Denken und Fühlen der Eltern-Rollen befürchten, dass sie das sehnsuchtsvoll erwartete, nun endlich erfüllte „Kinderglück“ mit ihren Antworten gefährden. Das heißt, die Adoptiveltern sind einerseits durch das tradierte „Normalitätsbild Familie“ sozialisiert und andererseits wirkt die schmerzhaft Erfahrung der natürlichen Kinderlo-

sigkeit nach. Die entstandenen Emotionen zum Kind können im vorgenannten Kontext die Statusoffenbarung Adoption „verschieben“.

Mit der Theorie der kognitiven Dissonanz nach Festinger (1978) kann u. a. die Verschiebung der Einstellung der Adoptiveltern zur Offenbarungsnotwendigkeit nach der Aufnahme des Kindes begründet werden. Nach dieser Theorie entsteht psychische Spannung (der psychische Zustand der Dissonanz) dadurch, dass der Mensch zwei gleichzeitig bestehende kognitive Vorstellungen nicht miteinander verbinden kann, weil sie nicht miteinander verbindbar sind. Menschen sind nach Festingers dissonanztheoretischem Ansatz bemüht, ein Gleichgewicht ihres kognitiven Systems zu erreichen. Der menschliche Organismus strebt danach, Harmonie und Kongruenz zwischen Einstellungen, Meinungen, Kenntnissen und Wertvorstellungen herzustellen. Die Dissonanzerfahrung wird vom Menschen als unangenehm empfunden und somit sucht das Individuum Dissonanzreduzierung bzw. Konsonanzherstellung. Die Auflösung dieser psychischen Dissonanz erfolgt durch empirisch beobachtete Formen der Dissonanzreduktion: Durch Ausschaltung, Beseitigung, Hinzufügen oder Veränderung kognitiver Elemente oder durch das Verringern der Wichtigkeit der an den dissonanten Beziehungen beteiligten Elemente (vgl. Ebertz 1987, S. 38f.; Grjasnow et al. 1997, S. 46).

Im Prozess der Adoptionsvermittlung kann sich nachfolgendes vollziehen. In den Eignungsgesprächen setzen sich Adoptivelternbewerber mit der Bindungstheorie auseinander, verinnerlichen die kognitiven Vorstellungen der postnatalen Bindungsentstehung und dass eine frühe Adoptionsoffenbarung durch sie als Adoptiveltern tatsächlich sehr sinnvoll ist. Sie verstehen auch die Vorteile dieser Selbststeuerung Statusoffenbarung und dass sie somit das Kind vor externer Diskreditierung schützen können. Mit der Aufnahme des Kindes erleben die Adoptiveltern die tiefen Emotionen zum Kind. Aus den vorher „theoretisch“ erarbeiteten kognitiven Positionen der frühen Offenbarung entstehen mit der „erlebten Liebe“ der Offenbarungsdruck und die latenten Ängste. Diese beiden kognitiven Vorstellungen (Offenbarungsnotwendigkeit versus Offenbarungsdruck, befürchtete Bindungsstörung oder gar Beziehungsbeschädigung) werden potenziert durch das wachsende Elternglück und sind somit für einige Adoptiveltern nicht mehr miteinander vereinbar. Als „spontane Reaktion“ auf die unerwartete Geburtsfrage oder als bewusst geplante Strategie können Reaktionen wie Notlügen, Veränderung, Verdrängung oder Eliminierung folgen. Diese psychische Spannung der Dissonanz versuchen diese Adoptiveltern zu lösen, indem sie u. a.

- die Realität des Eintretens der psychischen Belastung ihres Kindes durch eine späte Offenbarung oder durch die Gefahr der Fremdoffenbarung verneinen und zwar in dem Sinne: „Wir haben alles unter Kontrolle, das passiert nur anderen“ (Verdrängung, Eliminierung des kognitiven Elements)
- die Erfahrungen und Beispiele erwachsener Adoptierter mit Negativerlebnissen (z. B. durch die Information Fernsehsendungen, bei bekannten Adoptivfamilien, Thematisierung bei Adoptivelterntreffen) als Ausnahme oder aufgebaute Einzelfälle einordnen (Veränderung, Eliminierung des kognitiven Elements)
- auf Beispiele von ihnen bekannten Adoptionen verweisen, wo es dem Adoptivkind auch ohne Offenbarung oder nach später Offenbarung „gut“ geht (Veränderung, Hinzufügen eines kognitiven Elements)

- annehmen, dass ihr Kind noch später fragen wird und diese erste Notlüge zu einem Folgezeitpunkt ohne Schaden revidierbar ist (Verdrängung, Hinzufügen eines kognitiven Elements)
- annehmen, dass nur die extrem wirkenden Fremdoffenbarungen und nicht die eigene Spät offenbarung zu Störungen ihres Kindes führen würde (Verdrängung, Veränderung des kognitiven Elements)
- annehmen, dass aufgrund der erlebten emotionalen Beziehungen und Bindungen es bei ihnen und ihrem Kind nicht zu Störungen und Spannungen nach der „Spät-Offenbarung“ kommen wird (Verdrängung, Veränderung des kognitiven Elements).

Aus fachlicher Sicht ist es notwendig, das Thema der Entstehung von Bindungen und Beziehungen und die damit zusammenhängenden Fragen, Befürchtungen und Ängste mit den Adoptivelternbewerbern bereits in den Vorbereitungsgesprächen umfassend zu thematisieren. Nach der Aufnahme des (Adoptiv-) Kindes sollte das Erarbeitete keine „reine Theorie“ bleiben sondern durch die Adoptionsfachkraft erneut und alltagsnah wiederholt und reflektiert werden.

4.7 Schlussfolgerungen für die Adoptionspraxis

Es gibt bisher keine bindungstheoretisch orientierte Forschung zu der Auswirkung der Fremdunterbringung bei zeitlich befristeten Pflegeverhältnissen und bei offenen Adoptionen. Aus der Bindungstheorie heraus können jedoch Empfehlungen für die Praxis erfolgen (Unzner 2004). Vielfältige Studien weisen den Zusammenhang zwischen Deprivation, Misshandlung, Verlust und Gewalt und unsicher-desorganisierten Bindungen und frühen Verhaltensproblemen nach. Es ist nicht nur eine Hypothese, sondern bereits Erkenntnis, dass desorganisierte Bindung ein Vulnerabilitätsfaktor und sichere Bindung ein Schutzfaktor ist (Brisch 2006).

Mit der Bindungstheorie kann den sozialen Eltern (Adoptiv- und Pflegeeltern) der Aufbau von gesunden Bindungsbeziehungen (unabhängig von Zeugung und Geburt) beschrieben und begründet werden. Weiterhin können durch die Bindungstheorie Bindungsstörungen diagnostiziert und Verhaltensweisen von Kindern mit negativen Bindungserfahrungen übersetzt, erklärt und die besondere Feinfühligkeit und das „Verstehen“ bei den neuen primären Bindungspersonen erzeugt werden. In die vorbereitende und begleitende Adoptionsvermittlung müssen die Bindungstheorie und die in der Praxis und Empirie gewonnenen Erkenntnisse der Bindungsdynamik und die Erfahrungen der Adoptionsverläufe thematisch eingebaut werden.

Zum Adoptionsvorbereitungsprozess gehört für das Paar und die Einzelperson u. a. auch der Rückblick auf die eigenen Kindheits- und Bindungserfahrungen. In der neuen Elternrolle werden eigene Bindungserfahrungen der Kindheit in das Bewusstsein gerufen und können durch den Akteur „fremdes Kind“ wiederholend inszeniert werden. Adoptiveltern sollten sich aus den alten Rollen gelöst und Bewältigungsstrategien entwickelt haben oder aktuell entwickeln, um sich nicht mit der eigenen Vergangenheit zu verstricken.

Adoptivelternbewerber müssen sich mit dem Prozess der schmerzhaften Erkenntnis der natürlichen Kinderlosigkeit als Einzelperson und Paar ausreichend auseinandergesetzt haben. Dazu gehört auch die Folgeleistung, mit der „fremden“ Adoptions-

fachkraft über dieses Thema reden zu können. Diese Leistung ist die Basis für die notwendige Kommunikation und Beantwortung der späteren Fragen des Kindes nach Geburt und nach den Details zum Adoptionsstatus. Angstfreie und nicht durch die Kinderlosigkeit, durch die erlebte Bindung und Verlustangst blockierte Gespräche mit dem Kind sind notwendig und auch möglich.

In Einzelgesprächen und Seminaren sollten sich Adoptivelternbewerber mit Hilfe der Adoptionsfachkraft (und anderer professioneller Berater) mit den Grundaussagen der Bindungstheorie auseinandersetzen, dass Bindungen postnatal, präverbal bereits ab dem sechsten Lebensmonat aufwärts entstehen und sich in Arbeitsmodellen (von sich, der Bindungsperson und der Umwelt) weiterentwickeln. Entscheidende Kriterien für die Qualität der Bindung sind ihre Adoptiveltern-Kind-Interaktionen, ihre Empathie, die Feinfühligkeit, ihre Verfügbarkeit, die Responsivität und ihre unbedingte Annahme des (fremden, nicht gezeugten und nichtgeborenen) Kindes. Mit Bezug auf die verschiedenen Autoren und deren Verweis auf die inneren Arbeitsmodelle des Konzeptes von Bowlby ist die Schlussfolgerung klar, dass Bindung nicht aus „Blutsverwandtschaft“ entsteht. Deshalb haben Adoptiveltern die gleiche Chance wie natürliche Eltern, das emotionale Band der Bindungen zum Kind aufzubauen.

Auch die Bindungsmodelle älterer Kinder können sich qualitativ ändern, wenn sie mit den Adoptiveltern neue Erfahrungen von Bindungssicherheit und heilenden Bindungsbeziehungen machen. Pflege- und Adoptiveltern, die bindungsverletzte oder traumatisierte Kinder aufnehmen, benötigen Stabilität (keine offenen Wunden der Bindungsverletzung aus der eigenen Kindheit), eine erhöhte Sensibilität für die Nöte und Verletzungen der Kinder und ggf. kontinuierliche Supervision für die eigene Sicherheit. Brisch (2006) vertritt die Auffassung, dass Pflege- und Adoptiveltern keine Psychotherapeuten für bindungsgestörte Kinder sein können. Sie sorgen ausschließlich für den sicheren emotionalen und sozialen Hintergrund. Somit ergibt sich nach bestimmten Lebensverläufen auch die Notwendigkeit, mit bestimmten bindungsgestörten Kindern eine frühzeitige Kinderpsychotherapie umzusetzen und den Pflege- und Adoptiveltern eine intensiv psychodynamisch orientierte und begleitete Beratung als Bestandteil der Therapie anzubieten. Nienstedt/Westermann (2007) verweisen auf die notwendigen Integrationsphasen eines älteren Kindes (Anpassung, Übertragung, Regression und Neuorientierung) und widersprechen mit ihren Erfahrungen und mit Bezug auf mehrere Autoren der vorgenannten Position von Brisch (2006) in sofern, dass sich in einzelnen Fällen eine begleitende Psychotherapie als nützlich und notwendig erweist. Im alltäglichen Zusammenleben mit den „neuen Eltern“ entfalten sich die Affekte, die Phantasien und Bedürfnisse des Kindes. Wenn die Adoptiveltern dies verstehen, einführend und spielerisch beantworten, kann es beim Kind auch ohne Therapie zu einer heilenden und therapeutischen Wirkung kommen. Nienstedt/Westermann (2007) heben (mit Bezug auf Winnicott 1950) das hohe therapeutische Potential der Ersatzfamilie hervor, in der das Kind seine eigene Heilung betreibt, wenn man sich vom Kind an die Hand nehmen lässt. Dabei beziehen sie sich auch auf die Untersuchungen von Kadushin (1970), dass ein hoher Prozentsatz von traumatisierten Kindern in der helfenden und annehmenden Beziehung zu Ersatzeltern ihre verletzenden Erfahrungen verarbeiten und sich als psychisch gesundes Kind entwickeln konnten (vgl. Nienstedt/Westermann 2007, S. 25, S. 220).

Den Adoptivelternbewerbern sollte die Erkenntnis vermittelt werden, dass aus entwicklungspsychologischer Sicht alle Kinder nach ihrer Geburt fragen, also auch „ihr Kind“. Diese Fragen sind somit keine „reinen Adoptionsfragen“, sondern die Fragen nach Geburt. Adoptivkinder konfrontieren mit diesen Fragen die Adoptiveltern oft spontan mit dem Thema Kinderlosigkeit. Bei sicher gebundenen Kindern gefährdet die Antwort des Adoptionsstatus nicht die sichere Bindung. Die „Status-Offenbarung Adoptivkind“ löst beim sicher und auch beim unsicher gebundenen Kind keinen emotionalen Abbruch der Eltern-Kind-Beziehung aus. Die Bindung entsteht präverbal. Die ersten Fragen des Kindes und die „Welt der Werte“ entwickeln sich im verbalen Zeitraum. Die für Erwachsene so beängstigenden Worte wie „richtige Eltern“ versus „Adoptiveltern“ sind im Wortschatz des Kindes noch nicht präsent. Dagegen haben die eingegangenen Bindungen und Beziehungen Bestand und halten die „Statusoffenbarung“ aus. Adoptiveltern können und brauchen „die Welt“ nicht ändern. Es wird immer Neugier, gezielte oder versteckte Diskreditierung und die Gefahr der Fremdoffenbarung geben. Diese vorgenannten externen Werte der Erwachsenenwelt bleiben dem Kind in der folgenden Sozialisation auch nicht verborgen. Entscheidend sind für das Kind das Erleben der Bindungen und die innerfamiliäre positive und offene Bewertung des Adoptivstatus. So kann die frühe Statusoffenbarung auf der Basis der entstandenen Bindungen einer extern gesetzten Selbstbildstörung (z. B. externe Fremdoffenbarung) entgegenwirken.

Mit Bezug auf die von Høedervari (1995) benannte Beziehung zwischen Bindungsqualität, Bindungserfahrung des Kindes und dem Zusammenhang von Bindung und späteren psychopathologischen Störungen ist im Kontext mit der Adoptionsproblematik nachfolgende Schlussfolgerung möglich: Bindungsunsicherheit in Zusammenhang mit Stressfaktoren wird als Risikofaktor für spätere Verhaltensauffälligkeiten angenommen. Für alle Adoptivkinder (sicher und unsicher gebundene) sollte somit Adoptionsoffenbarung möglichst stressarm erfolgen. Eine günstige stressarme Bedingung ist die frühe, kindgemäße Offenbarung, die durch die Adoptiveltern als sichere Bindungsperson selbst initiiert wird. Somit können die Adoptiveltern sowohl den Zeitpunkt und die Inhalte steuern als auch auf die Reaktionen des Kindes Einfluss nehmen. Die Bestätigung der bestehenden Liebe kann dem Kind die Verlustangst nehmen. Durch die frühe Offenbarung, durch die wertfreie Beantwortung der Fragen des Kindes und die würdige Darstellung des natürlichen Ursprungs und der Leistung der leiblichen Eltern (Geburt, Adoptionsfreigabe) wird dem Gefühl der Wertlosigkeit (Ich bin ein Adoptivkind, das von seinen leiblichen Eltern nicht gewollt ist) entgegen gewirkt bzw. kann im Erleben der Bindungen mit Hilfe der Adoptiveltern korrigiert werden. Kommunikationsbereitschaft und Nichttabuisierung durch die Adoptiveltern sind unterstützende Hilfen, den „Adoptionsstress der sozialen Umwelt“ abzufangen und die Fähigkeit des Kindes zu fördern, Bewältigungsstrategien gegen Diskreditierungen zu entwickeln. Bindungssichere Adoptivkinder können sich schneller von Dissonanzen, Diskreditierungen und Adoptionsstress erholen und eine positive Haltung zur Adoption und den ggf. feindseligen Lebenssituationen entwickeln. Ältere Kinder mit bindungsunsicheren Modellen erleben in den neuen Erfahrungen mit den (Adoptiv-) Eltern Sicherheit, Verlässlichkeit, Selbstwertstärkung und können gleichfalls Bewältigungsstrategien mit Hilfe der „neuen Bezugspersonen“ aufbauen und Trauer verarbeiten.

Wie können wir als Adoptiveltern den Adoptionsstatus unserem geliebten Kind schonend vermitteln? Auch das muss in die Adoptionsvorbereitung einfließen. Bewährte Methoden aus der Praxis (z. B. Fotoalbum mit Foto leiblicher Mutter beginnen, Tagebuchaufzeichnungen vorlesen, Willkommens-Geschichte wiederholt erzählen, Kinderbücher zum Thema Adoption als Kommunikationsbrücke nutzen, Dokumente und Materialien der „Geburts-Schatzkiste“ in der alltäglichen Interaktion einbauen) können Adoptiveltern „vorgestellt“, von diesen übernommen oder eigene kreative Varianten entwickelt werden. Eine entsprechende Haltung, ggf. eine im vorsprachlichem und sprachlichem Bereich „erprobte“ Antwort u. a. m. wird Adoptiveltern helfen, für sich passende Bewältigungsstrategien vorzubereiten und „geübt sicherer“ anzuwenden. Mit Bezug auf verschiedene Adoptionsverläufe hat sich die Erkenntnis herauskristallisiert, dass das „Nicht-Gesagte eine zerstörerische Wirkung hat als die ausgesprochenen Tatsachen“ (Eliacheff 1999, S. 67). Weiterhin kann gerade „in der Liebe zum Kind“ durch die „Wieder-Herstellung“ der kognitiven Erkenntnisse (Bindung entsteht postnatal) mit der zum jeweiligen Adoptivelternteilpaar passenden „Offenbarungsvariante“ die eigene Handlungsfähigkeit gefördert und einer möglichen, aufkommenden Verlust-Angst entgegengewirkt werden. Die leiblichen Eltern, die getrennt vom Kind leben, sind mit Bezug auf die Erkenntnisse der Bindungstheorie und der Bindungsforschung keine emotionale Konkurrenz. Diese natürlichen Eltern sind die biologische Quelle des „Kinderglücks“ der Adoptiveltern und wenn die Adoptiveltern dies wertschätzend in die Kommunikation der Adoptionsthemen einbeziehen, brauchen sie als „interaktionsaktive“ (Adoptiv-) Eltern keine Angst vor den Fragen und Bedürfnissen „ihres Kindes“ zu den biologischen Eltern haben. In der fachlich qualifizierten Begleitung im Prozess nach der Aufnahme des Kindes können die Themen Kinderlosigkeit und soziales Elternglück, Bindungsentstehung, die entwicklungspsychologisch begründbaren Fragen des Kindes und die mögliche Verschiebung von Kognitionen durch Emotionen erneuert und reflektiert werden.

In einer professionellen Begleitung der Adoptiveltern macht es Sinn, die Bindungsentstehung mit dem „Bindungs-Verstehen“ als „Chance der Adoption“ erneut zu thematisieren und gerade mit den erlebten Emotionen (Bindungen, Glücksgefühle und Ängste) zu reflektieren. So kann die noch weit verbreitete und u. a. durch die soziale Umwelt genährte Angst der „Gefühle durch Geburt“ und der „Konkurrenz natürlicher Ursprung“ (z. B. im Volksmund „Blut ist dicker als Wasser“) kognitiv wiederholend im emotionalen Prozess von Liebe und Angst korrigiert und anhaltende Bewältigungsstrategien entwickelt werden. Ansonsten wächst das Angstsymptom unaufhaltsam. Swientek (1993) schreibt dazu: „Die Angstspannung lässt keinen klaren Gedanken mehr zu, kein rationales Abwägen von Für und Wider, keine Gedanken zum ‚Know-how‘ und später auch keine Ursachenabwägung mehr bei der Diagnose von Verhaltensauffälligkeiten, Verlassensängsten, zunehmendem kindlichen Misstrauen!“ (Swientek 1993, S. 92f.)

Betrachte ich die von Scheuerer-Englisch/Zimmermann (1997) erläuterten Bindungsorganisationsmodelle ab dem 3. Lebensjahr aufwärts im Kontext mit der Adoptionsoffenbarung und bringe dies in Verbindung mit dem von Swientek (1993) benannten normfreien Denken der Kinder in diesem Alter, ist einerseits die störungsarme frühe Kommunikation des Adoptivstatus als auch das beziehungsgefährdende späte Offenbaren begründbar. Harmoniestörungen können auf der Basis der

Feinfühligkeit, des Vertrauens, der erlebten Bindungen und aufgrund des offenen Austausches von Kontextfragen des Kindes und der Kommunikation über ggf. unangenehme Gefühle zu einer Klärung und Wiederherstellung der Harmonie der Beziehung herangezogen werden. Verdrängung und Aufschub, zurückweisendes Reagieren der Adoptiveltern (z. B. auf die Geburtsfrage, nach den leiblichen Eltern etc.) auf entwicklungsbedingte Fragen des Kindes richten dagegen die Aufmerksamkeit des Kindes darauf, dass „etwas“ nicht stimmt, „nicht normal“ und „nicht erlaubt“ ist. Dies hat wiederum Einfluss auf die Wahrnehmung und gefühlsmäßige Bewertung des Erlebens durch das Adoptivkind.

Die späte Offenbarung oder Fremdoffenbarung im Kontext mit den tradierten Normen über „normale Eltern und Familie“ erzeugen Verletzungen oder Beziehungsbrüche. Die Widersprüche der bindungsrelevanten Gefühle (Liebe, Sicherheit, Geborgenheit, Zugehörigkeit) mit der erlebten Verletzung durch die Fremd- oder Spät-offenbarung bewirken präsumtiv eine Dominanz der affektiven Komponenten (Schmerz, Enttäuschung). Diese Annahme ist auch eine Argumentation gegen die Illusion einiger Adoptiveltern, dass eine späte Offenbarung durch das Kind kognitiv besser verarbeitet wird. Die in der Forschung und Praxis nachgewiesene Wirkung der hochgradig emotionalen Verletzung und die Enttäuschung des Kindes (über die falsch oder nicht beantworteten Identitätsfragen) werden von diesen Adoptiveltern nicht berücksichtigt.

5. Identität und Identitätsentwicklung im Kontext von Adoption

Bevers (1991, S. 479) und Baumann (1997) beziehen sich in ihrer Definition Identität auf Erikson. Identität ist das Gesamt der Antworten auf die Fragen: Wer bin ich? Wer sind wir?“ Dabei wird Identität gesehen als die Erfahrung, eine einzigartige kohärente Einheit zu sein, die kontinuierlich besteht und die gleiche bleibt, unabhängig von innerpsychischen Veränderungen oder solchen der äußeren Umgebung. Krappmann (1997, S. 66) fragt, ob denn auch heute noch auf die von Erikson Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts entwickelten Vorstellungen von Identität zurückgegriffen werden kann, nach denen der Jugendliche im Prozess der Identitätsbildung vergangene Identifikationen aufarbeitet, sich für Rollen und Laufbahnen entscheidet, Vertrauen gewinnen soll, um die Einheit und Kontinuität der Identität aufrechtzuerhalten. Trotz fundamental veränderter Bedingungen von Kindheit, Jugend und Lebensverhältnisse in der Postmoderne wird deshalb noch an Erikson angeknüpft, weil dieser die vielen Facetten des Begriffs und des Problems Identität nicht unterschlagen und so im strengen Sinne auch keine Definition angeboten hat. Mit dem Aufsatz „Probleme der Ich-Identität“ (Erikson 1956) führt der Psychoanalytiker Erikson nach Krappmann (1997) ein Thema ein, das aus seinen Studien der vierziger Jahre herrührt und keinesfalls von gesicherten Verhältnissen ausgeht und somit auch in der Veränderung noch Gültigkeit und Anknüpfungspunkte hat.

Die Gesellschaft und auch die wissenschaftlichen Diskurse diskutierten und diskutieren heftig die Frage der Identität. Das moderne Individuum als einheitliches Subjekt wird in der späten Moderne und Postmoderne nach Hall (1994, S. 180f.) dezentriert, zerstreut und fragmentiert. In den modernen Gesellschaften vollziehen sich Wandlungsprozesse. Die zentralen Strukturen und Prozesse verschieben sich, für das Individuum bedeutsame Netzwerke und Verankerungen werden unterlaufen und traditionelle Halte- und Orientierungspunkte verlieren an Bedeutung. Die gesellschaftlichen Individuen sind in der kulturellen Landschaft von Klasse, Geschlecht, Sexualität, Ethnizität, Rasse, Nationalität fest verortet. Die modernen Gesellschaften im späten zwanzigsten Jahrhundert werden durch einen speziellen Typ strukturellen Wandels transformiert. Diese Transformation spalte die Selbstwahrnehmungen des Subjekts als vereinheitlichtes Subjekt und der Prozess wird Dezentrierung des Subjekts genannt. Es entsteht eine doppelte Verschiebung mit Bezug des Individuums auf sich selbst und mit Bezug auf den Ort in der sozialen und kulturellen Welt.

Nachfolgend betreibe ich keine umfassendere Gesellschafts- und Positionsanalyse, sondern fasse die Ansätze von Hall (1994), Krappmann (1997), Keupp (1997) zusammen und öffne einige Gedankenfenster zum Thema Identität im Kontext dieser Arbeit. Somit gehe ich verkürzt auf verschiedene Identitätsgedanken und das Identitätskonzept aus soziologischen und psychologischen Blickwinkeln ein und ausführlicher der Frage nach, wie sich die Aspekte der Identitätsfragen im Prozess der Adoption niederschlagen. Als Forschungsmethode verwende ich die strukturelle biographische Fallrekonstruktion. Für den empirischen Forscher ergeben sich mit dem Biographiekonzept von Wolfram Fischer-Rosenthal (1999) ein erweiterter

Blickwinkel zu den Identitätskonzepten, eine hilfreiche Position und entscheidende Erkenntnisse im Kontext mit der Methode der biographischen Fallrekonstruktion.

5.1 Identitätsgedanken und Identitätskonzept

Die Identitätsdiskussionen sind ausgesprochen verzweigt, vielfältig und können insofern auch deutlich irritieren. Dennoch kann ich nicht darauf verzichten, beispielhaft und zurückführend zum Thema dieser Arbeit einige Gedanken darzustellen und zusammenzufassen.

Nienstedt/Westermann (2007) heben bei der Identität eines Menschen zwei Aspekte hervor. Zum einen die Kontinuität im menschlichen Lebensverlauf, die bei aller Entwicklung und allem Wandel erhalten bleibt. Des Weiteren ist jedes Individuum aufgrund seiner Gleichheit und Kontinuität in der Lage, einen festen Platz in der Gruppe und den Gruppenbeziehungen einzunehmen. Das Individuum versteht sich als Mensch in Beziehungen. Persönliche und soziale Identität wird somit erst schrittweise im Verlauf der individuellen Entwicklung gebildet. Identität entsteht auch nicht durch die soziale Zugehörigkeit eines Kindes zu bestimmten Eltern. Die Objektbeziehung der Akteure ist ausschlaggebend. „Das Selbst heißt ‚Ich‘ und das Objekt heißt ‚Du‘. Durch die objektgerichteten Wünsche treten Selbst und Objekt miteinander in Beziehung.“ (Nienstedt/Westermann 2007, S. 241)

Mogge-Grozjahn (1996) und Biermann (1992, S. 41) verweisen auf den Zusammenhang von Identität und Biographie. Mogge-Grozjahn bezieht sich dabei auf Erikson. „Zur persönlichen Identität gehört das Bewusstsein von der eigenen Biographie und ihrer Kontinuität. Das Individuum weiß in jeder Lebensphase, dass es eine Vergangenheit und eine Zukunft hat, dass es aber trotz aller Veränderungen immer ‚Ich‘ bleibt.“ (Mogge-Grozjahn 1996, S. 120) Für Kinder, die ab einem gewissen Lebensalter nicht in der Ursprungsfamilie verbleiben, gibt es nicht diese Kontinuität. In der Fremdplatzierung wird nach Lattschar/Wiemann (2007, S. 62) unter Identität die Kenntnis von den biologischen Wurzeln und konstitutionellen Bausteinen verstanden. Identität wird darüber hinaus über das Geschlecht, die sozialen Rollen, Leistungen, Freundschaften, Partnerschaften, Normen und Werthaltungen bestimmt.

Biermann (1992, S. 36ff) verweist darauf, dass Identität nicht nur eine Bewusstseinslage ist, sondern auch ein elementares Bedürfnis des Menschen darstellt, sich als identisch zu erfahren. Der Mensch hat die Fähigkeit, sich gleichsam aus sich selbst herauszubegeben und aus dieser Distanz auf die eigene Person zu blicken. Dieser Selbstblick erfolgt bestätigend oder kritisch, konstruktiv oder destruktiv. Zur Identität gehört daraus schlussfolgernd auch der auf der Basis des Bewusstseins mögliche, distanzierte Selbstblick des Menschen. Identität ist somit Voraussetzung und Gegenstand von Reflexion. Identität festigt sich nicht nur durch Selbstreflexion des Menschen und der Summierung seiner Wesenszüge und Eigenbeobachtungen, sondern durch Reflexion über eine bedeutsame und zugleich stabile Umwelt. Damit orientiert der Mensch auf die Konstanz der Sozialbeziehungen und deren reflektierenden Identitätssignale und die Interpretationsaktivitäten des Signalempfängers. In diesem Zusammenhang verweist Biermann auf die Vertreter des symbolischen Interaktionismus und deren theoretischen Ansatz von Identität durch Interaktion.

Zimbardo/Gerrig (1999, S. 546) orientieren sich an Markus u. Gros (1990), dass die Menschen die wichtigen Informationen über ihr Selbstkonzept durch soziale Interaktion erfahren und dass das Selbst als dynamisches Konstrukt seine Bedeutung vor allem in zwischenmenschlichen Beziehungen gewinnt. Das Selbst eines Menschen ist somit ein soziales Selbst. Seine Identität entnimmt der Mensch den Vorstellungen, die andere von ihm haben. Das Individuum betrachtet sich somit selbst aus der Sicht der anderen.

Mogge-Großjahn (1996, S. 120) betrachtet Identität im Zusammenhang mit der Entwicklung von Persönlichkeit und Individualität im Prozess der Sozialisation als eine lebenslange Auseinandersetzung mit direkten und indirekten Botschaften der Bezugspersonen aus der sozialen Umwelt. Im Sozialisationsprozess entsteht wesentlich mehr, als nur die Summe einzelner Rollen. Der Mensch gestaltet seine Erfahrung und Rollen auf eine für ihn typische Art und Weise und integriert diese zu einer Gesamtpersönlichkeit. Auch Biermann (1992, S. 39) erläutert Identität als Rollensynthese und als Produkt der sozialen Rollen.

Hall (1994, S. 181f.) unterscheidet drei Auffassungen von Identität. Als erstes die Konzepte des Subjekts der Aufklärung. Hier wird das Individuum als vollkommen zentriertes und einheitliches Individuum angesehen. Das Individuum hat Vernunft, Bewusstsein und Handlungsfähigkeit. Mit der Geburt des Subjektes entsteht ein innerer Kern oder ein Zentrum, das sich mit dem Individuum entfaltet und im Wesentlichen kontinuierlich blieb. Das Zentrum war die Identität der Person. Das zweite Konzept ist die Idee des soziologischen Subjekts. Hier ist der innere Kern, die Identität nicht autonom, sondern wurde im Verhältnis zu und durch die bedeutsamen Bezugs- und Orientierungspersonen (des „bedeutenden Anderen“) geformt. Diese vermitteln dem Subjekt Werte, Bedeutungen, Symbole und die Kultur. Die Vertreter dieser interaktiven Konzeption sind G. H. Mead und C. H. Cooley und die symbolischen Interaktionisten. In dieser klassischen soziologischen Konzeption wird Identität in der Interaktion zwischen dem Ich und der Gesellschaft gebildet. Der Kern, das innere oder wirkliche Ich steht in einem kontinuierlichen Dialog mit den kulturellen Welten und anderen Identitäten. Das Subjekt entwirft bzw. entfaltet sich selbst in diesen kulturellen Identitäten und verinnerlicht die Bedeutung und Werte dieser kulturellen Welten. Die subjektiven Gefühle schließen sich mit den objektiven, sozialen und kulturellen Werten zusammen und verändern diese unter Umständen. Subjekt und Struktur verbinden sich und Identität überbrückt die Kluft zwischen persönlicher und öffentlicher Welt. Identität stabilisiert die Subjekte als auch die kulturellen Welten, macht sie wechselseitig einheitlicher und vorhersagbarer. Das dritte Konzept ist das des postmodernen Subjekts. Das Subjekt, das vorher eine einheitliche und stabile Identität erfahren hatte, wird heute durch mehrere, sich manchmal widersprechende oder ungelöste Identitäten zusammengesetzt. Als Resultat des strukturellen und institutionellen Wandels befinden sich die Identitäten, die die sozialen Landschaften in der Gesellschaft bilden und unsere subjektive Übereinstimmung mit den objektiven Notwendigkeiten und Anforderungen sichern, im Umbruch. Das postmoderne Subjekt ist ohne eine gesicherte und anhaltende Identität konzipiert. Identität wird in den verschiedenen kulturellen Systemen repräsentiert, angerufen, kontinuierlich gebildet und verändert. Das Subjekt ist historisch und nicht biologisch definiert und nimmt zu verschiedenen Zeiten verschiedene Identitäten an.

Krappmann (1997, S. 88ff.) mahnt an die Adresse von Soziologen und Psychologen nachfolgende Punkte an. Die Verschiedenheit der Lebenserfahrungen von Kindern und Jugendlichen wird unterschätzt aber gleichzeitig auch überschätzt. Die gesammelten Erfahrungen sind in der als Ergebnis der Identitätsbildung erwarteten Ganzheit nicht unterzubringen. Ein Aspekt der Identität der Postmoderne könnte auch darin bestehen, dies auszuhalten. Weiterhin ist alles darauf fokussiert, dass das im Entwicklungsweg frühere, durch eine höhere Stufe ersetzt werde. Das Vorausgehende bleibt aber oft erhalten und nimmt eine eigene Entwicklungsrichtung ein. Entwicklung wird auf diese Weise pluralisiert. Bei der Entwicklung der Beziehungen von Heranwachsenden zeigt sich, dass sich eine hohe soziale Kompetenz nicht mehr ausschließlich darin verwirklicht, den intensiven mitmenschlichen Austausch zu unterhalten, sondern sich in divergierender Weise mit anderen in Beziehung zu setzen. Die Verschiedenheit der Erfahrungen und Verzweigungen der Entwicklungsverläufe bewirken verschiedene (empirische) Subjekte. Durch diese Vielfalt, Unstimmigkeit und Widersprüche versuchen sich die Subjekte zu behaupten und suchen nach vielfältigen Identitätsbalancen. Auch das sollte die Entwicklungsforscher interessieren. Das Subjekt entsteht innerhalb von Kommunikation. Aber diesen Subjekten fällt es schwer, die Konsensversuche, Anpassungsvorgänge und oberflächliches Lernen, anderen zu vermitteln. Deshalb bleiben diese Balancen unaufgedeckt. Auch durch Sozialisations- und Bildungseinrichtungen wird diese Fiktionalität und Fassadenhaftigkeit erzeugt. Des Weiteren sind Zeichen, Bilder und Worte nach wie vor unabdingbar und werden durch die Medien in der Kommunikation verwendet. Die Trennung dieser von den erlebten Realitäten und die Eigenmacht, die sie selbst gewinnen, verhindern oder untergraben die Möglichkeiten der Auseinandersetzungen, die ja gerade für die Identitätsbildung notwendig sind. Dem Anliegen der postmodernen Gesellschafts- und Subjektkritik werden diese Gedanken nach Krappmanns Selbsteinschätzung nicht genügen, schärfen jedoch den alltäglichen Blick der Beobachtungen bezüglich der Kooperation und der Konfliktaustragung unter Kindern. Die Heranwachsenden ringen z. B. in Klassenzimmern und Schulhöfen in ihren Interaktionen und Beziehungen darum, als Person mit Einzigartigkeit und Anliegen auch respektiert zu werden. Dies geschieht durch Streit, Verletzungen aber auch im vergnüglichen und befriedigenden Einvernehmen. Im Spiel und Kooperation kommen die jungen Menschen scheinbar nur voran, wenn sie nicht aufgeben, ihre Identität zu suchen, zu riskieren und zu behaupten. All das gilt auch für die Erfahrungswelten und Biographien von Adoptierten.

Keupp (1997) geht der Frage nach, ob Identitätsbildung in einer sich zunehmend enttraditionalisierenden Gesellschaft noch so verstanden werden kann, wie es die Sozialwissenschaften noch überwiegend versuchen. In den zurückliegenden zehn Jahren hat sich ein globaler gesellschaftlicher Umbruch vollzogen, der dem Thema Identität eine neue Dynamik verliehen hat. Im gesellschaftlichen Diskurs entstand das Thema der überlebensnotwendigen stabilen, kollektiven Identität mit dem verschütteten „Wir-Gefühl“ und der Gefahr durch zu viel Fremdheit, die das „Eigene“ bedroht. Keupps (1997, S. 16) Identitätsdiskurs bezieht sich auch auf die soziologische Gegenwartsdiagnose der „Risikogesellschaft“ von Ulrich Beck (1983, 1986). Im Prozess hochgradiger gesellschaftlicher Wandlungsdynamik löst sich das Subjekt von den vorgegebenen biographischen Entwurfsschablonen und Schnittmustern und muss die Lebensentwürfe in Eigenregie übernehmen. Die großen religiösen,

philosophischen, kulturellen und politischen Deutungsmuster verlieren ihre konstruktive Kraft. Keupps These (1997, S. 13f.) richtet sich darauf, dass die bislang vertrauten Rahmenbedingungen für Anerkennung und Zugehörigkeit (oder „Wirtschaft“) durch die Begriffe der „Risikogesellschaft“ und „Postmoderne“ grundlegend in Frage gestellt und als Folge die Risiken für die Identitäten im Dialog ohne die bekannte gesellschaftliche Orientierung erheblich gestiegen sind. Der Identitätsdiskurs ist an einem Punkt angelangt, in dem Bilder und Metaphern angeboten werden. Keupp (1997, S. 17) verweist in diesem Zusammenhang auf Gross u. a. (1986) und der „Theorie der Bastel-Mentalität“. In dieser Theorie wird der Mensch als Produzent gesehen, der sich aus vorhandenen Lebensstilen und Sinnelementen seine eigene lebbare Konstruktion bastelt. So wie auf dem Markt Bausätze angeboten werden, gibt es hier vorgefertigte Teile, die den einzelnen Spielräume und Kreativität in verschiedenen originellen Kombinationen zulassen. Durch den kreativen Produzenten wird die Welt zwar nicht neu erschaffen, aber der Mensch ist in diese Welt zu Hause. Keupp (1997, S. 11f., S. 17f.) bietet mit dem Begriff der „Patchwork-Identität“ ein Modell an, in dem die Identitätsarbeit ins Zentrum gerückt wird, in dem die Subjekte ihr Gefühl für sich selbst und Verständnis von sich selbst suchen und konstruieren. Dazu bedarf es der Idee und der Realisierung einer ganzheitlichen Gestalt, mit Abstimmung und Zuordnung. Keupp verwendet die Patchworkmetapher zur Klärung seiner Gedanken. Den klassischen Patchworkmustern ordnet er den klassischen Identitätsbegriff zu. Diese Muster sind geometrisch, wiederholen sich gleichförmig, gewinnen eine Geschlossenheit und einen Gleichgewichtszustand in der durchstrukturierten Harmonie. Der „Crazy Quilt“ (Flickendecke) dagegen lebt gerade von der überraschenden, oft wilden Verknüpfung von Farben und Formen. Gerade in diesem Entwurf und der Durchführung kann sich eine beeindruckende schöpferische Potenz ausdrücken. Übertrage ich diese Metapher auf Adoptivfamilien, so sind auch hier nur die „Materialien“ und „Ausgangspunkte“ bekannt. Wenn das Ergebnis in einer kreativen Vielfalt gewollt und erlaubt ist und nicht ein „klassisch vorgegebenes Familienmuster“ angestrebt wird, kann die Adoptivfamilie in Anerkennung und Würdigung der Ausgangspunkte für sich ein tragfähiges, Krisen bewältigendes, kreatives und schöpferisches Familienmodell entwickeln und leben.

5.2 Biographiekonzept

Fischer-Rosenthal (1999, S. 146) vertritt die Auffassung, dass der Identitätsbegriff abgenutzt und veraltet ist. Die Entwicklungen der Sozialstruktur der modernen Gesellschaften haben sich verändert und erfordern ein anderes Selbsterleben in der Gesellschaft sowie eine andere Bezeichnung der Selbstbeschreibung. Er stellt die These auf, dass die empirisch fundierte Biographieforschung mit dem Arbeitskonzept Biographie einen ‚viablen‘ Weg gefunden hat, der den gegenwärtigen lebenslangen Orientierungsprozessen von Individuen in modernen funktional differenzierten Gesellschaften und ihren Selbstbeschreibungen umfassender gerecht wird als das Identitätskonzept (vgl. Fischer-Rosenthal 1999, S. 146).

Die wissenschaftliche Betrachtung der Biographieforschung verabschiedet sich von der Fragestellung „Wird die Wirklichkeit sozial konstruiert?“ und fokussiert auf das „Wie“. Mit dieser Umstellung der Forschungsfrage und der Forschungslogik verän-

dem sich auch der ganze Forschungsprozess und die Methoden. Mathematisierbare, messlogische Verfahren mit einem bestimmten Objektivitätsverständnis werden ersetzt durch Entdeckungs- und Rekonstruktionsverfahren. Diese Verfahren konzentrieren sich auf Relationen und Operationen und gehen von den originären Sprachen und beobachtbaren Verständigungsprozessen der jeweiligen Kultur aus. Die Biographieanalyse berücksichtigt nach Fischer-Rosenthal (im Gegensatz zu mathematischen Messverfahren mit der selektiven Matrix der Beobachtungsobjekte) die Verhaltenssteuerung der Subjekte, deren sinn-selektive Kognitionen, deren Aktivität auf der Grundlage von Erwartungen, Erfahrungen und deren Selbststeuerung in der Umwelt. Um diese sinnsetzende, sinnverarbeitende, intern konstituierte Strukturebene zu erreichen bzw. zu analysieren, bedarf es nicht messlogischer sondern entdeckungslogischer Verfahren. Diese Verfahren berücksichtigen methodisch Verstehens- und Erfahrungsstrukturierungen im Objektbereich (vgl. Fischer-Rosenthal 1996, S. 150; 1999, S. 147).

Fischer-Rosenthal (1999, S. 148) argumentiert zu der vorgenannten These mit der Verschiedenheit und dem Unterschied von Subjekt und Gesellschaft zur gesellschaftlichen Selbstbeschreibung in der Moderne und den sich vollziehenden Veränderungen in der Moderne. Am Anfang der Moderne steht die Entdeckung der Gesellschaft als Funktion und Produkt des Subjekts. Gleichzeitig wird die Individualität des Individuums als deren Produkt entdeckt. Die Sozialisationsforschung entwickelt und erweitert die Relationen und Bedingtheiten Individuum – Staat, Individuum – Ökonomie auf den Zusammenhang Individuum – Kultur. Mit Bezug auf Luhmann (1989) ergibt sich als soziale Leitoperation das Grundproblem von Beschreibung, Selbstbeschreibung und Selbstbeobachtung. Das Individuum wird sozialisiert und lernt sich selbst von sozialen Anforderungen zu unterscheiden. Es ergänzt und erweitert sich in persönliche und soziale Identität. Mit Bezug auf die soziologischen Klassiker Durkheim, Weber und die Protagonisten der Sozialisationsforschung stellt Fischer-Rosenthal einerseits fest, dass der Identitätsbegriff sowohl soziologisch als auch in Alltagsbeschreibungen breite Verwendungen findet. Der Identitätsbegriff scheint als adäquater Begriff der Selbstbeschreibung das Subjekt abzulösen und das Erbe der Ratlosigkeit des Subjektbegriffs zu übernehmen. Fischer-Rosenthal begründet dies mit dem „Identitäts-Boom“ der letzten zwanzig Jahre.

In der Sozialisationstheorie und im Interaktionismus wurden nach Fischer-Rosenthal (1999, S. 149f.) in den 70ziger Jahren als zentrales Wissenschaftstermin der Identitätsbegriff und die Identitätsprobleme benutzt und betrachtet. Mit Bezug auf die Orientierungskrise der Gesellschaft aktualisierte sich die Frage nach Subjekt und Gesellschaft als praktische Frage. Es ging um die Fragen der Unzufriedenheit: Ist die vorgefundene Gesellschaft so gewollt? Wie sind die Subjekte so zu befähigen, einerseits kompetente Mitglieder der Gesellschaft zu werden und andererseits diese zu gestalten? Die Sozialisationsforschung bearbeitete Identität umfassend und breit. Die zentrale Frage verschiedener Forscher orientierte immer wieder auf die normative Ebene mit der Fragestellung wie Gesellschaft sein soll und wie die Individuen in der Gesellschaft handeln sollen. Im Prozess der modernen Gesellschaftsentwicklung entstehen neue Strukturen, die dem Subjekt und seiner Freiheit entgegenstanden und die die vorherigen Sinn- und einheitsstiftenden politischen und religiösen Ordnungsstrukturen ablösten. Diese neuen Strukturen der modernen Gesell-

schaft vermittelten aber keinen allgemeinen Sinnzusammenhang mehr. Das Subjekt gerät unter Druck und verliert seine Handlungsvollmacht. Das Subjekt wird zum bloßen Individuum mit den Freiheiten des Konsumenten und findet sich im funktional selbststeuernden Gesellschaftsprozess nicht wieder. Somit wird die persönliche Identität als Ersatzkonzept wichtig. Identität wird ausdifferenziert (z. B. Rollenkompetenz, Perspektivübernahme), in der Alltagssprache aufgenommen und inflationär gebraucht.

In der Postmoderne besteht das Problem Gesellschaft – Individuum nicht mehr ausschließlich in der normativen Frage wie Gesellschaft sein sollte und wie Individuen in ihr handeln. Es geht vielmehr darum, ob Individuen sich überhaupt selber als Identitäten verstehen und ob die gesamten Gesellschaften sich selber als Identitäten beschreiben können. Weltanschaulich-kulturelle Programme verlieren an Verbindlichkeit oder konkurrieren. Weltweit zunehmende Migrationserfahrungen aber auch Gesellschaftszusammenbrüche, globale und grundlegende Veränderungen von Weltanschauungen bedrohen die Identität des Subjekts und die von Gesellschaften (vgl. Fischer-Rosenthal 1999, S.151).

Die vormodernen Ordnungsvorstellungen waren geprägt durch den Allgemeinheitsanspruch auf Sinn- und Ordnungstiftung durch Religion. Die Sinngebungen und die religiöse Selbst- und Weltbeschreibung der Vormoderne verliert im Übergang zur Moderne durch die Vielfältigkeit der Lebenswelten und durch die Verweltlichung der gesellschaftlichen Strukturen im Handeln und Erleben ihre Orientierungsfunktion. Das Problem mit dem Identitätsbegriff beginnt mit der Moderne. Das Grundproblem der in Subjekt und Gesellschaft aufgelösten und gleichzeitig als Einheit fortbestehenden sozialen Wirklichkeit widerspiegelt sich auch im Identitätsproblem. Der einzelne Mensch bestimmt von sich aus, in welcher Weise er sich mit der Gesellschaft identifiziert, sich ihr zugehörig erklärt (Aneignungsproblem). Aus der Perspektive der Gesellschaft geht es darum, wie der einzelne Mensch Teil der Gesellschaft sein bzw. werden kann (Integrationsproblem). Die Soziologie entwickelte dazu die aufeinander angewiesenen Begriffe Individuation und Sozialisation. Mit Bezug auf vorgenanntes ist Selbstbeschreibung nicht eine zeit- und interessenfreie Beschreibung von einem Punkt außerhalb der Gesellschaft. Selbstbeschreibung bezieht sich vielmehr auf das Sammeln der Erfahrung und das Handeln mit der sozialen Realität und dem gleichzeitigen Erzeugen von sozialer Realität. (vgl. Fischer-Rosenthal 1999, S. 153f.).

In den theoretischen Auseinandersetzungen und Diskursen ging es nach Fischer-Rosenthal (1999, S. 154f.) einerseits um ein „Kampf um das Subjekt“ und andererseits um gesellschaftliche Analysen mit einem Erschrecken vor der Dominanz globaler gesellschaftlicher Entwicklungen und Veränderungen in der Ausbildung moderner Industriegesellschaften. Zwei paradox aufeinander bezogene Verluste galt es zu bewältigen. Nach der Ablösung der alten sinn- und einheitsstiftenden, politischen und religiösen Ordnungsstrukturen vermitteln die neuen Strukturen einerseits offenbar keinen allgemeinen Sinnzusammenhang mehr. Es entsteht ein sich funktional selbststeuernder Gesellschaftsprozess. In diesen Prozess – und das ist das unerwartete und Paradoxe – gerät „das stolze Subjekt auf der Höhe eines allgemeinen anthropologischen Selbstbewusstseins“ (Fischer-Rosenthal 1999, S. 155) so unter Druck, so dass es neben den universalen Sinnbezügen auch seine Handlungsvollmacht verliert. Der „selbstbewusste Sieger über die Ordnungsstrukturen der Vor-

moderne“ (Fischer-Rosenthal 1999, S. 155) schrumpft zum bloßen Individuum mit den Freiheiten des Konsumenten und scheinbar beliebig großen Wahlmöglichkeiten. Es reift die Erkenntnis des Subjektes, dass es in den sich gesellschaftlich selbststeuernden System gezielt wenig bewirken kann. Der Sieger wird zum melancholischen Verlierer.

Fischer-Rosenthal (1999, S. 158) behauptet, dass die gegenwärtigen Gesellschaften das Problem der fortschreitenden Trennung von Subjekt und Gesellschaft einschließlich der damit verbundenen Enttäuschungen u. a. mit der Entwicklung einer „*lebenslaufbezogenen Selbst- und Fremdschematisierung*“ [Hervorhebung v. Verf.] bearbeiten und akzentuieren, also „zur Lösung von Konstitutions-, Koordinations- und Ordnungsfragen heranziehen.“ (Fischer-Rosenthal 1999, S. 158) Diese Schematisierungen werden „*Biographien*“ [Hervorhebung v. Verf.] genannt. So lassen sich auch in den Operationen biographischer Arbeit die Potentiale der Akteure, die Kompetenzen des Sprechers, die Erfahrungen des Mitglieds der Gesellschaft mit den im institutionellen Prozess hervorgebrachten Lebenszeit- und altersbezogenen Ablaufschemata verbinden. Konzeptionell soziologisch betrachtet kreuzt nach Fischer-Rosenthal (1999, S. 158) das Biographiekonzept das Konzept der persönlichen Identität in Verbindung mit den sogenannten strukturalen gesamtgesellschaftlichen Bedingungen. Fischer-Rosenthal verfolgt diesen Gedanken und nimmt ihn als richtig an. Somit ist das Biographiekonzept bei entsprechender methodisch-methodologischer Ausarbeitung und empirischer Überprüfung in der Lage, den gegenwärtigen sozialen Konstitutionsprozess rekonstruktiv so zu erfassen und zwar ohne Bevorzugung oder Ausklammerung von System- oder Aktionsanteilen.

„Biographien fassen *gleichzeitig* [Hervorhebung v. Verf.] gesellschaftlich gegebene präskriptive (a), selbstbezogene im Sinne von selbst erlebten (b) und eigen-leibliche Beschreibungen (c) ex-post und orientierend zusammen. Diese Beschreibungen sind Geschichten (auch im engeren linguistischen Sinne), weil sie Zeit verarbeiten (d), in ihrer Versprachlichung Temporalstrukturen (etwa der Gesellschaftsgeschichte, des Lebenslaufs und der Generationen) produzieren und kommunizieren.“ (Fischer-Rosenthal 1999, S. 158) Fischer-Rosenthal (1999, S. 158ff.) konstatiert, dass Biographien erstens die normativen gesellschaftliche Beschreibungen mit lebensalters- und lebensphasenbezogenen Ablaufmustern und familialen Reproduktions- und Generativitätszyklen, als auch zweitens Beschreibungen des Selbsterlebten sowohl als Träger als auch als Ziel des Verhaltens und schließlich drittens Beschreibungen des körperbezogenen problematischen Erlebens in den Lebensphasen beinhalten und vereinen. Weiterhin werden Biographien durch eine vierte Ebene bestimmt. Sie liegt quer vor den drei Ebenen und zeichnet sich durch eine temporale und operationale Struktur aus. Der Unterschied zwischen Identitätskonzept und dem Biographiekonzept lässt sich am deutlichsten in der „*Temporaldimension*“ [Hervorhebung v. Verf.] zeigen. Identität ist vom Begriff her zeitlos und ein Gleichungsbegriff, der Biographiebegriff dagegen eine lineare und zirkuläre Prozesskategorie in erzählten Lebensgeschichten.

Mit Bezug auf die Herkunft der Biographie aus der alltagssprachlichen Bewältigung gesellschaftlicher Entwicklung eignet sich Biographie in besonderer Weise als soziologisches Konzept und als empirische Unterstützung in den Wissenschaftskontexten Geschichte, Psychologie, Pädagogik und in Disziplinen des sozialen Bereiches. Biographie, als ein Text über ein Leben, als Selbst- und Fremdbeschreibung

von lebenszeitlichen Prozessen und lebenszeitlichen Erfahrungen erfüllt die Anforderungen der temporalen Flexibilisierung als auch die der Kontinuitätserwartungen. Fischer-Rosenthals These lautet, dass Individuen und Gesellschaft genau „*im Medium der Biographie*“ [Hervorhebung v. Verf.] zusammenhängen. Biographien sind Produkte und Mittel der Selbstbeschreibung der Moderne (vgl. Fischer-Rosenthal 1996, S. 149; 1999, S. 161).

Mit anderen Worten widerspiegeln sich in den Biographien die erzählte, die selbst präsentierte und die erlebte kulturelle Landschaft von hineingeborener (und adoptierter) Klasse, von Geschlecht, Sexualität, Ethnizität und Rasse als Zugehörigkeitsmerkmal oder Stigma der Fremdheit und Ziel der Diskreditierung sowie die Nationalität im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext; im temporal biographischen Verlauf; in der Interaktion und in den Beziehungen. Das Biographiekonzept ist insofern offener und impliziert gleichzeitig die Vielfalt der Identitätsthemen. Das ist für den empirischen Forscher durchaus „erleichternd“, die verwirrende Vielfalt der theoretischen Identitätsdefinitionen „abzulegen“ und in der Analyse wieder zu entdecken.

5.3 Zeitpunkt der Identitätsentwicklung

Nach Erikson (1997, S. 139ff.) verläuft die Entwicklung der Kindheit und die Identitätsbildung durch Krisen und Brüche. Durch gesellschaftliche Anerkennung, durch ein wachsendes soziales Selbstwertgefühl können die jeweils neuen Forderungen und Verpflichtungen kompensiert werden. Identitätsbildende Krisen entstehen nach Erikson auch durch Reifung der einzelnen Funktionen. Als Beispiel erläutert er die Lernphase des Spracherwerbs. Weiterhin identifiziert sich das Kind in den verschiedenen Entwicklungsstadien mit den Eltern und mit gewissen Teilaspekten der Menschen. „Jene endgültige Identität also, die am Ende der Adoleszenz entsteht, ist jener einzelnen Identifikationen mit den Beziehungspersonen der Vergangenheit durchaus übergeordnet; sie schließt alle wichtigen Identifikationen ein, aber verändert sie auch, um aus ihnen ein einzigartiges und einigermaßen zusammenhängendes Ganzes zu machen.“ (Erikson 1997, S. 139) Im vorgenannten Zusammenhang benennt Erikson, dass Identifikationen nur Mechanismen von begrenzter Brauchbarkeit sind und dass die Identitätsbildung beginnt, wenn die Brauchbarkeit der Identifikationen endet. Identitätsbildung „... entsteht dadurch, dass Kindheitsidentifikationen teils aufgegeben, teils einander angeglichen und in einer neuen Konfiguration absorbiert werden, was wiederum von dem Prozess abhängt, durch den die Gesellschaft (oft mittels Untergesellschaften) den jungen Menschen identifiziert, indem sie ihn als jemanden annimmt und anerkennt, der so werden musste, wie er ist.“ (Erikson 1997, S. 140)

In dem sozialpsychologischen Ansatz „Ich und Umwelt“ beschreibt Erikson (1997, S. 189f.), dass das Ich die verschiedenen Identifikationen der Kindheit akzentuierend vollzieht und spricht deshalb in diesem Zusammenhang von „Ich-Identität“. Der Mensch durchlebt nach Erikson in der Kindheit verschiedene Krisen. Ergebnis dieser Krisen sind „Selbst-Vorstellungen“. Der „Ich-Identität“ schreibt Erikson die Aufgabe zu, die Selbstvorstellungen zu prüfen, zu sortieren und zu integrieren. Somit bestehen ein enger Realitätsbezug und eine enge Realitätsberührung. Bezogen

auf die Entwicklung der Kindheit zur Pubertät erfüllt Identitätsbildung nach Erikson eine Synthesefunktion. Identitätsbildung „ist Teil des Ichs in dem Sinne, dass es eine synthetisierende Funktion des Ichs an einer seiner Grenzen darstellt, nämlich die tatsächliche soziale Struktur der Umwelt und das allgemeine Wirklichkeitsbild, wie es sich aus dem Kinde im Laufe der aufeinanderfolgenden Kindheitskrisen offenbart.“ (Erikson 1997, S. 191f.) Diesen Gedanken fortsetzend, übernimmt Identität nach Erikson die Funktion, das jugendliche Ich bei seiner Aufgabe unbedingt zu unterstützen, das nachpubertäre Es in Schranken zu halten und das neu aufgerufene Über-Ich und das überfordernde Ich-Ideal auszubalancieren. Erikson gebraucht den Identitätsbegriff (im Kontroversenstreit von Ich und Selbst) mit dem Verweis der „sozialen Funktion des Ichs“. Diese besteht darin, in der Adoleszenz das relative psychosoziale Gleichgewicht herzustellen, das für die Aufgaben des Erwachsenen-seins notwendig ist.

Erikson (1997) beschreibt den lebenslangen Prozess der psychosozialen Entwicklung in Form eines Lebenszyklus von acht aufeinanderfolgenden Stufen. Damit die nachfolgenden Stufen erfolgreich bewältigt werden können, muss auf der vorausgehenden Stufe der spezifische Entwicklungskonflikt ausreichend bewältigt worden sein. Für die fünfte Entwicklungsstufe des Jugendalters und der Adoleszenz besteht die Krise zwischen Identität und Identitätsverwirrung, zwischen Identität versus Rollendiffusion. Die unangemessene Lösung dieser Krise vollzieht sich in der Wahrnehmung des eigenen Selbst als Fragment (mit „schwarzen Flecken“) und mit unsicherem Selbstbewusstsein. Durch festes, stabiles Vertrauen in die eigene Person kann eine angemessene Lösung gefunden werden.

Baumann (1997, S. 479) eruiert mit Bezug auf Erikson, dass das Gefühl der Identität mit der Selbstwahrnehmung des Kindes als Individuum mit eigenen Gedanken, eigenen Gefühlen, eigenen Erinnerungen und dem Erleben der sich von anderen unterscheidenden Erscheinung beginnt. Über die Stationen der Identifikation mit beiden Elternteilen entwickelt sich zunächst eine gleichgeschlechtliche Identifizierung mit den Eltern und über die vielfältigen vergangenen Identifikationen ein einheitliches, integriertes Selbst-Bild. Vordergründig durch den Trieb Schub in der Pubertät erfährt die Identitätsbildung Krisen mit zeitweiliger Auflösung der Kohärenz des Selbstgefühls. Die Identifikation mit den Eltern wird nach Baumann in der Adoleszenz aufgelöst und das Identitätsgefühl erfährt eine relative Stabilisierung.

Auch Biermann (1992, S.37) orientiert darauf, dass Identität in einem bestimmten Abschnitt des Lebens nicht abgeschlossen, sondern im Kontext von Handlungsfähigkeit das Ergebnis von Sozialisationsvorgängen ist. Die Identität erfährt Identitätsbelastungen durch die Stufen des Lebenslaufes, durch biographische Brüche, lebensgeschichtliche Einschnitte, aber auch gesellschaftliche Krisen. Die Handlungskompetenz als auch die Identität müssen immer wieder neu erworben, gefestigt und in der praktischen Umsetzung bestätigt werden.

Erikson (1997, S. 140) charakterisiert die Adoleszenz als eine notwendige Krise, als eine normale Phase vermehrter Konflikte. Am Ende der Adoleszenz entsteht eine sichtbare Identitätskrise. Nach Erikson (1997) ist Adoleszenz nicht der Anfang oder das Ende des Prozesses der Identitätsbildung. Identitätsbildung ist vielmehr eine lebenslange Entwicklung, in dem es um eine positive Krisenbewältigung und um die Auseinandersetzung mit den nächsten Aufgaben geht. Diese Entwicklung verläuft für das Individuum und seine Gesellschaft weitgehend unbewusst. „Genetisch

betrachtet, zeigt sich der Prozess der Identitätsbildung als eine sich entfaltende Konfiguration, die im Verlauf der Kindheit durch sukzessive Ich-Synthesen und Umkristallisierungen allmählich aufgebaut wird; es ist eine Konfiguration, in die nacheinander die konstitutionellen Anlagen, die Eigentümlichkeiten libidinöser Bedürfnisse, bevorzugte Fähigkeiten, bedeutsame Identifikationen, wirkungsvolle Abwehrmechanismen, erfolgreiche Sublimierungen und sich verwirklichende Rollen integriert worden sind.“ (Erikson 1997, S. 144)

Bezug nehmend auf das Konzept der Entwicklungsaufgaben nach Havinghurst (1982) vollzieht sich Entwicklung als lebenslanger Prozess mit konkreten Entwicklungsaufgaben in einer bestimmten Lebensperiode. Dieser Ansatz von Havinghurst versteht Entwicklung als Sozialisation, als lebenslangen Prozess mit dem Ziel der Entstehung einer handlungsfähigen Persönlichkeit. Neben dem Erreichen der sozialen Handlungsfähigkeit, dem Akzeptieren der körperlichen Veränderung, dem Erlernen des Umgangs mit Sexualität, der Loslösung und Unabhängigkeit vom Elternhaus, der Vorbereitung auf Berufswahl, Heirat und Familienleben wird als zentrale Entwicklungsaufgabe für das Jugendalter (ab 11/12 Jahren) nach diesem Entwicklungsmodell der Aufbau der Identität postuliert (vgl. Grjasnow et al. 1997, S. 99ff., S. 114). Auch Baumann (1997), Zimbardo/Gerrig (1999, S. 494) und Hülshoff (2001, S. 226) folgen Erikson, der die Identitätsentwicklung in der Adoleszenz die wichtigste Entwicklungsaufgabe und das führende Charakteristikum der Adoleszenz zuweist. Diese wichtigste Entwicklungsaufgabe besteht darin, die wahre, eigene Identität zu entdecken und ein tragfähiges Selbstkonzept zu entwickeln.

Einigkeit besteht in der Adoptionsforschung darin, dass sich in der Pubertät bei Adoptierten das Interesse an der Herkunft verstärkt. Die Adoptierten sehen sich in diesem Entwicklungsalter auch bewusst als Glied einer biologischen Kette. Beim jungen Erwachsenen werden die Gefühle in Bezug auf die Adoption klarer und die Fragen nehmen zu, die sich auf die eigene Identität beziehen. Sowohl Soronsky et al. (1982) im Vergleich verschiedener empirische Ergebnisse als auch aktuell Latt-schar/Wiemann (2007) stellen fest, dass die jugendlichen Adoptierten sich mehr Informationen über die leiblichen Eltern und Antworten auf die Fragen nach dem Wie und dem Warum der Adoption wünschen (z. B. Wie war die Lebenssituation meiner leiblichen Eltern? Warum haben sie mich fortgegeben?). Einige Adoptierte haben Schwierigkeiten, ihre Identität zu finden. Adoption bedeutet auch einen Bruch mit der Kontinuität des Lebens. Deshalb zeigen einige Adoptierte in diesen Entwicklungsaltersstufen der Pubertät und Adoleszenz Unsicherheiten bezüglich der nächsten Entwicklungsaufgaben der Erwachsenenwelt, machen sich viele Gedanken über ihre Existenz und Sorgen über unbekanntes, vererbte Krankheiten.

5.4 Die Besonderheit der doppelten Identität von Adoptierten

Hoffmann-Riem (1989) bezeichnet das Familienleben mit dem adoptierten Kind als „doppelte Elternschaft“. Auf Grund der Tatsache, sowohl natürliche als auch soziale Eltern zu haben, ist die Fortsetzung dieses Gedankens zulässig, dass durch diese Adoptionsrealität für den Adoptierten gleichsam eine „doppelte Identität“ entsteht. „Verstehen wir mit Huth Identität als ‚erlebte Einheit der Person‘ (1980, S. 61), die aus der Erfahrungsvielfalt der individuellen Lebensgeschichte und gesellschaftlich

vermittelter Rollen integrativ erwächst, so ist an den Adoptierten die Aufforderung gerichtet, zwei Genealogien in seiner Identität zu vereinen, und zwar die soziale Verbundenheit mit den Adoptiveltern und die biologische mit den leiblichen Eltern (Mackie 1982).“ (Kühl 1990, S. 16) Dies vollzieht sich jedoch nicht als Selbstlauf. Dazu benötigt der Adoptierte vor allem seine Adoptiveltern. Zur zusätzlichen Aufgabe der sozialen Elternschaft (Adoption) gehören das Zulassen des genealogischen Ursprungs und die frühe, kindgemäße Kommunikation im lebenslangen Prozess Adoption. Mit der Integration der Vergangenheit in das Adoptivfamilienleben erschließt sich besser die Gegenwart und die Zukunft. Mit Bezug auf Erikson (1977) und Lifton (1981, 1982) benennt Hoffmann-Riem (1989, S. 262 ff.), dass es zur Identitätsfindung eines Menschen gehört, dass er sich über seine Genealogie und Geschichte bestimmen kann. Das Interesse des Adoptivkindes an die leiblichen Eltern ist als normale Klärung der eigenen Identität einzustufen und beeinflusst letztlich nicht die Bindung an die Adoptiveltern. Nach Bechinger/Gerber (1993, S. 6) bildet sich Identität in hohem Maße durch das Zusammenleben der Personen, mit denen ein Kind lebt, aufwächst und dabei deren Werte und Einstellungen übernimmt und überprüft. Zum Verständnis der eigenen Identität gehört aber auch das Wissen über die Geburt und die biologische Abstammung. Im Kontext der Bedeutsamkeit von Ursprung und Identität positioniert sich Swientek (1993, S. 13) dahingehend, dass Identität ohne Wurzeln ein verkümmertes Dasein ist, ähnlich wie eine Amputation. Dieses Gefühl kann bei den Adoptierten das Gefühl des Ausgesetztseins und der Verlorenheit hervorbringen.

„Adoption als negative Abweichung vom familialen Normalitätsmuster – und damit als Dissonanzerfahrung bei Adoptierten – wird mit anderen Worten erst sozial konstruiert [Hervorhebung v. Verf.], gedeutet, also über verbale und nonverbale Kommunikationen in einen weiteren, umfassenderen negativen Bezugsrahmen gestellt.“ (Ebertz 1987, S. 110) Adoptierte erfahren mit Bezug auf vorgenanntes Zitat in verschiedenen Lebensabschnitten bewusste und unbewusste diskriminierende und diskreditierende verbale und nonverbale Botschaften aus der sozialen Umwelt. Für Adoptierte ist es somit erlebte Realität, dass durch Unwissenheit, Bosheit, Vorurteile und Zuschreibungen ihre persönliche Identität abrupt oder gezielt angegriffen wird. Im Umkehrfall werden im Kontext mit den erlebten Bindungen zu den Adoptiveltern und einer positiven sozialen Konstruktion und Kommunikation der doppelten Elternschaft innerhalb des Familiensystems frühe, kindgemäße Identitätsfundamente gesetzt, die externe Diskreditierungen „aus-halten“. Durch Wissen und vor allem durch Nichtwissen können beim Adoptierten auch Gefühle entstehen, die ihn selbst irritieren oder als negative Gefühle sozial-emotional eingestuft werden. Mit Bezug auf Hülshoff (2001) geht es nicht nur um die Akzeptanz der gesamten Palette der Gefühle, sondern vor allen Dingen um die Integration der unterschiedlichen menschlichen Emotionen, die zur Bildung der eigenen Identität führen. So ist es nicht hilfreich, bestimmte Gefühle als „nicht erlaubt“ zu verbieten und sich vorzunehmen, „glücklich zu sein“ (Hülshoff 2001, S. 281). Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 127) verweisen z. B. darauf, dass die Wut und Enttäuschung über die leiblichen Eltern sich in der Phase der Identitätsbildung wieder beleben und sich in irrationaler Gewalttätigkeit und narzisstischer Wut äußern kann. Auch in diesem Zusammenhang ist die Kommunikations- und Schutzfunktion der Adoptivfamilie in den ver-

schiedenen Entwicklungsaltersstufen und insbesondere für die Pubertät und Adoleszenz zu sehen.

Die Adoptionsvermittlung hat im System der Akteure u. a. die Aufgabe, die notwendigen Informationen für das Kind und die Adoptiveltern zu sichern und die Transparenz der kindlichen Vorgeschichte herzustellen.

5.5 Die Bedeutung der Adoptivfamilie im Kontext mit der doppelten Identität

Mit Bezug auf die Autoren Goffmann (1980, S. 132) und Erikson (1973) und deren Orientierung auf die Tradition der Theorie des symbolischen Interaktionismus von G. H. Mead ergänzt durch den Ansatz der kognitiven Psychologie von Lüscher und Lehrspau (1985, S. 199ff.) benennt Ebertz (1987, S. 35f.) Identität als die „Totalität von Kognitionen“, die aus Wahrnehmungen, Kenntnissen, Meinungen, Vorstellungen, Überzeugungen, Erinnern und Denken einer Person von sich selbst bestehen. Durch diese Totalität von Kognitionen, die die Person selbst und andere verwenden, wird das Verhältnis zur sozialen Umwelt bestimmt, werden Handlungen und Gefühle auf sich selbst bezogen und die biographische Entwicklung erfasst und verarbeitet. Konkrete Interaktion in länger andauernden Beziehungen sind in diesem Prozess wechselseitig beeinflussende Komponenten. Daraus schlussfolgernd kommt der Adoptivfamilie für die Identitätsbildung des heranwachsenden Adoptivkindes eine grundlegende Bedeutung zu.

Familie ist die erste, über eine große Zeitspanne und verschiedene Entwicklungsstufen wirkende und beeinflussende soziale Gruppe. Familie wirkt kindzentriert. Durch Kommunikation und Interaktion sowie über Erlebensprozesse und Erfahrungen wird Familie zum Rahmen und gleichzeitig zum wichtigen Gestalter der Identitätsentwicklung des Adoptivkindes. In diesen familialen Prozessen des Austausches, der Bestätigung, der Reflexion und der Verfestigung vollziehen sich wechselseitige Identitätszuschreibungen. Adoptionen waren und sind im Verhältnis zu der tradierten Familie (Ehe) und neuen Familienmodellen (Lebensgemeinschaften) in einer verschwindend geringen Minderheit. Somit wird von der Gesellschaft verbreitet die Familie mit biologisch begründeter Elternschaft oder Anteilen wenigstens eines leiblichen Elternteils nach wie vor als „normale Form der Familie“ kategorisiert. Auf diesen vorgenannten Ausgangspunkt der Adoption verweist u. a. Ebertz (1987). Hoffmann-Riem (1989, S. 214ff.) spricht von einer künstlichen Statuspassage Adoptivfamilie. Das Leben mit diesem künstlichen Konstrukt Familie bedeutet u. a., sich mit den bedrohlichen Anteilen des Abweichens von der Normalitätsform natürlich begründete Familie auseinander zu setzen. Die Steuerung der Wissensvermittlung einer potentiell bedrohlichen Nachricht bezeichnet Hoffmann-Riem mit Bezug auf Glaser und Strauss (1965, 1974) als die „Strukturierung des Bewusstseinskontextes“ und unterscheidet und analysiert empirisch die Bewusstseinskontexte der Adoptiveltern gegenüber den Interaktionspartnern außerhalb der Kernfamilie, gegenüber dem Kind und gegenüber sich selbst. Adoptivfamilien sind also mit einer zusätzlichen Problematik und Leistung gefordert, sich mit diesen Themen als Personen Adoptiveltern, in der Kommunikation mit dem Kind und der Gesell-

schaft und erneut mit den Reaktionen der Gesellschaft auf die Familie und die Einzelpersonen auseinanderzusetzen.

Nienstedt/Westermann (2007, S. 81f.) verweisen einerseits auf den üblichen Ansatz in der Sozialisationsforschung, dass Erziehung und Sozialisation eines Kindes in einer Ersatzfamilie so etwas wie ein Eingewöhnungsprozess ist. Dabei betrachtet man die kindliche Entwicklung als eine variable Konstante und Familie als eine vorgegebene natürliche oder gesellschaftliche Organisationsform des menschlichen Zusammenlebens. Das Kind passt sich im Verlauf seiner Entwicklung an dieser Organisationsform an. Auch mit Bezug auf die Säuglingsadoption aber vor allem mit Fokus auf die Adoption älterer Kinder muss dieser Ansatz im Bewusstsein der Adoptiveltern ergänzt werden. Für die Entwicklung des Kindes ändern sich einerseits die maßgeblichen Bedingungen und durch Anpassung und Bindungsaufbau wird das Kind schließlich ein Kind dieser Familie. Andererseits ist der Mensch ein geschichtliches Wesen und bei der Integration eines älteren Kindes in eine Adoptivfamilie zeigt sich, dass die Integration nicht als ein vereinfachter Eingewöhnungsprozess sondern auch als Bruch der bisherigen Familiengeschichte verstanden werden muss. Wenn Integration gelingt, erfährt auch die bisherige Lebensgeschichte und Identität somit einen Bruch. Gleichzeitig entsteht ein neuer Beginn des Familienlebens mit neuen, individuellen Eltern-Kind-Beziehungen und familialer Liebe. Voraussetzung für ein Gelingen ist auch, dass die Adoptiveltern das Alter des Kindes und seine Vorerfahrungen zum Zeitpunkt der Aufnahme bewusst mit annehmen können und diese Realität grundsätzlich akzeptieren.

Die soziale Elternschaft impliziert als strukturierende Elemente der Adoptivfamilie auch die Auseinandersetzung mit der abweichenden Form von der „normal-natürlichen Elternschaft“ und mit ihrer Identität als „Nur-Adoptiv-Eltern“. Das Adoptivkind hat einen anderen genealogischen Ursprung und eine Vorgeschichte. Für viele Adoptiveltern entwickelt sich aus dem Kontext von Kinderlosigkeit, verinnerlichter und aktuell graduerter Normalitätsform Familie die Frage, ob sie sich ihrem Bedürfnis und der Vorgabe des Normalitätsbildes Familie anpassen oder offen mit dem Konstrukt soziale Adoptivfamilie umgehen. Die Offenbarung des Adoptivstatus gegenüber dem Kind und gegenüber der familialen und sozialen Umwelt stellt für Adoptiveltern ein zentrales Problem dar. Wie die Adoptiveltern damit umgehen, das wirkt auch beeinflussend auf die Identitätsentwicklung des Adoptierten.

Das dominante, gesellschaftliche Normalitätsmuster Familie wird bestimmt durch die Vorgabe, dass ein Kind nur eine Frau als Mutter und nur einen Mann als Vater haben kann. Die Realität und das Wissen der Adoptiveltern und der Adoptivkinder steht im Widerspruch zu diesem Normalitätsmuster Familie. Häufig wird dieses vorgegebene Normalitätsmuster auch von Adoptiveltern und Adoptivkindern gleichsam internalisiert. Diese Widersprüche der Realität werden als Dissonanz Erfahrung (Ebertz 1987, S. 39) erlebt. So können die Adoptiveltern die Abweichung der Elternschaft durch Adoption von dem gesellschaftlich dominanten Norm- und Normalitätszustand natürliche Elternschaft durch Geburt als Last und Belastung erleben. Auch Adoptiveltern erfahren Vorurteile, Bezüge auf Mythen, Neugier, Unwissenheit, Befürchtungen und Stigmatisierungen als Reaktionen der sozialen Umwelt bei der Offenbarung der Adoptionstatsache und des Status ihres Kindes. Weiterhin werden Adoptiveltern in der Pubertät mit der sexuellen Entwicklung ihrer

Kinder erneut an die eigene Unfruchtbarkeit erinnert (Soronsky et al. 1982, Oelsner/Lehmkuhl 2005) und können entweder neidisch werden oder diese als Bedrohung erleben. Auch das erschwert die innerfamiliäre Kommunikation in der Pubertät und Adoleszenz.

Für den Adoptierten heißt die Entwicklungsaufgabe, die beiden Teile (natürliche und soziale Eltern) in einem Gefühl für das eigene Selbst zu integrieren. Der Umgang mit der Tatsache Adoption und auch die Identitätsbildung hängt somit auch von den gesellschaftlichen und sozialen Werten, Wertungen, Reaktionen und Vorurteilen und von der Bewältigung und Integration der damit verbundenen Emotionen ab. Für die Mitglieder der Adoptivfamilie steht nach Ebertz (1987) das internalisierte Wissen des gesellschaftlich dominanten familialen Normalitätsmusters in Dissonanz mit ihren Kognitionen über ihren Status. Eine Dissonanzlösung kann gelingen, wenn die Adoptivfamilie einerseits diese Adoptions-Realitäten akzeptiert und gleichzeitig sich selbst als gleichwertige und selbstverständliche Familienform sieht und nach innen und außen artikuliert. Darüber hinaus muss der Adoptierte seinen genealogischen Ursprung und die biographischen Bausteine in seine Identität integrieren können. Dazu benötigt er Informationen. Der Zeitpunkt, die Form und der Inhalt der Informationen kann die gesamte emotionale Palette der menschlichen Gefühle beim Adoptierten auslösen.

In Anlehnung an Hülshoff (2001) haben alle menschenmöglichen Emotionen in der Regel einen Sinn und es gibt keine „verbotenen Emotionen“. Wenn die Gefühle im Kontext zur Lebenssituation und zur Biographie gesetzt werden, ist der Sinn erkennbar (vgl. Hülshoff 2001, S. 282). Mit anderen Worten: Adoptierte dürfen auch traurig und wütend sein. Nienstedt/Westermann (2007) verweisen darauf, dass es für die meisten Menschen, die in einer Familie aufgewachsen sind, es eine absurde und abenteuerliche Vorstellung ist, diesen natürlichsten Lebensraum und diese frühesten Vorstellungen von uns selbst und unserer eigenen Identität durch eine andere Familie zu ersetzen. Wie auch immer die Beziehungen waren, erscheint der Verlust „wie ein namenloses Unglück, das weder durch Beruhigung noch durch Trost zu mildern ist, sondern nur Trauerarbeit verlangt.“ (Nienstedt/Westermann 2007, S. 30) Weiterhin entwickeln Adoptierte nach Soronsky et al. (1982, S. 96) und Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 127) im Bewusstsein der Trennung von den leiblichen Eltern Identitätsstörungen und Identitätskrisen mit Gefühlen von Schande, Beschämung, niedrigem Selbstwert, Wut und Enttäuschung auf die leiblichen Eltern.

Adoptiveltern werden in bestimmten Phasen schmerzhaft an die ausgebliebene natürliche Elternrolle erinnert. Auch im erfüllten „Adoptionsglück“ können Adoptiveltern in bestimmten Situationen Angst verspüren. Solche Ängste sind z. B. die Angst in der 8-Wochen-Frist des § 1747 Abs. 2 BGB⁶⁴, auch Begegnungsangst bei den Treffen der offenen Form der Adoption sowie die Offenbarungsangst mit der Befürchtung des Verlustes der Liebe des Kindes und der Konkurrenz natürliche Eltern. Die Akteure Adoptiveltern und Adoptivkind dürfen in diesen Emotionen nicht erstarren, sollten diese Gefühlspalette akzeptieren und offen kommunizieren. So

64 „Die Einwilligung kann erst dann erteilt werden, wenn das Kind acht Wochen alt ist. ...“ (§ 1747 Abs. 2 BGB) In der Adoptionspraxis heißt das, dass gesunde (Adoptiv-) Säuglinge aus Kostengründen nicht länger als vier Tage in der Klinik verweilen können und nach wiederholter Entscheidungsorientierung der leiblichen Eltern und Leistungserklärung der Adoptiveltern bereits von diesen in dieser 8-Wochen-Frist aufgenommen werden. Die Entscheidung der leiblichen Eltern ist noch nicht notariell beurkundet (§§ 1747 Abs 1, 1750 Abs. 1 BGB). Der Status der „Unwiderruflichkeit“ ist noch nicht in Kraft getreten.

können die den Emotionen innewohnenden Kräfte sinnvoll umgelenkt werden, um die Situation oder Entwicklungsaufgabe adäquat zu meistern. Adoptiveltern sollten als „Eltern“ ihre Gefühle artikulieren. Gleichzeitig sind sie die emotional bedeutsamen Personen für die Trauerarbeit und Krisenbewältigung des Adoptivkindes.

Ebertz (1987, S. 38) verknüpft das Identitätskonzept im Sinne des Symbolischen Interaktionismus mit der Theorie der kognitiven Dissonanz und stellt die These auf, dass Identitätsprobleme sich in diesem Sinne als kognitive Dissonanzerfahrungen von sich selbst beim Adoptierten widerspiegeln. Sie stellt bei der Analyse ihres Datenmaterials fest, dass die Adoptierten das Offenbarungswissen der biologischen und sozialen Elternschaft gleichzeitig mit der Erfahrung der Trennung verbinden. „Den Kognitionen über ‘Geburt’ und ‘Adoption’ wird aller Voraussicht nach eine hohe Wichtigkeit beigemessen. So ist anzunehmen, dass dieses lebensgeschichtliche Datum in besonderer Weise ins Bewusstsein der Adoptierten (und ihrer Mitwelt) tritt und von ihnen als dissonant zum internalisierten familialen Normalitätsmuster, jedenfalls zu zentralen Teilaspekten davon empfunden wird.“ (Ebertz 1987, S. 40). Auch in den empirischen Untersuchungen von Soronsky et al. (1982, S. 104) und die Fallbeispiele aus der therapeutischen Praxis von Oelsner/Lehmkuhl (2005) spiegeln die jugendlichen Adoptierten u. a. die Verletzung bezüglich des Gefühls, von den leiblichen Eltern nicht gewollt zu sein. Demgegenüber stehen aber die bedeutsamen Erlebnisse und Gefühle, von Eltern adoptiert worden zu sein, die sie wirklich wollten. Dieses Erleben wird genährt und versorgt durch entsprechende Interaktionen, Symbolisierungen und „wieder-her-holende“ Kommunikation der Willkommens- und Emotionsbotschaften.

Alle Adoptivkinder erfahren irgendwann den Schmerz des Weggeben-Seins (Zehkorn 1993, Oelsner/Lehmkuhl 2005). Die Beziehungswelt des Adoptierten kann dadurch beschädigt werden. Wird die Vorgeschichte des Kindes durch die Adoptiveltern gemieden und gefürchtet, so erfährt das Adoptivkind neben der Ablehnung weggegebenes Kind eine erneute Ablehnung durch die Adoptiveltern. Diese Ablehnung heißt Nichtzulassen der biologischen Wurzeln, also eine Nichtanerkennung der Realität. Aus dem Erleben des Adoptivkindes heraus bedeutet dies eine weitere Verletzung des Selbstwertes. Adoptiveltern kommt somit die Aufgabe zu, das nichtgewollte Kind mit seinem Verlustschmerz aufzufangen. Das Leugnen der Herkunft durch die Adoptiveltern bedeutet im Umkehrfall für die Adoptivkinder „... die Versagung des Zugehörigkeitsgefühls zum Mensch-Sein im Sinne einer Kontinuität der Geschlechter.“ (Zehkorn 1993, S. 10) Hoffmann-Riem (1989, S. 243) analysiert in ihren Interviews in diesem Zusammenhang, dass es für die Identitätsentwicklung der Adoptierten bedeutsam ist, dass diese sich selbst auch als Kind der leiblichen Eltern sehen und annehmen dürfen. Dabei ist nach Lattschar/Wiemann (2007, S. 64) von entscheidender Bedeutung, wie die sozialen Adoptiveltern die Herkunftseltern bewerten und ob sie auch gute Seiten sehen und dem Kind vermitteln können. Kinder und Jugendliche brauchen für die Notlagen der leiblichen Eltern Erklärungen. Weiterhin sollte bereits mit dem Kind erarbeitet werden, dass kein Mensch mit seinen Eltern deckungsgleich und eine Mischung aus seinen Eltern und deren Vorfahren ist. Der Adoptierte ist somit auch ein Mensch mit eigenen Fähigkeiten und Interessen.

Adoptivkinder haben ein unbestrittenes Recht auf Wissen und Aufklärung über ihren Ursprung⁶⁵. Wissen über den Ursprung ist somit ein wesentlicher Bestandteil der doppelten Identität der Adoptierten. In diesem Recht sind die Adoptierten jedoch auf die Adoptiveltern und diese auf die Adoptionsvermittlungsstellen angewiesen. Das nachfolgende Zitat unterstreicht nach meiner Auffassung die hohe Verantwortung der am Adoptionsprozess Beteiligten: „Wenn man nicht über die Herkunft informiert werden kann, dann wird immer eine Lücke im Identitätsbewusstsein bleiben. Ich glaube, dass das Recht zu wissen, im eigentlichen Interesse des Adoptierten ist. Eine Lücke im Identitätsbewusstsein führt dazu, dass man sich distanziert und unwirklich vorkommt, was bei adoptierten Menschen meistens der Fall ist.“ (Soronsky et al. 1982, S. 120). Scholz (Adoptierte, Begründerin der ersten Selbsthilfegruppe Adoptierter in Deutschland) äußert sich aus ihren persönlichen und beruflichen Erfahrungen als Suchende, Psychologin, Psychotherapeutin und aus dem Erleben in den Betroffenengruppen bezüglich des notwendigen Wissens von Adoptierten über Adoption und Ursprung zusammenfassend dahingehend: „Aber auf jeden Fall kann ich sagen, dass jegliches Wissen, auch wenn es ganz schrecklich ist, besser ist, als Nichtwissen. ... Vieles in der eigenen Geschichte oder in der Persönlichkeit erklärt sich dann. Schon durch die Information tritt eine Entspannung ein.“ (Ausführungen Frau Scholz zum Adoptivelterntreffen am 25.9.1999 in Weimar, schriftlicher Vortrag S. 7) „Für Menschen ist die Selbstbestätigung so wichtig, dass sie dadurch zufrieden werden, auch wenn sie ihnen Unbehagen bereiten müsste.“ (Zimbardo/Gerrig 1999, S. 547). Verbinde ich meine Erfahrungen als Adoptionsvermittler mit „suchenden Adoptierten“ mit den Zitaten von Soronsky und Scholz und setze das in Verbindung mit der Erklärung von Zimbardo/Gerrig, so wird deutlich, dass „den suchenden Adoptierten“ das Wissen über den genealogischen Ursprung als Bestandteil seiner Identität fehlt, sie Antworten suchen und Adoptierte in fachlicher Begleitung und Reflexion mit schwierigen und negativen Informationen zum leiblichen Ursprung umgehen können. Ebertz (1987, S. 91, 114ff.) findet in ihren qualitativen Interviews bestätigt, dass manche Adoptiveltern die Thematisierung Adoption mit dem Adoptivkind als schmerzhaft und unangenehm empfinden. Im Gegensatz dazu sehnen sich Adoptierte bzw. wünschen sich die Kommunikation über den Adoptivstatus mit den Adoptiveltern (besonders bei erfahrenen Diskreditierungen). Durch das Ausweichen, Ausklammern oder durch die Tabuisierung kommt es zu keiner Wechselseitigkeit der Beziehung und zu Beziehungsstörungen, Krisen und Abbrüchen. Vor außerfamilialen Kommunikationspartnern dominieren bei allen von Ebertz befragten Adoptierten die Adoptiveltern als bedeutungsvollste Gesprächspartner. Ebertz analysiert, dass bei allen Befragten adoptionsrelevante Kommunikationen innerhalb der Kernfamilie bzw. mit den Adoptiveltern stattfinden. „Es ist anzunehmen, dass mit den Adoptiveltern nicht nur am häufigsten, sondern auch am zeitintensivsten zum The-

65 „Verständnis und Entfaltung der Individualität sind mit der Kenntnis der für sie konstitutiven Faktoren eng verbunden. Zu diesen zählt neben anderen die Abstammung. Sie legt nicht nur die genetische Ausstattung des Einzelnen fest und prägt so seine Persönlichkeit mit. Unabhängig davon nimmt sie auch im Bewusstsein des Einzelnen eine Schlüsselstellung für Identitätsfindung und Selbstverständnis ein (...). Als Individualisierungsmerkmal gehört die Abstammung zur Persönlichkeit, und die Kenntnis der Herkunft bietet dem Einzelnen unabhängig vom Ausmaß wissenschaftlicher Ergebnisse wichtige Anknüpfungspunkte für das Verständnis und die Entfaltung der eigenen Individualität. Daher umfasst das Persönlichkeitsrecht auch die Kenntnis der eigenen Abstammung.“ (BVerfG NJW 189, 891 vom 31.01.1989)

ma Adoption kommuniziert wird, was beides für ihre hohe Relevanz für die Befragten spricht.“ (Ebertz 1987, S. 92) Ob und mit welcher Wirkung das Wissen des Adoptivstatus auf die Identitätsbildung als problematisch, dissonant oder integrativ verarbeitet wird, hängt vom Lebensalter des Adoptierten zum Zeitpunkt der Adoption, von den Vorerfahrungen des Kindes im bisherigen biographischen Verlauf, vom Zeitpunkt und Form der Adoptionsoffenbarung, von der Leistung der Adoptiveltern bezüglich der Identitätssicherung und Kommunikation über den natürlichen Ursprung sowie von der Positionierung und Rolleneinnahme der Adoptiveltern ab (vgl. Ebertz 1987, S. 103 ff., 115; Hoffmann-Riem 1989, S. 214ff.).

In den Untersuchungsergebnissen von Ebertz (1987), Hoffmann-Riem (1989) und Soronsky et al (1982) kommt deutlich zum Ausdruck, dass die Adoptivfamilie eine Schutzfunktion für Adoptierte übernimmt. Durch den Aufbau reziproker Kommunikationsstrukturen und gegebenenfalls durch die Übernahme einer zentralen Schutz- und Korrekturfunktion gegenüber Identitätsbeschädigungen von außen tragen Adoptiveltern ganz entscheidend zur Identitätssicherung und Identitätsbehauptung der Adoptierten bei. Wenn über alles, was mit Adoption im Zusammenhang steht, in der Adoptivfamilie offen kommuniziert wird, dann reduzieren sich die Phantasien des jugendlichen Adoptierten. Durch offene Kommunikation kann auch dem möglichen auffälligen Verhalten entgegengewirkt werden, mit dem jugendliche Adoptierte Identitätslücken kompensieren. Der „Schutz der Adoptiveltern“ funktioniert bereits zum Zeitpunkt der Offenbarung. Durch die selbstvorgenommene Enthüllung des Status Adoptivkind können beim Kind zwar Störungen des Selbstbildes erzeugt werden. Durch die eigene Aktivität bestimmen die Adoptiveltern den entwicklungsbedingt geeigneten Zeitpunkt und somit die Dissonanzstärke und wirken gleichzeitig den Diskreditierungen der Fremdoffenbarung entgegen. Adoptiveltern können die Information der Statusoffenbarung gestalten und kontrollieren, in dem sie in der Elternrolle („Monopolisierung des Elternrechts“, Hoffmann-Riem 1989, S. 223) die Botschaft entsprechend des kognitiven und emotionalen Entwicklungsstandes des Kindes einstufen und übermitteln. Somit schaffen sie die Voraussetzung, dass der inhaltliche Aspekt der Botschaft in einer angemessenen Beziehungsstruktur einfließt. Weiterhin können Adoptiveltern die Entstehung von Dissonanzen und Identitätsstörungen der doppelten Identität verhindern, indem sie durch ihre Reaktionen und Zuwendungen dazu beitragen, die von anderen Personen ausgehenden (und generell nicht zu vermeidenden) Diskreditierungen der Adoptierten abzumildern. Die Offenbarung des Adoptivstatus durch Dritte (Nachbarn, Verwandte, Kinder aus Nachbarschaft und im Kindergarten u. a.) wirkt bei unaufgeklärten Adoptivkindern als Diskreditierung, als überraschende und unerwartete Dissonanz Erfahrung psychisch stark. Die Adoptivfamilie muss in solchen Fällen die Dissonanz reduzieren, darf nicht durch Ausweichen die Diskreditierung potenzieren. Das System Familie, insbesondere die Adoptiveltern müssen das Kind in seiner Identitätsverletzung schützen und als „gleichsam reparierendes System“ (Ebertz 1987, S. 104) agieren. Rayn und Walker (1997, S. 46) benennen, dass fehlende Informationen und Wissen über die Ereignisse im Leben der Familie zu Konfusion, Unglücklichsein und Elend führen kann. Das ungehinderte Fragen über die Vergangenheit beseitigt die Quelle potentieller Schwierigkeiten. Die Vergangenheit (bei Adoptierten der Ursprung und Werdegang) verliert an „Mysterium“, über das nicht geredet wird und erfährt somit Normalität, Alltäglichkeit und Selbstverständlichkeit. Nach Rayn und Walker ist bei

den Betroffenen oft ein sehr reales Gefühl der Leere vorhanden und manche Kinder bezeichnen dies als eine „physische Leere“ oder einen „inneren Knoten“. „Wissen kann eine Leere füllen; Verstehen kann eine meist irrationale Angst zerstreuen und den Knoten lösen. Wir wissen von Erwachsenen, die als Babys adoptiert wurden, dass das zufällige Stolpern über die Tatsache, adoptiert zu sein, im späteren Leben eine verheerende Wirkung haben kann. Das feste Fundament, auf das ihr Leben gebaut war, verwandelte sich plötzlich in Sand. Besser ist es, als Kind allmählich mit der Realität konfrontiert zu werden und diese zu bewältigen.“ (Rayn/Walker 1997, S.45) Frühe Kommunikation und kontinuierliche Biographiearbeit sind wertvolle Beiträge zur Identitätsbildung und Identitätsfindung der Adoptierten.

Fast alle Kinder in Pflege- und Adoptivfamilien definieren sich auch bei sicherer Bindung als Teil ihrer Herkunftsfamilie (Lattschar/Wiemann 2007, S. 63). Sie interessieren sich dafür, ob sie den leiblichen Eltern oder Geschwistern ähnlich sind und welche Eigenschaften sie vom genealogischen Ursprung haben. Adoptiveltern sollten das Interesse des Adoptierten an der Klärung seiner Herkunft aktiv, aber unaufdringlich unterstützen. Die Adoptiveltern benötigen für diesen „Kommunikationsprozess Adoption“ Wissen über die Zusammenhänge und die entscheidenden Daten der Adoptionsfreigabe. Bei sich selbst sollten die Adoptiveltern die bereits benannte Bereitschaft zur offenen Kommunikation und die Fähigkeit und Sensibilität zur Wahrnehmung des Identitätsinteresses ihres Kindes entwickeln.

Mit Bezug auf die bedeutsame Leistung der Familie für die Identitätsbildung, für die Identitätsbehauptung und für die Lösung von Identitätsproblemen des Kindes kommt der Adoptivfamilie die Aufgabe zu, dem Kind das Wissen der biologischen Abstammung zu vermitteln. Als zusätzliche Aufgabe müssen sich Adoptiveltern mit ihrem Kind über das von der Gesellschaft geprägte Normalitätsmuster „richtige Eltern sind leibliche Eltern“ und „ein richtiges, normales Kind“ ist das „leibliche Kind“ auseinandersetzen. Mit Bezug auf meine Erfahrungen als Adoptionsvermittler scheint Offenheit und gelebte Normalität hilfreich zu sein. Verschweigen, Entfliehen, Tabuisieren oder angstüberfrachteter Offenbarungsnotstand verstärkt die Dissonanz der Adoptionsrealität. Die bewusste Entscheidung der Adoptivbewerberpaare für die soziale Elternschaft muss nach meiner Auffassung gleichzeitig die (erarbeitete) Einstellung und die hohe Verantwortung der Adoptiveltern für die Offenbarung der doppelten Elternschaft und für die Hilfe bei der Integration der doppelten Identität beinhalten. Das Zulassen der Anteile der biologischen Eltern, die Akzeptanz einer daraus resultierenden doppelten Identität hat dann für den Adoptierten identitätsbildende und bewältigende Aspekte. Ein Nichtzulassen kann störende Wirkung auf den eigentlichen Verlauf der Identitätsbildung haben.

5.6 Zusammenfassung

Identität vollzieht sich als lebenslanger Prozess der menschlichen Entwicklung mit ineinanderfließenden, sich beeinflussenden und kohärenten psychischen und soziologischen Bedingtheiten. Identität ist die Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit der Person durch sich selbst und durch seine soziale Umgebung.

Die Pubertät und Adoleszenz sind ein bedeutsamer Zeitabschnitt der Identitätsentwicklung. Auf Grund der Bewusstseinsentwicklung, der erreichten kognitiven Ent-

wicklung, der Reflexionsfähigkeit und Reflexionsbedürftigkeit kollidieren die sich verändernden Anforderungen der sozialen Umwelt und Bezugspersonen intensiv mit dem einerseits Gleichsein- und mit dem diametral entgegenstehenden Anderssein-Bedürfnis der Jugendlichen im Kontext mit den schubartigen körperlichen Veränderungen und den Entwicklungsaufgaben. Dieser Prozess ist gekennzeichnet durch desorientierende, destabilisierende und stabilisierende Phasen mit Bezug auf die neuen Anforderungen auf die jugendliche Persönlichkeit.

Adoptierte haben zwei Elternpaare. Durch die biologische Realität der Zeugung, Schwangerschaft und Geburt, durch den Prozess der Entscheidungsfindung und den Akt der notariellen Adoptionsfreigabe gibt es auf der einen Seite des Adoptionsdreiecks eine leibliche Mutter und einen leiblichen Vater. Durch die Realität der Kinderlosigkeit, durch den vielschichtigen Prozess der Vorbereitung und Auseinandersetzung mit der Entscheidung Adoption, durch die Aufnahme des fremden Kindes sowie durch den gerichtlichen Akt des Adoptionsbeschlusses werden die Adoptiveltern zu den neuen, juristischen und durch die Entstehung neuer Beziehungen und Bindungen zu den sozialen und emotionalen Eltern. Aus diesen beiden Realitäten der biologischen und sozialen Eltern („doppelte Elternschaft“, Hoffmann-Riem 1989) ergibt sich die doppelte Identität des Adoptierten mit diesen beiden Bestandteilen. Eine gelingende Identität des Adoptierten beginnt mit der möglichst kindgemäß frühen Statusoffenbarung Adoption durch die Adoptiveltern und deren Akzeptanz und Kommunikationsbereitschaft zu den natürlichen Eltern in den folgenden Entwicklungsaltersstufen. Die Fragen des Adoptierten zu der biographischen Vorgeschichte und zu den leiblichen Eltern steigern sich explizit in der Pubertät und Adoleszenz zu der Auseinandersetzung mit der Identitätsfrage „Wer bin ich?“. Die Entwicklungsaufgabe des Adoptierten besteht darin, beide Bestandteile seiner doppelten Identität zu akzeptieren und zu integrieren. Auch dazu bedarf der Adoptierte gerade die Kommunikation mit den Adoptiveltern und die in der Gleichaltrigen-

gruppe. Für die gesunde Entwicklung der Psyche, des positiven Selbstwertes und der Identität des Adoptierten ist es bedeutsam, dass das Adoptivkind von den Adoptiveltern als ganzes, also als ein Kind mit einer bestimmten biologischen Abstammung angenommen und diese dem Kind auch vermittelt wird. Der Adoptierte hat ein Recht auf seine biologischen Wurzeln. Die Adoptiveltern haben die zusätzliche Aufgabe, mit ihrem Kind die Ursprungsfragen und Identitätsbedarfe zu kommunizieren, damit der Adoptierte eine Akzeptanz und Identifikation mit dem natürlichen Ursprung herstellen kann. Das Selbstwertgefühl und die damit verbundenen Kognitionen und Emotionen des Adoptivkindes sowie dessen Identitätsentwicklung steht somit in direkter Verbindung mit dem Wissen der Adoptivfamilie über die Herkunftsfamilie und mit der Vermittlung oder Ausblendung dieser Ursprungsthemen. Die Adoptiveltern benötigen für diese Bewältigung der zusätzlichen Aufgaben der sozialen Elternschaft das Wissen, die Daten und die Unterstützung durch die Adoptionsvermittlungsstellen.

In den Sozialwissenschaften wird der Begriff Identität uneinheitlich, jedoch mit vergleichbaren Begriffen und Aspekten verwendet. Die sozialwissenschaftliche Forschung betrachtet und definiert Identität aus soziologischem, sozialpsychologischem, entwicklungspsychologischem und psychoanalytischem Blickwinkel heraus. Neben der Unterschiedlichkeit und Uneinheitlichkeit im Begriffsgebrauch von Iden-

tität ist eine Wiederkehr von Teilbegriffen, eine Übereinstimmung und Vergleichbarkeit von Aspekten, ein historischer Theorienaufbau und Theorienbezug, eine Begriffsähnlichkeit und teilweise eine Begriffsübereinstimmung erkennbar. Die Soziologie beschäftigt sich bei dem Thema Identität u. a. mit dem Verhältnis von Subjekt und Gesellschaft, mit der Interaktion zwischen beiden, der Entfaltung und dem Entwurf von Gesellschaften und mit dem Dialog zwischen den kulturellen Werten und den anderen Identitäten. Die einheitlichen, vorhersagbaren Identitäten der vergangenen Gesellschaft werden in der Spät- und Postmoderne durch den strukturellen und institutionellen Wandel fragmentiert. Das hat wiederum Einfluss auf das Subjekt, auf die Familienplanung und das Leben als Familie.

Die Menschen leben in der Gesellschaft. Mit der Methode der biographischen Fallrekonstruktion können sowohl gesellschaftliche Beschreibungen im Ablauf des Lebensalters und der Lebensphasen, familiale und generative Zyklen, deren Unterbrechungen oder Aufträge, die Selbstdarstellung und das Verhalten des Biographen als auch die verschiedenen Erlebismomente in den Lebensphasen analysiert werden. Somit kann mit dem Biographiekonzept nach Fischer-Rosenthal (1999) Lebensverläufe im jeweiligen gesellschaftlichen und temporalen Kontext qualitativ erforscht und der Frage nach dem „Wie wird die Wirklichkeit sozial konstruiert“ nachgegangen werden.

Für das Bewusstsein des Menschen gilt, dass er eine Identität hat, die sich im Verlaufe der Sozialisation entwickelt, auch verändert oder kontinuierlich bestehen bleibt und durch die Biographie des Einzelnen geprägt wird. Der Mensch hat auch ein Bedürfnis nach Identität, erlebt bewusst die Bestandteile seiner Identität, kann diese reflektieren, erfährt Rollenerwartungen und eine Spiegelung der sozialen Umwelt. Umgangssprachlich kann fast jeder Mensch erläutern, was „seine Identität“ ausmacht. In Anlehnung an Descartes philosophischen Prinzips des „Cogito ergo sum“ (Ich denke, also bin ich) ist dies die „Konzeption des rationalen, reflektierenden und bewussten Subjekts“ (Hall 1994, S. 189) und Hülshoff (2001, S. 277) versteht alltagssprachlich Selbst-Bewusstsein (Self-consciousness) als den kognitiven Prozess, der im Sinne von „Ich war, ich bin, ich werde sein“ zu unserer Identität führt. Und diese kognitiven Prozesse werden durch die Gesamtheit der menschlichen Emotionen gerahmt und erlebt.

6. Die Forschungsmethode der strukturalen biographischen Fallrekonstruktion

In erzählten Lebensgeschichten können alltagsweltliche Konstrukte im Sinne einer Phänomenologie der Alltagswelt oder bestimmter Leistungen bei der Konstitution von Gesellschaft analysiert werden. Weiterhin dienen erzählte Lebensgeschichten als empirisches Material im Kontext mit dem Forschungsinstrument als Möglichkeit, soziologische und andere sozialwissenschaftliche Fragestellungen zu bearbeiten. Die soziologisch qualitative Sozialforschung entwickelten seit Mitte der 1970er und der 1980er Jahre verschiedene Wissenschaftler. Als methodologische Vorbemerkung geht Fischer (1978, S. 311f.) davon aus, dass soziale Wirklichkeit in Prozessen sinnhaften Handelns konstituiert wird. Entscheidend ist hierbei die Annahme, dass soziale Wirklichkeit in fortlaufenden Interpretationsvorgängen von Handlungen und Ereignissen entsteht. Soziologische Forschung muss nach Fischer (1978) und mit Bezug auf Schütze (1973) die Aufgabe des methodisch kontrollierten Fremdverstehens lösen. Soziologisches Wissen ist somit abhängig vom Verstehen bereits ausgebildeter und sozial funktionierender Deutungssysteme. Erweiternd dazu vollzieht sich die Konstruktion soziologischen Wissens nach den gleichen kommunikativen Regeln der Ausbildung alltagsweltlichen Wissens. Daraus schlussfolgert Fischer einen Vorrang von Forschungsmethoden kommunikativer Art. Gegen das Vorurteil der Verdopplung des alltagsweltlichen Wissens durch soziologisches Wissen argumentiert Fischer, dass der Sozialforscher in der beobachtenden Haltung eine Sonderstellung im zu untersuchenden Interaktionsgefüge einnimmt. Die genuinen Wirklichkeitskonstruktionen sind zwar Ausgangspunkt aber nicht Endpunkt der Forschung. Das Datenmaterial aus der Alltagswelt wird in den sozialen Kontext der Wissenschaft gestellt und in diesem Bezugsrahmen rekonstruiert. Dadurch können neue, dem Handelnden bisher verborgen gebliebene Deutungssysteme sozialer Wirklichkeit gebildet und Zusammenhänge aufgedeckt werden.

Die zu untersuchende Wirklichkeitskonzeption in der erzählten Lebensgeschichte beinhaltet nach Fischer (1978, S. 312f.) sozial begründete, also selber sozial konstitutive Erklärungen und stellt alltagsweltliche Deutungssysteme mit den immanenten Normen und Bewertungen dar. Somit liefert die phänomenologische Analyse genau die Erklärungen, die sich aus der konkreten sozialen Struktur ergeben bzw. diese aufrechterhalten. Die phänomenologische Analyse erarbeitet neben der Beschreibung auch wissenschaftliche Erklärungen für die gesellschaftlichen Strukturen, Werte und Normen und für das Verhalten der Akteure. Somit sind erzählte Lebensgeschichten auch als Instrument soziologischer Feldforschung geeignet. Dabei steht nicht das Einzigartige einer Lebensgeschichte im Fokus der Untersuchung. In der Analyse von Lebensgeschichten zeigt sich die interaktiv wirksame Umsetzung allgemeiner Typisierungen. In den subjektiv ausgebildeten Deutungssystemen einzelner sind aus soziologischer Perspektive allgemeine gesellschaftliche Deutungsmuster verwirklicht und somit analysierbar.

Gesellschaftliche Sinnstrukturen und Deutungsmuster gehen in Lebensgeschichten ein. Durch eine allmähliche Aufschichtung von Typisierungen, die in der Interaktion gewonnen werden, entsteht der Aufbau eines lebensgeschichtlich individuellen

Orientierungssysteme. Es handelt sich dabei um Interpretationsprozesse. Als Ergebnis entsteht ein aus vergangenen Erfahrungen gewonnenes und an antizipierbaren Ereignissen ausgerichtetes Orientierungswissen (sowohl lebensgeschichtlich aufgeschichtetes Wissen als auch Wissen aus den Wissenssystemen der Wissenschaft, Religion, Rezeptwissen, institutionalisierte Legitimationen etc.). Fischer (1978, 314ff.) konstatiert mit Bezug auf die forschungslogische Bedeutung, dass sich Wissen und Handeln wechselseitig konstituieren. So eröffnet die Analyse von Lebensgeschichten die Gesamtheit der anderen Kontexte sowohl inhaltlich als auch formal. Die Analysen von Lebensgeschichten stellen somit ein valides empirisches Forschungsinstrument dar.

Mitte der 1960er Jahre konnte das so selbstverständliche Mittel der Kommunikation wie die Narration analysiert und nachfolgend auch als Forschungsinstrument weiterentwickelt werden. Die interpretative Biographieforschung entwickelte sich seit den 1970er Jahren in der deutschsprachigen und internationalen Soziologie deutlich weiter. Labow und Waletzki (1967, 1997) boten die theoretische Basis, Legitimation und praktische Hinweise. Besonders Fritz Schütze entwickelte im deutschsprachigen Raum Verfahren zur Analyse narrativer Texte im Interview und zählt zu den Pionieren dieser Methode. Das narrative Interview etablierte sich zu einem bedeutsamen Erhebungsinstrument in der qualitativen Sozialforschung. Auch die Psychologie entdeckte das Biographiekonzept in den letzten Jahren neu. Sowohl theoretisch als auch forschungspraktisch wurde mit dieser Methode die Frage gelöst, wie Erfahrung aus der Wirklichkeit der Gesellschaftsmitglieder durch Kommunikation hergestellt und wissenschaftlich rekonstruiert werden kann. Das Konzept Biographie konstituiert als soziales Gebilde Wirklichkeit als auch Erfahrungs- und Erlebniswelten des Subjektes. Lebensgeschichtliche Erlebnisse und Erfahrungen und gesellschaftlich angebotene Muster und deren dialektisches Verhältnis in der Veränderung, Bekräftigung und Transformation und letztlich auch das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft kann durch die qualitative Forschung analysiert werden (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 135f.; Rosenthal/Fischer-Rosenthal 2000, S. 458).

Menschen erzählen sich Erfahrungen, um sich einerseits über das Erlebte selbst klar zu werden und sich anderen gegenüber mitzuteilen. Es geht um das Verstehen, das Verstandenwerden, um das gemeinsame Tätigsein, um die Orientierung und das Wissen, wer man selber und wer der andere ist. Dies passiert zwischen den Menschen andauernd und auch außerhalb der Interviewsituation. Der vom Autobiographen produzierte Text ist ein vom Sprecher und Hörer gemeinsam hervorgebrachter Text. Er orientiert sich stark an den aktuellen Interessen, an den Normen (was sein darf und was nicht) sowie was man hören oder erzählen will oder auch nicht. Familiengeheimnisse, Tabus im sozialen Milieu und der Gesellschaft spielen eine wichtige Rolle. Das Verschwiegene oder nur Angedeutete liefert neben den explizit Dargestellten wichtige Belege für die Handlungs- und Bewältigungsstruktur eines Biographen. Das Interview wird technisch so geführt, dass die Biographen das Gespräch weitgehend selbst bestimmen und die Darstellungsform der Narration, also der Erzählung ermöglicht wird (Fischer-Rosenthal 1996, S. 151).

Die Forschungsmethode der narrativistischen biographischen Fallrekonstruktion entstand als Reaktion auf den narrationskritischen Diskurs und wurde von Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer in verschiedenen Forschungskontexten angewandt.

Die Forschungsmethode basiert auf der von Gabriele Rosenthal (1987, 1995) vorgestellten Verknüpfung der hermeneutischen Verfahren (mit Bezug auf Overmann u. a. 1980) und textanalytischen Verfahren mit dem universell einsetzbaren Forschungsinstrument des narrativen Interviews (mit Bezug auf Fritz Schütze 1983, 1994) und mit der thematischen Feldanalyse von Wolfram Fischer (1982). Fischer wurde dabei durch die Sozialtheorie von Aron Gurwitsch (1974) angeregt und bezieht die Prinzipien der hermeneutischen Fallrekonstruktion in der objektiven bzw. strukturalen Hermeneutik mit ein. In der Tradition von Schütze sehen sich auch die Autoren Fischer-Rosenthal und Rosenthal und entwickelten die Konzeption des narrativen Interviews als textanalytische Methode der biographischen Analyse zur Rekonstruktion von Lebensgeschichten weiter. In diesem Modell wird die Differenz von Narration und Leben in der Einheit der aktuallsprachlichen Selbstpräsentation (sozialwissenschaftliches Interview) analysiert. Dabei spielt die Unterscheidung von erzähltem und erlebten Leben bei der Rekonstruktion eine wesentliche Rolle (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 136; S. 147; Rosenthal/Fischer-Rosenthal 2000, S. 460).

6.1 Das narrative Interview

Ausgangspunkt ist das narrative Interview mit Tonbandaufzeichnung. Der Interviewer nimmt die Grundhaltung eines interessierten Hörers ein, nicht die eines Interviewers mit spezifischen Einzelfragen. Das Interview besteht aus zwei Phasen. In der ersten Phase wird der Biograph mit einer relativ allgemein gehaltenen Erzählaufforderung um die Erzählung der Lebensgeschichte oder bestimmter Phasen oder Bereiche des Lebens gebeten. Der Interviewer motiviert den Gesprächspartner zu einer längeren Erzählung von eigen erlebten Ereignissen und bringt diesen in einen Erinnerungs- und Erzählstrom. Erzählungen eignen sich besonders für die Handlungs- und Erfahrungsanalyse. Der Erzähler bestimmt selbst den Verlauf seiner Erzählung. Dies dient zur Gewinnung einer Datenbasis, die dann erlaubt, situierte Handlungsabläufe, die darauf hinführende Handlungsgeschichte und Bewertungen im Nachhinein erneut anzufragen und letztlich zu rekonstruieren. Die nachfolgende Präsentation des Interviewten wird nicht durch Detaillierungsfragen unterbrochen. Der Interviewer ist an der Handlungsgeschichte mit den darin eingebetteten Kognitionen, Gefühlen und Motiven interessiert, weniger an Formulierungen von persönlichen Einstellungen des Biographen. In der zweiten Phase des Interviews wird mit Hilfe von erzählgenerierten Nachfragen der Interviewte zu weiteren Erzählungen motiviert. Als weitere Quellen zur Datenerhebung sollen z. B. auch Akten, Berichte, Archivmaterialien etc. einbezogen werden. (Fischer 1978, S. 324; Fischer-Rosenthal 1996, S. 156; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 139f.)

Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997, S.140) benennen vier Phasen des narrativen Interviews. Dazu gehört erstens die Erzählaufforderung, zweitens die Haupterzählung, drittens das erzählgenerierende Nachfragen und viertens der Interviewabschluss.

Die **Erzählaufforderung** sollte nach Fischer-Rosenthal/ Rosenthal (1997, S. 140f.) als offenste Form ohne Themenbeschränkung⁶⁶ formuliert werden. Für die biographisch-interpretative Analyse ist die Erzählaufforderung ohne Themeneinschränkung die konsequenteste Form. Dadurch wird dem Biographen die Möglichkeit eingeräumt, den für den Interviewer im Kontext seiner Forschungsinhalte interessierenden Lebensbereich im Prozess der Erzählung in die gesamte Lebensgeschichte einzubetten, diesen ggf. selbst besser zu verstehen und verständlich zu machen. Der temporale Rahmen in der Erzählaufforderung einer Lebensgeschichte ist hier implizit gegeben und kann durch den Biographen variabel ausgestaltet werden.

Das Prinzip der Nichtintervention muss bei der **Haupterzählung** durchgängig Priorität haben. Nach der Initiierung der Erzählaufforderung gilt es, dem Biographen den nötigen Raum zur Gestaltentwicklung und zur Selbstpräsentation zu geben. Der Erzählfluss wird ausschließlich durch „Hm- und Ja-Antworten“ des Interviewers in Bewegung gehalten. Ausgangspunkt für die ungestörte Ausgestaltung des Raumes der Selbstpräsentation ist die Annahme, dass die einzelnen Sequenzen in ihrer starken und latenten Bedeutung für den Biographen nur im Kontext und mit Verweisung auf das ihn umgebende thematische Feld erfasst werden können. Erst im „Wie“ seiner Positionierung innerhalb der biographischen Selbstpräsentation werden die Bedeutung einzelner Episoden einer Lebensgeschichte und die Bedeutung der Lebenserfahrungen in dem damaligen Erleben als auch in der heutigen Darbietung rekonstruierbar. Die Form und die Inhalte der Ausgestaltung der Selbstpräsentation geben Aufschluss über die Struktur seiner biographischen Selbstwahrnehmung und über die Bedeutung der Lebenserfahrungen. Mit anderen Worten, was der Biograph wann und wie erzählt, argumentiert, auslässt oder betont, benötigt den Raum der fließenden Narration. Somit darf der Interviewer den Biographen nicht durch Detaillierungsfragen aus dem Erzählfluss bringen und muss bei Stockungen ggf. den Erzählfluss neu anregen. Bei der Selbstpräsentation ohne Intervention werden die Erzählungen von Geschichte zu Geschichte detaillierter, aus dem Gedächtnis tauchen immer mehr Einzelheiten auf und die Selbstkontrolle des Erzählers bezüglich der Auswahl seiner Erinnerungen lässt mit zunehmendem Erzählfluss nach. Das Ende des Hauptteils kann durch zwei Fragestellungen eingeleitet werden. Sie beziehen sich auf die schwierigste Lebenssituation und anschließend auf die schönste. Diese Reihenfolge ist zu beachten, damit der Interviewte konfliktfrei aus dem Interview entlassen wird (vgl. Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997, S. 142ff.).

Nachdem der Biograph seine Erzählung beendet hat, beginnt der **Nachfrageteil** des narrativen Interviews. Dieser Teil hat nach Fischer-Rosenthal/ Rosenthal (1997, S. 144f.) für die Auswertung des Interviews eine hohe Bedeutung. Der Interviewer hört im Hauptteil aufmerksam zu und kann mit seinen Notizen Annahmen der Haupterzählung testen oder Bereiche, die der Biograph nur angedeutet hat oder ganz unerwähnt ließ, die nicht detailliert erzählt wurden oder die den Interviewer in ihrer Bedeutung unklar geblieben sind, in der Reihenfolge der vorangegangenen Haupterzählung gezielt nachfragen. Die Notizen des Interviewers im Haupt- und Nachfrageteil sind notwendig, damit beim aufmerksamen Zuhören und Achten auf

66 Beispielhafte, offene Eingangsfrage: „Ich möchte Sie jetzt bitten, mir ihre Familien- und Lebensgeschichte zu erzählen. Sie haben dafür so viel Zeit wie sie benötigen. Ich werde sie nicht unterbrechen. Ich mache mir nur einige Notizen. Im zweiten Teil des Interviews frage ich anhand meiner Notizen nach.“ (vgl. Fischer-Rosenthal/ Rosenthal 1997, S.141, Fischer-Rosenthal W./Goblirsch 2002)

das Relevanzsystem und die Gesprächsstruktur des Biographen nichts vergessen wird, was für die Empirie noch interessant gewesen wäre. Auch bei kurzen biographischen Selbstpräsentationen helfen Notizen, die angesprochenen Lebensdaten nochmals in einer Linearität der Selbstpräsentation aufzugreifen und den Biographen erneut zum Erzählen zu motivieren. Mit der Notiz soll keine Frage nach Begründungen oder Motiven, sondern eine erzählgenerierende Frage („Können sie vielleicht noch einmal genauer über das ... erzählen) formuliert werden (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 144ff.).

Fischer-Rosenthal/Rosenthal (1997, S. 146f.) unterscheiden drei Grundtypen des narrativen Nachfragens. Erstens das Ansteuern einer Lebensphase mit der Fragestellung „Können Sie mir über die Zeit (z. B. Grundschulzeit, Pubertät etc.) noch mehr erzählen?“ Ein zweiter Fragetyp ist das Ansteuern einer bekannten Situation mit der beispielhaften Fragestellung „Sie nannten vorhin die Situation der Adoptionsoffenbarung durch die Großmutter. Können Sie mir diese Situation genauer erzählen?“ Der dritte Fragetyp steuert eine Belegerzählung zu einem Argument an wie z. B. „Können Sie sich noch an die Situationen erinnern, in denen ihre leibliche Mutter bei ihrer Identitätssuche für ihr eigenes Tempo viel zu schnell, zu aufdringlich war?“ Neben den v. g. Nachfragen bezüglich der notierten Stichpunkte des Interviews besteht abschließend die Möglichkeit des externen Nachfragens all der Fragen, die sich auf wichtige Bereiche beziehen und bisher nicht angesprochen wurden. Durch Zurückhaltung dieser Fragen bis zu diesem Punkt des Nachfrageteils ist die Auswertungsfrage möglich, weshalb der Biograph diesen Themenbereich nicht selbst angesprochen hat. Der Abschluss kann durch den Interviewer mit einer kurzen Gesamtauswertung (wenn dies vom Interviewten gewünscht wird) und durch den Dank an den Biographen für seine Interviewbereitschaft gestaltet werden.

6.2 Die Methodik der biographischen Fallrekonstruktion

Als formale Prinzipien von erzähl- und textanalytischen Auswertungsverfahren benennen Fischer-Rosenthal/Rosenthal (1997, S. 148), dass das aufgenommene Interview anonymisiert und in seiner Gesamtheit transkribiert wird. Schwerpunkt des Interviews gilt der sequentiellen Gestalt der Selbstpräsentation bzw. der Haupterzählung. Die Grundannahme besteht darin, dass die Struktur der biographischen Erzählung in den thematischen und temporalen Verknüpfungen der Textabschnitte als auch die Auswahl der Textsorten (wie z. B. Erzählung, Argumentation oder Beschreibung) durch den Biographen nicht zufällig oder beliebig erfolgt. Die biographische Erzählung basiert auf und produziert sich aus der Struktur der lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtungen, an die sich der Interviewte wieder erinnert. Erzählte Lebensgeschichten entstehen in der Gegenwart ihrer Produktion. Die Lebenssituation des Erzählers zum Zeitpunkt des Interviews, also seine Gegenwartsperspektive bestimmt jedoch gleichzeitig den Rückblick auf die Vergangenheit. Die Erinnerung bezieht sich auf vergangene Erlebnisse, verweist auf ein Gesamtsystem von möglichen Perspektiven und somit auch auf die Perspektive kurz nach dem Erleben. Somit wirkt die Vergangenheit in die Gegenwart hinein. „Erzählte Lebensgeschichten verweisen damit immer sowohl auf das heutige Leben

wie auch auf das damalige Erleben dieser vergangenen Ereignisse.“ (Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997, S. 148)

Fischer-Rosenthal (1996, S. 156), Fischer-Rosenthal/Rosenthal (1997, S. 140) und Rosenthal/Fischer-Rosenthal (2000, S. 461) schlagen nachfolgende praktische Auswertungsschritte vor:

1. Analyse der biographischen Daten (Ereignisdaten, gelebtes Leben)
2. Text- und thematische Feldanalyse, sequenzielle Analyse der Textsegmente des Interviews (Selbstpräsentation oder erzähltes Leben)
3. Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebtes Leben)
4. Feinanalyse einzelner Textstellen
5. Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte
6. Typisierung

Beim ersten Arbeitsschritt, **der Analyse der biographischen Daten (gelebte Leben)** werden die Daten des Biographen in der Reihenfolge der Ereignisse im Lebenslauf analysiert. Das können Daten sein zur Geburt, zu den Geschwistern, Daten zu den Eltern, Großeltern und zum Familiensystem, Daten der Ereignisse der Kindheit, Daten zur Ausbildung, zur Familiengründung, Wohnortwechsel, Krankheits- und Todesereignisse und bedeutsame Lebensereignisse. Die regelhaft erste Frage zur Erzeugung von Hypothesen zum gelebten Leben ist die Frage nach der Familiensituation und den damit verbundenen Zukunftshorizonten (In welche Familie wird der Biograph wann hineingeboren und welche Wirkung hat dies?). Die Auslegung und Hypothesenbildung durch den Interviewer soll unabhängig vom Wissen aus der erzählten Lebensgeschichte und unabhängig von den Selbstdeutungen des Biographen erfolgen. Mit anderen Worten, die Verlaufsdarstellung des Biographen wird „abgelegt“. Das jeweils einzelne Datum wird in der temporalen Abfolge analysiert. Ist die Auslegung eines Datums beendet, erfolgt die Auslegung des nächsten Datums. Die Hypothesen sind prozessorientiert zu testen, ob sie zutreffend sind oder nicht. Zur hypothetischen Konstruktion eines Lebens in einer ganz konkreten Gesellschaft mit entsprechender historischer Situation ist umfassendes Hintergrundwissen für historische Abläufe, über die Sozialstruktur und die Kultur der jeweiligen Gesellschaft erforderlich. Je präziser die Kenntnisse über die Gesellschaft, deren historischer Zusammenhänge und Verläufe und über entwicklungspsychologische Abläufe sind, desto genauer kann der Hintergrund konstruiert werden, vor dem sich die Fallstruktur abzeichnet (vgl. Fischer-Rosenthal 1996, S. 157; Fischer-Rosenthal/ Rosenthal 1997, S. 152; Rosenthal/Fischer-Rosenthal 2000, S. 463).

In der **Text- und thematische Feldanalyse (erzählte Leben)** wird die sequentielle Gestalt des Textes analysiert. Das generelle Ziel dieses Arbeitsschrittes besteht darin, wie sich der Biograph selber präsentiert und welches Ziel der Biograph mit genau dieser Selbstdarstellung der einzelnen Themen in der textsortenspezifischen Präsentation verfolgt bzw. welches thematische Feld dieser dadurch konstruiert. Dafür rekonstruiert der Interviewer die für den Biographen zum Interviewzeitpunkt gegenwärtige Darstellungsperspektive. Der Interviewtext wird entsprechend der zeitlichen Abfolge in Analyseeinheiten gegliedert, d. h. nach Segmenten sequenziert. Die Kriterien für die Segmentbestimmung sind der Sprecherwechsel, die Textsorte (z. B. Argumentation, Beschreibung, Erzählung mit deren Unterkategorien) und der Themenwechsel. Der Interviewer analysiert, an welchen Stellen im Interview, bei welchen Themen und bei welchen biographischen Zeitpunkten der Auto-

biograph argumentiert, beschreibt oder erzählt. Entsprechend des Textaufbaus werden Segment für Segment die objektiven Daten analysiert, ausgelegt bzw. interpretiert. Dabei blendet der Interviewer die Kenntnis über den nachfolgenden Text aus und untersucht die einzelnen Daten auf ihre unterschiedlichen Bedeutungsmöglichkeiten. Die nachfolgende Hypothesenentwicklung orientiert an den Fragen: Weshalb dieses Thema an dieser Stelle? Welche Themen werden angesprochen, welche nicht? Weshalb wird dieses Thema in dieser Textsorte, in dieser Ausführlichkeit oder Kürze präsentiert? Dadurch kann die biographische Bedeutung der Ereignisse der Vergangenheit von denen der Gegenwartsperspektive unterschieden werden. Bei diesem zweiten Arbeitsschritt dient die vorherige Analyse der biographischen Daten als Kontrastfolie. Zusammenfassend wird zweierlei erkennbar: Erstens die Themen, die der Biograph nicht thematisiert, obwohl sie unabhängig von den Selbstdeutungen des Biographen kopräsent sind. Und zweitens, wie der Biograph seine Erlebnisse systematisch nur in spezielle Felder einbaut und dabei andere, den Erlebnissen innewohnende und anhaftende Felder und Bezüge vermeidet und sich selbst darstellt. Bei der Betrachtung einzelner Sequenzen wird deren funktionale Bedeutsamkeit für den Gesamtzusammenhang der biographischen Selbstpräsentation analysiert und in einer abschließenden Zusammenfassung dargestellt (vgl. Fischer-Rosenthal 1996, S. 174f.; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 153f.; Rosenthal/Fischer-Rosenthal 2000, S. 464f.).

Die **Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben)** stellt den dritten Arbeitsschritt dar. Bei der Rekonstruktion der Fallgeschichte geht es um die Entschlüsselung und Analyse der erlebten Lebensgeschichte. Die Rekonstruktion basiert darauf, wie der Biograph sein Leben in der Reihenfolge der Ereignisse (Lebenslauf) subjektiv erfahren, also selbst erlebt hat. Es wird die Perspektive der Biographen in der Vergangenheit und die biographische Bedeutung, die die Erlebnisse damals für die Biographen hatten, rekonstruiert. Dabei bilden biographisch relevante Ereignisse und Themen sogenannte Lebensfäden. Es wird versucht, die damalige Bedeutung für den Fortgang des Lebens zu rekonstruieren und mit späteren Bedeutungswandel oder der heutigen Bedeutung eines Ereignisses oder Themas in Bezug zu setzen bzw. thematische Verbindungen zu anderen Ereignissen oder Themen aufzuzeichnen. Themen oder Ereignisse werden mit operationalen Grundfragen betrachtet: Wie hat der Biograph es damals erlebt? Wie erlebt er es danach oder heute? Hatte dieses Erleben Auswirkungen auf andere Lebensbereiche? Diese biographischen Daten bzw. Erlebnisse werden mit den Erzählungen und Selbstdeutungen der Biographen kontrastiert. Die Text- und thematische Feldanalyse (2. Arbeitsschritt) gibt hier wichtige Hinweise über die Gegenwartsperspektive der Biographen und über die funktionale Bedeutung ihrer Erzählungen für die heutige Präsentation der Lebensgeschichte. In einer resümierenden Gesamtdarstellung wird versucht, die diachronen Lebensfäden, die sich auch synchron beeinflussen können, zu konstruieren. Es werden die wichtigen Ereignisse und Themen von ihrer biographischen Bedeutung her thematisch und chronologisch dargestellt (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 154f.; Fischer-Rosenthal/Goblirsch 2002; Rosenthal/Fischer-Rosenthal 2000, S.466f.).

Im vierten Arbeitsschritt, der **Feinanalyse einzelner Textstellen** werden die aus den bisherigen Arbeitsschritten gewonnenen Hypothesen überprüft bezüglich der biographischen Bedeutung von Erlebnissen innerhalb der erlebten Lebensgeschichte

als auch bezüglich der biographischen Gesamtsicht und Gesamtevaluation des Biographen. Die Textelemente können sowohl aus den Haupt- als auch aus dem Nachfrageteil ausgewählt werden. Mit diesen Textstellen sollen Hypothesen bestätigt oder widerlegt bzw. offene Einzelfragen verfolgt werden (vgl. Fischer-Rosenthal 1996, S. 186; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 155).

In der **Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte** werden im fünften Arbeitsschritt die beiden Ebenen der erlebten und erzählten Lebensgeschichte verglichen. Durch diesen Arbeitsschritt erhält man Einsicht und Erkenntnisse über die Bedeutung, Wiederkehr und Auswahl der Erlebnisse aus dem Gedächtnis des Biographen sowie über deren jeweilige Darbietung. Sichtbar werden die Unterschiede zwischen Vergangenheits- und Gegenwartsperspektive und die sich daraus ergebende Differenz in der Temporalität von erzählter und erlebter Lebensgeschichte. Bei der Kontrastierung werden die Fragen gestellt, welche Funktion diese Präsentation für die Biographen hat und gleichzeitig umgekehrt, welche biographischen Erzählungen zu dieser Präsentation führen (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 155).

Im sechsten Arbeitsschritt **Typenbildung** können durch die rekonstruktive Analyse mehrerer Fälle Typen im Kontext der Forschungsfrage gebildet werden bzw. ein Biograph kann einen bestimmten Typus repräsentieren. Die Typen sind das Ergebnis der hermeneutischen Rekonstruktion und somit konstruktivistische Realtypen, die die Frage „beantworten“, wie sich die lebensgeschichtlichen Erfahrungen im Verlaufe der erlebten Lebensgeschichte aufbauen und wie dies auf aktuelles Handeln (im Sinne von jetzt und künftig) orientierend wirkt. Entsprechend des jeweiligen Forschungsinteresses kann das gleiche Material in verschiedenen Forschungskontexten unterschiedlich typologisiert werden. Die soziale Realität lässt mehrere Interpretationen zu. Die Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation erhebt den Anspruch einer grundlagentheoretischen Konzeption des Verstehens und Erklärens sozialer Wirklichkeiten (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 155f.).

Im empirischen Teil dieser Arbeit (Kapitel sieben) analysiere ich sechs Interviews in der temporalen Reihenfolge der Geburtsdaten der Biographen. Ich beginne mit Petra und dem Geburtsjahr 1962. Danach folgen Matthias (1973 geboren) und Frank (geboren 1976). Die Biographien Martin (1988 geboren, adoptierter Benjamin), Rico (geboren 1988) und Ivon (geboren 1988, adoptierte Siria) widerspiegeln die Geburt und Adoption in der „niedergehenden DDR“, die Veränderungen in der und nach der „Wendezeit“ und die Identitätssuche in der wieder vereinten Bundesrepublik Deutschland nach den „neuen, modernen Kriterien“ der Adoptionsbegleitung. Hinter der Darstellung und Analyse in dieser Zeitfolge stecken der Gedanke und die Fragen, wie und ob sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die Werte und Haltungen in der Veränderung oder in der Statik auf die Biographen und die Adoptionsthemen auswirkten.

7. Empirischer Teil

Die nachfolgenden sechs biographischen Fallrekonstruktionen sind anonymisiert und wurden vollständig entsprechend der von Fischer-Rosenthal (1996), Fischer-Rosenthal/Rosenthal (1997) und Rosenthal/Fischer-Rosenthal (2000) vorgeschlagenen Auswertungsschritte analysiert. Alle sechs Fallrekonstruktionen „verkürze“ ich im ersten Auswertungsschritt „Analyse der biographischen Daten (gelebte Leben)“ und im zweiten Auswertungsschritt „Text- und thematische Feldanalyse (erzähltes Leben)“ im Gegensatz und mit Bezug auf den tatsächlichen, wissenschaftlichen Aufwand insofern, dass ich nur die jeweiligen Daten und die Zusammenfassung bzw. im zweiten Arbeitsschritt ausschließlich den zusammenfassenden Text darstelle. Die gesamte Hypothesenbildung gliedere ich bewusst aus, da dies den Rahmen und den Umfang sprengen würde. Den Arbeitsschritt der Hypothesenbildung kann der interessierte Leser aber bei dem vierten Auswertungsschritt der Feinanalyse in der ersten biographischen Fallrekonstruktion Petra Krause (Gliederungspunkt 7.1.4) und in der letzten biographischen Fallrekonstruktion Siria Schwalbe (Gliederungspunkt 7.6.4) nachvollziehen. Hier wurde auf diesen Arbeitsschritt mit der Hypothesenbildung bewusst nicht verzichtet.

7.1 Biographische Rekonstruktion Petra Krause

7.1.1 Analyse der biographischen Daten (gelebte Leben) Petra Krause

Zur besseren Übersicht und zum „Draufblick“ verweise ich auf das Genogramm auf Seite 151.

7.1.1.1 Sammlung der biographischen Daten (Ereignisdaten) Petra Krause

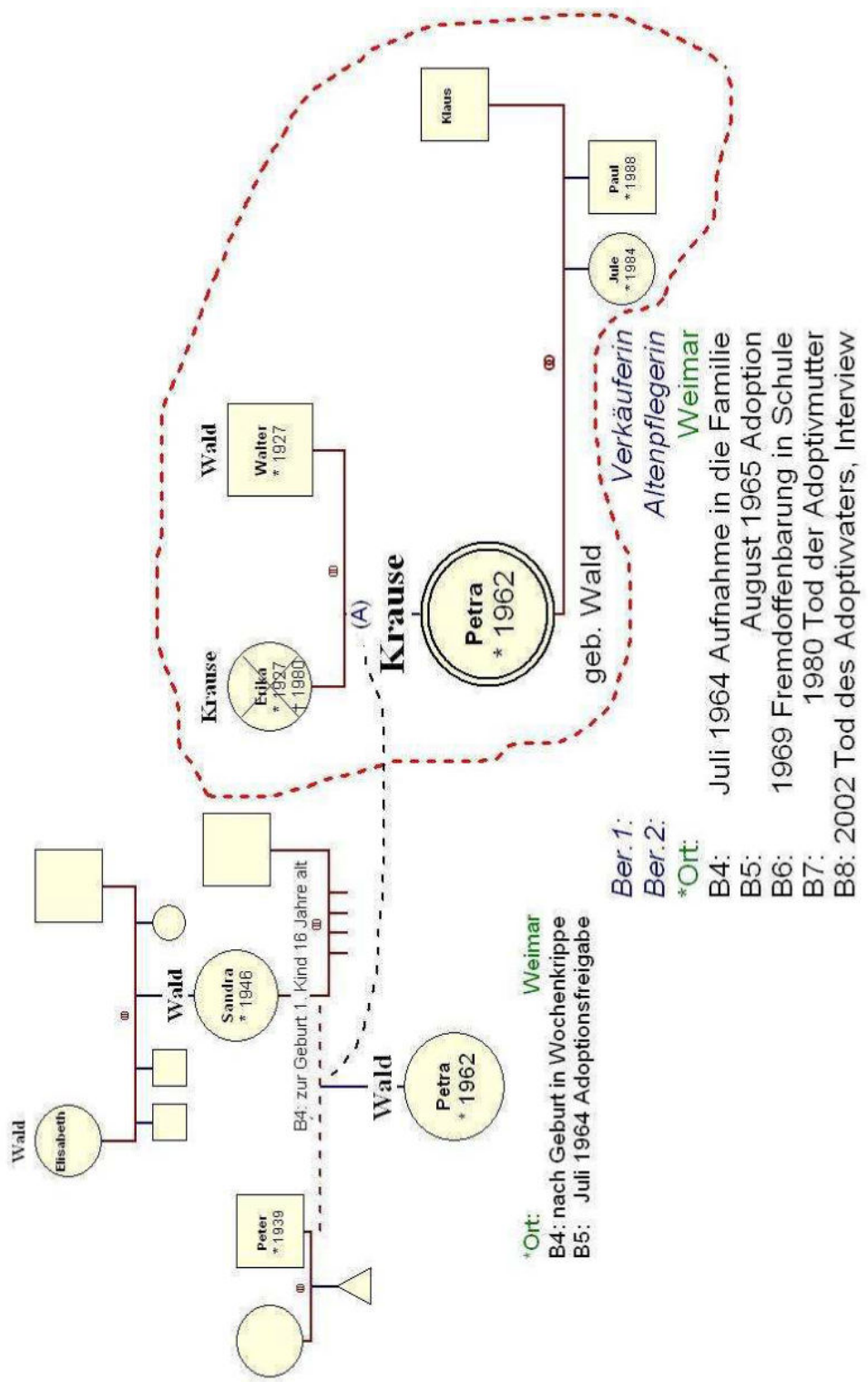
Jahr	Daten
1962	Herkunftsfamilie Sandra Wald lebt bei ihrer allein erziehenden Mutter. Sie ist sechzehn Jahre alt und wird schwanger.
1962	Petra Wald (Biographin) wird am 10.11.1962 in Weimar als erstes Kind der 16 jährigen Mutter geboren. Die Mutter von Petra ist Lehrling. Die Großmutter mütterlicherseits ist berufstätig.

1963	Die Großmutter wird zum Vormund bestellt und klagt im Mai 1963 vor dem Kreisgericht Weimar die Vaterschaft ein. Zu dem Termin im Kreisgericht sind zwei Männer als potentielle Väter geladen. In Form eines Vergleiches erkennt ein Mann die Vaterschaft und die Unterhaltszahlung an. Der verklagte Vater ist 23 Jahre alt und verheiratet, seine Frau erwartet ein Kind. Eine Umgangsregelung wird in dem Vergleich nicht getroffen.
1963 / 1964	Petra besucht 1963 / 1964 die Wochenkrippe oder ein Dauerheim. An den Wochenenden wird Petra von der Großmutter oder der Mutter aus der Wochenkrippe abgeholt. Die Mutter von Petra hat einen neuen Freund und ist wieder schwanger.
7/1964	Sandra Wald wird im Juli in das Jugendamt geladen und erteilt ihre schriftliche Adoptionsfreigabe. Die Großmutter erleidet nach der Adoptionsfreigabe einen Nervenzusammenbruch.
7/1964	Adoptiveltern Die Adoptivbewerber Walter Krause (geb. 1927) und Erika Krause (geb. 1927) bekommen im Referat Jugendhilfe ein Foto von Petra gezeigt. Sie nehmen in der Wochenkrippe erste Kontakte mit Petra auf. Petra kommt im Juli 1964 in die Adoptionsfamilie Krause, die im Landkreis von Weimar lebt.
8/1965	Das kinderlose Paar Walter und Erika Krause adoptieren im August 1965 Petra. Die leiblichen Eltern werden über den Beschluss der Adoption informiert.
1965	Der leibliche Vater von Petra verzieht 1969 mit Ehefrau und Kind in einen anderen Landkreis.
1969	Petra wird 1969 eingeschult. In der ersten Klasse erfährt sie von einer Mitschülerin die Tatsache Adoption mit den Worten: „Das sind nicht deine Eltern, du bist aus dem Heim“. Petra erlebt diese Fremtoffenbarung als Schock und läuft verstört nach Hause. In einem einfühlsamen Gespräch bestätigen die Adoptiveltern die Adoption. Gleichzeitig erklären sie das Gespräch zum gemeinsamen Geheimnis. Es wird auch im Familiensystem nicht oft über die Adoption gesprochen. Die Adoptiveltern wissen vom natürlichen Ursprung nur, dass die leibliche Mutter eine 16-jährige Mutter war und dass es noch einen Bruder gibt.
1969	Petra erlebt erstmals im großen Familiensystem (Großeltern, Tanten, Onkel, Cousins/Cousinen) die „Statusunterschiede“. Sie fühlt sich manchmal als „angenommenes Kind zweiter Klasse“. Petra sieht ihre Eltern darunter leiden. Die Verwandten „tuscheln“ nur hinter vorgehaltener Hand über die Adoption. Petra hat einen Impfausweis. Ihr Geburtsname ist darauf durchgestrichen und unleserlich. Petra besitzt keine Säuglings- und Kleinkindbilder.

1979	Petra beendet 1979 die 10. Klasse der Polytechnischen Oberschule (Realschulabschluss) und lernt den Beruf Verkäuferin. Während der dreijährigen Berufsausbildung lernt und lebt Petra zeitweise in Weimar im Internat. Petra (17 Jahre alt) macht sich häufig Gedanken über ihren Ursprung und stellt erste Erkundigungen an. Sie führt heimliche Gespräche mit einer bekannten Familie, die „mehr“ über die Adoption weiß, nimmt Einsicht im Taufregister der Taufkirche und im Geburtenbuch des Standesamtes. Sie sucht ihren Geburtsnamen im Telefonbuch.
1981	Petras Adoptivmutter verstirbt plötzlich und unerwartet. Petra lebt mit dem Vater allein im Elternhaus. Petra erlebt offene Diffamierungen aus Teilen der Familie bezüglich ihres Adoptivstatus.
1983	Petra (21 Jahre alt) lernt Klaus kennen.
1984	Petra heiratet Klaus, es findet eine große Hochzeit statt, zu der alle Verwandten eingeladen werden. Klaus zieht mit ins Elternhaus seiner Frau. Petra und Klaus haben eine abgeschlossene Wohnung im Haus der Adoptiveltern.
1984	Die Tochter Jule wird geboren.
1988	Der Sohn Paul wird geboren.
1998	Petras Bedürfnis nach Wissen um den natürlichen Ursprung wird 1998 immer stärker. Petra intensiviert ihre Recherchen. Sie hat jetzt die Anschrift der natürlichen Mutter, traut sich aber nicht, Kontakt aufzunehmen. Petra wendet sich an die Adoptionsvermittlungsstelle des zuständigen Landratsamtes und erhält Beratung und Hilfe. Die Adoptionsvermittlerin telefoniert mit der leiblichen Mutter und übermittelt deren Einverständnis nach Kontakt und deren Telefonnummer. Noch immer zögert Petra mit der Kontaktaufnahme.
1998	Petra verabredet sich 1998 mit der leiblichen Mutter. Als Treffpunkt wählt sie ihre Taufkirche in Weimar. Der Mann von Petra fährt sie zum Treffpunkt. Petra lernt ihre leibliche Mutter kennen. Petra verheimlicht ihre Aktivitäten gegenüber ihrem Adoptivvater und gegenüber ihren Kindern.
2000	Petra arbeitet als Altenpflegerin.
2000	Petra besucht 2000 zuerst mit ihrem Mann und später alleine ihre leibliche Mutter in deren Wohnung. Bis 2002 lernt Petra in den Folgetreffen ihre 4 Halbgeschwister und deren Familien kennen. Petra entwickelt zu ihrer 6 Jahre jüngeren Schwester Susanne freundschaftliche Beziehungen.
ab 2000	Susanne besucht Petra unter dem Pseudonym „Freundin“ in deren Wohnung und lernt so Petras Adoptivvater und die Kinder kennen. Petra möchte keinen Besuch ihrer leiblichen Mutter bei sich zu Hause. Petra besucht auf Wunsch und Drängen ihrer natürlichen Mutter diese mit ihren beiden Kindern und dem Mann wiederholt unter dem Pseudonym „eine befreundete Familie“. Die leibliche Mutter weicht Fragen von Petra bezüglich des natürlichen Vaters aus oder gibt Kurzantworten mit den Botschaften „war im Gefängnis“, „ ist jetzt tot“.

2002	Der Adoptivvater von Petra stirbt 2002. Petra offenbart sich jetzt nach dem Tod des Adoptivvaters gegenüber ihren Kindern, dass sie adoptiert wurde und dass die Besuche bei der bekannten Familie eigentlich Besuche bei ihrer natürlichen Ursprungsfamilie waren.
7/2002	Petra besucht 7/2002 mit ihrer „Lieblingsschwester Susanne“ die Adoptionsvermittlungsstelle der Stadt Weimar. Sie möchte detaillierte Angaben zu dem Ablauf ihrer Adoption. Sie hat Fragen und Beratungsbedarf zu dem leiblichen Vater.
8/2002	Die Adoptionsvermittlungsstelle Weimar erhält 8/2002 über das Archiv des Amtsgerichtes Weimar eine Kopie im Rechtsstreit der damaligen Vaterschaftsanerkennung. Der Adoptionsvermittler berät Petra nach der Einsicht dieser Kopie. Petra benötigt noch Zeit für ihre weitere Entscheidung.
9/2002	Im September 2002 teilt Petra mit, dass sie weiter nach ihrem natürlichen Vater suchen möchte und bittet um weitere Aktivitäten der Adoptionsvermittlungsstelle.
9/2002	Petra wird 9/2002 interviewt.
10/2002	Die Adoptionsvermittlungsstelle Weimar ermittelt 10/2002 die aktuelle Anschrift des leiblichen Vaters und schreibt diesem im Auftrag von Petra einen Brief.

Genogramm Petra, geborene Wald, adoptierte **Petra Krause**



7.1.1.2 Zusammenfassung Analyse biographischer Daten Petra Krause

Sandra Wald ist minderjährig und in der Berufsausbildung. Sandra lebt bei ihrer allein erziehenden Mutter. Im November 1962 wird Petra Wald als erstes Kind der 16jährigen Mutter Sandra Wald geboren. Die Schwangerschaft ist ungewollt und führt zu familialen Konflikten in beiden Herkunftsfamilien. Die Großmutter mütterlicherseits betreibt als Vormund von Petra gerichtlich die Vaterschaftsfeststellung. Der Vater des Kindes ist sieben Jahre älter, bereits verheiratet und dessen Frau erwartet ein eheliches Kind. Der natürliche Vater erkennt die Vaterschaft nur unter diesem juristischen Druck an. Neben den innerfamilialen Spannungen der frühen Schwangerschaft und Geburt bedeuten die Umstände der Zeugung und Vaterschaftsanerkennung für die sehr junge Mutter vermutlich auch erweiterte Verletzungen (enttäuschte Gefühle, eventuell nicht eingehaltene Versprechen, das Gefühl des Verlassenwerdens etc.).

Sandra Wald „pausiert“ nur einige Wochen nach der Entbindung und geht weiter zur Berufsschule und Berufsausbildung. Die Großmutter ist noch berufstätig. Aus diesen Gründen kommt Petra im Lebensalter von wenigen Wochen in eine Wochenkrippe⁶⁷. Durch wechselnde Erzieherinnen im Schichtdienst erlebt Petra verschiedene Bezugspersonen und an den Wochenenden sowohl die leibliche Mutter als auch die Großmutter in der Mutterfunktion. Petra bleibt bis Juli 1964 in dieser Form in externer Wochenbetreuung. Durch vorgenannte Rahmenbedingungen entsteht zwischen der leiblichen Mutter Sandra und ihrer Tochter Petra keine stabile Mutter-Kind-Beziehung.

Die Einwilligungen zur Adoption erfolgen zu DDR-Zeiten durch schriftliche Erklärung in den Referaten Jugendhilfe. Die Mütter werden beraten und haben eine Überlegungszeit. Eine Einwilligung bereits im ersten Beratungsgespräch ist nicht gewollt, jedoch ebenfalls möglich. Auch „Überredungsstrategien Adoptionsfreigabe“ oder „Drucksituationen“ sind vorstellbar. Petras Mutter ist 1964 mit 18 Jahren erneut schwanger und in einer vermutlich wirtschaftlich schwierigen Situation. Sie hat einen festen Freund und mit diesem vielleicht auch Zukunftspläne. Im Kontext mit der ungewollten, ersten Schwangerschaft, den damit verbundenen Konflikten mit ihrer Mutter und einer eingetretenen „emotionalen Distanz“ zur Tochter Petra trifft Sandra Wald eine Perspektiventscheidung: Diese Entscheidung heißt Trennung vom Kind und Adoptionsfreigabe. Mit Bezug auf das Aktenmaterial ist nicht nachvollziehbar, ob diese Entscheidung der achtzehnjährigen (und erneut schwangeren) jungen Mutter frei oder unter „Überzeugungsdruck“ der Jugendfürsorger getroffen wird.

Adoptivbewerber werden 1964 in der DDR auf ihre häusliche und wirtschaftliche Situation und auf ihre ideologisch-weltanschauliche Haltungen überprüft. Auch die Vorstellungen des kinderlosen Paares bezüglich Lebensalter und Geschlecht des Kindes werden berücksichtigt. Vor- und nachbereitende Hausbesuche führen die

67 In der ehemaligen DDR gab es für berufstätige Mütter Wochenkrippen. Dort verblieb das Kind über die Werktage, vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Frauen-_und_Familienpolitik_der_DDR (letzter Zugriff 18.03.08)

Kinder im Lebensalter bis zu drei Jahren, die zeitweilig aus der elterlichen Erziehung herausgenommen werden mussten, wurden in Dauerheimen des Gesundheits- und Sozialwesens betreut (Säuglingsheime), vgl. Jugendhilfe Textausgabe, Berlin 1985, S. 54

Jugendfürsorger durch. In der DDR gab es keine Empirie zu Adoptionsverläufen und somit auch keine „inhaltlichen“, die Adoption vorbereitenden Gespräche (wie in der „heutigen“ Adoptionsvermittlungspraxis üblich). Die „Prüfung“ reduzierte sich auf die „Überprüfung“ der materiellen Bedingungen und auf die „gesellschaftlichen Haltungen“. Die Adoptiveltern waren mit den „inhaltlichen“ Themen (z. B. Zeitpunkt der Adoptionsoffenbarung) auf sich selbst gestellt. Manche Adoptiveltern entwickeln (verstärkt durch die erlebte Kinderlosigkeit) ein starkes Bedürfnis, eine „normale“ Familie sein zu wollen.

Im Alter von ca. 20 Monaten wird Petra durch das kinderlose Paar Walter und Erika Krause in Adoptionspflege aufgenommen. Hypothetisch kann davon ausgegangen werden, dass dieses Kleinkind Petra den Vorstellungen und Wünschen der sieben- und dreißigjährigen Adoptiveltern entspricht. Die bisher kinderlosen Eheleute Krause werden „übergücklich“ und engagiert die Elternrolle ausfüllen. Die Familie Krause wird ab diesem Zeitpunkt ein „ganz normales Familienleben“ mit Kind leben.

Petra (ein Jahr und acht Monate alt) erlebt mit der Aufnahme in die Adoptivfamilie erstmalig die beständig verfügbaren Bezugspersonen. Es entstehen beiderseitig wirkende, tiefe emotionale Bindungen. Die Fremdoffenbarung mit sieben Jahren in der ersten Klasse („Heimkind“, „nicht richtige Eltern“) wirkt auf Petra vermutlich als Schock. Das emotional verletzte Kind wendet sich unmittelbar nach diesem Ereignis an seine (Adoptiv-) Eltern. Die Adoptiveltern werden von dieser Form der „Statusoffenbarung Adoption“ ebenfalls überrascht. Sie könnten darüber verärgert und wütend sein oder aus dem „Schutzbedürfnis gegenüber der geliebten Tochter“ heraus leugnen. Sie verhalten sich jedoch gegenteilig und bestätigen den Adoptionsstatus. Durch ihr feinfühliges Eingehen auf die Verletzung des Kindes versuchen die Adoptiveltern, „ihrer Tochter“ ihre Liebe zu bestätigen und den notwendigen Schutz und Zuwendung zu geben.

Bis in dieses Gespräch mit Petra wirkt jedoch auch bei den Adoptiveltern ihre eigene Sozialisation mit den tradierten „Werten“ Familie (Zu einer richtigen Familie gehören leibliche Kinder). Die Eheleute Krause weichen mit dem „Adoptivkind“ von diesem Familienmodell ab. Auch die schmerzhaften Erinnerungen an die natürliche Kinderlosigkeit, das Erleben der „heilen Welt“ mit der geliebten Petra und die Angst, diese Liebe durch die Statusoffenbarung zu gefährden, könnte die Adoptiveltern bisher abgehalten haben, mit ihrem Kind innerfamiliär über die Adoption zu reden. Herr und Frau Krause erzählen jetzt nach der Fremdoffenbarung ihrer Tochter Petra von ihrem unerfüllten Kinderwunsch und dem ersten Kennenlernen in der Wochenkrippe. Sie geben Petra die wenigen Informationen weiter, die sie selber über die leibliche Mutter kennen. Gleichzeitig setzten die Adoptiveltern die Botschaft, dieses Gespräch als Geheimnis zu bewahren. Petras Adoptiveltern haben den Wunsch, eine „normale Familie“ zu bleiben. Es ist die „Geburtsstunde“ des Adoptionsstatus mit einer anhaltenden tiefen Wirkung auf Petra.

Dieses Tabu zieht sich wie ein roter Faden durch Petras weiteres Leben. Petra nimmt im erweiterten Familiensystem verbalisierte und gelebte Unterschiede („richtige Enkel, Adoptivkind) wahr und erlebt, dass auch ihre (Adoptiv-) Eltern darüber sehr verletzt sind. In den verschiedenen Entwicklungsaltersstufen kommen jedoch die Fragen und die Neugier nach den Gründen der Adoptionsfreigabe und nach dem natürlichen Ursprung. Diese Fragen können die Adoptiveltern nur unzureichend

beantworten. Durch die Inkognitoadoption haben die Eheleute Krause nur eingeschränktes Wissen über die leibliche Mutter und die Gründe der Adoptionsfreigabe. Die Kommunikation über diese Adoptionsthemen findet vermutlich selten und nur im engsten Familienkreis zwischen Adoptiveltern und Kind statt. Petra hat Angst, ihre geliebten Eltern durch ihre Fragen und Gedanken zu verletzen oder die erlebte Liebe zu gefährden. Auch die (Adoptiv-) Eltern wollen die entstandenen Emotionen bewahren und schützen sich und das Kind durch Ausweichen der Statusfragen. Das Tabu wird hypothetisch wiederkehrend verstärkt und als Tabuauftrag von Petra tief verinnerlicht.

In der Pubertät und Adoleszenz werden Petras Fragen, Neugier und die Phantasien immer stärker. Diese „Energie der Ursprungsneugier“ bewegt Petra wiederholt zum heimlichen Suchen. Der plötzliche Tod der geliebten Adoptivmutter (Petra ist neunzehn Jahre alt) und deren „fehlende Erlaubnis“ potenzieren bei Petra vermutlich einen starken Loyalitätskonflikt und erzeugen Schuldgefühle wegen der „heimlichen Recherchen“. Petra übernimmt Verantwortung für den Adoptivvater. Sowohl für Petra als auch für ihren (Adoptiv-) Vater wird der plötzliche Tod der Mutter und Frau ein sehr schmerzhafter Verlust sein. Um sich in dieser Trauer nicht „zusätzlich“ zu verletzen oder die Beziehung zu gefährden, vermeiden Petra und ihr (Adoptiv-) Vater noch mehr als schon vorher die elementaren Themen natürlicher Ursprung und Adoption.

Mit zweiundzwanzig Jahren heiratet Petra ihren Mann Klaus. Die Hochzeit findet im großen Familienkreis statt und symbolisiert Petras gewollte Familienzugehörigkeit und das Bedürfnis nach „Normalität“. Petra wird im Alter von zweiundzwanzig Jahren Mutter von Jule und im Alter von vierundzwanzig Jahren Mutter von Paul. Ihre Ursprungsneugier lässt Petra sehr lange ruhen. Erst mit Hilfe des Ehemannes Klaus und in dieser tragfähigen, stabilen Beziehung findet Petra emotionalen Halt und Unterstützung. Petra intensiviert im Alter von siebenunddreißig Jahren erneut das heimliche Suchen. Durch die Adoptionsvermittlungsstelle des zuständigen Landratsamtes kommt eine Verabredung mit der leiblichen Mutter zu Stande. Petra wählt als Treffpunkt einen symbolträchtigen Ort: Die Kirche, in der sie selbst getauft wurde. Im Taufregister findet Petra als erwachsene Adoptierte ihre (durch Geburt gegebenen) Personenstandsdaten. Hier beginnt vielleicht die „Dokumentensuche“ und hier soll dann auch das „Ergebnis Erst-Begegnung“ umgesetzt werden. Als weitere Hypothese ist eine Kirche auch ein öffentlicher Raum, in dem sie sich zurückziehen und auch „unentdeckt“ bleiben kann.

In der Kommunikation mit der leiblichen Mutter erhält Petra erste Antworten auf ihre Abstammungs- und Identitätssuche. Die leibliche Mutter Sandra Wald (zweiundfünfzig Jahre alt) wird nach dieser symbolträchtigen „Erstbegegnung“ nach vierunddreißig Jahren vermutlich ihrer (sechsendreißigjährigen) Tochter Petra ihr vergangenes Erleben und Teile ihrer damaligen, fortlaufenden und aktuellen Gefühlswelt reflektieren. Verschiedene Hypothesen sind möglich. Vielleicht gibt die leibliche Mutter anderen Personen und staatlichen Institutionen die „Schuld“. Oder sie erzählt von ihrem Erleben und ihren Anteilen als sechzehnjährige Mutter und achtzehnjährige, junge Volljährige, die sich für eine Einwilligung in die Adoption entscheidet. Vielleicht spiegelt sie ihrer Tochter die späteren Selbstvorwürfe, die erlebte Stigmatisierung „Rabenmutter“ sowie die Angst vor den möglichen Vorwürfen durch das erwachsene, adoptierte Kind.

Petra verheimlicht ihre „Ursprungs-Aktivitäten“ gegenüber ihrem Adoptivvater und gegenüber ihren Kindern. In späteren Begegnungen lernt Petra auch die nach ihr geborenen Halbgeschwister und andere „Verwandte“ kennen. Petra entwickelt zu ihrer sechs Jahre jüngeren Schwester Susanne freundschaftliche Beziehungen. Susanne „darf“ auch Petra unter dem Pseudonym „Freundin“ in ihrer Wohnung besuchen. Petra möchte aber keinen Besuch ihrer leiblichen Mutter bei sich zu Hause. Die Biographin bewahrt scheinbar so „das elterliche Haus“ und Andenken ihrer verstorbenen (Adoptiv-) Mutter. Im Umkehrfall beugt sich Petra aber dem Wunsch und dem Drängen ihrer leiblichen Mutter, die die „Enkel“ auch schon jetzt kennen lernen möchte. Unter dem Pseudonym „eine befreundete Familie“ besucht Petra mit ihrem Mann und den beiden Kindern ihre leibliche Mutter. Bei Petra entstehen aufgrund des „unerlaubten Suchens“ und der „heimlichen, geschwindelten“ Kontakte erneut die Loyalitätskonflikte und Schuldgefühle.

Das tradierte Bild der „normalen Familie“ sowie das verinnerlichte Adoptionstabu überträgt Petra in ihre Familie. Um ihre Kinder nicht auch in einen Loyalitätskonflikt zum geliebten Großvater zu bringen, begibt sich Petra auf die „Notlügenspirale“. Die Biographin verstärkt selbst das Adoptionstabu und ergänzt es durch das „Identitäts-Suche-Tabu“. Das heimliche Suchen erzeugt Angst, dass alles rauskommt und die damit ihren Adoptivvater stark verletzt und das „Andenkens der Adoptivmutter“ beschädigt. Das innerfamiliäre Adoptions- und Identitäts-Suche-Tabu manifestiert sich und bleibt bis zum Tod des Adoptivvaters bestehen.

Die Offenbarung „Ich bin ein Adoptivkind“ gegenüber ihren Kindern kann Petra erst jetzt nach dem Tod des geliebten (Adoptiv-) Vaters mit Hilfe ihres Ehemannes umsetzen. Vermutlich wird das (der vierzigjährigen) Petra einerseits sehr schwer gefallen sein. Andererseits ist auch die Hypothese möglich, dass dieses Gespräch für Petra „Erleichterung“ und „psychische Entlastung“ bringt und einen entscheidenden Schritt zur Öffnung des Tabus darstellt.

Petras Ursprungsneugier ist mit dem Kennenlernen der natürlichen Mutter, weiterer Halbgeschwister und entfernter Verwandter nur einseitig befriedigt. Die leibliche Mutter beantwortet ihre Fragen zum natürlichen Vater nicht bzw. tabuisiert jetzt dieses Thema. Petra erhält neben der bewährten Unterstützung durch den Ehemann Klaus jetzt auch Halt durch die Halbschwester Susanne. Zu dieser Schwester entwickelt Petra enge, freundschaftlich-schwesterliche Bindungen und kann sich mit dieser über alles austauschen. Als Unterstützung (und vermutlich spätere Reflexionspartnerin) begleitet diese Schwester die Biographin Petra bei ihrem ersten Besuch in das Jugendamt Weimar.

Petra ist durch das Ausweichen der natürlichen Mutter an die Grenzen ihrer eigenen Ermittlungen gestoßen. Erneut sucht Petra die professionelle Beratung und Hilfe einer Adoptionsvermittlungsstelle. Der Adoptionsvermittler der Stadt Weimar kann die aktuelle Anschrift des leiblichen Vaters ermitteln und schreibt im Auftrag von Petra diesem einen ersten Brief.

Das anhaltende Adoptionstabu, der zurückliegende Weg der heimlichen Identitätssuche und die fehlende Erlaubnis der Adoptiveltern hat dazu geführt, dass Petra das Tabu stark verinnerlicht und anhaltende Schuldgefühle gegenüber ihren (Adoptiv-) Eltern entwickelt hat. Auch mit 40 Jahren kann Petra nur mit wenigen Menschen über ihre Adoption reden.

7.1.2 Text- und thematische Feldanalyse (erzählte Leben) Petra Krause

Petra präsentiert als erstes im Interview ihre schöne Kindheit und Jugend bei ihren Eltern. In diesem Zusammenhang klärt sie sofort den Status der Adoptiveltern als ihre eigentlichen Eltern. Damit schafft sie für das weitere Interview Klarheit bezüglich der Wertigkeit und Bezeichnung der Adoptiveltern. Bereits in dieser Anfangspräsentation erhält die Adoptivmutter eine exponierte Stellung.

Die Biographin erzählt im Anschluss die Begebenheit der Fremdoffenbarung Adoption im ersten Schuljahr. Sie präsentiert ihren Schock als Schulkind. Dieser Schock entsteht aus der unerwarteten Zuschreibung Heimkind und der Abwertung ihrer Eltern als „nicht richtige Eltern“. Die Biographin stellt in der folgenden Erzählung und der nachfolgenden Argumentation die daraus resultierende, frühe und tiefe Verletzung dar. Für Petra ist diese Aussage als Kind und in der Form der externen Offenbarung „*unfassbar, weil das für mich meine Eltern warn und sind.*“ (1/33) Petra präsentiert sich als Kind (sechste oder siebente Lebensjahr), das bis dahin nichts von der Adoption weiß. Unmittelbar nach dieser Fremdoffenbarung in der Schule sucht die Biographin bei ihren Eltern Zuflucht und Aufklärung. Die Biographin zeigt, dass sie in dieser Situation von ihren Eltern erste Informationen über die Adoption, deren Kinderlosigkeit und vor allem die Bestätigung der Liebe der Eltern erhält.

Dieses Feld „Adoptionstabu“ korrespondiert mit dem Feld „Abweichen vom Normalitätsbild Familie“. Petra erzählt wiederholt von den externen Diskreditierungen (versteckt und offen) der sozialen Umwelt und explizit die Bemühungen ihrer Eltern, diese Verletzung abzufedern. „*Na wie gesagt, meine Eltern schon alles getan haben, dass ich mich nicht so fühle, dass ich eben, als ganz normales Kind groß werde. Dies muss ich immer wieder sagen.*“ (5/47 bis 5/49) Diese Darstellung beinhaltet das tradierte Normalitätsbild Familie und die Bemühungen der Adoptiveltern, diesem Bild nach außen zu entsprechen. Als Hypothese ist in dieser Argumentation auch die Dankbarkeit und Verpflichtung der Biographin gegenüber „ihren Eltern“ erkennbar. Die Selbstpräsentation lautet verkürzt. Ich hatte bei meinen Eltern eine schöne Kindheit. Nach der Fremdoffenbarung „nicht richtige Eltern, Heimkind“ war ich geschockt. Meine Eltern haben mir die Liebe bestätigt und von der Adoption erzählt. Meine Eltern sind meine Eltern und haben mich als ganz normales Kind großgezogen. Aber „andere“ sehen uns nicht als normale Familie.

Die Biographin präsentiert sich weiter als Adoptierte, die von ihren Adoptiveltern geliebt wird und ihre Adoptiveltern liebt. Gleichzeitig deutet Petra mit der Formulierung „*damit habe ich nun gelebt*“ (1/34) das Feld Adoptionstabu, die Stigmatisierung Adoptivkind und die damit verbundenen psychischen Belastungen noch verschlüsselt an. „*Ich hab es immer irgendwie verdrängt. Es wurde ganz selten, fast gar nicht darüber gesprochen. Und als meine Mutti dann starb, war es ein absolutes Tabuthema für meinen Vati und ich hab mit meinem Vati zusammengelebt, bis er jetzt vor kurzem gestorben ist.*“ (1/35 bis 1/38) Dieses Zitat ist beispielhaft für das wiederkehrend präsentierte Adoptionstabu. Das Adoptionstabu wird nach der Fremdoffenbarung zu dem Feld, aus dem sich dann Folgethemen ergeben. Nach dem Tod der Adoptivmutter hat die Biographin „*eben immer das Problem, dass ich mit meinen Vati nicht darüber reden konnte.*“ (1/44 bis 1/45). Petra vermutet als

junge Erwachsene und auch noch in der Retrospektive, dass der geliebte Vater ihre Bedürfnisse nach Wissen über den natürlichen Ursprung nicht einordnen könnte. Petra hatte Angst, den geliebten Vater mit ihren Drang nach Ursprungsneugier zu verletzen und vom Vater als „undankbare Tochter“ gesehen zu werden. Diese Vermutung von Petra wird als Hypothese zur „Quelle ihrer Ängste“. Die Selbstpräsentation lautet: Meine Eltern haben mit mir ganz selten über die Adoption gesprochen. Ich habe meine geliebte Mutter früh verloren. Nach dem Tod meiner Mutter war die Adoption ein absolutes Tabuthema zwischen mir und meinem Vater. Mit meiner Neugier auf den natürlichen Ursprung wollte ich ihn nicht verletzen. Das war und ist für mich ein großes Problem.

In den folgenden Sequenzen präsentiert sich Petra als Adoptierte, die in der Retrospektive mit Empathie die schwierige Rolle ihrer Adoptiveltern und das tradierte Familienbild reflektiert. Ihre kleine Familie wird auch durch die Großeltern und durch einige Verwandte als „nicht richtige Familie“ bewertet. *„Von meinen Eltern war das glaub ich **auch sehr** schwer und aus heutiger Sicht kann ich sie ja auch ein bisschen verstehen, dass da jetzt einmal ein **fremdes** Kind in der Familie ist, was ja eigentlich gar nicht zu der Familie gehört.“* (3/53 bis 3/56). Petra argumentiert, dass es ihre Eltern zu DDR-Zeiten und in der Großfamilie schwer hatten. In dieser Argumentation und Erzählung zeigt Petra erneut „ihr abweichendes Modell Adoptivfamilie“ und als Hypothese ihre vorangestellte Entschuldigung und Entlastung ihrer Adoptiveltern. Anschließend erzählt Petra von dem Adoptionstabu und dem „Auftrag“ der (Adoptiv-) Eltern in dem damaligen gesellschaftlichen und familialen Kontext. Von den geliebten (Adoptiv-) Eltern wird dem siebenjährigen Kind nach der Fremdoffenbarung auch gesagt, dass Petra all das, worüber sie jetzt gesprochen haben, als *„Geheimnis“* (5/39) wahren und mit niemanden darüber sprechen soll. Gleichzeitig erzählt Biographin von den Reaktionen in der sozialen Umwelt. In der Großfamilie hat keiner über das Tabuthema gesprochen, wenn Petra als Kind anwesend war. Wenn sie als Familie weg waren, dann wurde über sie gesprochen. Auf dem Impfausweis ist ihr Geburtsname durchgestrichen und durch den neuen Namen ersetzt. Dieses Dokument symbolisiert für Petra, dass sie als Kind von der Normalität abweicht. *„Die Lehrer, die das dann ja wussten, die haben das dann ja untereinander erzählt.“* (5/43 bis 5/44) Die Biographin zeigt in der Selbstpräsentation: Meine Eltern haben mit mir über die Adoption gesprochen und dann alles zum „Geheimnis“ erklärt. Ich soll dieses Geheimnis bewahren. Neben dieser innerfamilialen Tabusetzung gibt es die offiziellen Lücken, die Quelle der Gerüchte und die öffentliche Kommunikation hinter dem Rücken der Adoptivfamilie.

In vielen Erzählungen präsentiert Petra, dass ihre Eltern „fast gar nicht“ mit ihr über die Adoption sprechen und dass sie selbst das Thema Adoption immer verdrängt. Die Adoptivmutter scheint auch die Bezugsperson gewesen zu sein, die die seltene Kommunikation über die Adoption ggf. zugelassen hat. Petra „verbindet“ das Thema Verlust der Adoptivmutter mit dem Thema Adoptionskommunikation in der Familie. Die Biographin wiederholt den frühen Verlust der Adoptivmutter mit achtzehn Jahren und bestätigt vorgenannte Hypothese. Petra präsentiert explizit ihr damaliges Lebensalter, den plötzlichen Tod der Mutter und die daraus entstehende Wirkung. Die Selbstpräsentation lautet. Ich habe mit achtzehn Jahren plötzlich meine geliebte Mutter verloren. Nicht nur meine Mutter, die ich über alles liebe, son-

dern auch meine Mutter, mit der ich manchmal über die Adoption reden konnte. Jetzt stand ich mit all dem alleine da.

Petra erzählt, dass sie erst mit siebenunddreißig Jahren Mut fasst, auf die Suche zu gehen. Petra evaluiert, dass *„immer etwas da war, was nicht aufgearbeitet war, was ich wissen wollte.“* (1/53) und setzt dies im Kontext mit dem eigenen Lebensalter siebenunddreißig Jahre (*„wenn man älter wird, denkt man auch ein bisschen weiter, man denk ja schon mal dran, dass irgendwie, mal was passieren kann.“* (1/50 bis 1/51)) Die Biographin präsentiert ihr „reiferes Lebensalter“, die anhaltende Präsenz der zurückgehaltenen Ursprungsneugier und vor allem die Unterstützung von ihrem Ehemann als Gründe für die jetzt beginnende Suche. In diesem Zusammenhang äußert sich Petra erstmalig zur leiblichen Mutter. Sie benennt die leibliche Mutter als *„die Frau, die mich auf die Welt gebracht hat.“* (2/6). Damit dokumentiert Petra ihren emotionalen Abstand zur leiblichen Mutter. Sie würdigt die leibliche Mutter durch Rationalisierung der Leistung Geburt. In der Knappheit der Rationalisierung unterstreicht sie gleichzeitig die bewusste Unterscheidung zu der leiblichen Mutter und wiederholt die emotionale Verbundenheit mit der Adoptivmutter als ihre *„eigentliche Mutter“* (Die Adoptivmutter benennt Petra im Interview fast durchgängig *„meine Mutti“*).

Die Biographin präsentiert mit dem Lebensalter *„siebenunddreißig Jahre“* den Zeitrahmen der *„langen Verdrängung“* (dreißig Jahre nach der Fremdoffenbarung, neunzehn Jahre nach dem Tod der Mutter) als auch die Tatsache, dass die Neugier wieder kommt. Im gesamten Interview stellt sich Petra als eine Adoptierte dar, die nach dem Tod der Mutter nicht mit dem Vater über ihre Adoptionsthemen kommunizieren kann. Die Selbstpräsentation lautet erneut. Ich liebe meine (Adoptiv-) Eltern. Nach dem frühen Tod meiner Mutter war es ganz schwer für mich. Ich habe über viele Jahre versucht, das Tabu zu wahren und nach dem Tod der Mutti nicht mehr mit meinem Vater über die Adoption gesprochen. Trotzdem kam die Neugier wieder.

Die Biographin erzählt dann über die einzelnen Stationen der Ursprungssuche. Dieser Prozess beginnt mit dem Herausfinden des Familiennamens der leiblichen Mutter *„durch Freunde von meiner Mutti“*. (2/1) Danach nimmt sie Einsicht im Geburtenbuch des Standesamtes und ergründet die aktuelle Anschrift der leiblichen Mutter. Petra kontaktiert nicht direkt die leibliche Mutter, sondern sucht jetzt beim Jugendamt Hilfe. Petra argumentiert, dass sie ohne Wissen der Hintergründe und der aktuellen Umstände und Verhältnisse der leiblichen Mutter dort nicht einfach auftauchen will. Auch beim ersten Telefonat der Jugendamtsmitarbeiterin mit der leiblichen Mutter möchte Petra nicht dabei sein. Als Hypothese verbirgt sich hinter dieser Argumentation die Befürchtung der Ablehnung durch die leibliche Mutter. Die Biographin erhält dann von der Mitarbeiterin des Jugendamtes eine positive Rückmeldung. Ihre leibliche Mutter und die nach ihr geborenen Halbgeschwister möchten Petra kennen lernen. Die Biographin zeigt sich in der Präsentation dieses entscheidenden, ersten Erfolges ihrer Suche sehr reserviert. In diesen Sequenzen verwendet Petra wiederholt die Bezeichnung und Rationalisierung der leiblichen Mutter als *„die Frau“* (2/21). *„Ich hab dann erst mal gesagt, es braucht erst mal Zeit, ich melde mich dann bei der Frau.“* (2/20 bis 2/21). In dieser Argumentation verbergen sich ihr Loyalitätskonflikt mit den Adoptiveltern, das gesetzte Tabu, ihre Unsicherheiten, Zweifel und Schuldgefühle. Die Selbstpräsentation lautet: Mit Hilfe

meines Ehemannes gehe ich mich mit siebenunddreißig Jahren auf die Suche nach meinem natürlichen Ursprung. Die Neugier war immer da. Durch Eigeninitiative habe ich die aktuelle Anschrift gefunden von der Frau, die mich geboren hat. Mit Hilfe des Jugendamtes wurde der Kontakt hergestellt. Meine leibliche Mutter und meine Halbgeschwister wollen mich gleich treffen. Ich dagegen brauche dafür noch Zeit.

Die Biographin präsentiert sich nachfolgend als Suchende, die den Prozess jetzt aktiv mit gestalten möchte. Petra wählt bewusst für den Erstkontakt mit der leiblichen Mutter den symbolträchtigen Ort der Taufkirche. In der entsprechenden Erzählung präsentiert Petra erneut die Unterstützung des Ehemannes (der sie in die Kirche fährt) und gleichzeitig ihre hohe emotionale Beteiligung und die Zweifel. Petra erzählt von der Dynamik der Erstbegegnung und von den unterschiedlichen Bedürfnissen der Beteiligten. Die leibliche Mutter möchte die „verlorene Tochter“ umarmen. Petra wehrt diese Umarmung ab. Die Biographin präsentiert sich als suchende Adoptierte, die in der ersten Begegnung mit ihrer leiblichen Mutter nicht euphorisch reagiert, sondern die entstandene, tatsächliche Distanz im körperlichen Abstand braucht und einfordert. Auch den Erfolg des ersten Treffens stellt sie rational dar. Nach der Erstbegegnung in der Kirche gehen beide in ein Cafe. In dieser „Distanz“ kann Petra mit der leiblichen Mutter kommunizieren. Petra verabschiedet sich mit einer „offenen“ Verabredung. In der Präsentation dieser Unverbindlichkeit nach der ersten Begegnung stecken als Hypothese erneut der anhaltende Loyalitätskonflikt und die erahnten, neuen Konflikte.

In folgenden Sequenzen des Interviews (z. B. Sequenzen 16, 17, 18, 23, 25, 48, 49) erzählt Petra von den neuen Problemstellungen. Der Loyalitätskonflikt Liebe zu den Eltern und deren Tabuauftrag versus wiederkehrendes Identitätsbedürfnis und heimliche Suche löst weitere Problemkreise und psychische Belastungen aus. Die Biographin kann mit ihrem leiblichen Vater nicht über das heimliche Treffen sprechen. Daraus entstehen emotionale Konflikte. Die Biographin setzt das „Adoptionstabu ihrer Kindheit und Pubertät“ im Alter von siebenunddreißig Jahren als Erwachsene als „innerfamiliäres Identitäts-Suche-Tabu“ fort. Dieses Identitätstabu hat dann wieder eine Folgedynamik. Petra belügt z. B. bis zum Tod des (Adoptiv-) Vaters sowohl ihren Vater als auch ihre Kinder. Die Biographin präsentiert sich als adoptierte Tochter, die das gesellschaftlich tradierte Normalitätsbild Familie und die Adoptivfamilie als abweichendes Modell verinnerlicht hat und heimlich auf Suche geht. Gleichzeitig zeigt sich Petra in der Rolle als Mutter, die ihre damals vierzehn und achtzehn Jahre alten Kinder vor einem belastenden Loyalitätskonflikt mit dem Großvater (und ihren geliebten Vater vor Verletzungen) schützen möchte. Als erwachsene Adoptierte präsentiert die Biographin Gedanken und Zweifel über diesen Weg der Notlüge (z. B. „*warum machst du das so*“, 2/52) und die selbstgelieferte Begründung: „*Ich hatte sehr große Angst.*“ (2/50) Petra präsentiert auch eine Evaluation: „*Ich denk mir, das Tabuthema ist eben **sehr schwierig** für die **Kinder**. Es muss, glaube ich, man sollte eigentlich **bald wie möglich** darüber sprechen.*“ (2/54 bis 2/56)

Emotional entlastend präsentiert Petra ihr gutes Verhältnis zu der einen Halbschwester Susanne. Aber auch dieses Verhältnis ist zu Lebzeiten des Adoptivvaters mit dem Tabu und dem Schuldgefühl „behaftet“. Petra präsentiert die Gefühlspole Freude über den Schritt Identitätssuche („*Freu mich in gewisser Weise, dass ich*

alle kennen gelernt habe“, 7/11 bis 7/12) und gleichzeitig die Schuldgefühle gegenüber den Adoptiveltern („*Ich bin froh, dass ich diesen Schritt gegangen bin, das ich das gemacht habe, trotzdem sind aber diese negativen Gefühle, trotzdem noch da, diese Schuldgefühle*“, 5/34 bis 5/36) In einer Folgesequenz (Sequenz 48) zeigt die Biographin ihre Loyalitätskonflikte des Adoptions-Lebens: „*Ich hab ziemlich spät damit angefangen zu suchen, obwohl ich es immer im Kopf hatte, im Hinterkopf hatte, irgendwas war immer, aber ich hab sehr lange gebraucht, mir dazu Mut zu fassen.*“ (6/20 bis 6/22) Die erwachsene Adoptierte benennt auch die Folgen der „heimlichen Begegnungen“ mit der leiblichen Mutter und der Halbschwester. Petra führt ein „*Doppelleben*“ (7/17). Die Besuche in Weimar sind „*wie eine andere Welt, in eine andere Geschichte*“ (7/15). Und wenn Petra dann wieder ins Auto steigt, „*da war dann ((einmal mit dem Finger schnipsend)) das wieder, für mich.*“ (7/19) Nach dem letzten Zitat legt die Biographin eine große Erzählpause (von 54 Sekunden!) ein. Auch diese Form der Selbstpräsentation zeigt die bis in die Gegenwart wirkende hohe Emotionalität der vorgenannten Loyalitätskonflikte. Die Selbstpräsentation lautet: Einerseits habe ich Freude und Bestätigung, dass ich diesen späten Schritt der Identitätssuche gegangen bin. Andererseits bin ich aufgrund der fehlenden Kommunikation und fehlenden Erlaubnis meiner geliebten Eltern diesen Schritt heimlich gegangen. Ich führe ein „Doppelleben“ und wechsele manchmal heimlich „von der Welt mit meinem Vater und meiner Familie“ in die „Welt meiner natürlichen Verwandten“. Dadurch lebe ich in ständiger Angst, Anspannung und mit den Schuldgefühlen.

Petra erzählt in verschiedenen Sequenzen des Hauptteils über ihr Glück und ihre Dankbarkeit bezüglich der Adoption, über die Liebe der Eltern und über die erfüllte Kindheit und Jugend. In diesem Kontext wiederholt Petra den für sie viel zu frühen Verlust der Adoptivmutter und unterstreicht die exponierte Rolle der Adoptivmutter. In diesem Kontext präsentiert Petra sich auch als erwachsene Adoptierte, die in der Retrospektive des Adoptions-Lebens Fragen stellt und ihr zurückliegendes Verhalten im Kontext der Adoptions- und Identitätsthemen reflektiert. Diese rückblickende Reflexion der erwachsenen Adoptierten kann hypothetisch auch als ein Versuch der aktuellen Bewältigung der Vergangenheit gewertet werden. Die Biographin stellt „indirekt“ auch das Manko ihrer Adoption dar, nämlich das Adoptionstabu. Petra entlastet dabei wiederholt ihre Adoptiveltern, argumentiert in Hypothesen und Verallgemeinerungen, dass aus der Adoption kein Tabu gemacht und von Anfang an darüber geredet werden soll (Sequenzen 19, 47). Die Biographin verbalisiert, dass Verdrängung nicht funktioniert und dass sie in einer offenen Kommunikation mit ihrem Adoptivvater alles anders hätte verarbeiten können (z. B. Sequenzen 4, 5, 8, 16, 48, 49). Die Selbstpräsentation könnte heißen. Jetzt als erwachsene Adoptierte sage ich: Das Tabu schmerzt und erzeugt neue Probleme. Die Ursprungsneugierde lässt sich nicht verdrängen. Meine Adoptiveltern sind nicht schuld. Wenn meine Eltern mit mir und ich mit ihnen über meine Fragen hätte kommunizieren können, wäre es für alle leichter gewesen.

Als wichtiges Feld im Interview präsentiert die Biographin das Thema leibliche Mutter. Nach der rationalisierenden Bewertung der natürlichen Mutter mit der „Leistung der Geburt“ benennt Petra auch die starke Ursprungsneugier auf die natürliche Mutter und ihre Fragen als jugendliche und erwachsene Adoptierte: „*Ich möchte wirklich wissen, was war und warum, und weswegen, und ich glaube, man*

will schon seine Wurzeln“ (4/49 bis 4/50). Diesen Satz spricht Petra im Interview nicht zu Ende sondern präsentiert unmittelbar anschließend ihre vermutlich wiederkehrende Frage und die Erklärung für diesen Identitätsbedarf. *„Manchmal frag ich mich eigentlich warum, nimm es doch einfach so hin, aber ich glaub, das geht nicht, ich kann es nicht, ich will das schon wissen was für Umstände.“* (4/51 bis 4/53) Die Selbstpräsentation lautet: Ich habe zu meiner Vergangenheit und zur Adoption Fragen und einen sehr starken Identitätsbedarf. Manchmal weiß ich gar nicht, warum diese Fragen mit dieser Energie da sind und ich möchte meine Adoption mit dem Tabu einfach so hinnehmen. Aber das geht nicht. Die Fragen sind da und ich benötige Antworten.

Die Biographin ist zu ihrer Adoptivmutter unauslöschbar tiefe Bindungen eingegangen. Diese Bindungen bleiben auch nach dem Tod der (Adoptiv-) Mutter erhalten. Zur leiblichen Mutter bleibt das Bedürfnis nach körperlicher Distanz bestehen. Dies widerspiegelt sich gleichfalls als roter Faden im gesamten Interview (z. B. Sequenzen 10, 15, 20, 21, 32, 33, 51, 54, 55). Die Biographin präsentiert, dass sie „der Frau“ keine mütterlichen Gefühle entgegenbringen kann und auch weiß, dass sie ihre leibliche Mutter damit verletzt. Petra erzählt auch von der eingetretenen Veränderung: Entgegen der körperlichen Abwehr in der Erstbegegnung kann Petra mittlerweile eine Umarmung zulassen. Die Biographin betont deutlich, dass dies für sie nie eine Umarmung zwischen Mutter und Tochter sein wird. In einer dramatischen Erzählung präsentiert Petra beispielhaft auch ihre bestehenden Grenzen. Die Adoptiveltern sind beide schon gestorben. Petra hat sich mit der leiblichen Mutter eigentlich woanders verabredet. Unerwartet steigt die leibliche Mutter vor ihrem Elternhaus aus dem Auto aus. Petra reagiert panisch und lässt die leibliche Mutter nicht ins Haus. Petra erzählt auch von ihrer Angst vor den Reaktionen der Nachbarn. Sie will auch ihr Elternhaus „schützen“. Die Selbstpräsentation lautet: Meine Mutter ist die Mutter die ich liebe. Meine leibliche Mutter hat mich geboren. Einen Besuch meiner leiblichen Mutter in mein Elternhaus kann ich nicht zulassen. Ich bewahre das Andenken meiner Eltern. Als Hypothese zu dieser Selbstpräsentation könnte gelten, dass die Biographin das Tabu und den Tabuauftrag so tief verinnerlicht hat, dass sie auch über den Tod ihrer Adoptiveltern hinaus das Symbol ihrer schönen Kindheit und Liebe (Elternhaus) der Adoptivmutter nicht „öffnen“ kann. Vor dem Besuch der leiblichen Mutter im Elternhaus hat Petra panische Angst.

Petra erzählt auch davon, dass (im Gegensatz zu ihrem „Bedürfnis nach Distanz“) ihre Kinder und besonders die Tochter zu ihrer leiblichen Mutter ein gutes Verhältnis haben. Die Biographin argumentiert mit der rationalen Erklärung, dass für ihre Tochter die Oma-Rolle bisher „unbesetzt“ war (Sequenz 21). Gleichzeitig bekundet Petra, dass sie bei den Besuchen der leiblichen Mutter keine Bevorzugung oder Sonderbehandlung für sich und ihre Tochter möchte und sich vergeblich dagegen wehrt (Sequenz 51). In ihrer Kindheit wurde Petra als „Heim- und Adoptivkind“ teilweise in der sozialen Umwelt stigmatisiert. Als Erwachsene wird ihr (und ihrer Tochter) in der Herkunftsfamilie eine „Sonderrolle“ zugewiesen. Die Biographin zeigt ihr „Bedürfnis nach Normalität“ und die Schwierigkeiten, die sich aus dem Adoptionsstatus ergeben. In der Folgerzählung (Sequenz 54) präsentiert sich Petra als erwachsene Adoptierte und Mutter mit Toleranz und Akzeptanz für diese „neue Beziehung“ zwischen Großmutter und Enkeltochter. Petra stellt sich selbst als Mutter dar, die ihrer Tochter hier die freie Entscheidung überlässt. Die Selbstpräsentati-

on lautet jetzt: Ich liebe meine (Adoptiv-) Mutter. Meine Tochter hat durch den frühen Tod „meine Mutti“ nicht kennengelernt. Ich brauche den Abstand zu meiner leiblichen Mutter. Bei meiner Tochter kann ich mir das neu entstehende „Großmutter-Enkel-Verhältnis“ erklären und tolerieren.

Petra beschreibt (Sequenz 22) den guten Kontakt zu ihren Halbgeschwistern und das besondere Geschwister-Verhältnis zur Schwester Susanne. Sie präsentiert sich hier als adoptiertes Einzelkind, das als Erwachsene im Prozess der Identitätssuche Erfüllung in der „späten Geschwister-Beziehung“ findet und entgegen der Distanz zur leiblichen Mutter bei dieser Schwester Susanne Nähe zulässt. In diesem Kontext (Sequenz 23) evaluiert Petra erneut ihre Schuldgefühle gegenüber ihren Eltern und begründet es mit dem Tabubruch. Sie präsentiert in den Folgesequenzen die bereits benannten Themen Liebe zu ihren Eltern, die Reaktionen der Umwelt gegenüber der Adoptivfamilie und das Adoptionstabu. Abschließend beschreibt Petra den aktuellen Stand, dass noch nicht alle im Freundes- und Bekanntenkreis von der Adoption wissen und dass sie in jedem Gespräch über Adoption negative Gefühle hat, die vom Adoptionstabu stammen. Die Selbstpräsentation lautet: Ich bin eine erwachsene Adoptierte, der es auch heute noch schwer fällt, über die Adoption zu reden. Das Adoptionstabu und mein Tabubruch erzeugen bei mir ein schlechtes Gewissen und Negativgefühle.

Im Gegensatz zu diesen gewollten „engeren Beziehungen zur Susanne“ benennt Petra ein „freundschaftliches Verhältnis“ und „Freundinnen-Gefühle“ zur leiblichen Mutter. Die Biographin hört als erwachsene Adoptierte mit großem Interesse, wenn die leibliche Mutter ihr von der Vergangenheit erzählt. (Sequenz 32) Petra präsentiert sich als erwachsene Adoptierte, die auf ihre unbeantworteten „Warum-Fragen“ der Kindheit in der direkten Kommunikation mit der leiblichen Mutter nach Antworten sucht. Die Biographin versucht, durch diese Erzählungen der leiblichen Mutter und anderer Mitglieder der Herkunftsfamilie sich *„ein Bild zu machen, was damals nun vorgefallen ist und warum es dazu gekommen ist.“* (4/39 bis 4/40) Ergänzend dazu argumentiert Petra, dass sie „die Frau“ nicht verurteilt, ihr also nicht das Thema Schuld zuweist. Die Biographin betont ihre Zufriedenheit über die Adoption und dass ihre Eltern in der seltenen Kommunikation der Kindheit *„nie schlecht“* (4/45) über den natürlichen Ursprung leibliche Mutter gesprochen haben (Sequenzen 33, 34). Die Selbstpräsentation lautet: Die Erzählungen meiner leiblichen Mutter (und anderer Verwandter) helfen mir jetzt als erwachsene Adoptierte. Dadurch erhalte ich Antworten auf die unbeantworteten „Warum-Fragen“ meiner Kindheit. Meine leibliche Mutter erzählt nicht alles. Ich verurteile meine leibliche Mutter nicht. Meine (Adoptiv-) Eltern haben in meiner Kindheit nie schlecht über meine leibliche Mutter gesprochen. Das hat mir damals geholfen und hilft mir auch heute.

Petra präsentiert sich im Interview als erwachsene Adoptierte, die in der Retrospektive ihres jetzigen Wissens Empathie und Verständnis für die Gefühle und Bedürfnisse der leiblichen Mutter nach Nähe und Wiedergutmachung zeigt und sich in die Rolle und Lebenssituation ihrer damals sehr jungen, leiblichen Mutter hineinversetzt (Sequenzen 36, 37). In dieser Empathie sucht und findet sie vermutlich Antworten auf die Fragen und Gründe ihrer Adoptionsfreigabe. Petra evaluiert, dass die leibliche Mutter unter der Adoptionsfreigabe gelitten hat. Petra zeigt in diesem Zusammenhang ihre Haltung als erwachsene Adoptierte, dass es der leiblichen Mutter

mit dem Wissen ihres Lebensweges und dem Gelingen der Adoption besser ergangen wäre (Sequenzen 20, 36). Petra präsentiert die ihr von der leiblichen Mutter erzählte Geschichte, dass die Großmutter mütterlicherseits nach der Adoptionsfreigabe einen Nervenzusammenbruch erleidet und alles versucht wurde, die Adoptionsfreigabe rückgängig zu machen (Sequenz 37). Ergänzend dazu erzählt Petra am Ende des Hauptteils (Sequenz 62), dass sie als einziges Kind ihrer leiblichen Mutter mit Kaiserschnitt zur Welt kam und die Mutter eine große Narbe über den Bauch hat. Parallel dazu stellt Petra das Außenseitergefühl (Sequenz 42, 43) und das Gefühl „ungewollt zu sein“ (Sequenz 53) ihrer Kindheit dar. In dieser Gegenüberstellung und mit diesen übernommenen Geschichten und Symbolik der Geburt und ständigen Erinnerung „Adoptionsfreigabe“ präsentiert die Biographin die für sie als Erwachsene „heilende Botschaft“ der leiblichen Mutter, kein gänzlich ungewolltes Kind zu sein. Durch die gewählte Form Erzählung und Geschichte verweist Petra auf das herausragende Ereignis Adoptionsfreigabe im Jugendamt und die hohe emotionale Betroffenheit der Beteiligten.

Unmittelbar daran (Sequenz 38) erzählt Petra detailliert, wie *„meine Eltern, als ich anderthalb Jahre alt war, (mich) von dieser Dauerkrippe abgeholt (haben).“* (5/15 bis 5/16) Die Biographin präsentiert in einer Erzählung ihr damaliges Lebensalter, die Dauerkrippe als den Ort der ersten Begegnung zwischen Adoptiveltern und ihr und das bedeutsame „Thema Liebe“. *„Sie hat sich wohl gleich in mich verliebt und gesagt, ja, das ist meine Tochter.“* (5/19 bis 5/20) Petra zeigt in der ihr als Kind vermittelten Geschichte der Adoptiveltern den Verlauf des Kennenlernens und erneuert die exponierte Rolle der Adoptivmutter. In dieser Präsentation finden sich als Hypothese auch Hinweise für die gestörten Bindungsbeziehungen als Kind bis zum Lebensalter von eineinhalb Jahren. In diesem bindungsrelevanten Lebensalter verbrachte Petra die meiste Zeit in der Wochenkrippe (*„Ich bin im Dauerheim gekommen und wurde von der Großmutter abgeholt“*, 5/3 bis 5/4). Petra hat vermutlich unterschiedliche Erzieherinnen als erwachsene Bezugspersonen und wird abwechselnd von der leiblichen Mutter oder der Großmutter mütterlicherseits am Wochenende abgeholt. Mit der Aufnahme in die Adoptivfamilie entstehen neue und qualitative Bindungen. Die Adoptivmutter wird in diesem Kontext die bedeutsamste Bindungsperson. Die Selbstdarstellung lautet: Meine Eltern haben mich aus dem Heim geholt. Sie waren gleich in mich verliebt. Ich habe diese Liebe gebraucht. Eine besondere Rolle hatte meine Adoptivmutter. Meine Eltern haben mir eine „Willkommens-Geschichte“ als Kind erzählt.

Nur in der Betonung der Liebe zu ihren Adoptiveltern kann Petra auch die unerfüllten Bedürfnisse und den Mangel der Kindheit präsentieren. So leitet sie z. B. in (Sequenz 39) die Präsentation der Defizite ihrer Kindheit durch die wiederholte Benennung ihrer Liebe zu den Adoptiveltern ein. In der Sequenz 40 beschreibt Petra, was ihr parallel zu dieser Liebe gefehlt hat: Als Kind und Jugendliche fehlten ihr die Fotos als Baby. Petra hatte keine Informationen über ihre Geburt. Da ihre Fragen unbeantwortet blieben, entwickelt die Biographin Phantasien in der Kindheit und den folgenden Entwicklungsaltersstufen.

Nachfolgend fasst Petra ihr aktuelles Wissen über den damaligen Verlauf Adoption und die eruierten Zusammenhänge zusammen. Erneut präsentiert Petra ihren Bedarf nach Identitätswissen, ihre Suche nach Gemeinsamkeiten mit der leiblichen Mutter sowie ihre Verletzung über das Schweigen der leiblichen Mutter bezüglich ihrer

Fragen zum leiblichen Vater „*Darüber spricht meine leibliche Mutter nicht.*“ (6/4) Das Ursprungstabu der Adoptivfamilie wird durch die leibliche Mutter beim Thema leiblicher Vater fortgesetzt (Sequenzen 35, 46, 60). Petra erzählt mit einer weinerlichen Stimme, setzt große Pausen und unterdrückt ein leises Weinen. Die Selbstpräsentation lautet: Ich hatte in meiner Kindheit und Jugend Fragen zu meinem natürlichen Ursprung. Diese Themen waren bei meinen Adoptiveltern ein Tabu. Als erwachsene Frau habe ich heimlich meine leibliche Mutter gesucht und gefunden. Die Fragen zu meinem leiblichen Vater tabuisiert jetzt meine leibliche Mutter. Das schmerzt sehr.

Die Biographin argumentiert (Sequenz 58), dass für sie nicht die Geburt sondern die Zuwendung und Liebe entscheidende Faktoren sind. Petra evaluiert als Tenor für ihre Adoption wiederholt die eingegangenen Bindungen und Emotionen zu den Adoptiveltern. Petra „erhebt“ die Liebe zu ihren (Adoptiv-) Eltern über die Bedeutung der leiblichen Mutter (die „*Stimme des Blutes*“ (8/36), als Symbol für den genealogischen Ursprung). Die großen Erzählpausen, das Schluchzen und Weinen (auch in dieser Sequenz) verweisen auf die „Betroffenheit“ und auf die Emotionalität der präsentierten Themen. Petra „sammelt“ in den Erzählpausen neue Kräfte und Orientierung und kann danach ohne Erzählaufforderung fortfahren. Als Folgehypothese könnte sich daraus ergeben: Das von der Biographin verinnerlichte Tabu zu den Adoptionsthemen wirkt bis in die Gegenwart. Gleichzeitig hat Petra aber auch den Bedarf, über diese angestauten Themen erzählen zu wollen. In dem geschützten Rahmen Interview „erleichtert“ sich die Biographin im Erzählen.

Die Biographin präsentiert am Ende des Hauptteils auch das Ziel und Ergebnis ihrer Identitätssuche (Sequenz 59). Als Adoptierte sucht und findet sie in den Begegnungen mit ihrer leiblichen Mutter Gemeinsamkeiten im Aussehen und Interesse. Hiermit zeigt sie die genealogische Neugier der Adoptierten mit Blick auf die biologische Komponente. Petra präsentiert die Äußerung ihrer Halbschwester, dass sie ihrer leiblichen Mutter in manchen Verhaltensweisen ähnelt und dass sie selbst diese Zuschreibung interessant findet. Erneut wiederholt Petra die Verletzung, dass die leibliche Mutter den (anderen biologischen Anteil) leiblichen Vater tabuisiert. Abschließend zeigt Petra in der Sequenz 63 noch einmal ihre Leistung, dass ihre Kinder jetzt von ihrer Adoption wissen. Sie stellt ihre Hoffnung und Überzeugung dar, in der heimlichen Suche ihren Vater nicht verletzt zu haben. Petra präsentiert auch den Ausblick, weiter an sich zu arbeiten. Als Hypothese bedeutet das, dass sie den begonnen Prozess der aktiven Auseinandersetzung mit den Adoptionsthemen und die entlastende Kommunikation und Öffnung des Adoptionstabus jetzt als Erwachsene fortsetzen will. Neben diesen Ausblick präsentiert sie noch nicht den Weg. Als eine Folgehypothese wäre es möglich, dass Petra sich mit Hilfe des Jugendamtes auf die Suche nach dem leiblichen Vater begibt. Die Selbstpräsentation lautet: Ich habe auf den Weg der heimlichen Suche meine leibliche Mutter gefunden. Auch die Ähnlichkeiten mit ihr finde ich interessant. Für mich ist es sehr erleichternd, dass meine Kinder jetzt von meiner Adoption wissen. Meinen geliebten Vater habe ich nicht verletzt. Die „Heimlichkeit“ hat mich sehr belastet, deshalb kann ich erst jetzt über alles reden. Diesen Prozess der aktiven Auseinandersetzung und Kommunikation Adoption werde ich fortsetzen.

Zusammenfassend zeigt die Biographin in der Selbstpräsentation den Verlauf aus ihrem Blickwinkel als Kind, Jugendliche und erwachsene Adoptierte. Zuerst klärt

Petra gegenüber dem Interviewer die Rollen, in dem sie ihre (Adoptiv-) Eltern als „meine Eltern“ präsentiert. Nach der zusammenfassenden Darstellung von der schönen Kindheit und Jugend bei ihren Eltern folgt die dramatische Erzählung von der Fremtoffenbarung in der Schule als Schockerlebnis. Petra zeichnet auf, dass ihre Eltern einerseits ihr dann alles erzählt haben (von der eigenen Kinderlosigkeit, dem Kennenlernen in der Dauerkrippe, die von Anfang an vorhandene, fortwährende Liebe, die wenigen Aussagen zur leiblichen Mutter). Andererseits erklären ihre (Adoptiv-) Eltern die Adoptionsthemen zum Tabu und haben ganz selten mit ihrer Tochter darüber gesprochen. Die Biographin zeigt in vielen Sequenzen ihren hohen Bedarf, von Anfang an geliebt zu werden, die Bedeutung der eingegangenen Bindungen zu den (Adoptiv-) Eltern und dass das „gesetzte Adoptionstabu ihrer Kindheit“ bei ihr Ängste, ambivalente Gefühle und Konflikte in den späteren Bewältigungsaufgaben auslöst.

Petra präsentiert auch, dass sie als Adoptivfamilie von der sozialen Umwelt (Großfamilie, Lehrer und Schüler) als „andere, nicht normale Familie“ betrachtet und z. T. behandelt wurde. Das Tabu wird durch den frühen Tod der Mutter (Biographin ist achtzehn Jahre alt) verstärkt. Aus Angst, ihren Adoptivvater zu verletzen, kann die Biographin mit diesem über ihre Ursprungsneugier nicht reden. Parallel dazu präsentiert Petra ihren starken Identitätsbedarf in der Pubertätszeit, den sie zuerst verdrängt. Erst mit Hilfe ihres Ehemannes geht Petra mit siebenunddreißig Jahren heimlich (ohne Erlaubnis ihres Adoptivvaters) auf Suche nach ihren genealogischen Wurzeln. Daraus ergeben sich neue Problemstellungen und die Verstärkung bzw. den Wandel des Adoptionstabus in ein Identitätstabu. Die Biographin dokumentiert im Interview die Stärke des Adoptionstabus und die aus der „unerlaubten Suche“ resultierenden Schuldgefühle gegenüber ihren Adoptiveltern. Im Lebensverlauf entwickeln sich daraus bei der Biographin viele Ängste und Komplexe (z. B. Ich fange erst jetzt, mit zweiundvierzig Jahren an zu lernen, über meine Adoption reden zu können). Daneben präsentiert Petra ihre Ursprungsneugier, den Erfolg der Suche, ihre anhaltende Distanz zur leiblichen Mutter und ein entstehendes, freundschaftliches Verhältnis zu einer jüngeren Halbschwester. Petra zeigt auch die Dynamik des Adoptionstabus. Als Adoptierte verinnerlicht Petra das Adoptionstabu über die verschiedenen Entwicklungsaltersstufen (auch gegenüber ihren eigenen Kindern!) bis in das Erwachsenenalter und bis zum Tod des (Adoptiv-) Vater. Die leibliche Mutter von Petra setzt das Tabu mit Bezug auf den leiblichen Vater fort. Die Biographin argumentiert, dass Verdrängung nicht funktioniert und plädiert für eine frühe Offenbarung und dauerhafte Kommunikation der Adoptionsthemen in der Adoptivfamilie.

7.1.3 Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben) Petra Krause

7.1.3.1 Einleitung

Der Hauptteil des Interviews hat bereits einen Umfang von ca. neun Seiten, der Nachfrageteil umfasst sechzehn Seiten. Das Interview ist somit ein „langes Interview“. Die verschiedenen Felder des Erlebens finden sich in beiden Teilen des Interviews. Auf ein bestimmtes Erleben nachgefragt, erzählt die Biographin im zweiten Teil erneut und detailliert, manchmal auch sehr aufgeregt. Sowohl im Haupt- als auch im Nachfrageteil kann Petra oft minutenlang nicht weiterreden oder weint leise. Sie benötigt an einigen Stellen des Interviews viel Zeit, um sich neu zu sammeln. Danach erzählt die Biographin ohne Erzählaufforderung oder Nachfragen weiter.

Die Biographin kommt mit cirka einem viertel Jahr in eine Wochenkrippe. Dort lebt sie bis zum zwanzigsten Lebensmonat. Das bedeutet für das Kleinkind Petra eine frühe Trennung von der Mutter und im bindungsrelevanten Alter das Erleben verschiedener Erzieherinnen als tägliche Bezugspersonen. An den Wochenenden holen wechselweise die leibliche Mutter oder die Großmutter mütterlicherseits Petra ab. Die Biographin hat keine bewussten Erinnerungen an diesen Zeitraum. Mit einem Lebensalter von ca. einem Jahr und acht Monaten nehmen die Adoptiveltern Petra in ihre Familie auf. In der ersten Klasse erfolgt dann die „Fremdoffenbarung“ des Adoptionsstatus.

Zu der subjektiv erlebten Aufschichtung der Lebensereignisse gehören als Themenbausteine die **Adoptiveltern**, die **Adoptionsoffenbarung** und der **Adoptionsstatus**, weiterhin das **Adoptionstabu** und die **heimliche Suche nach dem natürlichen Ursprung**. Daraus ergeben sich die Felder **leibliche Mutter**, **leibliche Halbgeschwister** und **leiblicher Vater**.

7.1.3.2 Adoptiveltern, Adoptionsoffenbarung und Adoptionsstatus Petra Krause

Die Biographin erlebt ihre Adoptiveltern in der engagierten, kindbezogenen und emotional ausgefüllten Elternrolle. Petra bindet sich an „ihre Eltern“, empfindet tiefe emotionale Gefühle zu den Eltern und eine „natürliche Zugehörigkeit“ zu der Familie Krause. So beginnt Petra auch das Interview mit der Zusammenfassung und Klarstellung „*Ich nenne meine Eltern Eltern.*“ (1/18) Dieses vorangestellte „Gesamt-Erleben“ ihrer Adoptiveltern als die eigentlichen „Bindungs-Eltern“ zieht sich als roter Faden durch das ganze Interview. Damit verbindet Petra ihre sehr schöne Kindheit und Jugend, die erlebte Liebe zu ihren Eltern und das Gefühl geliebt zu werden und ein harmonisches Familienleben mit Geborgenheit. Die Biographin betont wiederholt die große Liebe zu ihrer (Adoptiv-) Mutti. Petra fokussiert, dass dieses „Erleben Eltern“ bei ihr durchgängig und bis in die Gegenwart wirkt. Die Frage nach der schönsten Lebenssituation am Ende des Interviews beantwortet Petra nicht mit „einer Situation“ sondern mit dem „Gesamt-Erleben“ Eltern:

Also das schönste kann ich sofort sagen meine Kindheit, meine Jugend, die Geborgenheit, die ich bei meinen Eltern hatte //: Ja/ 'das is=ses' (5) //: All

das/ 'ja' /I: Ja/ 'ja, das is wo, mit ((tiefes Einatmen)) die schönste Zeit gewesen' (27/37 bis 27/39)

Eine Klassenkameradin hört das Gespräch ihrer Eltern mit einer Lehrerin mit und erfährt so von der Adoption von Petra. Dieses Mädchen erzählt diese Neuigkeit am nächsten Tag in der Schule. Diese „klassische Fremdoffenbarung“ hat für Petra zur Folge, dass sie im öffentlichen Raum Schule diskriminierend mit den Themen Heimkind und „nicht richtige Eltern“ konfrontiert wird. Bis dahin hat Petra ihr erlebtes „Normalitätsbild Familie“ und „eheliches Kind meiner Eltern“ tief verinnerlicht. Die Biographin erlebt diese abrupte, externe Diskreditierung als Siebenjährige als „nen Schock“ (1/24), als „unfassbar“ (1/33) und konnte das „erst gar nicht verstehen, ... nicht glauben“ (1/25) und ist „sehr fix und fertig“ (10/9). Petra wendet sich unmittelbar nach der Fremdoffenbarung mit diesem Schock- und Verzweiflungserleben an ihre Adoptivmutter. Ihre Adoptiveltern gehen mit Petra in dieser für alle Beteiligten sehr schwierigen Situation sehr feinfühlig um. Die Adoptiveltern bestätigen den Status, erzählen vom Kennenlernen und auch von der eigenen Kinderlosigkeit, dem großen Kinderwunsch und bestätigen ihre große Liebe für Petra vom ersten Augenblick an:

*und meine Mutti war wohl **sehr off Mädchen** /I: Ja/ äh fixiert und, dass se eben dann, dieses Bild gezeigt kriegten, und äh /I: Ja/ ja (4) ich muss wohl ein sehr hübsches Kind gewesen sein ((Lachen)) und /I: Ja/ s=z=z=ja: und sie=hat=sich=eben=sofort=in=mich=verliebt und äh, das hat se mir das ham se mir **sehr liebevoll geschildert** (9/34 bis 9/38)*

Diese „Willkommensgeschichte“ unmittelbar nach der externen Diskreditierung bestätigt Petra die „erlebte Liebe der Eltern“ und bildet den heilsamen Gegenpol zur Verletzung der Fremdoffenbarung. Petra ist nach den cirka fünf Jahren Leben in der Familie Krause an die Adoptiveltern qualitativ neu und emotional stark gebunden. Die „erlebten Bindungen“ zu den Adoptiveltern werden durch die Fremdoffenbarung bei Petra nicht beschädigt. Da die Fremdoffenbarung jedoch abrupt, als deutliche Stigmatisierung und Diskriminierung in der Öffentlichkeit des Klassenzimmers erfolgt, erlebt Petra dies als sehr schmerzhaft und auch nach dem Gespräch mit den Adoptiveltern eine anhaltende Traurigkeit:

*dass das **für mich meine Eltern warn**, das war /I: Ja/ n=für mich (4) /I: Hm/ also ich hab sehr geweint, also (5) 'wie gesagt, weil ich 's'(2) /I. Ja/ wir war ebend ob=as, wir warn ebend, **ne Familie** /I: Hm/ ne **gute=Familie=harmonisches=Familienleben=alles, aber=es=war=ebend das** ((tiefes Einatmen)) (3) diese Traurigkeit, dass das ebend, zu wissen, dass das nich meine richtigen Eltern sind (9/42 bis 9/47)*

Im Vorgenannten zeigen sich die Konfrontation der siebenjährigen Biographin in den erlebten Bindungen und mit den jetzt auch verinnerlichten Sozialisationswerten richtige Familie und richtige Eltern versus die Stigmatisierung Heimkind und nicht richtige Eltern. In der unvorbereiteten Situation Fremdoffenbarung, mit der sozial-tradierten Wertigkeit und durch die öffentliche Bloßstellung wirken die Inhalte der Fremdoffenbarung als tiefe Verletzung. Die von der Biographin mit sieben Jahren erlebte und im Interview mit vierzig Jahren noch in Sequenzen reaktivierte Traurigkeit könnte sich als Hypothese sowohl auf die Gesamtheit der Fremdoffenbarungssituation als auch eine Trauer des Verlustes der natürlichen Eltern beziehen.

Petra nimmt als Kleinkind den Status Adoption in der großen Familie noch nicht so wahr. Mit zunehmendem Alter und nach der externen Adoptionsoffenbarung wird sie hellhöriger und erlebt von einigen Familienmitgliedern eine ungleiche Behandlung:

*ich war eben **doch nicht das Familienmitglied** wies die anderen waren /I: Ja/ ja, es gab vereinzelt, die haben mich eben wirklich von Anfang an so, hab ich jedenfalls das Gefühl=aufgenommen=und=haben=mich=auch=so, **akzeptiert** und das, äh, das so akzeptiert=aber es gab auch, **viele**, die ebend, äh mich das haben spüren lassen (4/6 bis 4/10)*

An vorgenannter Ungleichbehandlung spürt Petra vermutlich als Kind und Jugendliche auch bei ihren Eltern diese externe Verletzung. Als Adoptierte erlebt die Biographin sich und ihre Eltern durch die Reaktionen der Verwandten als abweichendes, nicht normales Familienmodell. Petra erzählt z. B. im Nachfrageteil eine Begebenheit aus dem Schwimmbad, als der Großvater väterlicherseits die Enkelkinder graduiert. Dieser Großvater wählt gegenüber ihren Adoptiveltern und im Vergleich mit den „leiblichen Enkelkindern“ und mit Petra die Formulierung „**eigen Fleisch und Blut**“ (18/51). Dieser Großvater würde die leiblichen Enkel in einer Gefahrensituation vor dem „angenommenen Kind“ bevorzugen. Die Biographin sieht die Verletzung ihrer (Adoptiv-) Eltern wegen dieser Formulierung und hypothetisiert in der Retrospektive, dass es für ihre Eltern sehr schwer war, ein fremdes Kind aufzunehmen. Als adoptiertes Kind erlebt Petra nach der Fremdoffenbarung in der Klasse die Ergänzung, Bestätigung und Stigmatisierung des abweichenden, nicht normalen Familienbildes auch durch die Verwandten. Petra empfindet als Kind und auch noch als erwachsene Adoptierte Dankbarkeit und „**Hochachtung vor meinen Eltern, dass sie das auf sich genommen ham, das se das überhaupt alles so über (4) ((Stöhnen)) ´so gut gemacht ham´ (18) tja (54)“**(4/19 bis 4/21). Auch die langen Sprechpausen und das Stöhnen im vorangehenden Zitat verweisen auf die damals und auch noch heute präsente hohe Emotionalität dieser Themen (Leiblichkeit versus Nichtleiblichkeit, Diskreditierung des Adoptivstatus in Familie und Schule) für die Biographin.

Der von einigen Familienmitgliedern vermittelte Status des „fremden Adoptivkindes“ verletzt Petra. Sie möchte als gleichwertiges Familienmitglied anerkannt werden. Als Beispiel ihrer Bemühungen um Anerkennung benennt sie ihre große Hochzeitsfeier, zu der sie alle Verwandten einlädt. Aus heutiger Sicht resümiert sie ihre Wahrnehmung und das Gesamterleben, dass auch ihr familiäres Engagement nicht ausreicht, den tradierten Status der Nichtleiblichkeit und Nichtzugehörigkeit zu überwinden:

*und, es war och ne **sehr schöne Feier**, es war **sehr schön und ausgelassen** (3) ´ja, aber ich glaub schon dass immer nen bisschen´(2) /I: Das glauben sie/ ´dazwischen stand, ja ich glaubs, ich denke es doch´, also bei **dem einen mehr und bei den anderen weniger** (19/11 bis 19/14)*

Als Höhepunkt des „abweichenden Adoptivstatus“ schildert die Biographin ihr späteres Erleben als erwachsene Adoptierte. Petras (Adoptiv-) Vater überschreibt noch zu seinen Lebzeiten seinen Anteil des Hauses auf seine Adoptivtochter Petra. Eine Cousine will ausgezahlt werden und schickt Petra einen Brief mit der Formulierung „**die wahren Erben leben noch, so ungefähr, du bist gar nicht die richtige Erbin**“ (19/19 bis 19/20). Diese Äußerungen durch diese Verwandte symbolisiert auch die

Haltung einiger Familienmitglieder in der Großfamilie und Petras durchgängiges Erleben als Adoptierte. Im Interview äußert Petra, dass sie das Vorgenannte als sehr schmerzhaft erlebt.

Aus der Kombination der externen Diskreditierung Adoption und dem internen Erleben der nicht gleichwertigen Zugehörigkeit in der großen Familie entsteht bei der Biographin das Gefühl des nicht normalen in Sinne von „irgendwie kam man sich schon immer ein bisschen anders vor irgendwie, als **Außenseiter**.“ (5/46 bis 5/47). In diesem Zusammenhang erlebt Petra ihre Adoptiveltern als engagierte Eltern, die alles versuchen, dieses Gefühl auszugleichen, damit ihre Tochter als „ganz normales Kind“ (5/48 bis 5/49) groß wird. Bis heute hat sie dafür ein intensives Gefühl der Dankbarkeit gegenüber ihren Adoptiveltern. Petras Adoptivmutter nimmt in Petras Leben die zentrale, emotionale Rolle ein. In vielen Sequenzen des Interviews und auch im vorgenannten Zusammenhang betont Petra die besondere Bedeutung der Adoptivmutter.

*Ja:’, also ich hab mich immer geborgen gefühlt, u:nd, ich hatte eben diese Wärme, ich glaub, die man als Kind braucht, meine Eltern waren immer für mich da /I: Hm/ (2) ich konnte immer zu ihnen kommen, ich konnte immer reden und immer, ja bis zum Schluss, konnt ich meiner Mutti **alles erzählen**, und sie war immer sehr verständnisvoll und hat auch immer bei Problemen geholfen (18/22 bis 18/26)*

Neben den Negativäußerungen der Verwandten kennt Petra z. B. die Positiv-Geschichte der Großeltern mütterlicherseits. Als diese das erste Mal die schwächliche, zarte Petra sahen, müssen sich diese Großeltern so geäußert haben, dass die Eltern die Kleine ja „aufpäppeln“ sollen. Diese Geschichte klingt für die Adoptierte vermutlich schöner und optimistischer. Zu dem Thema „zartes Kind“ gibt es auch eine weitere, durch die Adoptiveltern wiederholt erzählte Geschichte, dass Petra zum Anfang Schwierigkeiten mit dem Essen hatte:

mit den Essen, da gabs wohl Probleme=ich hab wohl doch nicht alles so gegessen /I: Hm/ u::nd (2) dort=die vom Dauerheim ham wohl erzählt ich würde alles essen (22/29 bis 22/30)

Für die Biographin sind diese Erzählungen der Adoptiveltern aus ihrer Kindheit sehr bedeutsam. Petra erlebt dadurch auch, dass sie von ihren Eltern grundsätzlich gewollt und bei den Großeltern mütterlicherseits auch willkommen ist. Petra präsentiert in der Retrospektive auch das „andere Erleben“. Die „Kommunikation Adoption“ war „ebend **selten**, dass wir darüber gesprochen haben /I: Ja/ (11) ((kaum hörbar)) ja (17) meistens nach **Familienfeiern**“ (10/26 bis 10/27). Die großen Erzählpausen verweisen auf einen vergangenen und gegenwärtig hohen Grad der Emotionalität. Dieses Zitat zeigt, dass die Biographin einen „höheren Kommunikationsbedarf“ als Kind hat und diesen Bedarf ihren Eltern nicht zeigt. Scheinbar finden Gespräche zum Status nur nach bestimmten „Auslösern“ (z. B. Familienfeier) statt. Es ist anzunehmen, dass in diesem Kontext eine versteckte oder offene Diskreditierung vorher die (Adoptiv-) Eltern verletzte. Das heißt, in der „Kommunikation Adoption“ erlebt Petra häufig „emotional belastete“ oder verletzte (Adoptiv-) Eltern. Als Hypothese könnte gerade dieses Erleben die Biographin davon abgehalten haben, als Kind den Eltern ihre Fragen zu stellen. Kinder möchten ihre Eltern nicht traurig machen und vermeiden deshalb bestimmte Themen. Auch Petra wird nach „diesem Erleben Adoptionstraurigkeit“ die geliebten Eltern mit den eigenen „Kommunikati-

onsbedürfnissen Adoption“ nicht erneut oder zusätzlich belasten wollen. Die Hauptkommunikationspartner zu den Themen der Adoption sind in der Kindheit für Petra ihre (emotional belasteten) Adoptiveltern.

Die Biographin erzählt im zweiten Teil des Interviews noch einmal über den Adoptionsverlauf aus dem Blickwinkel ihrer Adoptiveltern. Diese „Adoptionsgeschichte“ erzählen die Adoptivelter Petra als Schulkind nach der Fremdoffenbarung. Petra erfährt den „Kinderwunsch Mädchen“ und von der Adoptivmutter, dass sie ein hübsches Mädchen mit großen Augen und schönen Locken war. Diese Erzählung der Adoptiveltern wird Petra hypothetisch sehr angenehm, als Kompliment und als „Willkommens-Botschaft“ und Aussage „Wunschkind“ erlebt haben. Die Biographin betont im Interview, dass sie als Kind gerne und genau zugehört hat und unterscheidet noch einmal zwischen den (Adoptiv-) Eltern:

*ja, u::nd als erstes wohl, hab ich wohl, meine **Mutti umarmt** und bei mein **Vati** hats wohl nen **bisschen länger** gedauert ((hörbares Einatmen)) eh ich ihn da so: /I: Hm/ äh (3) also das erste war ebend, ´die Mutti=vielleicht weil ich ebend ((hörbares Einatmen)) vielleicht kannte ich da Männer´ ((Lachen)) **noch nicht so sehr** /I: Ja/ hatte nur mit Frauen zu tun /I: Hm/ ja, sie waren eben wohl sehr glücklich=sind=wohl=mit=mir=gleich=heimgefahren (22/16 bis 22/21)*

Im vorgenannten Zitat verweist die Biographin auch auf ihr vorbewusstes Erleben als Kleinkind. Sowohl in der Wochenkrippe als auch im Kontakt mit der leiblichen Mutter und Großmutter mütterlicherseits erlebt Petra ausschließlich Frauen und benötigt als Kind erst ein „neues Erleben Mann“ in der Vaterrolle. Petra entschuldigt damit ihre anfängliche Distanz zum Adoptivvater. Gleichzeitig erlebt Petra in diesen Erzählungen der Adoptiveltern, dass diese mit ihrer Tochter sehr glücklich sind. Dies verstärkt bei dem „nicht leiblichen Adoptivkind“ das Gefühl, ich bin als Kind von meinen Eltern gewünscht, willkommen und mache auch sie als Eltern glücklich.

Auf die Anfrage der Häufigkeit dieser erzählten Geschichte widerspricht sich die Biographin. Zuerst äußert sie „*doch es wurde oft erzählt*“ (22/28) und gleich danach benennt sie die Feiertage Weihnachten, Ostern, andere Anlässe und „*ab und zu drüber gesprochen, in den letzten Jahren, so direkt da eben **nicht, nicht mehr***“. (22/38 bis 22/39). Als Hypothese ist das kein Widerspruch, sondern spiegelt den Verlauf. Als siebenjähriges Schulkind erlebt Petra diese Willkommens-Geschichte als sehr bedeutsam und möglicherweise als ausreichend. Mit Bezug auf die „traditionell wiederkehrenden Feiertage“ und im Kontext mit den externen Diskreditierungen als „zu selten“. Mit zunehmendem Lebensalter wächst die Ursprungsneugier und es verändert sich die Qualität der inhaltlichen Fragen der Biographin. Dem Schulkind und der Pubertierenden werden dies „Geschichten“ scheinbar „noch seltener“ erzählt. Weiterhin steht die Häufigkeit im Zusammenhang mit der emotionalen Verfassung der Akteure. Mit dem Tod der (Adoptiv-) Mutter „stirbt“ auch die Kommunikation zur Adoption.

*´ja:: für mich persönlich wars eben sehr schwer der Verlust von meiner Mutti damals´ (weinend) ´da war ich 18 Jahre und es war für mich´ /I: Hm/ **sehr schwer** ((unter Tränen)) und ich glaub das hab ich bis heut och noch nich, **überwunden** /I: Hm/ ´weil das nen sehr plötzlicher Tod war, und das war*

*eben´, sehr, **schwer für mich**, so dass ich in dem Sinne **alleine** dastand /I: Hm/ ((schluchzend)) (5/49 bis 5/54)*

Der Verlust der Adoptivmutter ist für die Biographin besonders schmerzhaft. Petra erlebt einen plötzlichen Tod und abrupten Verlust, ohne dass sie Abschied nehmen kann. Dieses Verlust-Erleben beschäftigt Petra noch „**jahrelang**“ (10/42) und ihr „*ganzes Leben lang*“ (10/42). Weiterhin verliert Petra mit dem Tod der Adoptivmutter eine wichtige Kommunikationspartnerin. Das Thema Adoption wird nach dem Tod der Mutter „*ein **absolutes Tabuthema***“ (1/36) zwischen Petra und ihrem Adoptivvater. Petra spürt ihre Neugier und möchte mit diesen Themen den Vater nicht verletzen. Weiterhin verdrängt sie die Identitätsneugier auch wegen ihrer anhaltenden Trauer.

Petra lebt zuerst alleine mit dem Adoptivvater und später mit ihrem Mann und zwei Kindern und dem Adoptivvater in ihrem Elternhaus. Petra fühlt sich mit dem (Adoptiv-) Vater eng verbunden, verpflichtet und entwickelt ein Schutzbedürfnis gegenüber dem Adoptivvater. Bei dem Tod des (Adoptiv-) Vaters erlebt Petra großen Schmerz und Trauer. Die Gefühle und Trauer über den abrupten Verlust der Adoptivmutter sind wieder präsent:

*‘Ja, ja mein Vati is eben och ganz plötzlich gestorben´ /I: Hm/ ‘kann beinahe sagen, genau so wie meine Mutti´, u:nd (3) ((kurzes Stöhnen)) äh das war och **sehr schwer**, für mich wieder dieses **Plötzliche** zu erleben /I: Hm/ (4) ‘und er hat eben och sehr an seinen Enkeln gehangen, also´, sein **Enkelsohn**, war sein **ein und alles** /I: Hm/ also, der hatt`n auch **jung** gehalten, also das war, die zwei hatten immer ein sehr sehr gutes, inniges Verhältnis (15/33 bis 15/38)*

Mit der späten, heimlichen Identitätssuche erlebt Petra den starken Loyalitätskonflikt.

7.1.3.3 Adoptionstabu und heimliche Identitätssuche Petra Krause

Die Thematisierung des Adoptionsstatus in der Öffentlichkeit erlebt die Biographin als siebenjähriges Schulkind in der Wirkung der externen, diskriminierenden Adoptionsoffenbarung. Unmittelbar danach erfährt sie in ihrer Verletzung vor allem liebevolle Zuwendung und die Bestätigung der Liebe durch die Adoptiveltern, erste Informationen und später „Geschichten“ über ihre Adoption. All das „heilt“ die starken emotionalen Wunden der externen Diskreditierung. Gleichzeitig setzen die Adoptiveltern für Petra erlebbar das Adoptionstabu:

*mir wurde gesagt, dass ich das eben so eben als **Geheimnis** nehmen soll, niemanden /I: Hm, hm/ erzählen soll, dass ich nicht drüber sprechen soll, u:nd /I: Ja/ ‘da is es doch schon´, **irgendwie** (5) ((leises, kurzes Stöhnen)) (5/38 bis 5/41)*

In dieser hoch emotionalen Situation (externe Verletzung und interne „Heilungsversuch“) könnte Petra die Tabusetzung der Adoptiveltern hypothetisch als möglichen Schutz vor weiteren Verletzungen erleben. Vielleicht „versteht“ das Kind Petra diese Botschaft aber auch als ein „notwendiges Versprechen“ oder als „Auftrag“ von ihren geliebten Eltern. Das von den Adoptiveltern gesetzte Tabu wirkt intensiv auf das Kind Petra und wird von der Biographin tief verinnerlicht. Vorgenanntes Zitat

ist der „Grundstock“ für die spätere emotionale Belastung der erwachsenen Adoptierten.

Die Adoptiveltern von Petra sind mit einer Familie befreundet, die die Herkunftsfamilie „kennt“. Das adoptierte Kind Petra erlebt bei den Besuchen in dieser befreundeten Familie erneut das Tabu:

*es is allerdings ehm wie gesagt, och **da immer** nen **Tabuthema** gewesen, es wurde **och da nich** drüber gesprochen /I: Ja/ och wenn wer dort waren, also **sehr sehr selten** /I: Hm/ ´und wurde eben **nich** ausführlich drüber gesprochen´ (12/26 bis 12/29)*

Die Adoptiveltern hatten wenig „offizielles“ Hintergrundwissen über den natürlichen Ursprung und die Gründe der Adoptionsfreigabe. Es ist somit möglich, dass die „befreundete Familie“ „subjektives und informelles Wissen“ an die Adoptiveltern weiter gibt. Aus dem Gesprächen mit ihren Adoptiveltern prägt sich Petra ein, dass ihre leibliche Mutter zum Zeitpunkt ihrer Geburt sehr jung ist, Petra noch einen jüngeren Bruder hat „und äh, dass sie eben mich, na gut, sie haben gesagt weggenommen haben“ (10/54 bis 10/55).

In Petras Erlebenswelt Kindheit und Schulalter entstehen Phantasien über das Aussehen einer jugendlichen Mutter, Phantasien über den Bruder und es „drängen“ zunehmend Fragen nach den Gründen der Adoptionsfreigabe bzw. der „Wegnahme“. Die Biographin erlebt ihre Fragen, ob die leibliche Mutter Interesse an ihr Kind Petra hatte oder ob sie trotz aller Schwierigkeiten vielleicht einmal im Jugendamt angefragt hat. Dies sind Fragen der Adoptierten zum Thema „ungewolltes Kind“. Als erwachsene Adoptierte reflektiert die Biographin ihre (mit zunehmendem Lebensalter) gesteigerte Neugier und die Phantasien:

*muss och sagen, dass ich da eigentlich, noch nich so: die, **Ambitionen hatte** /I: Ja/ das nun da kennenzulernen=oder=so=das=is=dann=erst=später=gekommen als ich dann so /I: Hm/ na ja, 10. Klasse, dann nachher die **Lehrzeit** /I: Mhm/ ich hab ja in Weimar, och gelernt /I: Mhm/ zwei Jahre=bin ja dann **jede** Woche hier hergekommen /I: Ja/ u:nd da war das schon, manchmal, ´nen komisches Gefühl´ /I: Hm/ hab=man=da=schon=gedacht, hier=is=man=geboren, hier=leben=noch äh, **die Leute** u:nd /I: Hm/ ich hab mirs schon vorgestellt, wie **sie aussieht** und äh, aus was für Verhältnissen se wohl kommt (21/5 bis 21/11)*

Diese Stärke des Tabus wirkt auch bei ihren ersten heimlichen Schritten der Identitätssuche. Die Biographin hat weiter mit der Tochter der „befreundeten Familie“ Kontakt. Petra wusste aus ihrem Kindheitserleben, dass diese Familie den Familiennamen ihrer Herkunftsfamilie kennt. Petra beauftragt diese Tochter, für sie den Familiennamen herauszubekommen. In dieser Zeit (ab siebzehn Jahren) sucht die Biographin erstmals heimlich im Telefonbuch ihren Geburtsnamen. Sie erlebt deutlich den „Kampf der Gefühle“, einerseits ihre Neugier und andererseits das Adoptionstabu:

u:nd aber hatte trotzdem eben nicht den Mut irgendwie=wo was zu machen /I: Ja/ och wenn vielleicht innerlich schon der Wunsch da war /I: Ja/ was zu wissen aber ich habs, ´nich gemacht´ /I: Hm/ als dann meine Mutti starb ((leises Stöhnen)) (2) hab ich das och erstmal äh, wieder verdrängt (21/15 bis 21/19)

Petra ist achtzehn Jahre alt, als die Adoptivmutter unerwartet stirbt. Die Biographin verdrängt ihre Neugier. Das heißt, das Adoptionstabu gewinnt erneut an Bedeutung. Mit siebenunddreißig Jahren recherchiert Petra erneut heimlich und in aufbauenden Phasen. Zuerst sucht Petra als Jugendliche und Erwachsene die Orte ihrer Kindheit auf. Petra geht zu dem Haus, in der die Dauerkrippe war, danach auch in die Kirche, in der sie getauft wurde und lässt sich einen Taufschein ausstellen. Im Taufbuch erlebt Petra „unmittelbar“ ihren Status Adoption, der dort nachträglich „registriert“ wurde. Petra besucht anschließend das Standesamt und lässt sich eine Abstammungsurkunde mit dem Namen der leiblichen Mutter ausfertigen. Jetzt hat sie eine „offizielle Urkunde“ in der Hand. Die Biographin phantasiert über die leibliche Mutter zwischen der Frau, die ein „leichtes Leben“ führte oder ihr Leben nicht in den Griff bekommt. In diesen Phantasien widerspiegelt sich das Bedürfnis nach Klarheit und Wissen.

Dieser Prozess der heimlichen Suche wird durch die anhaltenden Schuldgefühle beeinflusst und es entstehen Phasen der Angst und „Mutlosigkeit“:

h=hab ich auch schon zu DDR-Zeiten gemacht /I: Mhm/ so=still=leise=heimlich=mal=ins=Telefonbuch=gekuckt=und=nach=dem, nach meinen Geburtsnamen, damals wusste ich ja nich den Namen, wie sie jetzt verheiratet heißt /I: Hm/ ((Nase hochziehend)) und da standen och einige drinne (2) u:nd da frägt man sich=is=das=Verwandtschaft=von=dir oder nich /I: Ja, ja/ aber, nie den Mut gehabt da:., 'da von alleine irgendwas zu machen' (11/37 bis 11/42)

Petra reflektiert ihre früheren, heimlichen Aktivitäten als eine notwendige „Vorarbeit“ („*schon vo=viele Jahre vorher Vorarbeit, geleistet*“, 11/31) für das „späte“ heimliche Suchen. In vielen Gesprächen setzt sich Petra mit ihren Mann über ihre Adoptionsthemen und über ihre Ursprungsneugier auseinander. Im Ehemann findet Petra endlich einen Kommunikationspartner, mit dem sie (ohne schlechtes Gewissen und Schuldgefühle) wiederkehrend über die sie bewegenden Themen reden kann. Petras Mann macht ihr Mut und gibt den nötigen Halt. Petra fühlt sich jetzt nicht mehr alleine und wendet sich an das Jugendamt. Nach der Vermittlung des Jugendamtes verabredet sich Petra nach einem Telefonat und einer Überlegungszeit mit ihrer leiblichen Mutter:

ja ich, konnte, nich gut schlafen die Nacht, hab mir sehr viele, Gedanken gemacht /I: Hm/ viel Gespräche geführt, mit mein Mann ((tiefes Einatmen)) /I: Mhm/ (2) der mir immer wieder zugeredet hat ((tiefes Ausatmen)) /I: Mhm/ 'u:nd äh' (2) ja:, wir ham dann Mittag gegessen mit der ganzen Familie, und mit meinen Vater /I: Mhm/ 'und wir ham dann gesagt wir machen nachmittags nen Ausflug, ich und mein Mann, nach Weimar, wolln uns nen schönen Nachmittag machen', natürlich=nich gesagt, was wir vorhatten /I: Hm/ das war schon och wieder son, die erste Situation, wo wir ebend schwindeln mussten (13/16 bis 13/23)

Dieser Prozess der zweiten Identitätssuche beginnt mit einer „gemeinsamen Lüge“. Der Ehemann begleitet Petra beim ersten Treffen mit der leiblichen Mutter bis zur Kirche und bei den folgenden Besuchen der Ursprungsfamilie. Das innerfamiliäre Adoptionstabu wird jetzt als „Identitätssuche-Tabu“ von Petra und ihrem Ehemann fortgesetzt.

Bei der ersten Begegnung mit den Halbgeschwistern in der Wohnung der leiblichen Mutter erlebt Petra sehr viel Sympathie für eine jüngere Schwester Susanne, zu der sie im Laufe der Zeit eine besondere Verbindung aufbaut. Susanne darf Petra unter dem Pseudonym „Freundin“ besuchen. Bei diesen Treffen mit ihrer jüngeren Halbschwester erlebt Petra Glücksgefühle. Diese Glücksmomente sind nur von kurzer Dauer und vom Schatten des Tabus überfrachtet. Als Beispiel erzählt Petra von einer Geburtstagsfeier bei ihr zu Hause. Ihr Adoptivvater ist im Nebenzimmer. Petra und ihr Mann scherzen mit Petras Halbschwester und sagen aus Spaß „*mein Mann zum Beispiel na Schwägerin oder ich na meine kleine Schwester*“ (16/36). Sofort erlebt Petra das Tabu und die damit verbundene Angst. Aber auch das Bedürfnis, endlich das Lügen und die ständige Angst beenden zu wollen.

das man denn=ha=halt das kann man ja jetzt gar nicht sagen, also, der Opa is ja hier in der Nähe un=un /I: Na ja/ der darf das ja nich hören /I: Ja/ und äh, um Gottes Willen /I: Hm/ und es=gab=dann=och=mal=ne=Situation wo=wir wirklich zusammengesessen ham=wo ich gesagt hab jetzt möchte ich´s ihn am liebsten sagen /I: Ja/ möchte jetzt am liebsten hingehen und sagen /I: Ja, ja/ jetzt möchte ich einfach hingehen und sagen ((weinerliche Stimme, übergehend in Weinen)) kuck, dass is=is meine Schwester (16/37 bis 16/43)

Aus dem Adoptionstabu „geboren“ beginnt im Prozess der heimlichen Suche das Identitäts-Suche-Tabu“ mit der Spirale von Lügen und Ängsten. Petra erlebt diesen Verlauf als „*ganz schlimm*“ (27/19) „*immer dieses Belügen*“ (27/24), „*das war ebend sehr sehr schwer*“ (27/26). In dieser Belastung und den ambivalenten Gefühlen hätte Petra am liebsten ihrem Adoptivvater die Halbschwester vorgestellt. Zeitweise entwickelt sie Gedanken, es dem Adoptivvater mit einer neuen Lüge möglichst verletzungsreduziert zu erzählen:

fängst einfach an un=un sagst vielleicht ((lautes Räuspern)) das ä:h, meine Schwester mich ebend gesucht hat und /I: Ja/ mich gefunden hat so off /I: Ja/ off=off (3) off die andere Art und Weise das ihn versuche das zu erklären ebend anders, das se=das se die ebend mich gesucht ham /I: Mhm/ das hätte er mir dann ja och so nich übel nehmen können, ´aber ich konnts trotzdem nich, konnts nich´ (25/31 bis 25/36)

Aus der heimlich umgesetzten Ursprungssuche ergeben sich für Petra viele neue Problemkreise. Die Biographin möchte die Lügenspirale beenden und sucht verzweifelt nach Lösungen. Auch die Umkehrung „Ich wurde gesucht“ kann Petra ihrem (Adoptiv-) Vater als „Notlösung“ nicht präsentieren. Das Kindheitstabu, die Schuldgefühle der heimlichen Suche und die Angst verhindern die Umsetzung. Das Tabu gewinnt noch an Wirkung und erreicht eine erweiterte Dimension. So werden z. B. in der Ursprungsfamilie die Verwandten zum Schweigen verpflichtet, damit Petra unter dem Pseudonym „Bekannte“ auch mit ihren Kindern die Ursprungsfamilie besucht. Petra lebt in ständiger Angst, dass dieses Kartenhaus der Lügen zusammenbricht.

Durch die Gespräche mit der leiblichen Mutter und anderer Verwandter aus der Ursprungsfamilie erhält Petra erstmals detaillierte Informationen und versucht, sich ein eigenes Bild zu konstruieren und die Identitätslücken zu füllen. Es ist für Petra bedeutsam und befriedigend, wenn ihre leibliche Mutter von früher etwas erzählt. Petras Ursprungsneugier und Ungewissheit bezieht sich auch auf den leiblichen Va-

ters. Die leibliche Mutter weicht den Fragen von Petra zum natürlichen Vater aus. Dadurch verstärkt sich bei der Biographin einerseits die Neugier. Andererseits bleibt die Ungewissheit und es entstehen neue Befürchtungen. Petra fühlt sich durch die leibliche Mutter und deren Tabuisierung des Themas leiblicher Vater jetzt als erwachsene Adoptierte verletzt.

Den Tod des Adoptivvaters erlebt Petra als sehr schmerzhaft. Erst jetzt nach dem Tod beider Adoptiveltern kann Petra das Tabu schrittweise öffnen. Mit großer Kraftanstrengung, Unterstützung ihres Ehemannes und angsterfüllt offenbart Petra nach dem gemeinsamen Besuch auf dem Friedhof ihren Kindern das Adoptions- und das Identitätstabu:

ham=hab ich versucht' (3) ihnen das zu erklären /I: Hm/ es is mir sehr sehr schwer gefallen /I: Ja/ (4) den Anfang zu finden, 'überhaupt das zu sagen' /I: Hm/ sehr schwer /I: Ja/ (6) ich hab=m=m (2) erzählt, dass ich ebend nen Adoptivkind bin, und dass es ebend (4) nich mein, leiblicher Vater, war, aber trotzdem hab ich immer wieder versucht, und=ich=glob=schon=dass=se=das och, verstanden ham=dass es trotzdem mein Vater is /I: Ja/ also=äh ((tiefes Luft holen)) und (3) ja:, dass, die Bekannten in Weimar wo wir öfters mal hingefahren sind eigentlich, dass das eigentlich meine leibliche Mutter, is (15/48 bis 15/55)

In diesem Gespräch mit ihren Kindern erklärt Petra ihre Konflikte und erzählt von ihren Ängsten. In dieser Kommunikation und in der Rückmeldung ihrer Kinder erlebt sie Entlastung und Erleichterung. In der Interviewsituation reflektiert die Biographin, dass ihre Kinder es entgegen ihren anfänglichen Befürchtungen gut aufgenommen und ihr keine Vorhaltungen gemacht haben. In der Retrospektive glaubt die erwachsene Adoptierte, dass dieses späte Offenbarungsgespräch mit ihren Kindern „richtig so war“ (16/6 bis 16/7). Dieses „späte Gespräch“ mit ihren Kindern hilft der Biographin, jetzt endlich das Tabu zu öffnen. Auch für dieses Gespräch mit ihren Kindern benötigt die vierzigjährige Biographin die Unterstützung ihres Mannes. Nach ihrer schönsten Lebenssituation befragt, benennt Petra somit auch am Ende des Interviews ihr Erleben Kindheit, ihre Jugend, die Geborgenheit bei den Eltern und das (Er-) Leben mit ihrem Mann und den Kindern.

Eine Erklärung für die Ängste von Petra ergibt sich aus Erleben in den verschiedenen Entwicklungsaltersstufen. Mit dem plötzlichen Tod der Adoptivmutter hat die Biographin ein sehr starkes Verlust-Erleben. Petra möchte mit „ihrer Ursprungsneugier“ nach dem schmerzhaften „Verlust der Mutti“ den Adoptivvater nicht zusätzlich verletzen oder gar „verlieren“. Die Hypothese kann auch dahingehend weitergedacht werden, dass die frühe Bindungsstörung der Biographin (ca. 17 oder 15 Monate Aufenthalt in einer Wochenkrippe) in der Adoptivfamilie „nachwirkt“. Vielleicht hat sich Petra nach dieser „Vor-Erfahrung“ doch nicht so tief neu binden können, wie sie ständig betont. Oder Petra hat sich gerade in einer gesicherten Qualität stark gebunden und die erlebten Bindungsverletzungen wirken unbewusst weiter und werden durch den frühen Tod der Adoptivmutter reaktiviert. Das in der Kindheit gesetzte Adoptionstabu wirkt direkt in den Prozess der Identitätssuche. Das „heimliche Suchen“ der natürlichen Wurzeln erzeugt eine Palette von gegensätzlichen Gefühlen. Die erwachsene Adoptierte reflektiert Gefühle in der Polarisierung von Zufriedenheit über den generellen Weg der Suche und auch Freude darüber, die „Verwandten der Ursprungsfamilie“ kennengelernt zu haben. Die anderen

Pole der Gefühlswelt sind die anfängliche Angst vor der unbekanntem leiblichen Mutter, die Angst vor einer möglichen Ablehnung, die ständige Angst, den Adoptivvater zu verletzen und ihre Kinder in Konflikte zu bringen.

Die heimliche Identitätssuche und das Doppelleben mit all den Lügen kostet Petra viel Energie und bringt sie ständig in Gefühlskonflikte. Nach den Begegnungen mit der leiblichen Mutter und der Schwester wechselt Petra bis zum Tod des Adoptivvaters zwischen den „zwei Welten“ Adoptiv- und Ursprungsfamilie, also der Welt der Notlügen für ihren Adoptivvater und der Welt der heimlichen Begegnungen mit dem Ursprung. Auch hier erlebt sie die konträren Gefühle der Freude, Befriedigung und der Schuld und Belastung. Es dominiert durchgängig das Negativgefühl Schuld gegenüber den Adoptiveltern. Dieses Schuldgefühl resultiert aus dem Kindheits-Adoptionstabu und dem Tabubruch als erwachsene Adoptierte.

Die Wirkung des Adoptionstabus und die vorgenannten ambivalenten Gefühle erzeugen bei der Biographin Befangenheit. Petra kann über ihre Adoption erst gar nicht und später nur mit vertrauten Personen (z. B. Ehemann) reden. Der Tabuauftrag prägt das Erleben und Verhalten der Biographin bis in die Gegenwart. Bis in die Gegenwart des Interviews wirkt „in Petra“ das Versprechen gegenüber den „geliebten Eltern“, den Adoptionsstatus als Geheimnis zu wahren. Rückblickend wünscht sich deshalb die Biographin grundsätzlich wiederkehrende, erlaubte und angstfreie Gespräche zum Adoptionsstatus. Als Gesprächspartner zu den Adoptionsthemen hätte sie an erster Stelle ihre Adoptiveltern, dann ihre Kinder, Freunde und Bekannte, die es noch nicht wissen. Jetzt im Identitätssucheprozess wünscht sie sich eine erweiterte, ausführlichere Kommunikation mit ihrer leiblichen Mutter. In dem von Petra geschilderten Erleben ist erkennbar, dass sie das Adoptionstabu als schwere Bürde mit sich trägt.

*erst seit, seit ich angefangen habe=e=e auf die Suche zu gehen, red ich eigentlich wirklich drüber //: Ja/ äh, und=es=fällt=mir=trotzdem=jedes=Mal=auch=sehr=schwer, darüber zu reden, ´u:nd (3) ich glaube, das is´ (4) ((traurige Stimme)) weil=eben dieses **Tabuthema** immer noch dahinter steht und äh //: Hm/ ich immer noch, irgendwelche, negativen=Gefühle=habe=wenn=ich=dadrüber=spreche //: Ja/ als wenn's was **schlimmes** wäre=aber es is ja nichts schlimmes=im Gegenteil, ich mein (3) //: Ja/ ja, ge, aber es is eben=es fällt mir trotzdem sehr schwer (34) ja, ich hoffe, dass ich es eines Tages mal kann=einfach so, ohne diese, äh **Gefühle**, drüber **reden** und das so anzunehmen, wie da is //: Ja/ (39) (4/26 bis 4/34)*

Zusammenfassend erlebt Petra das Adoptionstabu auf drei verschiedenen Ebenen. Die erste Ebene des Tabus wird durch den Tabubruch der externen Adoptionsoffenbarung mit sieben Jahren eingeleitet. Danach bestätigen die Adoptiveltern die auch von Petra verinnerlichte Liebe und Zugehörigkeit. Die Adoptiveltern geben erste Informationen zur Adoption. Gleichzeitig setzen sie ein Verbot und die Bitte, über dieses „Geheimnis“ nicht öffentlich zu reden. Das ist im Erleben des Kindes die Ebene der Tabubegründung. Die zweite Ebene ist die Fortsetzung des Adoptionstabus in der Adoptivfamilie. Es wird nur ganz selten darüber gesprochen und in der Großfamilie nur hinter vorgehaltener Hand. Daneben erfährt Petra wiederholt den externen Tabubruch. Sie erlebt als Kind, dass viele Lehrer und auch einige Bekannte von der Adoption wissen und inoffiziell darüber reden. Die dritte Ebene der Ta-

bufortsetzung ergibt sich in Petras Erleben bei ihrer heimlichen Identitätssuche. Sie beginnt ihre aktive Identitätssuche mit einer Lüge und der Tabuisierung dieser Suche gegenüber ihrem Adoptivvater und den beiden Kindern. Auch in der Herkunftsfamilie wird Petras Status zum Schutz ihrer Kinder tabuisiert und verfälscht. Bei den Gesprächen mit der leiblichen Mutter erlebt Petra die Fortsetzung des Tabus bei dem Thema leiblicher Vater. Hier verfremdet und tabuisiert die Mutter das Thema leiblicher Vater. Das Adoptionstabu der Kindheit erzeugt letztlich das Identitätstabu der erwachsenen Adoptierten. Nach der schwierigsten Lebenssituation befragt, resümiert Petra das Ungewisse und die Ursprungssuche. Aus der Stärke dieses Adoptionstabus ergibt sich auch die schwierige, durch Notlügen geprägte und über Jahre sich heimlich vollziehende Identitätssuche.

7.1.3.4 Leibliche Mutter Petra Krause

Das Erleben der leiblichen Mutter vollzieht sich in Petras Biographie auf verschiedenen Ebenen: In der Erzählung der leiblichen Eltern, in ihren Phantasien der Kindheit und Jugend, in der Rückmeldung durch das Jugendamt, in der ersten Begegnung und in dem Erleben der direkten Kontakte.

Mit der Benennung der leiblichen Mutter als *„die Frau, die mich auf die Welt gebracht hat“* (2/6, 4/34) klärt Petra gleich zu Beginn des Interviews ihr Gesamt-Erleben, ihre Gefühlswelt und ihre Haltung zur leiblichen Mutter. Wiederkehrend verwendet sie in ihren Erzählungen des Interviewverlaufes die Formulierung *„die Frau“* (2/18, 2/21, 3/1, 4/34, 4/54, 12/47). Dies ist für Petra keine Abwertung der leiblichen Mutter. Petra verurteilt ihre leibliche Mutter und die Adoptionsfreigabe nicht. Aus ihrem emotionalen Erleben ist die *„tatsächlich erlebte Mutter“* jedoch ihre Adoptivmutter. Petra ordnet in der Benennung *„die Frau“* der leiblichen Mutter die biologische Funktion und parallel dazu der (Adoptiv-) Mutter ihr gesamtes emotionales Mutter-Erleben und die emotionale Verbundenheit zu.

Die ersten Aussagen zur leiblichen Mutter erfährt Petra durch ihre Adoptiveltern. Diese positive Darstellung (*„wenn wir drüber gesprochen haben, nicht schlecht gesprochen“*, 4/48) erlebt Petra als Kind und in der Retrospektive der erwachsenen Adoptierte als sehr bedeutsam. Somit entsteht im Kind eine *„Würdigung“* der Rolle der leiblichen Mutter. Petra evaluiert dazu: *„Sehr, sehr positiv für mich, hätten sie schlecht über sie gesprochen, vielleicht hätte ich da jetzt ein anderes Bild oder eine andere Meinung.“* (4/46 bis 4/47) Aus diesen ersten Informationen und dem damit verbundenen *„inneren Erleben“* erwachsen Phantasien über diese unbekannte leibliche Mutter und über die Gründe der *„erzwungenen Trennung“*.

Als erwachsene Adoptierte hat Petra in den ersten Phasen der heimlichen Identitätssuche auch Phantasien zur unbekannteten Mutter und die Befürchtung einer möglichen Ablehnung ihrer Person und ihrer Suche. Durch die Mitarbeiterin des Jugendamtes erfährt Petra, dass die leibliche Mutter sich auf die Begegnung freut und Petra so schnell wie möglich kennenlernen möchte. Diese externe Hilfe und Beratung im Jugendamt erlebt Petra als *„kompetent“*. Petra begründet diese *„Kompetenz Jugendamt“* damit, dass ihre noch offene Entscheidung als Suchende grundsätzlich akzeptiert wird. Die Biographin bekommt (mit Einverständnis der leiblichen Mutter) deren Telefonnummer. Somit hat Petra jetzt auch die Entscheidungen in der

Hand. Die Biographin spürt jedoch den eigenen, starken Bedarf nach etwas mehr Zeit und Abstand und wartet noch mit ihrem ersten, bereits durch das Jugendamt angekündigten Anruf. Im ersten Telefonat erlebt Petra die leibliche Mutter als drängelnde, ungeduldige und zielstrebige Frau, die schnell eine Begegnung möchte. Petra blockt anfangs ab, gibt dann aber dem Drängen nach. Den Termin und den Ort des ersten Treffens bestimmt aber die Biographin selbst. Unmittelbar vor der Begegnung mit der leiblichen Mutter erlebt die Biographin ihre starke Aufregung, Schlaflosigkeit, Stress und Zweifel. Petra fährt bewusst eher zum vereinbarten Treffpunkt Taufkirche und „tarnt“ sich als Besucherin. Sie erlebt die Zeit des Wartens als endlos. Als dann eine „Frau mit Rose“ in der großen Stadtkirche „sucht“, spürt Petra, dass das die leibliche Mutter ist. Die Mutter sieht ganz anders aus als in ihren Phantasien. Die leibliche Mutter ist viel jünger und ähnelt Petra überhaupt nicht in der Statur. Der Biographin fällt es sehr schwer, auf diese Frau zuzugehen. In der ersten Sequenz der Begegnung dominiert bei Petra ein „unangenehmes Gefühl“ durch das von der leiblichen Mutter praktizierte Begrüßungsritual der Umarmung. Petra erlebt einen anderen Bedarf und reagiert mit Abwehr und Abstand.

Im weiteren Verlauf der ersten Begegnung mit der leiblichen Mutter entsteht in der dann eingehaltenen Distanz ein „angenehmes Klima“. Petra erlebt sich selbst als suchende Adoptierte, die ihre drängelnden „Warum-Fragen“ zum Verlauf und den Gründen der Adoptionsfreigabe stellt. Das sind die ersten Fragen, die sie einfach stellen muss.

*und ich hab ebend gefragt warum /I: Hm/ es war, denk ich mir=glaub=ich=ehr=die=erste=Frage /I: Ja/ warum (2) ´und´ (2) ja: da hat sie mir es eben so geschildert=von **ihrer Sicht aus** ((Nase hochziehend)) (13/56 bis 14/2)*

Bei der Verabschiedung spürt und hört Petra die Botschaft der leiblichen Mutter, dass diese sich gerne weiter mit ihr treffen möchte. Wie in der Begrüßungssequenz erlebt Petra in der Verabschiedung den entgegengesetzten Bedarf ihrer Mutter nach Nähe und Beschleunigung und ihr Bedürfnis nach Abstand und Verarbeitung.

In der Folgezeit und bis zum Zeitpunkt des Interviews besucht Petra ihre leibliche Mutter. Petra erlebt ihre leibliche Mutter auch in der Rolle der „Lebens-Erzählerin“, die die damaligen Geschehnisse aus „ihrem Blickwinkel“ schildert.

*Tja, es is ebend, man möchte wissen, was passiert is und warum /I: Hm/ und weswegen, u::nd äh, wie das alles so zustande gekommen is, und wenn sie dann **manchmal** erzählt, ((hörbares Einatmen)) hör ich wirklich sehr gerne zu /I: Hm/ und äh, ja::, hab aber jedes mal ebend das Gefühl so als wenn se nich alles erzählt=als wenn immer irgendwie /I: Hm/ noch noch was is, was ich nicht wissen soll ((tiefes Einatmen und Ausatmen)) (20/10 bis 20/14)*

Als erwachsene Adoptierte empfindet Petra in diesen Erzählungen der leiblichen Mutter „Befriedigung“ aber auch Zweifel bezüglich der Glaubwürdigkeit und Vollständigkeit. Petra ist ausgesprochen glücklich, als die leibliche Mutter ihr nachträglich Babybilder schenkt. Besonders als Kind aber auch als Erwachsene fehlten Petra diese Fotos. Die Biographin evaluiert, dass sie immer wissen wollte, wie sie als Baby aussah: „**Ich selber, ich hab eben, wenn man so die Fotos durchkuckt, hab ich keine Babybilder ... ist das schon komisch, dass man eben nur Bilder hat von anderthalb Jahre, ... das hat mir schon auch irgendwie gefehlt.**“ (5/25 bis 5/30).

Die Biographin will auch wissen, wie die Schwangerschaft und Geburt verlief. Auch dazu fehlten ihr bisher die Informationen (*Ich wusste auch nicht, wie ich auf die Welt gekommen bin*“, 5/30 bis 5/31). Petra erfährt, dass es am Ende der Schwangerschaft Komplikationen gab. Das Leben von Kind und Mutter war gefährdet, so dass Petra mit Kaiserschnitt zur Welt kommt. Die leibliche Mutter erzählt auch von der Dauerkrippe und dem Bedrängen im damaligen Jugendamt. Im Erleben der Erwachsenen füllen diese Erzählungen endlich die Wissenslücken der Kindheit und Pubertät. Das ist für die Biographin hoch befriedigend und Petra erlebt auch Verständnis und Mitleid für die leibliche Mutter.

Petra erhält von ihrer leiblichen Mutter auch die Information der ungewollten Schwangerschaft. Diese Erzählung der Mutter wiederholt das Kindheitsgefühl der Adoptierten, ein „ungewolltes Kind“ zu sein. Gleichzeitig erzeugt diese Erzählung auch das gegenteilige Gefühl: Meine (Aoptiv-) Eltern wollten und haben mich sehr geliebt.

*ich glaub auch das Gefühl ungewollt, äh zu sein=is och /I: Hm/ sehr=nich sehr schön /I: Hm/ weil, es is ja so an dem s=war ja ne ungewollte Schwangerschaft, u:nd äh, 'glaub schon, dass man das von Anfang an spürt' ((kurzes Einziehen der Luft durch die Nase)) 'und in sich irgendwie trägt, das man' (2) /I: Mhm/ 'nicht gewollt, is' /I: Mhm/ und hät`s damals die **Abtreibung** gegeben=denk 'ich mir schon' ((leises Lachen)) dass ich nicht auf der Welt wär /I: Hm/ (8) /I: Hm/ (19) mei das ham meine Eltern wieder ein bisschen weg gemacht, indem sie mir das **Gefühl** gegeben ham, das ich **geliebt werde** (7/19 bis 7/26)*

In den Folgebegegnungen mit der natürlichen Mutter nimmt Petra auch wahr, dass die Mutter unter der Entscheidung Adoptionsfreigabe auch noch aktuell leidet und Schuldgefühle hat. Petra spürt dieses Leiden der Mutter in deren Erzählungen über ihre Geburt, in der Erzählung über die Einwilligung in die Adoption, in der Benennung der Gründe der Adoptionsfreigabe und in den Erzählungen über den weiteren Verlauf (*Aber sie hat eben **sehr gelitten drunter**, und das spürt man auch.*“, (17/53 bis 17/54).

Petra ist das einzige Kind ihrer leiblichen Mutter, das mit Kaiserschnitt geboren wird. Die Biographin sieht in „ihrer Geburt“ (mit der bleibenden, breiten Narbe am Bauch der Mutter) ein Symbol. Petra hypothesisiert, dass durch diese Narbe die leibliche Mutter täglich an „ihre Geburt“ und spätere Trennung erinnert wird. Dann hört sie die Geschichten anderer Akteure aus der Ursprungsfamilie. Die leibliche Mutter erzählt seit der Adoptionsfreigabe bei Familienfeiern auch von der „Tochter Petra“. Somit hält die leibliche Mutter Petra „öffentlich in Erinnerung“. Auch das interpretiert Petra als „Leiden der Mutter“. Petra empfindet deshalb das starke Drängen der leiblichen Mutter nach körperlicher Nähe und familialer Reintegration als deren Bedürfnis nach Wiedergutmachung. Bestimmt erlebt Petra dieses Verhalten der leiblichen Mutter auch als Kompliment, als angenehm und als Gegensatz zu dem Tabu in der Adoptivfamilie. Andererseits „produziert“ die leibliche Mutter für Petra in den aktuellen Begegnungen in der Herkunftsfamilie unangenehme Gefühle durch die verbalisierte „Sonderstellung wiedergefundene Tochter“. Petra erlebt jetzt als Erwachsene bei Besuchen in der Ursprungsfamilie erneut das sich wiederholende Abweichen vom tradierten „Normalitätsbild Familie“. Als Hypothese finden Erlebensübertragungen der Kindheit aus dem abweichenden Status in der Adoptivfa-

milie jetzt als Erwachsene in der Herkunftsfamilie statt. Die Biographin möchte aber „normal“ und bei Familienfeiern nur dabei sein („*aber nicht so immer hochgestellt werden*“, 17/22 bis 17/23).

Die unterschiedlich gewollte Geschwindigkeit im Kennenlernen, die verschiedenen Bedürfnisse der leiblichen Mutter und ihre eigene, dagegen stehende bewusste Distanz und ihren Widerstand erlebt Petra wiederkehrend in den späteren Begegnungen mit der leiblichen Mutter. Für Petra sind die Rollen der Beteiligten, die eingegangenen Bindungen, die Entfremdung durch die Adoptionsfreigabe und die Entscheidungen der Vergangenheit klar und unantastbar. Dagegen spürt sie bei der Mutter den Drang nach familialer Reunion im Sinne von vereinigen und die verlorene Tochter wieder zu gewinnen. So lösen z. B. das Bedrängen der Mutter bei Petra unangenehme Gefühle und Widerstand aus, als die leibliche Mutter dem „wiedergefundenen Kind“ Petra die Rolle der ältesten Tochter und die Rolle „Erbverwalterin“ in der Familie öffentlich zuteilt:

da bin ich die Älteste und da hab ich das=s Erbe zu verteilen /I: Hm/ und so was, das=is=eben=so was=was=ich=überhaupt=nich=will /I: Ja/ also das möchte ich absolut nich /I: Hm/ und das hab ich auch gesagt, aber irgendwie will se das nich einsehn, sagts immer /I: Hm/ ((Räuspern)) mal immer mal öfters, wie so denn, du bist die Älteste, du: machst das, und das was ich absolut nich will, ich will da nich, irgendwelche /I: Hm/ ((tiefes Einatmen durch die Nase)) Sachen (25/45 bis 25/50)

Die Biographin fühlt sich bei den Begegnungen mit der leiblichen Mutter in deren Rolle hinein und spürt deren Bedarf nach Nähe und nach einem „erneuten Mutter-Kind-Verhältnis“. Die Biographin versteht auch die leibliche Mutter, dass diese sich sehnlich die Nähe von Petra wünscht. Petra erlebt dagegen die Klarheit ihrer Gefühle und kann keine emotionalen Kompromisse eingehen:

jedenfalls, is das Verhältnis, also, von meiner Seite her=eher freundschaftlich, äh äh ich betrachte sie als, m=m gute Bekannte, als ne Freundin /I: Hm/ aber nich als Mutter=ich=kann=ihr=gegenüber=keine=Muttergefühle, äh ´entgegenbringen´ /I: Ja/ (2) o=och wenn ich’s versuchen würde (2) /I: Hm/ (10) (3/8 bis 3/12)

Zur Klarheit ihrer Bindung und Gefühle gehört auch das Erleben der anhaltenden Liebe zu ihrer verstobenen Adoptivmutter. Petra reflektiert die „*ganz, besondere Beziehung zu meiner Mutti*“ (17/17). Und aus dieser Beziehung heraus vergleicht sie manchmal die leibliche Mutter mit ihrer Adoptivmutter. Für Petra ist im Erleben als Kind und als Erwachsene ihre Adoptivmutter „*die Mutti, die mich großgezogen hat und die mir alles gegeben hat*“ (26/44 bis 26/45). Wiederholt erlebt Petra bei ihrer leiblichen Mutter das starke Bedürfnis, dass Petra diese mit „Mutter“ ansprechen soll. Auch hier kann sie diesen Schritt nicht gehen, erlebt ihre Verbundenheit mit der Adoptivmutter und bewahrt dieses Andenken durch Distanz. Auch für den Preis, dass sie die leibliche Mutter damit verletzt:

also dass wünscht sie sich ja unwahrscheinlich, also das /I: Hm/ auch jedes mal och, aber, ich muss ihr dann immer wieder weh tun muss ihr sagen /I: Ja/ ich kann das nich und ich äh, nenn dich beim Vornamen /I: Ja/ u:nd äh ((Räuspern)) und ich werd das auch nie können (26/39 bis 26/42)

In den weiteren Kontakten mit der leiblichen Mutter nimmt auch deren Bedrängen zu. Petra ist unangenehm berührt, dass die leibliche Mutter bei Familienfeiern mehr

über Petra als über die andern Kinder erzählt, Petra „beschenkt“ und wiederholt einlädt. Hier kommt Petra erneut in emotionale Konflikte und geht Kompromisse ein, um die leibliche Mutter nicht durchgängig zu verletzen.

Als der Adoptivvater noch lebt, drängt die leibliche Mutter Petra zu Besuchen mit ihren Kindern und wünscht sich die „Offenbarung Oma“. Diesem Drängen gibt Petra nur teilweise nach. Nur unter dem Pseudonym „Bekannte“ finden die Besuche statt. Das damit verbundene Lügen empfindet Petra als seelische Belastung. Nach dem Tod des Adoptivvaters erlebt sie ihre leibliche Mutter in der Rolle der „glücklichen Oma“ und damit verbunden ihre eigene Toleranz. Sie überlässt ihrer Tochter die Entscheidung von Nähe und Distanz und toleriert, dass ihre Tochter Jule ihre leibliche Mutter mit „Oma“ anspricht.

Auch nach dem Tod ihrer Adoptiveltern möchte sich Petra das Andenken an ihre geliebten Eltern bewahren und ist schockiert, als die leibliche Mutter durch ein Missverständnis unangekündigt vor ihrem Elternhaus steht. Sie sieht und spürt die gegensätzlichen Gefühle: Die Freude der leiblichen Mutter und ihre eigene „**Panik**“ (8/42). Im Bewusstsein der eigenen Unhöflichkeit und der Verletzung der leiblichen Mutter kann Petra hier keine Kompromisse eingehen. Sie erlebt bei sich den starken Bedarf, ihr emotionales Elternhaus symbolisch als „**heile Welt**“ (8/47) zu wahren. Petra lässt die leibliche Mutter nicht rein, geht zu ihr hinaus und begibt sich mit auf die vereinbarte Reise.

Vor und in den Begegnungen mit der leiblichen Mutter spürt Petra ihre Ursprungsneugier und den Bedarf der Überprüfung von äußeren Ähnlichkeiten, gemeinsamen Interessen und Neigungen. Sie erlebt es als interessant und angenehm, neben der unterschiedlichen physiologischen Statur auch Gemeinsamkeiten in verschiedenen Bereichen (Haarfarbe, Bücher, Filme, Kleidung) festzustellen. Die Halbschwester Susanne spiegelt der Biographin ähnelnde Gesten im Habitus. Wenn Petra über diese „zugeschriebenen Ähnlichkeiten“ im Interview erzählt, lacht die Biographin und gibt sich amüsiert. Hier scheint Petra im Gegensatz zu den emotional belastenden Tabu-Themen angenehme Gefühle zu empfinden.

Petra evaluiert ihr Gesamterleben Adoption, die Gefühle zu den Adoptiveltern und die Gefühle in der Suche und Begegnung mit der leiblichen Mutter. Die Biographin verwendet dabei die Metapher „Stimme des Blutes“ als tradiertes Symbol für Abstammung und Blut als biologischer Träger des Erbgutes. Für Petra ist es im Erleben eben nicht „**die Stimme des Blutes**“ (8/36). Für die Adoptierte ist nicht die Zeugung und Geburt ausschlaggebend, sondern „**wer dir Liebe entgegengebracht hat**“ (8/33) Die erlebten Bindungen und Gefühle der Zugehörigkeit sind für Petra stärker als die tradierten Werte der Blutsverwandtschaft und auch die dominanten Gefühle in den Begegnungen mit der leiblichen Mutter.

7.1.3.5 Leibliche Halbgeschwister Petra Krause

Im Kontext der Adoptionsoffenbarung erfährt Petra von ihren Adoptiveltern, dass die leibliche Mutter ein Jahr nach ihrer Geburt einen Jungen geboren hat. Ihre Adoptiveltern wurden vom Jugendamt gefragt, ob sie auch diesen Jungen adoptieren wollen und sagten damals ab. Diese Information „ruht“ in Petra bis zum Lebensalter von ca. siebzehn Jahren. Petra beginnt eine Ausbildung und fährt täglich

in ihre Geburtsstadt Weimar. Die Biographin erlebt jetzt immer wieder Phantasien und ein „**intensives Gefühl, dass man sich das gewünscht hat irgendwie, dass man sie doch, irgendwie doch, zufällig trifft.**“ (24/54 bis 24/55). Neben dieser intensiven Sehnsucht nach Zufallsbegegnungen empfindet Petra auch „komische Gefühle“:

immer irgendwie (3) ´na´(3) triffst de vielleicht, hm deine Geschwister oder /I: Genau/ das könnte vielleicht, deine leibliche Mutter sein, oder äh /I: Ja/ Verwandtschaft, es ist immer irgendwie /I: Ja/ ´nen komisches Gefühl gewesen´ (6/24 bis 6/26)

Als Petra ab dem siebzehnten Lebensjahr und älter in Weimar zum Tanz geht, erlebt sie erneut diese Phantasien einer möglichen Zufallsbegegnung. Petra beobachtet bewusst junge Männer beim Ausgehen und erlebt wiederholt die Phantasien, den Wunsch, mit dem Bruder gemeinsam auszugehen und die damit verbundenen angenehmen Gefühle (*das hätte ich mir schon irgendwie, schon gewünscht oder schon schön vorgestellt*“, 24/47 bis 24/48).

Mit siebenunddreißig Jahren bekommt Petra durch die Mitarbeiterin des Jugendamtes u. a. die Rückmeldung, dass es noch mehrere Geschwister gibt, die ebenfalls Petra kennenlernen wollen. Petra erlebt neben der Freude dieser Nachricht auch ihren Eigenbedarf an bewusste Verlangsamung der nächsten Schritte. Nach dem Erstkontakt mit der leiblichen Mutter lernt sie die nach ihr geborenen Geschwister in Begegnungen bei der leiblichen Mutter kennen. Mit Bezug auf ihre Geschwister resümiert Petra zum Zeitpunkt des Interviews gute Kontakte in losen Treffen und Telefonate mit diesen Geschwistern. Zusammenfassend erlebt Petra es als Freude, dass sie diese Geschwister kennenlernen konnte. Mit dieser späten Freude verbindet bzw. reaktiviert sie auch ihr früheres Kindheitserleben, dass sie sich als Einzelkind oft ein Geschwisterkind gewünscht hatte.

Zu der sechs Jahre jüngeren Schwester Susanne empfindet Petra von der Erstbegegnung an viel Sympathie. Auch zu Lebzeiten des Adoptivvaters baut Petra diese Kontakte mit Susanne in einem Inkognito aus. Petra redet mit Susanne sehr gerne über ihre Adoption. Diese Nähe und intensiven Begegnungen genießt Petra. Sie bezeichnet die Beziehung zu Susanne als vertrauensvoll und schwesterlich. In den heimlichen Kontakten mit Susanne erlebt Petra wiederkehrend das Tabuthema Adoption, sucht Lösungen in den Notlügen, die dann die Angst und Schuldgefühle auslösen. In solchen Dilemmasituationen schwankt Petra zwischen frontaler Offenbarung oder Umkehren der Realität gegenüber ihrem Adoptivvater durch die Legitimation „Susanne hat mich gesucht und gefunden“. Weder das eine noch das andere scheint in Petras Erleben eine gute Lösung zu sein. Die Biographin tabuisiert jetzt selbst gegenüber dem Adoptivvater und ihren Kindern die Beziehung zu ihrer gefundenen Halbschwester.

Bei Besuchen der Ursprungsfamilie erfährt Petra durch die leibliche Mutter Bevorzugungen, die ihr grundsätzlich und vor allem in Bezug auf ihre Geschwister peinlich sind. Sie erlebt ihre Assoziation, dass durch diesen Sonderstatus bei den Geschwistern ihr gegenüber Ablehnung entstehen könnte und sie wehrt sich gegen diese Bevorzugung.

7.1.3.6 Leiblicher Vater Petra Krause

Petra erfährt von den Adoptiveltern gar nichts über den leiblichen Vater. Die Adoptiveltern hatten auch selbst keine Angaben zum leiblichen Vater erhalten. In den verschiedenen Entwicklungsaltersstufen erlebt Petra Phantasien über die leibliche Mutter. Bei den ersten heimlichen Erkundigungen in der Pubertätszeit entwickelt Petra mit dem Wissen über das sehr junge Lebensalter ihrer Mutter zum Zeitpunkt ihrer Geburt indirekte Phantasien über den leiblichen Vater im Sinne von

also ich hab immer gedacht, äh, dass es äh, na=wie=nennt=man=das=heut=so=schön=is, is son „one night stand“ gewesen is und sie is eben dann, 'gleich da drauf hin schwanger, geworden' (11/50 bis 11/52)

Petra hat auch die Phantasie von einer „**Vergewaltigung**“ (12/4) als Ausgangspunkt ihrer Zeugung und als Grund der Adoptionsfreigabe. Weiterhin denkt Petra an „erste große Liebe und ungewollte Schwangerschaft“. Bei diesen Gedanken entwickelt sie als Jugendliche und Erwachsene Verständnis dafür, dass sich ihre leibliche Mutter unter diesen Voraussetzungen für die „Trennung vom Kind“ entscheidet. In ihren Phantasien akzeptiert Petra die Rolle des unbekanntem, abwesenden Vaters als ausschließlichen Erzeuger und erlebt diesen „Unbekanntem“ eher als Legitimation für die ungewollte Schwangerschaft und als Ausgangspunkt der Entscheidung Adoptionsfreigabe.

Mit dem Kennenlernen der natürlichen Mutter (als einzige authentische Quelle der Zeugung) stellt Petra ihre Fragen zum leiblichen Vater. In der Erzählung der Mutter spürt Petra die Widersprüche. Sie selbst macht ihrer Mutter keinen Vorwurf bezüglich der damaligen Situation der Zeugung und späteren Adoptionsfreigabe. Als erwachsene Adoptierte hat Petra aber die Erwartung, von der leiblichen Mutter über die damalige Beziehung und über die Person des leiblichen Vaters reale Informationen zu erfahren. In den Erzählungen der leiblichen Mutter tauchen Details zum Lebensalter und seinem Status (verheiratet) auf, aber auch widersprüchliche Äußerungen und später gravierend abweichende Informationen. Einerseits betont die leibliche Mutter eine längere Beziehung mit dem Erzeuger. Andererseits benennt die leibliche Mutter Negativbotschaften wie z. B. langer Gefängnisarrest und Selbstmord. Petra spürt hier den Unwahrheitsgehalt und den Versuch der Mutter, mit diesen Negativaussagen das weitere Fragen von Petra endgültig zu beenden. Petra ist als Erwachsene stark verletzt, dass ihre leibliche Mutter von der Realität abweicht und das Thema leiblicher Vater tabuisiert. Für Petra ist das Tabu durch die leibliche Mutter die eigentliche Verletzung. Mögliche negative Realitäten über den Erzeuger könnte Petra verarbeiten. Durch dieses Verhalten der Mutter zum Thema leiblicher Vater verstärkt sich die Ursprungsneugier von Petra.

7.1.3.7 Zusammenfassung Rekonstruktion der Fallgeschichte Petra Krause

Als Kind erfährt die Biographin ihr Abweichen vom „normalen“ Familienbild. Diese externe Adoptionsoffenbarung erlebt Petra als Schock und Trauma. Demgegenüber bleibt das Gefühl der Bindung, Verbundenheit und gegenseitigen Liebe mit den Adoptiveltern. Unmittelbar nach der Fremdoffenbarung bestätigen die Adoptiv-

eltern den Adoptivstatus und geben erste Informationen. Petra erlebt die Feinfühligkeit, die emotionale Zuwendung und eine liebevolle „Kennenlern-Geschichte“ der Adoptiveltern. Neben dem schmerzhaften Gefühl des ungewollten, weggegebenen Kindes spürt Petra die Bestätigung der bisher gefühlten Liebe, Zugehörigkeit und die Gefühle eines „gewollten Kindes“ bei ihren als Eltern erlebten (Adoptiv-) Eltern. Das von den Adoptiveltern anschließend gesetzte Adoptionstabu verinnerlicht Petra vollständig und erlebt es als Auftrag ihrer Eltern.

Im System der Großfamilie erfährt Petra durch ihren Adoptionsstatus teilweise eine Ungleichbehandlung. Die Biographin erfährt als Kind und Jugendliche, dass ihre Eltern und sie als Kind mit dem Status Adoption „abweichen“ und als „nicht normal“ bewertet werden. Petra erlebt auch, dass ihre Adoptiveltern dadurch verletzt und traurig sind. In ihrem Erleben kommunizieren die geliebten Adoptiveltern zu selten mit ihr über die verschiedenen Adoptionsthemen. Bei Petra entsteht das Gefühl, selbst nicht fragen zu dürfen oder mit Fragen die Eltern zu verletzen.

Als die Biographin achtzehn Jahre alt ist, verstirbt plötzlich die geliebte (Adoptiv-) Mutter. Petra erlebt ihre eigene, anhaltende und die starke Trauer des Adoptivvaters. Alle Adoptionsthemen werden ab diesem Zeitpunkt zum totalen Tabu zwischen Tochter und Vater. Die Biographin verdrängt in diesem Lebensalter von achtzehn Jahren aufwärts ihre aufkommende Ursprungsneugier. Sie spürt, dass diese Neugier dem „Tabu-Auftrag“ der Adoptiveltern entgegensteht. Vermutlich ist sie auch sehr unsicher, ob der Adoptivvater ihren Ursprungsbedarf annehmen kann und die Ursprungssuche legitimiert. Als Kleinkind erlebt Petra den Verlust der leiblichen Mutter und Großmutter mütterlicherseits (als bisherige, lose Bezugspersonen). Als junge Erwachsene spürt sie tiefe Trauer und Schmerz über den Tod der „geliebten Mutti“. Aus diesen Erfahrungen dominiert jetzt die Angst, mit der Ursprungsneugier den (Adoptiv-) Vater zu enttäuschen oder sogar zu verlieren. Die Angst scheint so groß, dass sie ihre Ursprungsneugier und ihre Befürchtungen nicht in der Kommunikation mit dem Adoptivvater überprüfen kann.

Als junge Erwachsene beginnt sie dann heimlich erste Schritte der Suche und des Sammelns von Informationen. Schuldgefühle, die Verbundenheit mit ihren geliebten Adoptiveltern und ihre Verlustängste verhindern weitere Aktivitäten. Erst mit Hilfe ihres Ehemannes und im Lebensalter von siebenunddreißig Jahren beginnt Petra die aktive Identitätssuche. Sie lernt ihre leibliche Mutter und Halbgeschwister kennen. Auch hier erlebt sie eine Vielzahl von Gefühlen. Sie empfindet Freude, ihren natürlichen Ursprung gefunden zu haben und jetzt als Erwachsene Antworten auf die „Warum-Fragen“ ihrer Kindheit und Jugend zu erhalten. Zu einer jüngeren Schwester baut sie freundschaftliche Gefühle und weitere Kontakte auf. Gleichzeitig erlebt sie die anhaltende Bindung mit ihren Adoptiveltern und ihre Schuldgefühle wegen der heimlichen Suche. Aus der heimlichen Identitätssuche entstehen für Petra Dilemmasituationen. Die Biographin setzt ihr eigenes Adoptionstabus bis in die Nachfolgegeneration ihrer Kinder fort. Erst nach dem Tod ihres Adoptivvaters kann sich Petra ihren Kindern anvertrauen und erfährt in dieser Kommunikation und Öffnung des Adoptionsstatus Erleichterung.

Petras Meta-Haltung und Einstellung zu den Adoptionsthemen Offenbarung, Tabu und Ursprungssuche ergibt sich aus ihrem Erleben in den verschiedenen Entwicklungsstufen. Mit Abstand des erreichten Lebensalters und in der „geschützten Interviewsituation“ entwickelt Petra ein gewisses Verständnis für das Verhalten der

Verwandten (aus der Adoptiv-Familie) und gleichzeitig Hochachtung vor der Leistung ihrer Adoptiveltern (sie als „fremdes“ Kind auf- und angenommen zu haben). Die Biographin resümiert, dass Tabuthemen für Kinder sehr schwierig sind und eine Offenbarung zwischen Adoptiveltern und Kind so früh wie möglich und fortführend erfolgen sollte. Das Tabu erzeugt bei ihr anhaltende Negativ- und Schuldgefühle bis in das Erwachsenenalter. Kognitiv kann Petra ihren Status Adoptivkind und die notwendige Kommunikation darüber zuordnen. Emotional und mit Bezug auf ihr Erleben Adoption fällt es ihr im Lebensverlauf bis in die Interviewsituation schwer, darüber zu reden.

Im Interview verallgemeinert Petra ihr „Leben mit den Adoptiveltern“ und stellt dieses Erleben dem Erleben „Begegnungen mit der leiblichen Mutter“ gegenüber. Petra resümiert für sich, dass es für sie auf die Liebe der Eltern ankommt und nicht auf die Zeugung und Geburt. Die Biographin ist über ihre Adoption glücklich und mit der späten Ursprungssuche schließen sich auch die „Lücken“ und Kindheitsfragen u der leiblichen Mutter. Petra reflektiert weiterhin, dass eine andere Verarbeitung Adoption und Identitätssuche möglich gewesen wäre, wenn sie mit ihrem Vater hätte reden können. Als Hypothese könnte auch gelten, wenn sie mit ihren Adoptiveltern in allen Entwicklungsaltersstufen über ihre und deren Gefühle, Gedanken und später über ihre Identitätsbedürfnisse ohne Schuldgefühle hätte kommunizieren können. Mit Hilfe ihres Mannes und im Prozess der Identitätssuche lernt die Biographin, sich mit ihrem vergangenen Erleben auseinander zu setzen und sich schrittweise vom Tabu und den Schuldgefühlen in der Kommunikation zu befreien.

7.1.4 Feinanalyse Petra Krause

7.1.4.1 Detextualisierung und Hypothesen

Textstelle 1

ich hab erfahren, dass ich adoptiert worden bin (2) ((traurig gesprochen)) als ich in der ersten Klasse war (Räuspern) (1/20 bis 1/21)

- 1.1 Biographin Adoptionsoffenbarung mit 6 oder 7 Jahren
 - 1.1.1 Adoptionsoffenbarung als Fremdoffenbarung durch Mitschüler
 - 1.1.2 Adoptionsoffenbarung durch die Adoptiveltern kurz vor oder mit der Einschulung
- 1.2 Biographin erlebt Fremdoffenbarung als starke Verletzung, als Schock
 - 1.2.1. Biographin hat Eltern mit diesem Erleben konfrontiert – Zuwendung, Aufklärung erfahren
 - 1.2.2 dieses Erleben hat Petra mit sich herumgetragen – Verhaltensauffälligkeiten, Störung der Eltern-Kind-Beziehung
 - 1.2.3 Eltern kommen an ihre Grenzen, suchen externe Beratung, ggf. Hilfe zur Erziehung etc.
 - 1.2.4 Eltern kommen an ihre Grenzen, reagieren mit Strenge, Strafen etc., Auffälligkeiten verstärken sich, aggressive Verhal-

- tensweisen, Leistungsversagen, früher Anschluss an Außen-
gruppen etc.
- 1.3 Eltern reagieren feinfühlig, kindbezogen mit viel Zuwen-
dung, Trost, ersten Erklärungen
 - 1.3.1 Eltern sind auch geschockt durch die Fremdoffenbarung und
Verletzung des Kindes
 - 1.3.2 Eltern sind völlig verunsichert, sagen wenig
 - 1.3.3 Eltern erzählen das was sie wissen, erklären es jedoch zum
„Familiengeheimnis“, Begründung des Tabus
 - 1.3.4 Eltern erzählen das was sie wissen, machen dem Kind Mut,
später weiter fragen zu dürfen
 - 1.3.5 Eltern weichen dem Thema aus – noch zu klein, später er-
zählen wir dir alles
 - 1.4 Petra liebt ihre Eltern weiter
 - 1.4.1 Petra erholt sich schnell von den Schock
 - 1.4.2 Petra erholt sich nicht von den Schock, gestörte Eltern-Kind-
Beziehung, „Beziehungsknick“
 - 1.4.3 die Neugier von Petra ist geweckt
 - 1.4.4 Petra verinnerlicht das „Familiengeheimnis“ und will nie
wieder etwas davon hören
 - 1.4.5 Petra verinnerlicht das „Familiengeheimnis“, geht aber in der
Pubertät heimlich auf Suche
 - 1.4.6 aus der heimlichen Suche ergeben sich neue Konflikte, Be-
lastungen
 - 1.4.7 Petra wird aufmerksam und sensibel gegenüber Äußerungen
der sozialen Umwelt (zu diesem Adoptionsthema)
 - 1.4.8 Petra fühlt sich als weggegebenes Kind

Textstelle 2

*und zwa:r, äh, durch Klassenkameraden, die mir gesagt haben, /I: Hm/ du: bist ja
aus dem **Heim**, das sind ja gar nicht deine **richtigen Eltern** (1/21 bis 1/23)*

2. Biographin erlebt abruptes Konfrontation mit diesem Inhalt
als starke Verletzung, als Schock erlebt **Wdh. 1.1., 1.2.**
- 2.1 Petra wird in den tradierten Familienbegriffen, emotional
besetzten Rollen mit der externen Diskreditierung, Abwei-
chung konfrontiert
- 2.2 Folgehypothesen 1.3. bis 1.3.5. möglich
- 2.3 Folgehypothesen 1.4. bis 1.4.8. alle möglich

Textstelle 3

*((tief Luft holend)) ich hab das erst gar nicht so:: (2) also für mich wars nen
Schock (1/23 bis 1/24)*

3. Schockerlebnis wirkt anhaltend, große Verletzung **Wdh. 1.2.; 1.4.8.; 2.1.**
- 3.1 Anzweifeln der Beziehungen, Bindungen zu den Eltern
- 3.2 starke Ambivalenz – Liebe zu den Eltern und das sind gar
nicht die „richtigen Eltern“

- 3.3 Petra kann diese Realität gar nicht verstehen, gar nicht einordnen
- 3.4 Petra ist sehr traurig
- 3.5 diese Trauer ist anhaltend, wiederkehrend **Wdh. 1.4.8.**
- 3.6 Petra empfindet gegenüber ihren Adoptiveltern Liebe, aber auch Dankbarkeit **Wdh. 1.4.**
- 3.7 mit den Erklärungen der Adoptiveltern, deren Feinfühligkeit und Zuwendung kann der Schock überwunden werden **Wdh. 1.3.; 1.4.**

Textstelle 4

es wurde ganz selten, fast gar nicht darüber gesprochen (1/35)

- 4. „ganz selten, fast gar nicht“ zeigt das Tabu, hinter „ganz selten, fast gar nicht“ steckt ein eigentlich höherer Bedarf nach Kommunikation von Petra **Wdh. 1.3.3.; 1.3.5.**
- 4.1 das heißt, es wurde darüber gesprochen, aber für Petra viel zu wenig
- 4.2 da steckt eine hohe Betroffenheit, etwas Abweichendes, Verletzendes für die Beteiligten dahinter, ein Tabu **Wdh. 1.3.3.**
- 4.3 ihren Adoptiveltern fiel es schwer, darüber zu reden **Wdh. 1.3.2.**
- 4.4 weil sie selbst verinnerlichte „Normalitätsbilder Familie“ haben
- 4.4.1 weil sie als kinderloses Paar über die Kinderlosigkeit stark verletzt sind **Wdh. 1.3.2.**
- 4.4.2 weil man über Kinderlosigkeit und Adoption nicht so offen redet / reden kann (tradierte Tabuthemen) **Wdh. 1.3.3.**
- 4.4.3 weil sie selbst über den Ursprung und die Zusammenhänge nicht viel wussten
- 4.4.4 weil sie ihre Tochter Petra nicht verletzen wollten
- 4.5 Petra benennt das eigentliche Grundproblem: Es wurde auch innerhalb der Kernfamilie zu wenig darüber gesprochen. **Wdh. 1.3.3.**

Textstelle 5

*u:nd als meine Mutti dann starb, wars ein **absolutes Tabuthema** für meinen Vati (1/36 bis 1/37)*

- 5. Petra weist auf (frühen) Tod der Mutter hin
- 5.1 „absolutes Tabuthema für meinen Vati“ – die Adoptivmutter war für Petra mit den Themen Adoption / Ursprung / Kommunikation die eigentliche Kommunikationspartnerin
- 5.2 Petra verliert ihre geliebte Adoptivmutter (Bindungsperson) und die eigentliche Gesprächspartnerin
- 5.3 Petra hat die Befürchtung, ihren Vater zu verletzen
- 5.4 das Tabu verstärkt sich **Wdh. 4.2.; 4.4.2.; 4.5.**
- 5.5 Petras innere Widersprüche (Ursprungsneugier versus Tabu) verstärken sich
- 5.6 Petra verdrängt ihre Bedarfe vollständig
- 5.7 die Identitätsbedarfe melden sich trotz Tabu, trotz Verdrängung

- 5.8 für Petra ist dies eine schwierige Situation
- 5.9 Petra sucht sich Hilfe

Textstelle 6

Ich bin froh, dass ich diesen Schritt gegangen bin=dass ich das gemacht habe (5/34 bis 5/35)

- 6. Freude, Zufriedenheit über Weg der Identitätssuche **Wdh. 1.4.3.**
- 6.1 heimlicher Weg der Identitätssuche **Wdh.1.4.5.; 5.1.; 5.3.; 5.4.;**
- 6.2 Suche mit später Erlaubnis des Vaters
- 6.3 Petra erlebt dabei aber die Schuldgefühle gegenüber den geliebten Adoptiveltern **Wdh. 1.4.; 1.4.6.; 5.3., 5.6. – 5.8.**

Textstelle 7

trotzdem, sind aber diese (2) //: Hm/ 'negativen Gefühle trotzdem noch diese Schuldgefühle (5/35 bis 5/36)

- 7. gegenüber den Adoptiveltern **Bestätigung 6.3.**

Textstelle 8

erst seit, seit ich angefangen habe=e=e=e auf die Suche zu gehen, red ich eigentlich wirklich darüber (4/36 bis 4/27)

- 8.1 mit der Aktivität Suchen ist auch Bedarf Austausch, Kommunikation möglich, Prozess des Öffnens, Entlastung hat begonnen
- 8.2 mit „eigentlich wirklich“ verweist Petra auf vorherigen Prozess der seltenen, wenigen, oberflächlichen Kommunikation und der eigentlich hohen eigenen Bedarfe **Wdh. 4.; 5.5.; 5.6.**
- 8.3 mit Suchen ergeben sich auch neue Kommunikationsbedarfe
- 8.4 vor der Suche gab es eine lange Zeit des Wartens, des Leidens **Wdh. 4.; 4.3.; 5.6.**
- 8.5 darüber ausführlich zu reden oder zu fragen, war eigentlich nicht erlaubt **Wdh. 1.2.; 5.4.**

7.1.4.2 Zusammenfassung Feinanalyse Petra Krause

Die (sechs oder siebenjährige) Biographin wird abrupt und verletzend mit der sozialen Bewertung „Heimkind“ (und dem abweichenden Familienmodell Adoptivfamilie) konfrontiert. Mit dieser bewusst gesetzten, kompromittierenden Äußerung in der Schule wird für Petra auf einmal alles „anders“. Die erlebten und verinnerlichten Elternrollen und ihre eigene Rolle als deren (leibliches) Kind werden durch die Fremdoffenbarung zerschlagen. Durch die Form der Fremdoffenbarung, durch die öffentliche Diskreditierung und Konfrontation mit den elementaren, emotionalen Inhalten wirkt diese Situation für das Kind Petra als Schock. Die Biographin kann ihre bisherige Welt nicht mehr verstehen, ist verletzt und verwirrt.

Durch diese externe Verletzung werden die Stärke der eingegangenen Bindungen und die Liebe zu den (Adoptiv-) Eltern nicht zerstört. Mit den Erklärungen, der Feinfühligkeit und Zuwendung der Adoptiveltern kann die Verletzung der Fremdof-

fenbarung abgeduldet werden. Andererseits wollen die Adoptiveltern ganz normale Eltern sein, sich und vor allem ihr Kind schützen. Deshalb begründen sie das Adoptionsstigma. Damit verstärken die Adoptiveltern die tradierte soziale Bewertung der „Normalität der Familie“ und ihr offensichtliches Abweichen von diesem Familienbild. Durch diese Tabuisierung der Eltern bleiben die „Grundelemente der Fremdoffenbarung“ erhalten („richtige Eltern und richtiges Kind“, „falsche Eltern und Heim- und Adoptivkind“). Selbst in dem geschützten Rahmen der Adoptivfamilie wird dieses Thema Adoption ganz selten kommuniziert. Den Adoptiveltern wird es schwer gefallen sein, über diese Themen (Kinderlosigkeit, Adoption, Ursprungsfamilie) mit ihrer geliebten Tochter zu kommunizieren. Das heißt, die von Petra „erlebte Ursprungsneugier“ widerspricht grundsätzlich diesem „extern vermittelten“ und von den Adoptiveltern „gelebten Normalitätsmodell“. Dadurch erlebt die Biographin ihre Neugier als bedrohlich. Ihre Aktivitäten zur „Befriedigung der Neugier“ lösen somit Ängste aus.

Mit dem frühen Tod der Adoptivmutter verstärkt sich das innerfamiliäre Tabuthema. Petra verliert eine wichtige Bindungsperson und bedeutsame Kommunikationspartnerin. Die Adoptionsthemen und die Identitätsbedarfe kann die Biographin nach dem Tod der Adoptivmutter erst recht nicht mit dem Adoptivvater besprechen. Petra hat Angst, diesen mit ihren Fragen und der Neugier zum natürlichen Ursprung zu verletzen. Deshalb verdrängt Petra ihre Identitätsbedarfe. Das Bedürfnis nach Wissen über den genealogischen Ursprung und die Fragen zur Adoption kommen wieder. Für die Biographin ergeben sich daraus die Fortsetzung der gesetzten Adoptionsstigmata und seelische Belastungen.

Nach dem Schritt der vollzogenen Identitätssuche ist Petra einerseits froh über die Ergebnisse ihrer Suche. Neben der Freude und Zufriedenheit dominieren eine Vielzahl von Negativgefühlen und vor allem ihre Schuldgefühle gegenüber den Adoptiveltern. Das in der Kindheit von den geliebten (Adoptiv-) Eltern nach der Fremdoffenbarung gesetzte innerfamiliäre Tabu hat Petra tief verinnerlicht und „gebrochen“. Ihre Schuldgefühle ergeben sich auch dem heimlichen Weg der Identitätssuche. Das Tabu der Kindheit entwickelt eine starke Dynamik und eine große Langzeitwirkung bis in die Gegenwart. Erst als erwachsene Adoptierte und in der Suche „lernt“ Petra über ihre eigene Adoption zu reden und sich vom Tabu schrittweise zu trennen.

7.1.5 Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte Petra Krause

Petra präsentiert im erzählten Leben (Text- und thematische Feldanalyse) zuerst die Rolle ihrer (Adoptiv-) Eltern als „ihre Eltern“ und unterstreicht die hohe emotionale Verbundenheit mit diesen. Im erlebten Leben (Rekonstruktion der Fallgeschichte) stehen dieses emotionale Erleben und die Verbundenheit mit ihren Adoptiveltern ebenfalls an erster Stelle. Die starken Bindungen und Gefühle zu den Adoptiveltern durchlaufen wie ein roter Faden wiederkehrend das ganze Interview. Eine exponierte Stellung nimmt sowohl im erzählten als auch im erlebten Leben die Adoptivmutter als bedeutsame Bindungs- und Kommunikationsperson ein.

Die Fremdoffenbarung Adoption ist in der Präsentation und im „erlebten Leben“ für die Biographin das „Schockerlebnis“. In dem nach der Fremdoffenbarung folgenden Gespräch mit den (Adoptiv-) Eltern wird Petra emotional aufgefangen. Das siebenjährige Schulkind erhält eine Bestätigung der Liebe und erste Antworten auf die sie bewegenden Fragen. Die abrupte „Werte-Konfrontation“ (Heim- und Adoptivkind versus leibliches, richtiges Kind) und die öffentliche Stigmatisierung des Adoptionsstatus sind die eigentliche Verletzung, die bei dem Kind Petra präsumtiv frühkindliche Verlusterfahrungen evoziert und gleichzeitig eine „Verlust-Angst“ der bisher erlebten Bindungen und Liebe zu den „erlebten Eltern“ auslöst. Die Kontrastierung bestätigt, dass die Adoptiveltern dem Kind Petra in diesem Gespräch erneut die notwendige Sicherheit, Liebe und das Zugehörigkeitsgefühl geben können und dass die eingegangenen Bindungen zwischen Adoptivkind und Adoptiveltern „stärker“ sind als die externe Diskreditierung.

Die Eheleute Krause sind durch die tradierten Werte „richtige Familie“ selbst sozialisiert und werden durch die Fremdoffenbarung „überrascht“. Zum Schutz ihrer kleinen Familie begründen die Adoptiveltern unmittelbar nach dem „Schockerlebnis“ die Adoption als das Familien- und Adoptionstabu. In den folgenden Entwicklungsaltersstufen kommunizieren die (Adoptiv-) Eltern mit Petra zu selten über die Adoption. Selbstpräsentation und „Erleben“ stimmen hierin überein. Im „erlebten Leben“ verdeutlicht Petra in verschiedenen Erzählungen, dass einige Verwandte der „Großfamilie“ ihr und auch ihren (Adoptiv-) Eltern dieses „abweichende Anderssein“ im Familienmodell spüren lassen und bei allen Akteuren Adoptivfamilie Verletzungen auslösen. Auch dieses Erleben hält Petra wahrscheinlich zurück, ihren geliebten Eltern ihre Adoptionsfragen zu stellen. Parallel dazu „wachsen“ die Neugier der Biographin bezüglich ihrer genealogischen Abstammung und der Gründe der Adoptionsfreigabe. Weiterhin verstärkt das „erlebte Leben“ die Präsentation, dass Petra ihren Adoptiveltern für „die wunderschöne Kindheit und Jugend“ und auch für die „Leistung Eltern“ (ein „fremdes“ Kind aufzunehmen, die familiären Diskreditierungen auszuhalten) sehr dankbar ist. Das Adoptionstabu, der Tabubruch und die damit verbundenen Konflikte und Negativgefühle ziehen sich ebenfalls wie ein roter Faden durch das gesamte Interview. In detaillierten Erzählungen über bestimmte Ereignisse wiederholt und verstärkt Petra dieses Feld.

Der „frühe Tod“ der Adoptivmutter ist bereits in der Selbstpräsentation das einschneidende Lebensereignis der Biographin. Petra kann mit ihrem Adoptivvater nach dem Tod der Adoptivmutter nicht über ihre Identitätsbedarfe und Ursprungsneugier reden. Dadurch erfährt das Tabu „die Stärkung“. Das heimliche Suchen der ersten Schritte „deckelt“ Petra bis zum Lebensalter von siebenunddreißig Jahren. Im „erlebten Leben“ erzählt Petra detailliert, wie das Adoptionstabu über die Lebensjahre eine starke Wirkung (z. B. keine Adoptionsoffenbarung gegenüber Freundin und den eigenen Kindern, nur Ehemann) entwickelt und ihre Ängste verstärkt. Die Palette der Ängste bezieht sich auf die Angst, den Adoptivvater mit ihren Identitätsbedürfnissen zu verletzen. Weiterhin hat Petra Angst, in seinen Augen als „undankbares Kind“ gesehen zu werden und hat Angst, mit ihrer Ursprungsneugier das Andenken der Adoptivmutter zu beschädigen. Aus dem Tabubruch der heimlichen Suche entstehen ihre Schuldgefühle gegenüber ihren geliebten Adoptiveltern und die Angst, die eigenen Kinder in ähnliche Loyalitätskonflikte zu bringen. Dies präsentiert die Biographin in Beispielen bereits in der Selbstpräsentation und verstärkt es

eindrucksvoll in den Erzählungen des „erlebten Lebens“. In diesem Dilemma entscheidet sich die Biographin für den scheinbaren Ausweg „Notlügen“. In der Selbstpräsentation und im Erleben zeigt die Biographin, dass dadurch nur neue seelische Belastungen entstehen.

Petra präsentiert sich als erwachsene Adoptierte, Ehefrau und Mutter, die nur mit der Unterstützung, Kommunikation und Motivation ihres Ehemannes, aber auch mit den verinnerlichten Widersprüchen und den neuen Konflikten und Notlügen auf Identitätssuche geht. Im Erleben zeigt Petra die sich widersprechenden Emotionen von Freude, Trauer und Schmerz, Glücks- und Schuldgefühlen. Im Prozess der Suche ergeben sich für die Biographin verschiedene Felder, die kognitive Reflexion der einzelnen Adoptions- und Identitätsthemen und die Haltungen als Erwachsene in der Retrospektive ihres Lebens. Sowohl in der Selbstpräsentation als auch im Erleben zeigt die Biographin die Dynamik des Adoptions-Tabu bis zum Tod des (Adoptiv-) Vaters sowie die erste Erleichterung in der Kommunikation mit ihren Kindern. Petra präsentiert aus dem eigenen „Er-Leben“ Adoption und der heimlichen Identitätssuche auch alternative Bewältigungsvarianten (z. B. frühe, wiederkehrende Kommunikation zwischen (Adoptiv-) Eltern und Kind statt Tabu). Petra resümiert, dass Verdrängung nicht funktioniert. Mit einer offeneren Kommunikation mit ihrem Adoptivvater hätte sie ihre Identitätsbedarfe „anders“ verarbeiten können.

Im erzählten und erlebten Leben nimmt das Feld leibliche Mutter eine bestimmte Größe ein. Hier präsentiert Petra deutlich die durch ihre Adoptiveltern gesetzte Würdigung und Achtung des Ursprungs, später ihre Phantasien über die Person leibliche Mutter und ihre Identitätsbedarfe. Die Kontrastierung zeigt, dass die Biographin in der Kommunikation mit der leiblichen Mutter sowohl kognitiv, als auch emotional versucht, die Adoptionsfreigabe zu analysieren. Petra präsentiert die Gefühle und Aktivitäten der leiblichen Mutter nach Wiedergutmachung und Nähe und gleichzeitig ihren eigenen Bedarf nach Abstand und Grenzsetzung. Dabei betont Petra die „unumkehrbare“, dauerhafte emotionale Verbundenheit mit den Adoptiveltern. Diese unterschiedlichen Bedarfe von Adoptivtochter und leiblicher Mutter werden in den Sequenzen des erzählten Lebens und im erlebten Leben durch Petra in der Wahl der Textsorte (Erzählung, dramatische Erzählung) und in der aktuellen Erregung im Interview deutlich. Petra hat Verständnis für die Gründe der Adoptionsfreigabe und fühlt auch „Mitleid“ gegenüber der leiblichen Mutter. Gleichzeitig ist Petra als erwachsene Adoptierte erneut dadurch verletzt, dass die leibliche Mutter ihren Fragen zum leiblichen Vater ausweicht oder in den Antworten die Realität verfremdet. Das Ursprungstabu (und Adoptionstabu) ihrer Kindheit wird durch die leibliche Mutter zum Thema „leiblicher Vater“ fortgesetzt.

Zusammenfassend präsentiert Petra ihr Leben als Adoptivkind mit den gesellschaftlichen und tradierten Werten ihrer Eltern und der Großelterngeneration zu den Themen Adoption, Leiblichkeit und Abweichen von diesem Normalitätsbild. Aus der präsentierten und erlebten Fremdoffenbarung als Schock und Spiegelbild dieser tradierten Werte und Stigmatisierung entsteht das sich aufbauende und durchgängige Thema Adoptionstabu. In der Präsentation und im Erleben widerspiegeln sich die tiefen Bindungen zu den (Adoptiv-) Eltern in den verschiedenen Entwicklungsaltersstufen der Biographin und gleichzeitig die gesteigerten Identitätsbedarfe der Adoptierten ab der Pubertät. Aus dem Konflikt Tabu und Neugier beginnt Petra das

heimliche Suchen, das wiederum neue Konflikte, starke Ängste und Schuldgefühle auslöst. Für die Biographin sind die Bindungen und die erlebte Liebe ihrer Adoptiveltern entscheidender als der natürliche Ursprung.

7.1.6 Typenbildung Petra Krause

Die Biographin Petra gehört zu dem **Typus Adoptierte**, die mit **ihrer Adoption sehr glücklich ist**, sich mit ihren **Adoptiveltern sehr eng verbunden und gebunden fühlt und als Kind nach der verletzenden Fremdoffenbarung die nachfolgende Adoptionsinformation als Liebesbestätigung ihrer Adoptiveltern und gleichzeitig als Tabusetzung erfährt**. Daraus entwickelt die Biographin den **Lebensauftrag der Tabubewahrung**. Aus diesem Verlauf ergibt sich bei der Biographin auch **eine späte, heimliche Identitätssuche** mit Schuldgefühlen und neuen Tabuthemen.

Die Biographin lebt bis zum dritten Lebensmonat bei der leiblichen Mutter und danach bis zur Adoptionsfreigabe (achtzehnte Lebensmonat) in einer Wochenkrippe. In der ersten Klasse wird Petra abrupt in einer diskreditierenden Form mit dem Adoptionsstatus konfrontiert. Die Adoptiveltern fangen das siebenjährige Kind Petra in diesem „Schockerlebnis“ auf, erzählen ihr den Verlauf und die bekannten Informationen und erklären gleichzeitig alle Inhalte und das Thema Adoption zum Tabu. In der sozialen Umwelt erlebt Petra ihren Status Adoption als „abweichendes Familienmodell“ und auch Botschaften aus der „Großfamilie“, die ihre Eltern verletzen. Die (Adoptiv-) Eltern kommunizieren mit Petra nur selten über die Adoptionsthemen. Petra erhält von den Adoptiveltern auch die wenigen Informationen über die leibliche Mutter. Die Adoptiveltern sprechen positiv und wertschätzend über die leibliche Mutter und deren Entscheidung Adoptionsfreigabe. Petra verdrängt als Kind und Jugendliche ihre Ursprungsneugier, um die geliebten (Adoptiv-) Eltern mit ihren Fragen nicht zusätzlich zu verletzen.

Petra ist achtzehn Jahre alt, als die (Adoptiv-) „Mutti“ unerwartet stirbt. Petra kann nach diesem einschneidenden Ereignis mit ihrem (Adoptiv-) Vater über die Adoptionsthemen und ihren Identitätsbedarf gar nicht mehr reden. Die Phantasien über die leibliche Mutter und die begonnene heimliche Suche verdrängt jetzt die Biographin, um den geliebten Adoptivvater keinen Schmerz zuzufügen. Erst mit Unterstützung ihres Ehemannes begibt sich die Biographin dann nach neunzehn Jahren Tabuwahrung und Identitätsverdrängung auf eine späte, heimliche Identitätssuche. Als Folge der Tabusetzung, der Verdrängung ihrer zunehmenden Ursprungsneugier und des verinnerlichten, abweichenden Status kann die Biographin erst im Lebensalter von siebenunddreißig Jahren und nur mit Unterstützung ihres Ehemanns auf aktive, heimliche Suche gehen. Aus dem heimlichen Suchen und Finden ihrer leiblichen Mutter und der Halbgeschwister ergeben sich neue Konflikte und Ängste der Biographin. Erst nach dem Tod ihres Adoptivvaters gelingt es Petra, sich ihrer 18jährigen Tochter und dem 14jährigen Sohn mit „ihrem Status Adoption“ anzuvertrauen. In dieser Kommunikation erlebt sie erstmals Erleichterung. Auch als vierzigjährige Adoptierte kann Petra nur mit ganz wenigen Menschen über ihre Adoption reden. In der aktiven Suche und Auseinandersetzung mit ihrer „doppelten Identität“ lernt Petra jetzt als Erwachsene, ihre Ängste und Schuldgefühle einzuordnen

und sich auch langsam davon zu lösen. Es bleiben bei der Adoptierten Petra noch Reste von Schuldgefühlen, das Tabu gegenüber ihren verstorbenen Adoptiveltern gebrochen zu haben. Parallel dazu erlebt die Biographin durchgängig die Gefühle der Liebe zu ihren Adoptiveltern und in der Retrospektive der Ursprungssuche auch Glücksgefühle und Befriedigung über den Weg der jetzt vollzogenen Identitätssuche. Im Interview präsentiert die Biographin die Erkenntnisse, dass die empfangene Liebe für sie entscheidender ist als die genetischen Faktoren und der Status Leiblichkeit. Weiterhin resümiert Petra, dass eine Kommunikation mit dem Adoptivvater ihr vieles erleichtert hätte und präsentiert als Adoptierte Haltungen, die gegen ein Adoptionstabu sprechen.

7.2 Biographische Rekonstruktion Matthias Thun

7.2.1 Analyse der biographischen Daten (gelebte Leben) Matthias Thun

Zur besseren Übersicht und zum „Draufblick“ verweise ich auf das Genogramm auf Seite 197.

7.2.1.1 Sammlung der biographischen Daten (Ereignisdaten) Matthias Thun

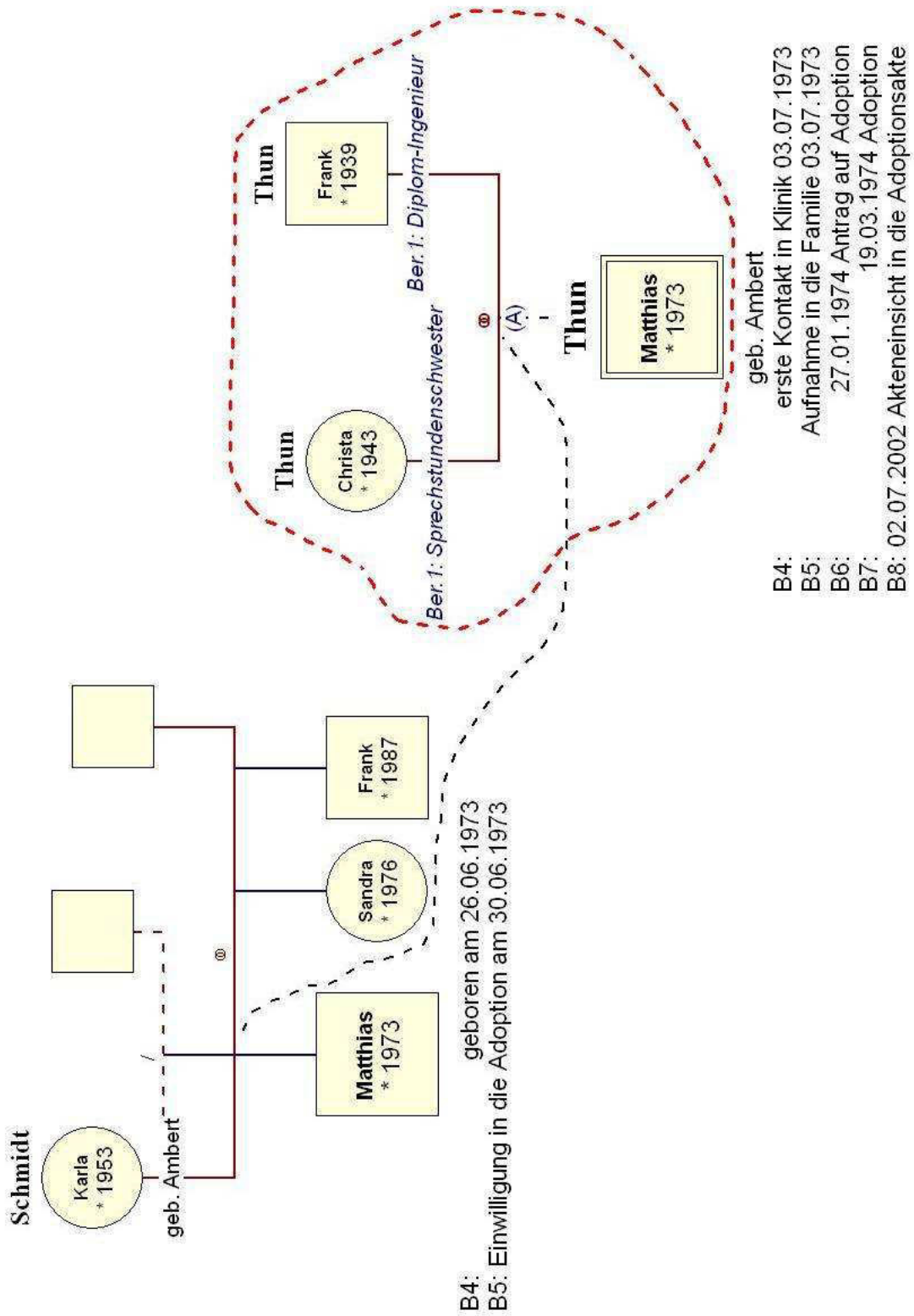
Jahr	Daten
1973	Herkunftsfamilie Matthias Ambert (Biograph) wird am 26. Juni 1973 in Weimar geboren. Die Mutter, Frau Karla Ambert (geb.14. Juni 1953) ist alleinstehend und Matthias ist ihr erstes Kind.
1973	Am 30. Juni 1973 erklärt Frau Ambert im Referat Jugendhilfe in Weimar ihre Einwilligung in die Adoption. Frau Karla Ambert (jetzt verheiratete Schmidt) wurde in den ersten Wochen der Schwangerschaft von ihren Eltern bedrängt, zur Interruption zu gehen. Das habe sie aber bewusst abgelehnt.
1973	Adoptiveltern Christa (geb. 4.11.1943) und Frank Thun (geb. am 22.12.1939) sind seit April 1973 Adoptionsbewerber im Referat Jugendhilfe der Stadt Weimar. Das Paar ist kinderlos. Frau Thun kann aus medizinischen Gründen keine leiblichen Kinder bekommen. Herr Thun ist Diplom-Ingenieur und arbeitet in einem volkseigenen Betrieb in Erfurt. Frau Thun arbeitet in der städtischen Poliklinik als Sprechstundenschwester. Neben dem formlosen Antrag, den handschriftlichen Lebenslauf und einem Gespräch mit dem Referatsleiter gibt es keine inhaltlichen Adoptionsvorbereitungsgespräche.

1973	Adoptiveltern Der Vater von Frau Thun ist im Krieg gefallen. Da war sie ein Jahr alt. Nach dem Krieg hat ihre Mutter wieder geheiratet und noch drei Kinder geboren. In der Familie wurde offen über den natürlichen Vater und dessen Tod gesprochen. Zu ihrem Stiefvater und den Halbgeschwistern hat Frau Thun gute Bindungen aufgebaut. Dieses Erleben motiviert sie später, auch gegenüber ihrem adoptierten Sohn mit der „sozialen Elternschaft“ offen umzugehen.
7/1973	Am 03.07.1973 besuchen die Adoptivbewerber Matthias in der Geburtsklinik Weimar und nehmen diesen am selben Tag in ihren Haushalt auf. Frau Thun pausiert mit ihrer Tätigkeit als Sprechstundenschwester und bleibt mit Matthias zu Hause.
8/1973	Durch Verfügung des Leiters des Referates Jugendhilfe wird für das Kind Matthias Ambert am 22.08.1973 nach § 104 Familiengesetzbuch der DDR die Pflegschaft angeordnet und die Eheleute Thun zum Pfleger bestellt.
1/1974	Am 27.01.1974 stellen die Adoptiveltern beim Referat Jugendhilfe den Antrag auf Adoption des Kindes Matthias Ambert.
3/1974	Der Jugendhilfeausschuss beim Rat der Stadt Weimar beschließt gemäß § 68 des Familiengesetzbuches der DDR am 19.03.1974 die Annahme an Kindes Statt des Minderjährigen Matthias Ambert durch die Antragsteller Christa und Frank Thun.
3/1974	Frau Karla Ambert wird am 22.03.1974 von der rechtskräftigen Adoption informiert.
1976	Im Lebensalter von drei Jahren sieht Matthias bei seiner Tante den „dicken Bauch“ der schwangeren Frau. Matthias fragt seine Mutter, wo er bei ihr herausgekommen ist - aus dem Bauch oder aus der Ferse.
1976	Die Adoptivmutter antwortet Matthias, dass eine andere Frau ihn geboren habe. Später kamen weitere Fragen von Matthias
1979	Matthias wird 1979 altersgerecht eingeschult. Nach Abschluss der Polytechnischen Oberschule 1989 (heute Realschulabschluss) beginnt er eine Fachschulausbildung als Erzieher, die er 1992 erfolgreich beendet. Nach dem Zivildienst arbeitet der Biograph von 1994 bis 2002 als Erzieher im Kinderheim. Von 2002 bis 2006 absolviert er erfolgreich ein Fachhochschulstudium Sozialpädagogik und bekommt eine Anstellung bei einem Freien Träger der Jugendhilfe.
2002 - 2006	Matthias beschäftigt sich in seiner Ausbildung als Erzieher und später verstärkt im Studium mit den Themen Ursprung, Bindung, Identität.
6/2002	Am 10.6.2002 führt der Adoptionsvermittler der Stadt Weimar mit Frau Thun ein Gespräch. Frau Thun benötigt für den Rentenversicherungsträger eine Bestätigung über den Zeitpunkt der Aufnahme des Kindes. Der Adoptionsvermittler fragt Frau Thun, wie sie als Adoptiveltern zu DDR-Zeiten vorbereitet wurden und über den Verlauf der Adoption. In der Retrospektive reflektiert die Adoptivmutter die Erbringung der Formalien (Antrag, Lebenslauf, ein Gespräch mit dem Referatsleiter) und keine vertiefenden Vorbereitungsgespräche.

2002	Nach Angaben der Adoptivmutter beschäftigt sich Matthias seit einiger Zeit intensiver mit seinem Ursprung. Der Adoptionsvermittler bietet seine Unterstützung an.
7/2002	Am 02.07.2002 kommt Matthias Thun in die Adoptionsvermittlungsstelle Weimar. Nach der Akteneinsicht und dem Gespräch mit dem Adoptionsvermittler beauftragt Matthias v. g. mit der Kontaktaufnahme mit seiner leiblichen Mutter. Als Motive benennt er Neugier und Identitätssuche. Seine Befürchtung besteht darin, dass die leibliche Mutter sein Ansinnen ablehnt.
2002	Matthias wählt für sich als Hilfe 2002 die Psychotherapie. Er hatte als Kind Verlassensängste und die Angst, nicht geliebt zu werden.
7/2002	Am 09.07.2002 schreibt der Adoptionsvermittler der leiblichen Mutter einen Brief. Er teilt dieser den Kontaktbedarf des erwachsenen Adoptierten mit und bietet ein vorheriges Beratungsgespräch an.
8/2002	Am 05.08.2002 erscheint die leibliche Mutter im Jugendamt. Sie ist über den Brief des Adoptionsvermittlers sehr überrascht. Jetzt ist sie verheiratet und hat eine 26jährige Tochter und einen 15jährigen Sohn. Ihr Ehemann und der Sohn wissen nichts von Matthias. Nur ihrer Tochter hat sie sich anvertrauen können. Jedes Jahr hat sie mehrfach an ihren ersten Sohn Matthias denken müssen (z. B. zu seinem Geburtstag, zu Weihnachten). Sie hat Matthias nie vergessen.
8/2002	Die leibliche Mutter (Frau Karla Schmidt, geborene Ambert) äußert sich dahingehend, dass sie auch Matthias kennen lernen möchte und zwar in Begleitung ihrer Tochter. Die Vermittlung und Begleitung durch die Adoptionsvermittlungsstelle nimmt sie gerne an. Die Beteiligten vereinbaren den Rückruf der leiblichen Mutter mit den Terminvorschlägen für das erste Treffen.
8/2002	Matthias Thun wird vom Adoptionsvermittler im August 2002 über den Inhalt des Gespräches mit seiner leiblichen Mutter und den von ihr benannten Ausblick „begleitetes Treffen“ telefonisch informiert.
8/2002	Frau Karla Schmidt ruft am 10.08.02 im Jugendamt an. Sie möchte nach wie vor das Treffen mit Matthias. Dazu benötigt sie aber die Unterstützung ihrer Tochter. Diese ist jetzt im Urlaub, so dass eine Terminvereinbarung erst ab dem 30.08.02 möglich wird.
8/2002	Am 13.08.02 spricht der Adoptionsvermittler mit Herrn Thun im Jugendamt. Er berichtet von dem persönlichen Treffen und den Telefonaten mit seiner leiblichen Mutter. Matthias wird mit seiner Freundin und jetzt auch mit seinen Adoptiveltern über den möglichen Ausblick reden.
9/2002	Im November 2002 führt der Adoptionsvermittler ein weiteres Gespräch mit Matthias Thun. Die leibliche Mutter hat sich nicht wieder gemeldet.
12/2002	Am 02.12.02 schreibt der Adoptionsvermittler der leiblichen Mutter einen zweiten Brief. Mit Bezug auf die vorangegangene gute Kommunikation wird auch die mögliche Entscheidungsänderung als eine akzeptable Option explizit benannt. Klarheit ist für Matthias wichtig. Ein weiteres Beratungsgespräch wird angeboten.

1/2003	Am 28.01.03 ruft die leibliche Mutter Frau Schmidt den Adoptionsvermittler an. Sie kann sich doch nicht mit Matthias treffen. Sie hat Angst. Sie weiß auch, dass diese Absage für Matthias schmerzhaft sein könnte. Es hat aber ausschließlich mit ihren Ängsten zu tun, nicht mit Matthias. Der Adoptionsvermittler akzeptiert grundsätzlich die Entscheidung der leiblichen Mutter und vereinbart einen weiteren Gesprächstermin im Jugendamt.
2/2003	Frau Schmidt kommt nicht. Der Adoptionsvermittler bespricht den veränderten Werdegang mit Matthias am 05.02.2003.
3/2006	Matthias erscheint nach telefonischer Terminvereinbarung am 14.03.2006 im Jugendamt. Er berichtet von seiner zunehmenden Fettleibigkeit und den Weg der Therapie. Er lebt in einer festen Lebensgemeinschaft und ist jetzt Vater eines zweijährigen Sohnes. Seine Frau ist erneut schwanger. Die Frage „Woher stamme ich ab?“ bewegt ihn nach wie vor. Er hat an seine leibliche Mutter einen Brief geschrieben (mit seiner Anschrift, Telefonnummer) und möchte, dass der Brief an seine leibliche Mutter weitergeleitet wird. Der Adoptionsvermittler sendet diesen Brief am 14.03.2006 an Frau Klara Schmidt.
1/2007	Matthias besucht am 30.01.2007 den Adoptionsvermittler. Er hatte bereits drei sehr emotionale Treffen mit seiner leiblichen Mutter. Sein durch das Jugendamt weitergeleiteter Brief wurde scheinbar versehentlich durch den Sohn seiner leiblichen Mutter geöffnet und so gelangte das Thema in die Familie. Der neue Ehemann und der Sohn haben entgegen den Ängsten seiner leiblichen Mutter auf sein Anliegen unterstützend gewirkt und so kam das erste Treffen zu Stande.
2007	Matthias Thun hat jetzt nach drei Treffen die Wahrnehmung, dass sie sich nichts mehr zu erzählen haben und nach der anfänglichen Euphorie und starken Emotionalität eine gewisse Fremdheit da ist. Er spürt erneut seine Kindheitsängste „nicht gewollt zu sein“.
3/2007	Das Interview findet am 12.03.07 in Weimar statt.

Genogramm Matthias, geborener Schmidt, adoptierter Matthias Thun



7.2.1.2 Zusammenfassung Analyse biographischer Daten Matthias Thun

Frau Karla Ambert ist ledig und wird mit neunzehn Jahren schwanger. Der Vater des Kindes steht nicht zu ihr und der Schwangerschaft. Die junge Frau wird von ihren Eltern gedrängt, die Schwangerschaft abubrechen. Diesen Schritt kann und möchte Frau Ambert selbst nicht und entscheidet sich für das Leben des Kindes. Am 26.6.1973 wird Matthias Ambert als erstes Kind der ledigen Mutter geboren und verbleibt in der Kinderklinik. Am vierten Tag nach der Geburt gibt Frau Ambert im Referat Jugendhilfe ihr Kind zur Adoption frei. Der vorgenannte Verlauf lässt eine ungewollte Schwangerschaft vermuten. Der Erzeuger des Kindes will nicht Vater sein und die Familie der jungen Mutter ist grundsätzlich gegen die Geburt des Kindes. Unterstützung ist somit von diesen Seiten nicht zu erwarten. Daraus ergeben sich die individuellen Gründe der leiblichen Mutter für den Schritt Adoptionsfreigabe.

Die Eheleute Christa Thun (29 Jahre alt) und Frank Thun (33 Jahre alt) stellen im April 1973 beim Referat Jugendhilfe einen Adoptionsantrag. Frau Thun kann aus medizinischen Gründen keine leiblichen Kinder bekommen. Sie werden vom Leiter des Referates Jugendhilfe entsprechend der in der damaligen DDR üblichen Verfahrensweise (Lebenslauf, Beurteilung von den Betrieben, persönliches Gespräch) als Adoptivbewerber überprüft und angenommen. Als Eignungskriterien gelten u. a. die stabilen familiären und wirtschaftlichen Gegebenheiten und eine positive „gesellschaftliche Einstellung“. In der ehemaligen DDR wird ausschließlich die „Inkognito-Adoption“⁶⁸ praktiziert. Adoptionsrelevante, sozialwissenschaftliche Erkenntnisse stehen nicht zur Verfügung, werden den „Jugendfürsorgern“ nicht gelehrt und können somit mit den Adoptiveltern nicht thematisiert werden. Als Ziel der Adoptionsvermittlung wird den Adoptiveltern das „normale Familienmodell“ propagiert. Bereits nach acht Wochen „Wartezeit“ nach der Adoptionsantragsstellung kommt vom Referat Jugendhilfe der Kindervorschlag. Mit Bezug auf die Aktdaten bewerben sich die Eheleute Thun unmittelbar nach der medizinischen Indikation „Kinderlosigkeit“ als Adoptivbewerber. Es ist die Hypothese zulässig, dass der Prozess der schmerzhaften Erkenntnis der eigenen Kinderlosigkeit das Paar noch nicht verarbeitet hat. Das Adoptivkind kann dann schnell zum „Ersatzkind“ und als „Trost“ funktionalisiert werden.

Voller Euphorie besuchen die Eheleute Thun die Kinderklinik und nehmen Matthias am gleichen Tag mit nach Hause. Mit dem achten Lebenstag kommt der Säugling Matthias zu den Adoptiveltern. Frau Thun hört sofort auf mit arbeiten. Entsprechend des Familiengesetzbuches der DDR bestellt das Referat Jugendhilfe die Adoptiveltern Thun zum „Pfleger“⁶⁹. Somit sind diese juristisch handlungsfähig und agieren als „ganz normale“ Familie. Die Bindungen und Beziehungen des vorher kinderlosen und jetzt überglücklichen Elternpaares zum Kind entwickeln sich vermutlich sehr schnell. Frau Thun ist als Mutter für Matthias ständig verfügbar. Herr

68 Diese Adoptionsform hat eine lange Tradition. Die Adoptiveltern und das Adoptivkind sollen dadurch geschützt werden. Die Informationen über den leiblichen Ursprung werden auf ein Minimum reduziert. Die leiblichen Eltern erhalten keinerlei Angaben zur Adoptivfamilie und die Adoptiveltern wenige Informationen über die Herkunftsfamilie und die Gründe der Adoptionsfreigabe.

69 nach § 104 Familiengesetzbuch der DDR

Thun geht weiter arbeiten. Matthias bindet sich sicher an die Adoptiveltern und entwickelt sich altersgerecht.

Im Januar 1974 stellt das Ehepaar Thun den Antrag auf Adoption des Kindes Matthias. Der Jugendhilfeausschuss⁷⁰ beim Rat der Stadt Weimar beschließt im März 1974 rechtskräftig die Adoption. Matthias behält seinen Geburts-Vornamen. Die leibliche Mutter wird im März 1974 über den Adoptionsbeschluss informiert. Sie ist vermutlich erleichtert und auch glücklich, dass Matthias schnell neue Eltern bekommen hat. Für sich und ihren weiteren Lebensweg verdrängt sie die Adoptionsfreigabe ihres ersten Kindes so gut es geht aus ihrem Bewusstsein. Zu dem Geburtstag von Matthias und zu Weihnachten muss sie jedoch immer an Matthias denken. Frau Karla Ambert heiratet 1975 Herrn Schmidt und bekommt noch zwei ehe-liche Kinder.

Der Vater der Adoptivmutter Frau Thun ist im zweiten Weltkrieg 1944 gefallen. Ihre Mutter hat wieder geheiratet und noch drei Kinder geboren. Frau Thun weiß von ihrer anderen natürlichen Vaterschaft und kennt Erzählungen vom leiblichen Vater. Zu dem Stiefvater und den Halbgeschwistern entwickelt sie tiefe emotionale Beziehungen und Bindungen. Dieses „Eigenerleben“ und diese Erfahrung „stärkt“ Frau Thun in der Situation, als Matthias im Alter von ca. drei Jahren nach „Geburt“ fragt. Er sieht die hoch schwangere Tante und möchte von Frau Thun wissen, ob er auch aus dem Bauch der Mama oder aus ihrer Ferse kam. Frau Thun benennt in dieser unerwarteten Situation die Realität, dass Frank bei seiner Geburt aus dem Bauch einer anderen Frau kam. Dies ist die frühe Eröffnung des Adoptionsthemas. Im Verlaufe des Vorschul- und Schulalters stellt Matthias weitere Fragen zur Adoption und zu seiner leiblichen Mutter, auf die er entsprechend des Wissensstandes der Adoptiveltern Antworten erhält.

Matthias wächst mit dem frühen Wissen „Ich bin ein Adoptivkind“ altersgerecht in der Familie Thun auf. Es gibt keine Daten zum Verlauf der Schulzeit. Somit kann davon ausgegangen werden, dass die Schulzeit „unproblematisch“ abläuft. Nach dem Schulabschluss beginnt und beendet Matthias eine Ausbildung als Erzieher (Fachhochschulreife). Nach dem Zivildienst arbeitet der Biograph von 1994 bis 2002 als Erzieher im Kinderheim. Von 2002 bis 2004 absolviert er erfolgreich ein Fachhochschulstudium Sozialarbeit / Sozialpädagogik und erhält danach eine Anstellung bei einem Freien Träger der Jugendhilfe. Erstmals in der Erzieherausbildung theoretisch und später exemplarisch an Einzelfällen in der beruflichen Praxis beschäftigt sich Matthias mit den Themen und Wirkungen von Bindung, Trennung und Identität. Im Fachhochschulstudium setzt er sich wiederholt mit diesen Themen und seinem eigenen biographischen Verlauf auseinander. Matthias geht aber selbst noch nicht auf eigene Ursprungssuche.

Im Juni 2002 besucht die Adoptivmutter Frau Thun die Adoptionsvermittlungsstelle. Sie benötigt für den Rentenversicherungsträger (neben dem Adoptionsbeschluss von 1974) eine Bestätigung, wann sie 1973 Matthias aufgenommen hat. Der Adoptionsvermittler und Frau Thun unterhalten sich auch über die DDR-

70 Gemäß § 68 Familiengesetzbuch der DDR erfolgt auf Antrag der Annehmenden die Entscheidung über Annahme an Kindes Statt durch Beschluss des Organs der Jugendhilfe. In der Verordnung über die Aufgaben und die Arbeitsweise der Organe der Jugendhilfe (Jugendhilfsverordnung, JHVO) sind in den §§ 4, 16 JHVO die Organe der Jugendhilfe bestimmt (hier Referat Jugendhilfe beim Rat der Stadt, der Jugendhilfeausschuss) und dessen Zuständigkeiten in den §§ 18ff. JHVO geregelt (hier § 18 Abs. 2 Punkt c Durchführung der Annahme an Kindes Statt)

Adoptionsvermittlung und den Werdegang von Matthias. Nach Aussagen der Adoptivmutter beschäftigt sich Matthias seit einiger Zeit verstärkt mit dem Thema leibliche Mutter und Gründe der Adoptionsfreigabe. Der Adoptionsvermittler bietet seine Beratung und Unterstützung an.

Nach cirka sieben Wochen kommt Matthias in die Adoptionsvermittlungsstelle, nimmt Akteneinsicht und möchte, dass der Adoptionsvermittler Kontakt zu seiner leiblichen Mutter herstellt und ihn dann weiter begleitet. Matthias ist jetzt 29 Jahre alt. Als Motiv benennt er seine Ursprungsneugier. Er macht seiner leiblichen Mutter keine Vorwürfe bezüglich der Adoptionsfreigabe und hat keine abwertende Haltung. Mit dem Adoptions- und Ursprungsthemen beschäftigt sich Matthias nach eigenen Angaben schon seit Jahren. Als Kind hatte er oft Verlassensängste und die Angst, nicht geliebt zu werden. Deshalb geht er seit einigen Jahren zur Psychotherapie. Mit Bezug auf den unmittelbaren Besuch von Matthias nach dem Termin seiner Adoptivmutter in der Adoptionsvermittlungsstelle scheint es so, dass die aktuelle Kommunikation zwischen Adoptivmutter und Sohn der Auslöser für diesen Schritt war. Offen ist zu diesem Zeitpunkt, was Matthias abgehalten hat, nicht schon früher den Weg der Ursprungssuche zu beschreiten. Vielleicht hat Matthias jetzt die „Erlaubnis“ der Adoptivmutter oder von dieser einen „Anstoß“ erhalten. Auch die therapeutische Hilfe könnte jetzt zu dem Beginn des Suchprozesses beigetragen haben.

Am 09.07.2002 schreibt der Adoptionsvermittler der leiblichen Mutter im Auftrag ihres adoptierten Sohnes Matthias einen Brief, teilt ihr den Kontaktbedarf von Matthias mit und bietet ihr ein Beratungsgespräch an. Am 05.08.2002 erscheint Frau Karla Schmidt (geborene Ambert) im Jugendamt. Einerseits ist sie sehr überrascht von dem Brief des Jugendamtes. Andererseits hat sie die Adoptionsfreigabe nie vergessen und musste oft an Matthias denken. Sie hat Befürchtungen bezüglich möglicher Vorwürfe des erwachsenen Adoptierten. Auch der jetzige Ehemann und der fünfzehnjährige Sohn wissen nichts von der Existenz von Matthias. Nur mit ihrer Tochter (26 Jahre alt) konnte sie über den Brief vom Jugendamt reden. Frau Schmidt muss das alles erst „sortieren“ und will den Adoptionsvermittler später anrufen. Frau Schmidt meldet sich wie vereinbart fünf Tage nach dem ersten Beratungsgespräch telefonisch. Die leibliche Mutter äußert, dass sie sich erst später mit konkreten Terminvorschlägen melden kann. Weitere Rückmeldungen von Frau Schmidt bleiben in den Folgemonaten aus.

Der Adoptionsvermittler informiert Matthias über das erste Gespräch mit der leiblichen Mutter und dem möglichen Ausblick. Matthias ist über die generelle Kontaktbereitschaft seiner leiblichen Mutter erleichtert. Der Adoptionsvermittler bespricht mit Matthias im November 2002 die jetzt veränderte Situation, dass die leibliche Mutter nach der ersten Zusage eines möglichen Treffens sich gar nicht mehr meldet. Der Biograph ist einerseits enttäuscht, auch verletzt und wütend. Andererseits hat er Verständnis für ihre schwierige familiäre Situation. Matthias benötigt jedoch Klarheit und beauftragt den Adoptionsvermittler, einen weiteren Brief an die leibliche Mutter zu schreiben. Im Dezember 2002 schickt der Adoptionsvermittler diesen zweiten Brief an Frau Karla Schmidt.

Im Januar 2003 ruft Frau Schmidt den Adoptionsvermittler an. Sie konnte mit ihrem Ehemann und dem Sohn nicht über Matthias reden. Sie verbalisiert ihre Ängste und dass sie sich doch nicht mit Matthias treffen kann. Gleichzeitig betont sie, dass die-

ser Schritt ausschließlich mit ihren Ängsten und Handlungsgrenzen zusammenhängt und nicht mit einer Ablehnung des Ansinnens von Matthias.

Im Februar 2003 bespricht der Adoptionsvermittler mit Matthias die aktuelle Situation. Matthias schwankt erneut zwischen Verständnis und Frustration und sucht weitere Unterstützung im therapeutischen Setting. Im März 2006 kommt Matthias erneut zum Adoptionsvermittler. Der Biograph hat eine Familie gegründet (Lebensgemeinschaft) und ist jetzt Vater eines zweijährigen Sohnes. Seine Frau ist erneut schwanger. Matthias ist nach wie vor sehr neugierig auf seinen natürlichen Ursprung. In dem Zusammenhang bittet er dem Adoptionsvermittler, einen persönlichen Brief (mit seiner Anschrift und Telefonnummer) an seine leibliche Mutter weiter zu leiten. Für ihn ist dieser Brief ein letzter Versuch der Kontaktaufnahme. Der Adoptionsvermittler leitet diesen Brief weiter. Matthias meldet sich im Januar 2007 erneut im Jugendamt. Matthias hat sich bis jetzt dreimal mit seiner leiblichen Mutter getroffen.

Der Biograph hat mit seiner leiblichen Mutter direkten Kontakt. Er kennt ihre aktuelle familiäre Situation. Möchte er hypothetisch seine Familie mit den Bestandteilen leibliche Mutter und Halbgeschwister „ergänzen“? Oder geht es dem Biographen darum, in den Kontakten Informationen zu erhalten und im „Direkt-Erleben“ der leiblichen Mutter seine Kindheitsverletzung „weggeben“ nachträglich zu „heilen“? Matthias lässt sich am 12.03.2007 zu seinem Erleben Adoption interviewen.

7.2.2 Text- und thematische Feldanalyse (erzählte Leben) Matthias Thun

Der Biograph beginnt das Interview mit der Präsentation seines aktuellen Lebensalters dreiunddreißig Jahre und beschreibt „verschlüsselt“: *„Und meine Adoptionsgeschichte ((tiefes Ausatmen)) ist ein langer Weg bis hierher gewesen.“* (1/16 bis 1/18) Unmittelbar danach präsentiert Matthias das Lebensthema Adoption. Und zwar mit der Aussage, dass er von seiner Adoption schon immer wusste, jedoch den Zeitpunkt oder ein Ereignis nicht zuordnen kann. Daraus ist die Hypothese ableitbar, dass eine frühe Adoptionsoffenbarung vermutlich „unspektakulär“ und wahrscheinlich im Vorschulalter erfolgte. Die einleitende Selbstdarstellung des Biographen lautet: Ich bin dreiunddreißig Jahre alt, adoptiert und wusste schon immer von meiner Adoption. Meine Adoptionsgeschichte ist für mich ein langer Weg gewesen. Die Details des „langen Weges“ lässt der Biograph offen und erhöht somit die „Spannung“ beim Zuhörer. Gleichzeitig eröffnet seine Beschreibung „langer Weg“ Hypothesen in der Polarisierung zwischen „Leidensweg“ und „Weg der Suche“ oder „Weg des Glückes oder Unglücks“.

Im gleichen Zusammenhang berichtet Matthias weiter, dass er in der Kindheit *„gar nicht wissen will, wer meine eigentliche, reale Mutter ist.“* (1/22 bis 1/23) Der Biograph begründet es damit, dass diese nichts von ihm wissen wollte. An dieser Stelle drängen sich bereits die Hypothesen auf, dass diese Ablehnung „ungewollt“ als „Lebensthema“ bleibt und sich das Thema „leibliche Mutter“ in späteren Lebensaltersstufen auch verändert haben könnte oder zu einem Teil des eingangs benannten „langen Weges“ geworden ist. Der Biograph präsentiert im Interview als erwachsener Adoptierter rational und distanziert seine Haltung, die er als Kind zum Thema

leibliche Mutter hatte: Ich wusste von meiner realen Mutter. Diese hat mich geboren und wollte mich nicht. Und ich wollte nichts von ihr wissen.

Unmittelbar neben dieser Verletzung „ungewollt“ präsentiert der Biograph seine Wertung „*Ich habe gute Eltern.*“ (1/24). An dieser Stelle ist mit Bezug auf das Vorgenannte die Hypothese zulässig: Der Biograph erfährt durch seine Adoptiveltern eine frühe Adoptions-Offenbarung, jedoch keine Informationen zur leiblichen Mutter. Scheinbar findet nicht die kindgemäße, wiederkehrende Kommunikation des Themas „leibliche Mutter“ mit Informationen und Details zu den Gründen der Adoptionsfreigabe und wahrscheinlich auch keine Würdigung der „Leistung“ der leiblichen Mutter statt. Der Biograph präsentiert deutlich sein (sozialisiertes) Kindheitsbild: Ich habe eine „schlechte“ leibliche Mutter, die mich nicht wollte und gleichzeitig „gute“ Adoptiveltern.

Matthias beschreibt jetzt, was er mit dem anfangs benannten „langen Weg“ angedeutet hat. Der Biograph benötigt den größten Teil seiner Lebenszeit Pubertät und Adoleszenz, um sich selbst das eigene Bedürfnis und seine Neugier nach den natürlichen Wurzeln unter der Fragestellung „*Wo kommst du denn eigentlich her?*“ (1/27) eingestehen zu können. Das Thema „natürlicher Ursprung“ wurde zwischen Adoptiveltern und Kind scheinbar nur selten kommuniziert. Die Verletzung „weggegeben“ wirkt als „Neugier-Blockade“. Daraus resultieren als Folgehypothesen, dass das Eingeständnis einer Neugier auf die leiblichen Eltern vermutlich von Gefühlsambivalenzen und eventuell auch durch Botschaften und Ängste der Adoptiveltern begleitet wird.

Matthias evaluiert fortfahrend sein „*starkes Gefühl der Entwurzelung*“ (1/27). Der Biograph präsentiert an dieser Stelle des Interviews, dass er heute mit 33 Jahren diese früheren Gefühle als Teil seiner Identitätssuche einordnen kann. Der hypothetische Umkehrschluss könnte heißen, davor hat er dieses Gefühl der Entwurzelung empfunden, konnte es aber nicht deuten. Der Prozess „langer Weg“ scheint als Hypothese nicht nur das Ergebnis einer „Eigen-Erkenntnis“ zu sein. Der Biograph könnte auch externe Unterstützung in Anspruch genommen haben. Mit dieser Evaluation leitet er die Erzählung ein, dass er vor fünf Jahren ins Jugendamt gegangen ist, Akteneinsicht erhielt und der Adoptionsvermittler in seinem Auftrag die leibliche Mutter sucht. „*Ich möchte das gerne wissen, wer ist mein Vater, wer ist meine Mutter.*“ (1/35) Der Biograph präsentiert explizit: Ich bin ein Adoptierter, der erst mit 28 Jahren aktiv auf Suche nach seinen natürlichen Wurzeln geht. Ich bin (und war schon lange) neugierig, wer mein leiblicher Vater und meine leibliche Mutter ist. Als Jugendlicher hatte ich das Gefühl der Entwurzelung, konnte es aber nicht zulassen und deuten.

Nachfolgend erzählt der Biograph von den ersten Ergebnissen. Der Adoptionsvermittler hatte Kontakt mit seiner leiblichen Mutter. Frank erhielt vom Adoptionsvermittler die Information, dass seine leibliche Mutter auch Ängste hat. Der jetzige Lebenspartner meiner leiblichen Mutter und ihre beiden nach mir geborenen Kinder wussten bis zum Brief des Jugendamtes nichts von meiner Existenz. An dieser Stelle des Interviews präsentiert der Biograph explizit seine Empathie für die Lage der Mutter, sein Verständnis und seine „Eigen-Erfahrung“ zum Thema „Ängste“. Am Ende dieser Erzählung fasst er das vorläufige Ergebnis zusammen. Trotz vorheriger Zusage sagt seine leibliche Mutter das vereinbarte Treffen dann kurzfristig ab. Der Adoptionsvermittler hat eruiert, dass sein leiblicher Vater bereits verstorben ist. Der

Biograph hält seine Gefühle und Folgeaktionen an dieser Stelle des Interviews noch zurück. Mögliche Hypothesen bestätigen sich dann im anschließenden Bericht und der Argumentation, dass er frustriert, traurig und sauer über das Scheitern ist. Er präsentiert seine Wut, seine Umdeutung, Schuldzuschreibung und Bestrafung der leiblichen Mutter: „*Ich hab die Schnauze voll. Wenn sie es nicht wissen will, dann hat sie es auch nicht verdient.*“ (2/5 bis 2/6). Gleichzeitig zeigt er sein Wiederholungsmodell Verdrängung, das ihn ebenso frustriert: „*Ich hab es also wieder geschafft, es jahrelang auf die Seite zu legen.*“ (2/8 bis 2/9). Der Biograph präsentiert: Ich habe als Sohn meiner leiblichen Mutter Verständnis für ihre aktuelle Lebenssituation. Ich bin aber auch stark verletzt, dass sie mich aus ihrer Angst heraus nicht treffen kann. Wiederholt versuche ich, diese Verletzung zu verdrängen.

Mit einer erneuten Evaluation leitet er die dramatische Erzählung des Folgegeschehens ein. Matthias präsentiert, dass die Verdrängung nicht funktioniert und die Identitäts-Frage „*Was bist du eigentlich, wer bist du eigentlich?*“ (2/10 bis 2/11) zurückkommt – und zwar deutlich mit den angedeuteten Kontextthemen „*Es hängt irgendwie alles doch damit zusammen*“. An dieser Stelle des Hauptteils präsentiert er Adoption und den wiederkehrenden Identitätsbedarf als sein zentrales Lebens-thema mit der Andeutung und dem Bewusstsein des Zusammenspiels mit anderen Themen. Die Hypothesen dazu beziehen sich auf die möglichen Themen Selbstwert, sein Verhältnis zu den Adoptiveltern, Partnerschaft, eigene Vater-Rolle bis hin zur Berufs-Rolle.

In einer gewissen Dramatik stellt der Biograph den folgenden Ablauf dar. Matthias betont, dass er mit seiner Lebenspartnerin viel kommuniziert und sich mit ihr auf einen erneuten Versuch, Kontakt zur leiblichen Mutter herzustellen, vorbereitet. Das deutet hypothetisch darauf hin, dass der Biograph die Themen der Adoption, seinen Identitätsbedarf und die angedeuteten Kontextthemen mit seiner Frau leichter und erfolgreicher besprechen kann als mit den Adoptiveltern. Matthias zeigt jetzt seine Entscheidung, seine Entschlossenheit und Lösungssuche statt weiter zu verdrängen. Nach dem ersten Misserfolg („Absage“ der leiblichen Mutter) wird der Biograph erneut aktiv, schreibt einen Brief (mit seiner Telefonnummer und Anschrift) und bringt diesen zur Weiterleitung an seine leibliche Mutter in das Jugendamt. Die Dramatik entsteht im Folgegeschehen. Unerwartet, beim Spaziergang mit seinem Sohn (Sohn als Symbol der Kontextthemen) kommt ein Anruf. Matthias ist irritiert. Eine unbekannte Frauenstimme kann er erst nicht zuordnen. Dann sagt diese Stimme den Schlüsselsatz „*Ich bin die Frau, die dich geboren hat.*“ In verschiedenen Aussagen verbalisiert der Biograph in dieser dramatischen Erzählung seine Gefühlsballung und Euphorie. Gleichzeitig präsentiert Matthias seine Erkenntnis, dass er mit seiner leiblichen Mutter all die Jahre in der gleichen Stadt lebt. Der Biograph könnte mit dieser Erkenntnis Gedanken mit Bezug auf eine mögliche Zufallsbegegnung bis hin zu einem schon viel früher organisierten Treffen verbinden.

Matthias erzählt weiter vom Fortgang und dem Erfolg: Nach der telefonischen Vereinbarung gab es nach zwei Tagen das erste Treffen. Der Biograph präsentiert sich dabei als aktiver, starker Akteur. Er holt seine leibliche Mutter von der Arbeitsstelle ab, fährt mit ihr in den Park und sie erzählen sich ihre Lebensgeschichten. Diese Präsentation könnte hypothetisch auch ein Symbol für sein „Nachhol-Bedarf“ (Sohn holt Mutter von Arbeit ab!) und für sein Entgegenkommen gegenüber der leiblichen Mutter darstellen. Vielleicht hat Matthias aber vor allem auch Angst, dass die Zusa-

ge der Mutter in der Umsetzung erneut nicht eingehalten wird. Er präsentiert weiterhin, dass er die Erstbegegnung bewusst steuert und einen „offenen Raum Park“ auswählt. Im Park gibt es keine „neugierigen Ohren“ (wie z. B. am Nachbartisch in einer Gaststätte) und die Gefühle können gegebenenfalls frei fließen.

In den anschließenden Sequenzen beschreibt Matthias in verschiedenen Steigerungsformen die Intensität seiner Gefühle, auch die Fülle und Tiefe der Themen sowie den zeitlichen Rahmen der ersten Begegnung („*es ging drei vier Stunden*“, 2/37). Der Biograph präsentiert in der Retrospektive detailliert beschrieben und wiederholend den hohen Grad seiner Emotionalität in und nach diesem ersten Treffen. Die Hypothesen reichen von der Befreiung der angestauten, verdrängten Gefühle der Kindheit bis hin zu den „Glücksgefühlen des Erfolges“ (besonders nach der Verletzung und Enttäuschung des ersten, vergeblichen Kontakt-Versuches).

In der Folge erzählt Matthias dann von dem „Gefühls-Wandel“. Nach der (die nächsten Tage anhaltenden) Euphorie setzen sein Realitätsbezug (Irritation über die eigenen Gefühle) und eine erneute Unsicherheit „*wie geht's denn weiter, was passiert denn jetzt*“ (2/46) ein. Zusammenfassend umschreibt er seine Gefühle und den Wandel in der Formulierung, dass diese Begegnung mit der leiblichen Mutter für ihn „*unendlich krass*“ war. Krass in der starken Euphorie und Intensität. Jedoch ebenso krass in seiner anschließenden Rationalisierung, einen wildfremden Menschen beim ersten Treffen so emotional zu begegnen. Den Biographen irritiert selbst diese starke euphorische Polarisierung. Matthias analysiert rational, dass er und seine leibliche Mutter sich nur oberflächlich kennengelernt haben, dass jeder eine andere Familie hat, dort sozialisiert ist und es andere, sich unterscheidende aber wichtige Lebensthemen gibt. Vermutlich fehlt in dem vom Biographen bewusst gewählten unbegleiteten Treffen die Thematisierung über Erwartungen an den anderen, über Grenzen, Möglichkeiten und Befürchtungen. In der Dynamik der Euphorie bleiben diese Themen zwischen dem erwachsenen Adoptierten und der leiblichen Mutter aus. Ebenso könnten beide diesen Themen ausgewichen sein, damit sie das „Glück der ersten Begegnung“ nicht beschädigen. Als weitere Hypothese könnte zutreffen, dass diese Euphorie der ersten Begegnung auch mit der Hoffnung, Erwartung verbunden ist, direkte Informationen von der leiblichen Mutter zu erfahren, seine „offenen Identitätsflecken“ zu füllen, die Verletzung des Kindheitsbildes „*ungewolltes, abgegebenes Kind*“ zu verändern bzw. die Adoptions-Kontextthemen jetzt lösen zu können. Diese Erwartung tritt nicht ein, sondern erneut Unsicherheit und eine Reaktivierung der verdrängten Kontextthemen.

In der Analyse des ersten Treffens (Euphorie, Emotionalität und dem gegenüber Fremdheit, andere Familien) und mit Blick auf die Folgetreffen verfestigt sich bei Matthias die Unsicherheit. Der Biograph präsentiert als Folge und Symbol seiner Unsicherheit die Frage „*Man sitzt sich gegenüber, und denkst, du bist meine Mutter, ja und ich bin dein Sohn, aber worüber **reden wir**?*“ (2/51 bis 2/52). Hypothetisch versteckt sich in dieser Frage eine erneute „Verlustangst leibliche Mutter“, die „reale Fremdheit“ aber auch die Unsicherheit bezüglich des Aussprechens bestimmter Themen mit unbestimmbaren Reaktionen. Der Biograph erzählt, dass diese Unsicherheit bei ihm zur Verkrampfung führt. Die ihn bewegenden Kontextthemen verschlüsselt Matthias in der Darstellung einer Metapher: „*Ich öffne eine Dose, mit der ich mich Jahre lang beschäftigt habe und nun kuck ich da rein und weiß gar nicht, was mach ich mit dem ganzen? Wie geh ich damit um?*“ (2/55 bis 3/2) Als Hypo-

these spiegeln sich auch hier die Ängste des Biographen, den „Inhalt der Dose“ nicht bewältigen zu können. Und in der Dose ist nicht nur das Thema leibliche Mutter. Der Biograph stellt sich in der Selbstpräsentation jetzt so dar: Ich bin ein erwachsener Adoptierter, der in und Tage nach der ersten Begegnung mit meiner leiblichen Mutter emotional euphorisch reagiert. Danach bin ich selbst darüber irritiert und mit Blick auf den weiteren Verlauf sehr verunsichert, verkrampft, verwirrt und auch verängstigt, bestimmte Themen anzusprechen.

In der folgenden Sequenz erzählt Matthias von dem zweiten Treffen mit seiner leiblichen Mutter. Dieses findet ein paar Wochen nach der Erstbegegnung statt. Neben der eigenen Unsicherheit präsentiert er seine Wahrnehmung, dass seine leibliche Mutter auch sehr unsicher auf ihn wirkt. Matthias erzählt auch von der jetzt für ihn eingetretenen Veränderung. Einerseits hat er ein Stück Wurzel entdeckt und andererseits wirken auf ihn „*die Strukturen, die einen jahrelang begleitet haben, also sprich die, Adoptionse Eltern*“ (3/10), „*die haben Gefühle*“ (3/11), „*Befindlichkeiten, Ängste und Unsicherheiten*“ (3/12). Und das hat „*persönlich auch, natürlich großen Einfluss*“ (3/13 bis 3/14) und somit gab es „*Schwierigkeiten*“ (3/14). Exemplarisch erzählt er von den Schwierigkeiten und großen Ängsten seiner Adoptivmutter. Dabei demonstriert er seine emotionale und soziale Verbundenheit zur Adoptivmutter mit der Formulierung „*Ich nenn sie einfach meine Mutter*“. Er präsentiert auch die Verlassensängste und Befürchtungen der Adoptivmutter und sich selbst als Sohn, der lösungsorientiert die Gespräche mit ihr sucht. Mit seiner Adoptivmutter kommuniziert Frank deren Ängste und Befürchtungen: „*Mit viel Reden und so weiter, hat sich das, so ein bisschen entspannt und sich erklären*“ (lassen) (3/21 bis 3/22). Hypothetisch könnte geschlussfolgert werden, dass er seine Adoptivmutter mit seinen Aktivitäten und vor allem mit seiner Anfangs-Euphorie emotional überrascht und deren Ängste auslöst. Auch könnte er diese Erstbegegnung ohne Wissen der Adoptiveltern umgesetzt haben und erschreckt sie mit dem Ergebnis und seiner Euphorie. Er präsentiert explizit die Adoptivmutter als den Elternteil mit den Ängsten. Eventuell geht der Adoptivvater mit der aktiven Identitätssuche seines Sohnes etwas rationaler um oder es besteht zwischen Biographen und Adoptivvater ein distanzierteres Verhältnis.

Matthias beschreibt, dass es insgesamt drei Treffen mit der leiblichen Mutter gab und dass jedes Treffen für ihn jeweils anders, aber sehr schön verlief. Anschließend benennt der Biograph in der nächsten Sequenz auch „*Telefonate, die teilweise sehr unbefriedigend waren, weil, Terminabsprachen oft verstrichen sind.*“ (3/24 bis 3/25) In dieser Beschreibung zeigt sich hypothetisch, dass die bereits benannten Erwartungen und Grenzen weiterhin zwischen Adoptierten und leiblicher Mutter nicht besprochen wurden. Die leibliche Mutter möchte als Hypothese den adoptierten, sie suchenden Sohn nicht verletzen. Deshalb stimmt sie den drängenden Terminvorschlägen von Matthias im Telefonat zu und kann diese dann doch nicht einhalten.

Matthias präsentiert zuerst „seinen Widerspruch“: Es gibt gute, weiter euphorische Treffen und Telefonat mit der leiblichen Mutter und danach die Schwierigkeit, einen neuen Termin zu vereinbaren. Und meine leibliche Mutter sagt wiederholt zu mir „*wir verlieren uns nicht*“ (3/28). In dieser Botschaft der leiblichen Mutter an den Sohn könnten hypothetisch die Empathie der leiblichen Mutter und ihre „jetzt übernommenen Verantwortung“ bezüglich der wahrgenommenen Verlustängste des

Sohnes Matthias stecken. Es ist jedoch auch möglich, dass Matthias sich mit seinen Ängsten der leiblichen Mutter bereits anvertraut hat und diese damit verunsichert, überfordert, verängstigt und somit deren „Ausweichen produziert“. Genau so gut ist es möglich, dass die leibliche Mutter andere Bedürfnisse bezüglich des Rhythmus der Treffen hat und Widerstand und Bedrängung empfindet. Nach der Darlegung dieses „eigenen Widerspruches“ bestätigt der Biograph dann in der nachfolgenden Sequenz die vorgenannten Hypothesen: *Ich glaub die Angst, sie wieder zu verlieren, ist irgendwie da.*“ (3/28 bis 3/29). Der Biograph präsentiert also die Fremdwahrnehmung seiner Mutter und seine Erkenntnis: Ich habe Angst, meine spät gefundene leibliche Mutter wieder zu verlieren.

Gleichzeitig berichtet er in den nachfolgenden Sequenzen, dass er selber verunsichert ist. *„Ich bin noch auf dem Weg, mir rauszusuchen ... oder mir darüber klar zu werden, ... was ich eigentlich will.“* (3/29 bis 3/31). Hier „ergänzen“ sich seine Angst, seine Widersprüche und seine eigene Unklarheit und lösen den erneuten Kreislauf von Widersprüchen, Unsicherheiten und Angst aus. Der Biograph verbalisiert in diesem Zusammenhang seine Vermutung, die leibliche Mutter vielleicht doch zu stark bedrängt und mit ihrer Vergangenheit zu intensiv konfrontiert zu haben. Das sind seine Vermutung und gleichzeitig seine Angst. In dem selbst organisierten und unreflektierten Prozess der Begegnung mit seiner leiblichen Mutter ergibt sich diese vorgenannte „Spirale“ gerade dadurch, dass sie beide über ihre Vermutungen, Ängste etc. nicht kommunizieren. Als weitere Hypothese wirken auf Matthias in dieser Dynamik auch alle Kontextthemen aus der Adoptivfamilie. Auch dieser Fakt scheint dem Biographen als „Überschrift“ (aber noch nicht in der Lösung) klar zu sein, denn er wiederholt erneut die Metapher: *„Also, die Büchse ist offen, die Unsicherheit, ist immer noch da“* (3/34 bis 3/35). Matthias erkennt auch selbst sein Dilemma. Nach den drei Treffen mit der leiblichen Mutter sucht Matthias in seiner vorgenannten Unklarheit jetzt die Reflexion mit dem Adoptionsvermittler im Jugendamt. In der Selbstdarstellung zeigt der Biograph die Dynamik der selbst organisierten Treffen mit seiner leiblichen Mutter und die Ergebnisse: Euphorie und Verwirrung (wegen dieser Euphorie), kohärente Widersprüche, Unsicherheiten und Ängste und das Bewusstwerden abgelegter Kontextthemen. Er präsentiert sich als Adoptierter, der Verlustängste hat und in der Dynamik der ersten drei Begegnungen nach Klarheit des eigenen Weges sucht. Dabei wird er aktiv und sucht externe Beratung.

Am Ende des Hauptteils des Interviews berichtet der Biograph von seinen augenblicklichen Gedanken zu den vergangenen drei Treffen mit der leiblichen Mutter. Er hypothetisiert erneut, dass er mit seinem Identitätsbedarf in ihr „Anfangsleben“ (3/54) mit „Wucht“ (3/55) eingreift. Er stellt seine Unsicherheit dar, ob seine leibliche Mutter das verkraftet und vermutet hier ihren Widerstand. Gleichzeitig präsentiert Matthias seinen geplanten Weg, dass er in einem Brief an die Mutter seine Gedanken und Fragen sortieren möchte. Der Biograph zeigt in der Selbstdarstellung: Ich analysiere das vergangene Treffen, bin empathisch und suche nach einen „sanften“ Weg der Klärung. (Im Antwortbrief können ebenfalls Gedanken und Antworten sortiert werden.)

„Aber mir geht's so insgesamt nicht schlecht in der Situation. Ich bin nach wie vor glücklich, dass ich das machen konnte“ (4/3 bis 4/5) Mit diesem Satz benennt der Biograph zusammenfassend seine Zufriedenheit über das Ergebnis, seine leibliche

Mutter getroffen zu haben. Der Biograph präsentiert: Ich habe meine leibliche Mutter gefunden und das macht mich glücklich. Diese Aussage impliziert auch die Neugier der vergangenen Lebensalterstufen und ein vergangenes „unglücklich sein“. Neben der „Bewegung“ in den Treffen hat der Biograph bestimmt auch Antworten auf seine Ursprungsneugier und vor allem direkte Wahrnehmungen.

Unmittelbar anschließend beschreibt Matthias seinen noch offenen Bedarf. *„Ein Ziel hab ich noch Mein Vater ist verstorben Ich möchte mal gerne ein Foto sehen.“* (4/5 bis 4/8). In dem Zusammenhang benennt er die Schwierigkeit, dass der verstorbene leibliche Vater nach der Beziehung mit seiner leiblichen Mutter nach deren Auskunft noch mehrere Lebenspartnerinnen hatte. In dieser abschließenden Sequenz beschreibt der Biograph auch seine Motivation zu dem „Bedürfnis Foto“ vom leiblichen Vater. Er möchte wissen, ob er seinem leiblichen Vater in der physischen Statur ähnelt. Nach Angaben seiner leiblichen Mutter war sein Vater ein großer, stämmiger Mann. *„Ich bin ein großer und stämmiger, oder sagen wir ruhig, dicker Mensch. Wenn man ein Leben lang ein dicker Mensch ist, dann legt man sich auch irgendwann ein Fell zu. Wenn man dann aber mitkriegt, es ist vielleicht nicht nur das Essverhalten, was ein so dick macht, sondern auch die Gene, weil dein Vater ... ein großer, stämmiger Mann war, dann, ja das ist ein Stück Wurzel, denk ich, die man hat, zum Glück.“* (4/15 bis 4/21) Am Ende der Selbstpräsentation des Hauptteils offenbart der Biograph seine über Jahre sich entwickelnde Essverhaltensstörung. Hypothetisch ist seine Fettsucht ein Bestandteil der „geöffneten Dose“, in der sich auch die Ursachen verstecken. Der Biograph präsentiert sich abschließend als erwachsener Adoptierter, der neben der Bewusstheit der psychologischen Verursachung auch Trost in einer genetischen Veranlagung sucht.

Zusammenfassend zeigt sich Matthias in seiner Präsentation im Hauptteil des Interviews als ein Adoptierter, der jetzt dreiunddreißig Jahre alt ist, seine Adoption einleitend als „langen Weg“ bezeichnet. In der fortlaufenden Selbstpräsentation benennt er die frühe Adoptionsoffenbarung, seine Einordnung der Adoptiveltern als „gute Eltern“ und sein Desinteresse an der leiblichen Mutter in der Kindheit. Die Hypothesen verweisen auf eine Verletzung „weggegebenes Kind“ und auf eine einseitige Polarisierung der Haltungen „gute Adoptiveltern“ und „schlechte, leibliche Mutter“. Der Adoptierte stellt dar, dass er in seiner Pubertätszeit die Identitätsfragen und die Ursprungsneugier spürt und weiter verdrängt. Auf Grund dieser Polarisierung kann er für sich selbst erst im Erwachsenenalter diese Ursprungsneugier zulassen.

Matthias präsentiert einen ersten, vergeblichen Versuch der vermittelten Kontaktaufnahme mit der leiblichen Mutter im Lebensalter von 28 Jahren. Dieser Versuch scheitert an der kurzfristigen Absage seiner leiblichen Mutter. Matthias zeigt neben dem Verständnis für die Situation der leiblichen Mutter auch Enttäuschung, Wut, eine erneute Verletzung. Er wiederholt sein bisheriges Verdrängungsmodell. Mit dreiunddreißig Jahren und mit Hilfe seiner Lebenspartnerin startet Matthias einen zweiten Versuch. In einer dramatischen Erzählung präsentiert der Biograph den „ersten Anruf“ seiner leiblichen Mutter und das erste Treffen. Der Biograph zeigt sich jetzt als aktiver Akteur, der die erste Begegnung mit der leiblichen Mutter gut plant. Er erzählt wiederholt von seiner Euphorie, der Gefühlsballung und die Eigen-dynamik der ersten, selbstorganisierten Treffen mit seiner leiblichen Mutter. Die andere Seite seines Suchens präsentiert der Biograph auch: Seine anschließende

Selbstreflexion und Irritation über diese Euphorie, seine reaktivierten Verlust-Ängste, die Fremdheit zwischen ihm und seiner leiblichen Mutter sowie die Problemstellungen und Ängste seiner Adoptivmutter. Beim Thema Adoptivmutter präsentiert er sich als aktiver Akteur, der auf seine Adoptivmutter zugeht und mit Kommunikation Lösungen und Entspannung sucht. Das Thema Adoptivvater lässt der Biograph in der Selbstpräsentation aus.

Weitere Kontextthemen Adoption deutet der Biograph an. Matthias stellt auch seine eigene Verunsicherung dar, ob er seine leibliche Mutter nicht zu stark bedrängt. Der Biograph benennt auch die eigene Unklarheit. Er weiß selbst noch nicht, was er eigentlich mit den Kontakten mit der leiblichen Mutter erreichen möchte. Am Ende der Selbstpräsentation des Hauptteils fasst der Biograph zusammen, dass es ihm nach den Treffen mit seiner leiblichen Mutter insgesamt gut geht und er jetzt glücklich über den Weg und das Ergebnis Identitätssuche leibliche Mutter ist. Er präsentiert ganz zum Schluss noch sein angestrebtes Ziel, von dem verstorbenen leiblichen Vater ein Foto zu erhalten. In dem Zusammenhang offenbart er seine Fettleibigkeit und seine Hoffnung, dass er (in seinem gestörten Essverhalten) auch Trost in der „genetischen Veranlagung leiblicher Vater“ finden könnte.

7.2.3 Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben) Matthias Thun

7.2.3.1 Einleitung

Bei Matthias Thun gehören zur subjektiven Aufschichtung der Ereignisse die Themen **Adoptiveltern, Adoptionsoffenbarung und Identitätssuche**, Adoption in der erweiterten Adoptivfamilie, die Adoptions-Kontextthemen sowie das Thema leibliche Mutter“, Halbgeschwister und leiblicher Vater.

7.2.3.2 Adoptiveltern, Adoptionsoffenbarung und Identitätssuche Matthias Thun

Matthias kommt am achten Tag nach seiner Geburt in die Adoptivfamilie. Somit sind die Adoptiveltern die ersten, verfügbaren und erwachsenen Bezugspersonen, zu denen das emotionale Band der Bindung entsteht. Von seinen Adoptiveltern erfährt Matthias früh die Tatsache Adoption. *„Es ist in meinem Bewusstsein immer anwesend ... ob ich, nun drei Jahre alt war, oder vier oder fünf, kann ich überhaupt nicht sagen, ich kann auch die Situation nicht benennen, in der mir das offenbart wurde.“* (4/37 bis 4/41). Der Status Adoption scheint für den Biographen in seiner Kindheit und Vorschulzeit ziemlich selbstverständlich zu sein. Dies resultiert hypothetisch aus dem durchgängigen Erleben der Adoptiveltern als die einzigen Bindungspersonen und einem möglichen „gelassenen, angstfreien Umgang“ mit dem Thema Adoption in der Kernfamilie.

Im retrospektiven Erleben des Erwachsenen ist die Adoptionsoffenbarung für Matthias nicht *„der Schatz, der auf einmal dargestellt wurde, sondern es ist eher schleichend.“* (4/41 bis 4/42) Was im Erleben des Biographen sich „eher schleichend“ entwickelt und was er hinter der Formulierung „nicht der Schatz“ versteckt,

hält der Biograph zunächst zurück. Matthias erzählt nach dieser Einleitung von einem Ereignis im Schulalter, das er sich eingepägt hat. Er weiß, dass er adoptiert wurde und einen anderen Geburts-Familiennamen hatte. Beim Kramen im Schrank findet er seine Geburtsurkunde:

*„Da stand mein Nachname, äh, meiner Mutter irgendwie drauf, das hat mich **ziemlich aufgeregt**, und da hab ich dann, also daran kann ich mich erinnern, dass das dann ein intensives Gespräch so war“ (4/46 bis 4/50).*

Daraus ergeben sich die Hypothesen, dass der Biograph die Information Adoption in der Vorschulzeit zwar erfährt. Vermutlich als Antwort auf seine Frage zum Thema Geburt. Im Kontext mit den erlebten Bindungen ist diese Information im Erleben des Vorschulkindes keine Verletzung. Das „Kramen im Schrank“ könnte im Schulalter ein zufälliges Kramen oder auch bewusstes Suchen und das Ergebnis eines „schleichenden Erlebens“ sein. Vielleicht spürt Matthias „schleichend“ Zweifel im Status, in der Zuwendung und Liebe der Adoptiveltern oder hat bestimmte Wahrnehmungen, die ihn zunehmend irritieren. Als der Biograph dann den Namen seiner leiblichen Mutter liest, kommen das Thema Adoption und die offenen Fragen abrupt ins Bewusstsein. Die Aussagen des Biographen zu dem vergangenen Ereignis („aufgeregt“ und „intensives Gespräch“) sind Hinweise für die damals sehr emotionalen Themen und für die „Erregung“ der Akteure. Der Biograph lässt jedoch aus, ob dieses intensive Gespräch nur mit der Adoptivmutter oder mit beiden Adoptiveltern stattfand. Offen bleiben an dieser Stelle auch die Einmaligkeit oder eine Wiederholung in der Kommunikation und die Botschaften der Adoptiveltern zum natürlichen Ursprung. Mit Bezug auf die Formulierung „nicht der Schatz“ (Schatz als Symbol für wertvoll) ist als Hypothese der Umkehrschluss erlaubt, dass er in diesem von Aufregung geprägten Gespräch die Aussagen über die Gründe der Adoptionsfreigabe (jetzt als Schulkind) in vordergründigen Negativbotschaften zur leiblichen Mutter erfährt oder selbst so interpretiert. Der Biograph erlebt dies als Verletzung und sich selbst als „ungewolltes Kind“. Mit Sicherheit wirkt beim Biographen als „automatisierende“ Verletzung der in diesem Lebensalter „angekommene“ Sozialisationswert „Rabenmutter“ als tradiertes Symbol für die abgebenden Mütter. Vielleicht verletzen sich auch in der Erregung (des nicht erlaubten Suchens) Adoptierter und Adoptiveltern zusätzlich gegenseitig. Dieses Ereignis scheint eine Schlüsselsituation zu sein, aus der sich in den Lebensaltersstufen Schulzeit und Vorpubertät ein Wandel zum Thema Adoptiveltern und zu seinem Status ergibt. Der Biograph benutzt sein „Wissen Adoption“ nachfolgend als Provokation und „Macht“:

*ansonsten hab ich eher dieses, dieses ‘adoptiert sein’ (3) äh sehr=oft=eingesetzt /I: Hm/ um=um meine leiblichen, ne meine Adop=Adoptionseletern zu verletzen /I: Ja, ja/ also sicherlich=nicht=unbedingt=um ihnen jetzt wirklich Schmerzen /I: Hm/ aber Kinder sind ja manchmal so: /I: Hm, hm/ so hart, oder so /I: Hm, hm/ so nach dem Motto, du hast mir gar nichts zu sagen /I: Hm/ du bist gar nicht meine Mama /I: Ja/ oder=oder bist gar nicht mein Papa /I: Hm, hm/ so ne Sachen /I: Hm, hm/ äh, **ja** vielleicht **doch** um zu verletzen, weil ich=ich denke /I: Hm, hm/ das wusste man, dass tut sehr weh (4/50 bis 4/56)*

In dieser Erzählsequenz kommt einerseits in dem Versprecher des Biographen zum Ausdruck, dass er seine Adoptiveltern in der Rolle der „selbstverständlichen“ und

„emotionalen Eltern“ erlebt. Zum anderen ergibt sich aus diesem Zitat des Biographen die Hypothese, dass er mit seinem bewussten Verletzungsverhalten die für ihn wichtige emotionale Bindung und die Tatsache, ob er (wenigstens) von den Adoptiveltern geliebt wird, wiederholt überprüft oder sogar „einfordert“. Auch ein mögliches Erleben des Biographen „Es tut mir weh, nur ein abgegebenes Kind zu sein“, „Ihr seht meinen Schmerz nicht“, „Ich habe Angst euch zu verlieren“ oder „Wie sehr liebt ihr mich wirklich“ könnten als Hypothesen dieses Provokations-Verhalten beim Adoptierten erzeugt haben. Für diese Hypothese spricht auch die Aussage des Adoptierten, dass er zu seiner Adoption „*nur diese eine ... ((hörbares Luft holen)) ich glaub das ist so, die Geschichte, die meine Eltern auch erfahren (haben)*“ (5/36 bis 5/38) kennt. Das Ereignis „Geburtsurkunde“ ist im Erleben des Biographen die „eigentliche, bewusste und sehr schmerzhaftes Erkenntnis des Status Adoption“. Nach der scheinbar selbstverständlichen, nicht verletzenden Offenbarung Adoption im Vorschulalter ergibt sich im Schulalter die Verletzung des Biographen in dem „aufgeregten Gespräch“, vermutlich auch in den Botschaften der Adoptiveltern und in der Tatsache der scheinbar einmaligen Kommunikation. „*Diese Story war für mich, so fest in meinem Kopf bis ((Einatmen)) bis äh, eben meine leibliche Mutter getroffen habe.*“ (5/3 bis 5/4) Dieser Satz verweist auf das durchgängige Verletzungs-Erleben Adoptionsoffenbarung und leibliche Mutter bis ins Erwachsenenalter von 28 Jahren.

Die Adoptivmutter gibt den Biographen als Kind und als erwachsenen Sohn die Rückmeldung, dass er „*ein sehr, sehr anstrengendes Kind*“ (7/48) war. Möglicherweise verknüpfen sich im Erleben des Adoptierten das Thema „Dankbarkeit mit der mit dieser Botschaft der Adoptivmutter „anstrengendes Kind“ in dem Sinne: „Du musst als anstrengendes Kind (und jetzt als Erwachsener) dankbar sein, dass wir diese Anstrengung ausgehalten und dich behalten haben.“ Als Erwachsener lehnt der Biograph dieses stigmatisierende Kindheitsbild seiner Adoptivmutter vehement an mehreren Stellen des Interviews ab.

ich weiß es nicht, ich (2) ich tu mich schwer damit, also dieses, du warst nen schlimmes Kind /I: Hm, klar/ das hab=ich=hab=ich, sehr=sehr=oft gehört /I: Hm/ und ((hörbares Einatmen, ganz lautes, tiefes Ausatmen)) das s=sagt sie auch heute noch /I: Hm/ das ich eben, äh, nen=schlimmes=Kind=war, aber, das ist ne Sache, die man, mir glaub ich schon, nen ganzes Stück rein-drückt (9/48 bis 9/52)

ich=war=nen=sehr=lebhaftes=Kind /I: Hm/ das=glaub=ich=auch, ä::h, also ich lehn das mittlerweile für mich selber ab, dieses /I: Hm/ mir=so /I: Hm, hm/ mir reindrücken zu lassen /I: Hm, hm/ das ich son=son, furchtbares retalin ((Einatmen)) bedürftiges Kind war ... aber ((kurzes Luftholen)) 'oder=gar=wenn=die=gewusst=haben=dass ich' ((ganz, ganz leise und sehr schnell gesprochen)) (7/47 bis 7/55)

Der im vorangestellten Zitat angefangene Satz „Wenn die gewusst haben“ könnte durch „was mir alles durch den Kopf gegangen ist“ oder mit „dass ich mich bewusst so verhalten habe“ ergänzt werden. Der Biograph erlebt sich in der Retrospektive selbst auch als Kind „intensiv“. Matthias bestätigt sein Kindheitserleben und deutet mögliche Ursachen und ein bewusstes Verhaltensmodell nur an. Später spricht er es aus, dass er ein Kind, „*das sehr, sehr schnell erkennen konnte ... wo ist die Schwachstelle ... und ich glaube, ich war da auch relativ gnadenlos, ihm das dann*

zu zeigen und zu provozieren.“) (8/1 bis 8/6) Hinter dem Verhalten, anderen Schmerz zuzufügen, verstecken sich die eigene Sensibilität, Verletzbarkeit und ein Bedürfnis, „angenommen“ zu werden.

Dieser Kampf findet auch schon im Schulalter des Biographen statt. „Ja, ich glaub, ich war ein sehr, sehr intensives Kind. Ich weiß, ich kann mich an viele, Schlachten zu Hause erinnern, die geschlagen wurden“. (7/55 bis 7/56) Als erwachsener Adoptierter resümiert er sein damaliges Erleben und Verhalten: „Die Provokationen waren ein Kampf mit meinen Eltern“ (8/32). Hier bestätigt sich die Hypothese, dass Matthias als Kind in diesem Kampf um die Liebe und tatsächliche Annahme der Adoptiveltern ringt. Dieser Kampf ergibt sich ursächlich aus der bereits erwähnten Verletzung „weggegebenes Kind“ im Schulalter bei dem Ereignis „Geburtsurkunde“. Es finden scheinbar auch keine Folgekommunikationen zwischen den Akteuren statt.

*ich glaube, es war gar nicht, so viel mehr Nachfrage da /I: Aja/ bei mir, ich=ich (2) ich=hab=mich=damit=zufrieden=gegeben /I: Aja/ was=ich=erfahren=habe darüber /I: So/ und konnte mich da, ganz gut mit arrangieren, mit diesen, mich wollte keiner, du armes Kind=so=ungefähr, ne, mir, äh=äh, die=die wollten dich nicht haben /I: Hm/ deine Eltern und du bist bei uns, und, na=ja, da war ich ganz, **zufrieden** eigentlich so mit /I: Hm, hm/ so mit diesen Dingen /I: Hm/ ähm (4) ich würd nicht sagen, das man sich intensiv damit auseinandergesetzt hat /I: Hm/ bei mir zu Hause (8/37 bis 8/44)*

Als Hypothese scheint dem Biographen die wiederholte Bestätigung zu fehlen, in der Adoptivfamilie auch wirklich gewollt zu sein. Mit dem Status „armes, ungewolltes Kind“ arrangiert sich der Biograph und provoziert weiter. Er erlebt auch die Verletzung der Adoptiveltern.

*aber auch bei uns zu Hause war das jetzt nicht, so: dass dann, wenn ich da: /I: Hm/ ihr seid gar nicht meine Eltern /I: Hm/ da=wurde=mir=gezeigt=dass=man=da=**verletzt**=ist /I: Ja/ das=wurd=mir=gezeigt /I: Hm/ ((hörbares Luft holen)) a:ber, ich=sag=mal man=würde=heute=sagen, dass man dann aufgefangen wird /I: Hm/ oder=so, dass, kam glaub=ich zu wenig, ohne /I: Aja/ ohne dass ich ihnen=kann ich ihnen auch nicht vorwerfen (8/50 bis 8/55)*

Dem Biographen fehlt als Kind die Zuwendung der Adoptiveltern in seiner Trauer über den Verlust der leiblichen Eltern. Als Erwachsener macht er seinen Adoptiveltern keinen Vorwurf und begründet es damit, dass sie dazu „kein Handwerkszeug ... in der Hand (hatten) wie mach ich das.“ (9/1). Der Biograph Matthias „entschuldet“ in der Retrospektive seine Adoptiveltern, dass sie sein „Deprivationserleben leibliche Mutter“ nicht erkannten.

Matthias weiß als Kind, dass seine Adoptivmutter keine leiblichen Kinder bekommen kann. In diesem Wissen erlebt er, dass seine (Adoptiv-) Mutter ein Mensch ist, „der sehr intensiv mit Kindern ist.“ (9/20). Der Biograph erzählt dazu beispielhaft ein Erlebnis seiner Kindheit. Im Urlaub kennt die Mutter auf einen riesigen Zeltplatz innerhalb weniger Stunden alle Kinder mit Vornamen und kommuniziert mit diesen. Matthias wird diese Neigung und Aktivität der (Adoptiv-) Mutter als Kind als Zurücksetzung und mit viel Eifersucht erlebt (und wahrscheinlich erneut provokativ reagiert) haben. Als Erwachsener reflektiert Matthias, dass er selbst dagegen

eine (Adoptiv-) Mutter erlebt, die „*sehr sehr sehr dominant war, in der Betreuung in der, äh Beziehung zu mir.*“ (9/28 bis 9/30) Dieses Kindheitserleben (meine Mutter „sucht“ und kommuniziert mit fremden Kindern, bei mir ist sie dominant) wird bei dem Biographen auch Minderwertigkeits-Gefühle und Assoziationen (ich bin ihr als Kind nicht gut genug, meine Mutter sucht nach anderen Kindern) ausgelöst haben. In der Retrospektive reflektiert der Biograph: „*Ich hab also in viel=viel=viel, defensiveres, Verhältnis als Kleinkind zu ihr gehabt.*“ (9/30 bis 9/31) Als weitere Hypothese könnte der Biograph als Kleinkind die Dominanz der (Adoptiv-) Mutter als zu bedrängend und die später tief verinnerlichte „Suche der Mutter nach anderen Kindern“ als Deprivation erlebt haben.

Der Adoptivvater ist in dem retrospektiven Erleben des erwachsenen Adoptierten „*so ein Stück weit runter gefallen, in der Rolle des Vaters.*“ (9/27 bis 9/28) Aus seinem heutigen Fachwissen als diplomierter Sozialpädagoge reflektiert der Biograph sein vergangenes Erleben so, dass er als Kind dem Vater immer etwas beweisen muss und diesen auch als Konkurrenten zur Adoptivmutter sieht. In dieser „Konkurrenz des Vaters“ als auch in dem provokativen Verhalten als Kind widerspiegeln sich das große (wahrscheinlich unerfüllte) Bedürfnis nach Mutterliebe und Zuwendung. So erinnert sich der Biograph als ein weiteres Beispiel daran, dass er als Kind immer abhauen wollte. Er schrieb Abschiedsbriefe und versteckte sie so, dass diese gefunden werden mussten. Matthias haut dann auch einmal wirklich ab und der Adoptivvater holt ihn ein und zurück. Im damaligen und heutigen Erleben findet der Biograph diese Aktivität des Adoptivvaters sehr gut und heilsam. Von der Adoptivmutter erfährt er die Rückmeldung „schlimmes Kind“. Die Adoptivmutter versteht seine Botschaft nicht. Das Resümee des erwachsenen Adoptierten orientiert auf sein damaliges Erleben, dass das „*auch eine Form von Verletzung war, dass ich unglücklich war.*“ (9/39)

In der Kindheit und Schulzeit „kämpft“ der Biograph mit seinen Adoptiveltern. In der Pubertätszeit zieht sich Matthias von seinen (Adoptiv-) Eltern zurück. „*Ich empfand das so, (die) wussten eigentlich nicht, wie sieht es in mir eigentlich aus.*“ (10/49 bis 10/50) Als Begründung präsentiert der Biograph zusammenfassend sein retrospektives Erleben. „*Es gibt so zwei, drei Dinge, wo meine Mutter so, daneben lag, mit ihren, äh situativen Dingen, die sie da gemacht hat. Ich hab mich da sehr zurückgezogen.*“ (10/46 bis 10/48). Diese Interviewaussage wird durch ein tiefes, hörbares Ein- und Ausatmen des Biographen begleitet und deutet auf die damalige und aktuelle Schwere und emotionale Bedeutung dieser Botschaft. Es scheint so, als ob der Adoptierte den Kampf um die Liebe und Zuwendung der Adoptiveltern aufgibt und alternativ zum „Kampf der Kindheit“ jetzt enttäuscht und in der Verletzung den „Rückzug“ wählt. Der Biograph sucht alternativ zu den (Adoptiv-) Eltern bei der jüngeren Schwester der Mutter Kontakt und Kommunikation. Die „*kleine Ersatzmama*“ (10/52) hat insgesamt vier Kinder, die älteste Tochter in seinem Alter.

da war ich so: (2) viel /I: Ja/ während der Pubertät /I: Hm/ und äh (2) ja, und auch dieser junge Erwachsene der Jugendliche hatte viel=viel mehr mit diesen Eltern /I: Hm/ gegen=gegen=n=n (4) 'ja weiß ich nicht', für mich entspannter war (11/2 bis 11/5)

Das heißt, der Biograph erlebt damals und auch in der Retrospektive, dass seine (Adoptiv-) Mutter sein Verhalten weiter „nicht versteht“ und wahrscheinlich auch in der Pubertät inadäquat reagiert. Auf der Basis des „Nicht-Verstehens“ stirbt die

Kommunikation. „Also mit meinen, (Eltern) da hatte ich große Probleme drüber zu reden.“ (11/5 bis 11/6) In der Familie der Tante erfährt er dagegen Verständnis, Akzeptanz, Annahme und Kommunikation über seine Themen. Die Pole „Nicht-Verständnis der Adoptiveltern“ und Geborgenheit und Verständnis bei der Tante und dem Onkel erzeugt beim Biographen, dass er diese Verwandten in seinem Bedürfnis nach Kommunikation und Annahme in den von ihnen „ersatzweise“ ausgefüllten Rollen (mit **diesen Eltern**, 11/4) erlebt. Die Folgehypothese könnte lauten: Viel lieber hätte Matthias sich so seine Adoptiveltern als Jugendlicher und Erwachsener gewünscht.

Kurz vor dem Treffen mit seiner leiblichen Mutter informiert der Biograph seine Adoptiveltern. Der Adoptivvater befürwortet diesen Schritt. Hier erlebt der Biograph scheinbar Klarheit. Bei seiner Adoptivmutter dagegen nimmt der Biograph erneut gegensätzliche Seiten wahr.

meine Mutter, äh, Adoptionsmutter auch /I: Ja/ äh, aber=wie=gesagt=das=eine=ist=die=emotionale Seite /I: Hm/ bei=ihr=ist=es=die=rationale=Seite, ihr ist es schließlich klar, das=es=so=sein=muss und sein soll /I: Hm/ ((ganz tiefes, hörbares Ausatmen)) a:ber sie is ((Luft holen, Nase hochziehen)) ja, die ist nen Mensch (3) der (2) ja, es steht und fällt auch so viel /I: Hm/ mit im Leben /I: Hm/ was sie bisher gelebt hat (12/46 bis 12/52)

Einerseits findet seine Adoptivmutter sein Suchen auch positiv. Gleichzeitig erlebt Matthias bei seiner (Adoptiv-) Mutter eine „Vermischung“ der rationalen und emotionalen Seiten. Die eigentliche „emotionale Seite“, dass ihr (Adoptiv-) Sohn auf Suche nach seiner leiblichen Mutter geht, spiegelt die Adoptivmutter vordergründig „rational“. Die Präferenz der rationalen Gedanken der Adoptivmutter (z. B. „wie, jetzt hat dein Sohn wahrscheinlich noch ne Oma“, 12/53) vor den gezeigten Emotionen scheint Matthias an die emotionale Distanz seiner Kindheit und Jugend zu erinnern. In seiner Identitätssuche als Erwachsener werden die „ausgewichenen Rückzugs-Themen“ seiner Pubertät evoziert. Matthias fühlt sich von seiner Mutter erneut bedrängt (*sie hat da sehr, sehr intensiv oft nachgefragt*, 12/55). Der Biograph spürt einerseits seinen bekannten Widerstand. Er möchte dies nicht, „weil ich **selber einfach, für mich** da klarkomme, und es ist einfach **meine** Geschichte.“ (13/1 bis 13/2) Andererseits nimmt er auch wahr:

und sie hat also fürchterliche Ängste, sie hat das natürlich nicht so: (2) zeigen können, erstmal nur /I: Hm, hm/ andere äh=äh andere /I: Hm/ Sachen, an denen sie sich dann hochgezogen hat /I: Hm/ wo es dann wirklich Konfliktsituationen gab /I: Hm/ äh=äh benutzt, um=um ihre Ängste irgendwie /I: Ja/ darstellen zu können (13/3 bis 13/7)

Anders als in der Pubertät zieht sich der Biograph als Erwachsener nicht mehr zurück sondern kommuniziert mit im Erleben ihrer Ängste jetzt mit seiner (Adoptiv-) Mutter über die gegenwärtigen aber auch über die vergangenen Themen.

ich=sag=mal=vielleicht in der Pubertät miteinander versäumt haben /I: Ja/ oder nicht stattgefunden hat /I: Ja/ dieser Austausch, auch menschlicher Austausch /I: Ja/ was empfinde ich denn eigentlich /I: Ja/ für dich=und=umgekehrt /I: Hm/ also=nicht=nur=dass=wir=uns=lieb=haben, sondern /I: Hm/ ((hörbares Einatmen)) äh=äh es auch schaffen, so offen miteinander zu reden /I: Ja/ wenn Situationen sind, die=vielleicht, einen verletz-

ten /I: Ja/ oder=oder unschön oder auch schön sind oder auch so /I: Hm/ das ham wer, recht, gut hingekriegt (13/10 bis 13/16)

Der erwachsene Adoptierte erlebt diese Gespräche mit der Adoptivmutter im Prozess der Entwicklung von „*anfangs sehr schwierig, sehr holprig*“ (13/52) über „*immer mal wieder schwierig*“ (13/53) bis hin zu „*viel Verständnis*“ (13/53). Mit weinerlicher Stimme benennt Matthias diese Gespräche als „*sehr, sehr krasse Gespräche, sehr emotionale Gespräche aber auch sehr offene Gespräche*“ (13/50 bis 13/52). Als erwachsener Adoptierter, der jetzt nach einem langen Weg seine leibliche Mutter gesucht und getroffen hat, erlebt der Biograph eine Veränderung im Verhältnis zu seinen Adoptiveltern. Mit der Adoptivmutter kann er wieder kommunizieren. Nach dem „*defensiven, unterlegenen Erleben der Kindheit*“, dem „*Rückzugsverhalten in der Pubertät*“ erlebt er sich jetzt als Erwachsener in der Rolle des starken Sohnes, der sich mit seiner Mutter auseinandersetzt, über vergangene und gegenwärtige Gefühle und Verletzungen redet und auch „*Nein*“ sagen kann. Das Thema leibliche Mutter möchte er jetzt nicht ständig mit ihr thematisieren. Er ordnet die Begegnungen und Bewegungen mit seiner leiblichen Mutter als ein Stück Weg ein, den er selbst gehen muss, wo er selbst für sich Klarheit finden möchte. Danach kann und möchte er es auch mit ihr kommunizieren.

Der erwachsene Adoptierte Matthias ist Vater von zwei Kindern als er auf Identitätssuche geht. In dieser Rolle erlebt er auch die Eifersucht seiner Adoptivmutter. Und zwar Eifersucht in der Rolle als Oma, die jetzt die Konkurrenz der natürlichen Oma fürchtet. Noch deutlicher spürt Matthias, dass seine Adoptivmutter sehr häufig seine Kinder haben möchte. Dies erlebt er als Drängen einer kinderlosen Frau, die jetzt noch einmal Muttergefühle ausleben möchte und sogar Ansprüche formuliert. Dadurch wird es zwischen ihnen wieder kompliziert, gegenseitige Verletzungen und Zurückweisungen entstehen. Er spürt, dass die (Adoptiv-) Mutter ihr Thema Kinderlosigkeit und seine erlebten Verletzungen seiner Kindheit jetzt in seine kleine Familie hineintransportiert. Als adoptierter Sohn und Familienvater widersetzt er sich diesem Drängen.

Das Verhältnis zu seinem Adoptivvater hat sich als Erwachsener im Vergleich zur Kindheit dahingehend verändert, dass Matthias nicht mehr den Druck hat, sich dem Vater gegenüber beweisen zu müssen. Der Biograph stellt die Hypothese auf, dass es vielleicht mit dem „*Stück Wurzel finden*“ (14/7) zu tun hat. Weitere Hypothesen wären, dass er jetzt selbst (und auf natürliche Weise) Vater ist und den (Adoptiv-) Vater somit „*überholt*“ hat: Als Erwachsener Mann und in der Rolle als Vater kann er jetzt die individuellen Eigenarten seines Vaters besser akzeptieren. Er reflektiert sein „*Gesamterleben Adoptivvater*“ in der Formulierung „*missmutig er manchmal ... sehr lebenswerter Mensch rechthaberischer, eigenbrödlischer, den es nicht leicht fällt, seine Zuneigung zeigen zu können.*“ (14/10 bis 14/14) Als Erwachsener präsentiert er sein Kindheitserleben, dass er als Kind schon spürte und auch genoss, dass der Vater versucht hat, seine emotionale Zurückhaltung mit materiellen Dingen auszugleichen. Letztlich wollte er aber auch die Liebe des Vaters und hat als Kind unter dieser emotionalen Zurückhaltung „*ja doch drunter gelitten*“ (14/16). Gleichzeitig entschuldigt er seinen Adoptivvater mit seiner Spekulation, dass „*Liebe zeigen beim leiblichen Kind erst mal leichter fällt*“ (14/23) als bei einem Kind, dass ohne Schwangerschaftserleben von einem Tag auf den anderen einfach da ist.

7.2.3.3 Adoption in der erweiterten Adoptivfamilie und der sozialen Umwelt von Matthias Thun

Der Biograph ist in der Kern-Adoptivfamilie das Einzelkind. Er reflektiert seine Kindheit jedoch so, dass er in einer Großfamilie aufwächst. Die vier Geschwister seiner Mutter wohnen eng zusammen und haben jeweils zwei bis vier Kinder. So gibt es viele Kinder und er hatte nie das Gefühl gehabt, „*ein Einzelkind in dem Sinne zu sein, aber ich wusste, ich bin eben anders als all die anderen Cousins und Cousinen.*“ (6/32 bis 6/34) Er erlebt, dass das Thema Adoption unter den Kindern nicht ausgeklammert wird, sich jedoch auch relativ schnell erschöpfte. Der Biograph erlebt als Kind beides. Die Annahme in der Großfamilie, von Onkels und Tanten, vor allem seine Akzeptanz durch die Cousins und Cousinen. Gleichzeitig dominiert ein Kindheitsgefühl „ungewolltes Kind“ über allem:

mir war ja auch, dieses Gefühl, die wollte mich nicht haben /I: Hm/ was=was soll ich da weiter reden /I: Hm/ diese Menschen, die mich haben wollten /I: Hm/ natürlich, war man innerlich irgendwie, ja (2) ich würds vielleicht so nennen 'also=so=was' man=ist=immer=verletzt /I: Hm/ man ist anders als die andern /I: Hm/ ((tiefes, hörbares Einatmen)) (6/36 bis 6/40)

Die erweiterte Adoptivfamilie wollte ihn haben. Abwertende oder unterscheidende Äußerungen bezüglich des Adoptivstatus kennt der Biograph nur aus den Erzählungen der Adoptivmutter im Erwachsenenalter. Seine Adoptivmutter erzählt ihn über dem Großvater, „*diesen Patriarchen, na ja, das sind schon so Sachen gefallen, wo meine Mutter sagt, das es manchmal sehr, sehr schwierig auch war.*“ (8/20 bis 8/21) Der Biograph hat es als Kind „*nicht massiv empfunden*“ (8/18). Als Hypothese ist denkbar, dass der „Patriarch Großvater“ sich im Kreis der Erwachsenen über die Kinderlosigkeit seiner Adoptiveltern oder über das „provozierende, nicht leibliche Kind“ verletzend äußert.

Im dem Zusammenhang „ungewolltes Kind“ und „Leben in der Großfamilie“ deutet der Biograph die Kontextthemen seiner Kindheit an, nämlich seine Fettleibigkeit, sein Harmoniebedürfnis und seine Provokationen.

((tiefes Einatmen)) 'das kenn ich', ich hab es nicht so direkt erfahren /I: Also von Cousin und Cousinen nicht/ gar nicht, nein /I: das war/ da war, ich glaub ich schon sehr, sehr=akzeptiert (8/7 bis 8/8)

Im Kreis der verwandten Cousins und Cousinen erlebt der Biograph Akzeptanz und Gleichwertigkeit. In der Schule „*bin ich auch immer der Spaßmacher gewesen.*“ (8/11) Als dickes Kind begibt sich der Biograph bewusst in diese Rolle „Spaßmacher“ unter dem Motto „*lacht ja nicht über mich*“ (8/12) sondern „*lacht lieber mit mir*“ (8/14). Diese Rolle erlebt er als „*Harmoniebedürfnis ... also, ich bin doch ein ganz lieber, also das setzt sich permanent in meinem Leben fort ... trotz dieser auch provozierenden Haltung.*“ (8/15 bis 8/17).

In der sozialen Umwelt erlebt der Biograph keine Diskreditierungen bezüglich seines Adoptivstatus. Er selbst geht auch sehr differenziert mit dem Thema Adoptivkind in der Öffentlichkeit um. Er erzählt von seiner Adoption nur den Menschen, denen er vertraut und auch irgendwann guten Freunden. Als Hypothese bestätigt sich hier einerseits seine Verbundenheit mit der Adoptivfamilie. Es zeigt sich auch das Normalitätsbild Familie, dem er als Adoptierter auch entsprechen möchte. Gerade wegen des Kindheitserlebens „anders zu sein“ möchte er als Kind, Jugendli-

cher und Erwachsener aus dem Blickwinkel der Öffentlichkeit zu der Adoptivfamilie gehören. Dieses Erleben und Verhalten ist neben dem Zugehörigkeitsbedürfnis auch Selbstschutz vor Diskreditierungen.

7.2.3.4 Adoptionskontextthemen Matthias Thun

Im Nachfrageteil des Interviews präsentiert der Biograph verschieden Adoptionskontextthemen und sein damaliges und späteres Erleben. Diese Kontextthemen ergeben sich bei Matthias aus dem Erleben der Adoptiveltern, der Adoptionsoffenbarung und seiner Identitätssuche.

Ein Adoptionskontextthema ist ein „Gefühl der Dankbarkeit“. Mit zunehmender kognitiver Reife entwickelt der Biograph *„komischer Weise auch mit dieser, Ablehnung der leiblichen Mutter aber auch immer ein Stück Dankbarkeit in dem Bewusstsein ((Luft holen)) ... dass die **Abtreibung erlaubt war** ... ich mir auch immer gesagt habe, eigentlich hätte sie mich ja auch **abtreiben** können.“* (5/8 bis 5/14) Der Biograph ist also gegenüber der leiblichen Mutter „dankbar“ über die Leistung Geburt. Vermutlich fällt es dem Biographen schwer, dieses Gefühl als Dankbarkeit auch zu erleben. Vielleicht ist es auch nur die rationale, eher kognitive Dankbarkeit des erwachsenen Adoptierten. Denn daneben (oder sogar darüber) dominiert zum Thema leibliche Mutter die Verletzung „ungewolltes Kind“. Daraus ergibt sich die Dankbarkeit gegenüber den Adoptiveltern. Als Hypothese scheinen in Erleben des Biographen die Botschaften und Würdigung der Adoptiveltern bezüglich der „Leistung Geburt“ und der „Leistung Adoptionsfreigabe“ der leiblichen Mutter zu fehlen. Vermutlich minimieren sich auch die Botschaften der Adoptiveltern „Wir sind glücklich und dankbar, dass du bei uns bist“. Es wirken auf den Biographen die tradierten Sozialisationswerte der „schlechten, abgebenden Mutter“ und der „guten Adoptiveltern“, die ihm vor dem Kinderheim bewahren und eine gesicherte Zukunft ermöglichen. Vielleicht dominiert in den Botschaften der Adoptiveltern an den Biographen eine Ausrichtung des Themas Adoption auf „einseitige Dankbarkeit gegenüber den Adoptiveltern“ statt auf „Liebe“.

Diese einseitige Polarisierung und Reduktion des Themas Adoption auf „Dankbarkeit“ führt beim Biographen zu einer psychischen Belastung, die er als Erwachsener mit Hilfe einer Psychotherapie zu lösen versucht. *„Diese **Dankbarkeitssache**, also ich habe **viele, viele Jahre** und auch heute immer wieder ((hörbares Luft holen)) in mir diesen, du musst deinen Adoptionseletern, **dankbar sein**.“* (5/20 bis 5/23) Als Kind bekommt der Biograph vermutlich diese einseitige Botschaft gesetzt, die sich beim Jugendlichen verstärkt. Als Erwachsener hat Matthias mit Hilfe der Psychotherapie die kognitive Klarheit, dass es auch eine andere Dankbarkeit (die der Adoptiveltern) anteilig geben müsste. Diese Erkenntnis emotional umzusetzen, erlebt der Biograph auch noch als Erwachsener als sehr schwierig.

*s=**schwer**, sich von dieser Struktur zu lösen /I: Hm/ aber, also ich weiß dass ich mich davon lösen muss /I: Hm, hm/ weil ((Luft holen)) nicht nur ich hab Glück gehabt /I: Hm, ja klar/ auch /I: Na klar/ na klar, ja, o. k. /I: Hm/ aber das ist ne Sache /I: Hm/ die=die is /I: Hm, hm/ die is nicht einfach /I: Hm/ (5/26 bis 5/29)*

Matthias weiß frühzeitig, dass man seiner Adoptivmutter nach seiner Geburt die Information gab, „es wird ein dickes Kind werden“ (6/52), „wahrscheinlich weil mein leiblicher Vater ein großer, dicker Mann war.“ (6/50 bis 6/51) Matthias kennt die Familiengeschichten, dass er als Kind immer sehr wenig gegessen hat und von seiner Adoptivmutter auch Appetitstropfen bekam. Dieser Fakt wurde „aus Spaß“ (6/54) später immer so interpretiert, dass seine Adoptivmutter „Schuld ist, dass ich dick bin.“ (6/55) Für Matthias war es im Erleben kein Spaß. Er wird bereits als Kind diese Befürchtung der Mutter geahnt oder gehört haben und daraus entwickelt sich zuerst seine eigene Angst vor dem „Dicksein“ und entsprechende Gefühle.

*meine Mutter aber, zeit (2) lebens nen Problem damit hatte, dass ich, nen **dickes Kind** werde //: Hm/ das ging dann soweit, dass ich **immer**, das Gefühl hatte //: Hm/ ich bin dick //: Hm/ ich bin zu dick //: Hm, naja/ u::nd im=Zuge=der=Psychotherapie, äh, ´wir uns da auch Bilder angeschaut haben´ //: Hm/ da is, da=bin=ich=**kein=adipöses=Kind=einfach** //: Ach ja/ das bis zu meinem dreizehnten=dreizehnten Lebensjahr bin ich **nicht adipös** //: Hm/ ((hörbares Einatmen)) u::nd hatte=schon=im=Kindergarten=das=Gefühl das=ich=adipös=bin //: Hm/ was, einfach, **nicht=so=war** (7/1 bis 7/8)*

Aus diesem Zitat ergeben sich verschiedene Hypothesen. Der Biograph hat im Bewusstsein der Prophezeiung „dickes Kind“ ständig das Gefühl ein dickes Kind zu sein. Darin widerspiegelt sich die Befürchtung der „erneuten Ablehnung ungewolltes Kind“. Nach dem Erleben „ungewolltes Kind“ bezüglich der leiblichen Mutter lebt er durchgängig in der Angst, als dickes Kind jetzt auch von der (Adoptiv-) Mutter abgelehnt zu werden. Matthias kennt ja als Kind diese Haltung der (Adoptiv-) Mutter. In diesem Zusammenhang sind auch seine Eifersucht und die Enttäuschung zu erklären, dass er als Kind stark verletzt ist, wenn seine Adoptivmutter mit anderen Kindern intensiv interagiert. Hier könnte sich bei ihm das Gefühl potenzieren, dass er nicht den „Vorstellungen Kind“ seiner Adoptivmutter entspricht. Seine Provokation in der Kindheit können auch in diesem Kontext als „Einforderung von Liebe und Zugehörigkeit“ erklärt werden.

Auf die Frage des Interviewers nach seiner „schwierigsten Lebenssituation“ benennt der Biograph, dass es „viele kleine schwierige Lebenssituationen“ (16/37 bis 16/38) gab. Diese resultieren in seiner Retrospektive „aus meiner Sozialisation in Verbindung mit Adoption.“ (16/38 bis 16/39). Als Überschrift formuliert er diesbezüglich sein „Harmoniebedürfnis, **hab mich lieb**, ist dieses, über mir schwebende Ding immer, **hab mich bitte lieb**.“ (16/39 bis 16/41) Seine Aussage bezieht Matthias zwar nicht nur auf seine (Adoptiv-) Eltern, sondern auf alle Menschen und dass er ein sehr sensibler, verletzlicher Mensch ist. Als Hypothese ist dieses Bedürfnis nach Liebe sein Hauptthema in der Adoption, das Gefühl, von der leiblichen Mutter und auch von der Adoptivmutter nicht gewollt und nicht geliebt zu werden. Der Biograph begründet diese These selbst durch sein Erleben. Mit zehn Jahren kommt Matthias „auf Antreiben meiner Mutter“ (17/3) zu einer „Abnehmkur“ (17/1). Er fühlt sich wahrscheinlich von seiner (Adoptiv-) Mutter abgegeben und mit dem Makel „dickes Kind“ weggeschickt. Jetzt erfüllen sich seine Ängste der Kindheit, nicht den Vorstellungen der Mutter zu entsprechen. Dieses Gefühl wird dadurch verstärkt, dass „wo ich da hinkam, wo überall schwer dicke Kinder waren, auch schwer dünne Kinder ... und auch dort die Leute sich gewundert haben, was will

der hier abnehmen.“ (17/1 bis 17/4) Das heißt, diese widersprüchlichen Botschaften und die „fachliche Haltung“ bestätigen und verstärken seine Ängste.

Nach den sechs Wochen Kur erfährt Matthias statt der Willkommensfreude die Schuldzuweisung für die Sehnsucht der Mutter und deren eingetretenen psychosomatischen Tick.

man kommt zurück, und=und sieht seine Mutter, die vö=völlig fertig ist /I: Hm/ nach sechs Wochen /I: Hm/ und=und=äh, Entbehrungen /I: Hm/ ihres, Lieblings /I: Hm/ bis dahin, das sie son=son (4) also richtig psychische=äh=äh, Zucken im Auge, so ne /I: Hm/ hatte /I: Hm/ und=man=kriegt=das=auch=noch=gesagt /I: Hm/ das das deshalb=is, weil du, weg warst /I: Aja/ ne=das=sind /I: Hm/ so:, und das so=für=meine=Augen äh, das Dicksein hatte, 'immer ne Funktion'

Das Zitat reflektiert das Erleben des Biographen in der erneuten Verletzung ungewolltes Kind. Statt Liebe und ein „herzliches Willkommen“ nach der für alle schmerzhaften zeitlichen Trennung erfährt er eine „Schuldzuweisung“. Der Biograph erlebt das Dilemma: Ich bin nicht dick, meine Mutter schickt mich als dickes Kind zur Kur (zum Abnehmen), dort bekomme ich gespiegelt „Du bist gar nicht dick“ und anschließend bin ich auch noch für die Krankheit meiner Mutter „schuldig“. Er kann sich also auch noch so bemühen, seiner (Adoptiv-) Mutter kann er es scheinbar nicht Recht machen. Und dann scheint es als Hypothese auch egal, ob er nun dick ist oder auch nicht.

In der Vorpupertät und Pubertät erfüllt sich dann die Prophezeiung und Matthias wird dick. Mit Hilfe der Psychotherapie erlebt er im Erwachsenenalter die Aufarbeitung der krankhaften Fettleibigkeit. Neben der „Prophezeiung“ und „Ablehnung durch die Adoptivmutter“ hatte das viele Essen in der Pubertät dann auch eine weitere Funktion für den Biographen:

'was in der Psychotherapie aufgearbeitet ist' ((hörbares Einatmen)) na=ja, es hat ne Rolle, ne Funktion /I: Hm, hm/ dieses ((hörbares Ausatmen)) satt sein wollen /I: Hm, hm/ he, ne=ne Leere, die in einem ist /I: Hm/ also=diese=vielleicht=Entwurzelung wie ich mittlerweile, 'das sehe', äh=äh, zu füllen /I: Hm/ was=über=Essen=probiert=wurde

Als Erwachsener resümiert Matthias, dass er heute ein krankhaftes Fressverhalten hat „**aber dieser Weg dahin und die Ursachen**, das hat, glaub ich schon, mit Adoption, irgendwo zu tun, und wohl mit dem, was meine Mutter da mit sich rum-, also meine Adoptivmutter mit sich **rumschleppte**.“ (17/12 bis 17/15) Für seine Adoptivmutter erlebt er als erwachsener Adoptierter wieder beide Pole. Einerseits Verständnis für die bestimmten Wünsche und Vorstellungen der kinderlosen Frau. Andererseits Unverständnis dafür, dass eine Mutter „Angst vor einem dicken Kind“ (7/16) haben kann. Sein Erleben und seine Gedanken als Kind beschreibt Matthias in dem Vergleich

*ich=übertreib=das=jetzt, nen Stück,
und=es=ist=auch=nicht=genug=überlegt,
aber=es=ist=wie=ne=Pflanze=kaufen u:nd man sagt äh=äh die Planze=aber=irgendwann, grün /I: Hm/ wenn sie sie nicht genug pflegt /I: Hm/ oder /I: Hm/ irgend=so=was /I: Hm/ oder gelb /I: Hm/ äh=also ja: so, das ist nen komischen Ding /I: Hm/ und da wird er eben dick /I: Hm/ ist doch eigentlich egal so /I: Ja, ja/ ne, aber wars für sie nicht*

Mit dieser Botschaft zeigt der Biograph sein bis dahin gefühltes Bedürfnis nach un-erfüllter Liebe, Zuwendung und Akzeptanz seiner Adoptivmutter. Matthias spürt als Kind, Jugendlicher und Erwachsener, dass er eigentlich nicht den Erwartungen seiner Adoptivmutter entspricht. Zuerst erlebt Matthias Angst davor, dann wiederholt sich in den Entwicklungsaltersstufen das Gefühl „Ich entspreche nicht den Erwartungen meiner (Adoptiv-) Mutter“.

7.2.3.5 Leibliche Mutter, Halbgeschwister und leiblicher Vater Matthias Thun

Als Kind erfährt der Biograph von seinen Adoptiveltern nur ungenaue Details über die Person leibliche Mutter und über deren Gründe der Adoptionsfreigabe.

*u::nd ha::be in meiner Kindheit, äh das immer so angenommen, dass (3) ich=gar=nicht=wissen=will, wer meine eigentliche, reale, Mutter is /I: Aja/ oder die Frau, die mich geboren hat /I: Hm/ wei:l, **die=wollte=mich=nicht=und=damit** is das für mich /I: Mhm/ erledigt (1/20 bis 1/24)*

Im Erleben des Kindes verfestigt das Gefühl „Die wollte mich nicht, ich bin ein ungewolltes Kind“. Dies resultiert nicht aus dem Lebensalter des Biographen und der frühen Offenbarung an sich, sondern aus der einmaligen oder sehr seltenen, inhaltlich eingeschränkten Kommunikation zu dem Themen „leibliche Mutter“ und „Adoptionsfreigabe“. Es fehlen auch „würdigenden Botschaften“ der Adoptiveltern zur leiblichen Mutter und deren „Leistung Adoptionsfreigabe“. Somit entstehen beim Biographen mit dieser „einmaligen Offenbarung in Kurzform“ eine Deprivation und Verletzung und gleichzeitig Wut und Zorn auf die leibliche Mutter.

Im Zusammenhang mit dieser „Grund-Verletzung“ entwickelt der Biograph eine Feinfühligkeit und Vulnerabilität. Auch von den Adoptiveltern spürt er nicht durchgängig eine vollständige und tiefe emotionale „Annahme als Kind“. In seiner Feinfühligkeit erlebt und interpretiert Matthias die Botschaften der Adoptivmutter (ihren Befürchtungen „dickes Kind, häufige Interaktion mit allen fremden Kindern) mit entsprechenden Gefühlen von „ungewollt“. Als Hypothese wirken die Kindheitsverletzung „ungewolltes Kind“ und die Kontextthemen intensiv auf den Biographen. Matthias verdrängt seine Ursprungsneugier. Der Prozess der aktiven Suche nach den natürlichen Wurzeln leibliche Eltern verschiebt (verdrängt) Matthias über die Pubertät hinaus in das Erwachsenenalter.

In seiner Ausbildung als Erzieher und später als Sozialpädagoge erlebt er im Lebensalter ab einundzwanzig Jahren seine Neugier nach den leiblichen Eltern und seinen Identitäts-Drang. In der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Sozialwissenschaften ergeben sich für Matthias zum einen die Erkenntnis: Ich bin so wie ich bin, dies und jenes ist mir widerfahren und die und die Eigenart habe ich. Weiterhin drängen sich ihm die Fragen auf, was ist bei mir genetische Veranlagung und was sind die Sozialisationseinflüsse der Adoptiveltern? Er „entdeckt“ seine Ursprungsneugier und seinen Identitätsbedarf als Adoptierter und gleichzeitig spürt er den Widerstand und das willkommenen Modell der Verdrängung:

((hörbares Einatmen)) a::ber (3) da wollt ich los /I: Ja/ war ja auch sehr euphorisch u::nd äh (3) ((leise gesprochen)) 'ja weiß nicht obs die', Faulheit

*oder die Angst war, die einen dann, gebremst hat //: Hm/
es=ist=aber=nicht=passiert //: Hm/ also=ich, bin nicht losgegangen*

Der Biograph spürt nach dem vergeblichen Versuch der Verdrängung seinen Identitätsdrang erneut sehr intensiv. Mit neunundzwanzig Jahren wendet er sich an das Jugendamt. Der vermittelte Erstkontakt scheitert. Matthias erlebt die kurzfristige Absage der leiblichen Mutter als tiefe Verletzung. „*Das ist schon ein Schuss, denk ich*“ und ich „*war sauer, hab diese Saure auf sie projiziert*“. (11/34 bis 11/35) So wie als Kind ist er auch als Erwachsener äußerst wütend auf seine leibliche Mutter. In der Reflexion in der Retrospektive verdeutlicht Matthias, dass er diese Verletzung total abgespalten hat, es „*nicht noch mal, so an mich, ranlassen wollte ... hab es **also wirklich**, weggeschoben.*“ (11/39 bis 11/40) In diesem Zitat zeigt sich auch das tiefe, unverarbeitete Verletzung „weggegebenes Kind“ in den vergangenen Entwicklungsaltersstufen.

Die Kommunikation mit seiner Lebenspartnerin hilft Matthias jetzt weiter. Bei dieser Frau erlebt er Verständnis und Unterstützung. Mit ihrem „Beistand“ schreibt der Biograph einen direkten Brief an seine leibliche Mutter. Das Jugendamt leitet mit einem Anschreiben diesen persönlichen Brief weiter. Matthias erzählt im Interview aufgeregt, „*wie meine leibliche Mutter den Schritt gehen konnte.*“ (11/44) Dieser Brief wurde dann „*vom **Sohn***“ (11/46) geöffnet und „*auch ihr Mann hat es dann gelesen.*“ (11/48) Die Reaktionen beider waren völlig anders, als die leibliche Mutter es erwartete. Matthias bezeichnet im Interview seinen Halbbruder (den er noch nicht kennen gelernt hat) als „Sohn“ seiner Mutter. Diese Bezeichnung symbolisiert vermutlich seine eigene Distanz zu dem unbekanntem Halbbruder und gleichzeitig die Rolle, die dieser in der Herkunftsfamilie und bei seiner Mutter einnimmt. Eine nicht ausgesprochene Interpretation könnte auch lauten. Er ist der Sohn, ich bin das „weggegebene Kind“. Matthias stellt im Interview die Frage: „*Ich weiß nicht was passiert wäre, wenn sie es gelesen hätte, es wäre anderes gelaufen, also, kann ich nicht einschätzen, ob sie trotzdem die Kraft gehabt hätte*“. (11/49 bis 11/52) Daraus ergibt sich als Hypothese zu seinem „Erleben leibliche Mutter“, dass er diese in den Begegnungen auch mit sich widersprechenden Aussagen und in unterschiedlichen psychischen Verfassungen erlebt und die erste Absage der leiblichen Mutter bei ihm selbst in seiner Verletzung „weiter wirkt“.

Im ersten Treffen mit der leiblichen Mutter ist der Biograph zweiunddreißig Jahre alt. Neben der Euphorie, dem Bedürfnis nach körperlicher Nähe (Umarmen) sprudeln jetzt seine angestauten „Verletzungs-Gefühle“, Fragen und Identitätsbedürfnisse. Matthias hinterfragt die Kindheitsverletzung „weggegebenes Kind“. Von der leiblichen Mutter erfährt er die Details, dass ihre Eltern „*unglaublichen Druck*“ (5/46) gemacht haben und das „*mein Erzeuger. einfach verheiratet war, **deutlich älter** ... und sich auch abgewandt hat.*“ (5/46 bis 5/48) Seine leibliche Mutter lernt dann während der Schwangerschaft einen neuen Mann kennen. Dieser Mann arbeitet an der gleichen Arbeitsstelle „*wie mein Erzeuger und hat es abgelehnt, dieses Kind, haben zu wollen, zu erziehen.*“ (5/56 bis 6/1) In dieser Erzählung der Mutter wird der Biograph seine Kindheitsverletzung „abgelehnt“ bestätigt bekommen und auch als erwachsener noch schmerzhaft empfinden. Denn im Interview verwendet er das Wort „abgelehnt“ mit Bezug auf den Erzeuger und den neuen Lebenspartner seiner damals mit ihm schwangeren Mutter. Sich selbst schützt Matthias als Erwachsener mit der Formulierung „abgelehnt, dieses Kind“.

Die leibliche Mutter erzählt dem zweiunddreißigjährigen Sohn in der ersten Begegnung, „*wie schlimm es war, mich geboren zu haben und sie wollte, eigentlich sehr gerne, den Schritt zurück tun, aber, das hat sie nicht geschafft, oder hat man ihr verwehrt.*“ (6/9 bis 6/10). Mit der Geschichte der Mutter erfährt Matthias die damaligen Lebensumstände und Entscheidungsbausteine der leiblichen Mutter. Dies impliziert auch die „entschuldigende Botschaft“ der Mutter „Adoptionsfreigabe rückgängig machen“. Matthias erlebt vermutlich die Details als „nachträgliche Entlastung“ zur verinnerlichten Verletzung seiner Kindheit („weggegebenes Kind“). In der Interviewsituation spürt und interpretiert der Biograph in seiner Empathie den unglaublich großen Druck, der damals auf seine zwanzigjährige Mutter lastete. Matthias ist auch noch im Interview ambivalent. Er schwankt zwischen „*vielleicht war es dann auch schon zu spät zur Abtreibung*“ (6/4) und der Anerkennung der Leistung der Mutter. „*Dass das, was sie da vollbracht hat ...dass man ihr das sicher, sehr hoch anrechnen muss ... dass sie das so durchgestanden hat.*“ (6/3 bis 6/8). Hier spürt und reflektiert er noch einmal seine „Dankbarkeit Geburt“ und auch „Dankbarkeit Adoptionsfreigabe“. Aber in einem sehr würdigenden, heilsamen Erleben.

Vor dem zweiten Treffen mit der leiblichen Mutter ist Matthias verärgert. Terminabsprachen und Rückruftermine gestalten sich problematisch. In der Interviewsequenz reflektiert der Biograph selbst seine Ungeduld als Ursache seines Ärgers („*und vielleicht hat ich auch zu wenig Verständnis*“, 14/42). Die Hypothese ist möglich, dass der Biograph „drängelt“. Und zwar in seiner Angst, die „gefundene leibliche Mutter“ erneut zu verlieren. Neben diesen Ärger erlebt der Biograph nämlich seine sehr schönen Gefühle. „*Wir haben ein total, wenn man sich trifft, das ist, das ist unglaublich schön.*“ (14/43 bis 14/44) Im zweiten Treffen erleben leibliche Mutter und Biograph nach der Euphorie und dem ersten Kommunikationsfluss auch, dass Themen ausbleiben und Abstand vorhanden ist. Hypothetisch ist dies auch eine Angst des Biographen

nachdem wir uns da ausgesprochen haben //: Hm/ drüber wie=wie (2) ((tiefes Einatmen)) schwierig das ist //: Hm/ und=dass=man=nicht=weiß was=soll=man=nun=sagen //: Hm, hm/ und=worüber=redet=man=heute, und=dass=so=ne=Ängste=da=sind=und=so (14/46 bis 14/49)

Die Hypothese ist auch möglich, dass sich die Terminabsprachen mit der leiblichen Mutter deshalb so schwierig gestalten, weil der Biograph mit seinen Ängsten die leibliche Mutter bereits im ersten Treffen verunsichert und sie in ihrer eigenen Ambivalenz jetzt ausweicht. Im zweiten Treffen kommuniziert Matthias mit seiner Mutter diese Ängste und die vorhandene Fremdheit. Dies scheint beide zu entlasten. „*Das Komische, dass das gar keine Rolle spielt, und dass es einfach vielleicht reicht, ... das ist o. k., dass man, gar nicht redet, einfach ein Stück mal miteinander läuft oder sich einfach nur sieht ... und das war sehr, sehr gut.*“ (14/54) Dieses Zitat beschreibt aber ausschließlich sein eigenes Erleben. Und die tatsächliche Fremdheit durch die zeitliche und inhaltliche Trennung von über dreißig Jahren bleibt bestehen. Die leibliche Mutter kann als Hypothese die Treffen mit Matthias gegenteilig erleben (z. B. mit dem hohen Kontakt- und Nähebedarf macht mir Matthias Angst) und hat vermutlich einen anderen Rhythmus. Das scheint aber in den unbegleiteten Treffen beider Akteure weiter offen zu bleiben. So erlebt der Biograph danach, dass sich das Muster wiederholt, dass Termine verstreichen und ver-

einbarte Anrufe ausbleiben. Beim Biographen führt das hypothetisch zur Reaktivierung seiner Verlassensängste und zur Verunsicherung. Im Interview reflektiert er seine Unsicherheit und gleichzeitig das bekannte Modell der Verdrängung: „*Warum es dann nicht klappt, ich weiß es nicht, was da ist, aber ich glaub, ich weiß es nicht, ob ich das ergründen will oder was.*“ (15/1 bis 15/4) Als Hypothese zeigen sich hier die Dominanz seines Bedarfes nach der leiblichen Mutter und seine Befürchtung, dass bei ihr ein anderes Bedürfnis sein könnte.

Der Biograph reflektiert auf der kognitiven Ebene, dass beim ersten Treffen mit der leiblichen Mutter eine gewisse Distanz oder „*räumliche Barriere*“ (15/9) eigentlich normal ist. Zu dieser kognitiven Klarheit ist sein direktes Erleben gegenteilig. Bei ihren Treffen war es „*von Anfang an nicht da, also es ist gleich, sehr auch körperlich eng, im Sinne von, das man sich in den Arm nehmen kann und eingehakelt spazieren gehen kann.*“ (15/10 bis 15/13) Es ist möglich, dass beide Akteure in der Eigendynamik und Euphorie der Erstbegegnung diese spontane körperliche Anfangsnähe zulassen und danach nicht thematisiert oder hinterfragt haben. Die leibliche Mutter kann nach der ersten Begegnung ein anderes Bedürfnis bezüglich Nähe und Distanz haben, spürt jedoch den starken Bedarf von Matthias nach körperlicher Nähe und möchte ihn nicht zurückweisen.

Matthias erlebt von seiner leiblichen Mutter sehr würdigenden Botschaften über die Adoptiveltern und deren Leistung Adoption. Andererseits spürt er, wie sich die leibliche Mutter demgegenüber selber „*so klein macht, weil sie sich das eben nie verzeihen kann, wie kann man das eigene Kind weggeben.*“ (15/18 bis 15/20). Die leibliche Mutter sieht sich selbst in der tradierten Stigmatisierung „Rabenmutter“. Dieses Erleben transportiert sie mit in die Begegnungen mit dem „abgegebenen Sohn“. Ihr scheint es wichtig, sich gegenüber ihrem „abgegebenen Sohn“ zu entschuldigen und zu „ent-schulden“. Zum einen blieben die zwei nach Matthias geborenen Kinder bei ihr. Des Weiteren erhält die leibliche Mutter statt Verständnis für ihre damalige schwierige Situation von der Tochter Sandra (1976 nach Matthias geboren und nach dem ersten Brief des Jugendamtes 2002 „eingeweiht“) schwere Vorwürfe im Sinne von „Rabenmutter“. Diese Erklärung für ihre damalige Absage 2002 und den Verlauf erzählt die leibliche Mutter beim ersten Treffen. Der Biograph spürt, dass er durch diese beiden Botschaften der leiblichen Mutter (Würdigung der Leistung der Adoptiveltern und eigene Schuldzuweisung und tradierte Abwertung „Rabenmutter“) „*so in die Rolle gekommen ist, dass ich ihr gesagt habe, nein das ist o. k., mach dich da nicht so klein, das war halt so.*“ (15/29 bis 15/31) Das heißt, Matthias ist beeinflusst durch die Erzählung der Mutter Karla und durch sein erzeugtes Mitgefühl. Seine eigene Botschaft an die leibliche Mutter ist somit Trost und Verständnis. Die Ergänzungshypothese scheint zulässig, dass die von Selbst- und Fremdvorwürfen geplagte leibliche Mutter gerade in dem Erleben eines verständnisvollen aber auch Nähe suchenden „verlorenen Sohnes“ ihren eigenen Bedarf nach Distanz zurückstellt und gegenüber Matthias diesen gar nicht äußern kann.

Hypothetisch „verkennt“ der Biograph in seinem eigenen „Nachhol-Bedürfnis Liebe“ die eigentliche, reale Fremdheit zwischen ihm und seiner leiblichen Mutter. Andererseits scheint die Distanz und die „getrennten Lebensverläufe“ ihm auf der kognitiven Ebene klar zu sein.

das=klingt=jetzt=bescheuert, aber nen bisschen, is das wie son liebespaar-mäßig gewesen /I: Hm, hm/ ohne dass ich das jetzt /I: Hm, hm/ komisch mei-

ne=mein, man erzählt sich seine Geschichten /I: Ja/ son bisschen /I: Ja/ u.:nd, 'gut', und dann kommt, das=ist=beim=Liebespaar=sicher=anders, nur=dann=irgendwann=ises, äh, na was erzähl ich dir denn jetzt noch /I: Hm/ weil, wir leben unser Alltagsleben /I: Hm/ unser Alltagsleben, das, das tangiert nicht (15/33 bis 15/37)

Diese Metapher „Liebespaar“ kann auch so übersetzt werden: Die Euphorie des ersten Treffens wirkt wie die Euphorie des Glücks der ersten Liebe. Die jeweiligen getrennten Lebensgeschichten und Fragen und Antworten erschöpfen sich jedoch nach einer gewissen Zeit. Danach kommt die ernüchternde Klarheit: Wir beide haben tatsächlich getrennte Lebensverläufe und aktuelle Lebensinhalte. Der Abstand in der tatsächlichen Trennung kann nur durch einen schrittweisen Prozess des langsamen Annäherns überwunden oder auch bestehen bleiben. Das bedeutet, der Adoptierte müsste akzeptieren, dass es bei der Ursprungssuche eigentlich um Ursprungsneugier und nicht um Reunion von Liebe geht. Auch das hat der Biograph auf der kognitiven Ebene erkannt. „Man versucht irgendwie erzählerisch, wer bin ich denn ... rüber zu bringen und es erschöpft sich aber auch recht schnell.“ (15/43 bis 15/45) Beim Biographen dominieren jedoch vor dieser kognitiven Erkenntnis sein Bedürfnis nach Liebe, die Angst vor erneuter Enttäuschung und Trennung der endlich gefundenen leiblichen Mutter.

Nach drei Treffen mit der leiblichen Mutter „verlangsamt“ Matthias die Dynamik im Prozess und fokussiert weiter auf die Person Mutter. Das Angebot seiner leiblichen Mutter, einfach mal zum Kaffee vorbeizukommen und die Halbgeschwister kennen zu lernen, nimmt er nicht an. Matthias fühlt sich damit überfordert, jetzt noch mehr Personen kennen zu lernen. Der Biograph sucht nach Klarheit zur leiblichen Mutter. „Ich denk da einfach langsamer, erst mal kucken, was da passiert, weiter mit meiner leiblichen Mutter ... aber trotzdem wird es ja irgend einen Grund geben, warum es ihr grad auch selber, so schwer fällt, **mir fällt es ja selber gerade auch schwer**, wieder los zu (rücken) obwohl ich es will. (12/22 bis 12/30) Hypothetisch erlebt Matthias in dieser Selbstreflexion seinen starken Nachholbedarf „leibliche Mutter“, die unterschiedlichen, unausgesprochenen Erwartungen und Grenzen sowie sein Eigenanteil an der Überforderung der leiblichen Mutter.

Im Interview resümiert Matthias, dass er in seinem Leben mehrmals versucht hat, nach seinen leiblichen Wurzeln zu suchen. Im Aufzählen des roten Fadens seiner Identitätssuche fällt ihm auf, dass seine Aktivitäten immer mit der Geburt eines seiner beiden Kinder zeitlich überein stimmen. Der Biograph reflektiert erstaunt, dass er im Erleben seiner eigenen Vaterrolle aktiv wird. Seine fehlenden genealogischen Wurzeln werden ihn in seiner Rolle als Vater erneut bewusst und motivieren ihn statt wie bisher gewohnt zu verdrängen. Diesen Zusammenhang präsentiert und erlebt er auch als Antwort auf die Frage nach seiner schönsten Lebenssituation:

*((tiefes Ausatmen)) 'Die schönste Lebenssituation ist für mich, ne Familie jetzt zu haben' /I: Hm/ 'mit Kindern' /I: Ja/ äh (4) die schönste Lebenssituation ist **überhaupt für mich**, äh=äh zu merken, dass ich auf nen Weg bin, dass ich für mich, meine Wurzeln /I: Aja/ äh finde, dass ich für mich /I: Hm/ **mich** finde /I: Hm/ dass ich, kucke, warum=bist=du=so=wie=du=bist /I: Hm/ das rauskriege, dass ich, ne Partnerin habe, die, die das **mit mir trägt** /I: Hm/ die das mit mir auch **aushält** /I: Hm/ ich bin (3) wirklich schon kein*

*einfacher Mensch /I: Hm/ (2) u.:nd ja: das ist ne wunderschöne /I: Ja/
äh=äh, dieses Ich=werden /I: Ja/ ja (17/23 bis 17/30)*

Das Thema leiblicher Vater beginnt beim Biographen auch mit der Adoptionsoffenbarung und dem verinnerlichten Bild des „ungewollten Kindes“. Scheinbar erlebt der Biograph als Kind ausschließlich die Ablehnung durch die leibliche Mutter. Als Hypothese symbolisiert die Mutter die elementaren Themen Schwangerschaft, Geburt und Trennung. Der Biograph kann sich auch an keine Phantasien in seiner Kindheit oder Pubertät bezüglich des leiblichen Vaters erinnern. „*Interessanter Weise ... spielt der Vater gar nicht so eine Rolle, es ging immer um diese Mutter*“. (9/15 bis 9/16) In der Pubertätszeit zieht sich der Biograph nach Verletzungen der Adoptivmutter mit seinen Themen zurück und sucht Kommunikation mit seiner Tante (Schwester seiner Adoptivmutter). Als ergänzende Strukturhypothese zu den Themen Erleben Adoptivmutter und dem Kontextthema „Dick-Sein“ könnte Matthias in der Pubertät mit seiner beginnenden Fettleibigkeit nicht nur die Liebe der Adoptivmutter überprüfen und einfordern. Der Biograph lässt auch die Geburtsprophezeiung „Es wird ein dickes Kind“ eintreten. Das könnte ein unbewusster Versuch sein, seinen verdrängten Identitätsbedarf Ursprung durch Essen und Ähnlichkeit mit dem leiblichen Vater zu befriedigen. Als Erwachsener Adoptierter sucht er Antworten in der Psychotherapie sowie Trost und Entlastung durch die Auseinandersetzung mit den möglichen genetischen Anteilen seiner Fettsucht durch die Erbanlagen seines leiblichen Vaters.

7.2.3.6 Zusammenfassung Rekonstruktion der Fallgeschichte Matthias Thun

Matthias erlebt seine Adoptiveltern ab dem Säuglingsalter in der Rolle der Eltern. Es entsteht das lebenslange emotionale Band der Bindung und das Gefühl der familialen Zugehörigkeit. Als Kind erlebt Matthias seine Adoptivmutter sehr bestimmend und dominant. Der Adoptivvater ist in seiner Vaterrolle eher zurückhaltend und kann seine Liebe nicht so zeigen, wie Matthias das gerne erlebt hätte. Die Adoptionsoffenbarung erfolgt im Vorschulalter und wahrscheinlich mit einer einseitigen Ausrichtung auf die Betonung, dass er in der Herkunftsfamilie nicht gewollt war und somit weggegeben wurde. In der Kindheit erlebt er zwei Gefühle in der Adoptivfamilie. Einerseits ist er sehr zufrieden und kann sich mit dem Thema „armes Adoptivkind“ und der Aussage „die leibliche Mutter wollte mich nicht“ arrangieren. In der Großfamilie erlebt er durch die Verwandten Gleichbehandlung. Von den vielen Cousins und Cousinen wird er akzeptiert und fühlt sich durch die engen Kontakte nicht als Einzelkind. Innerlich hatte er jedoch das Gefühl „*anders zu sein*“. Das erlebt er als Verletzung und ist phasenweise unglücklich. In dieser Trauer und dem Schmerz wird Matthias von den Adoptiveltern nicht ausreichend aufgefangen. Durch sein temperamentvolles Verhalten und dem verletzenden Einsatz des Adoptivstatus gegenüber seinen Adoptiveltern macht er als Kind auf sich aufmerksam und provoziert diese. Als Schulkind inszeniert er bewusst das Abhauen aus der Familie und erlebt es als gut, als ihn der Adoptivvater zurückholt. All das weist als Hypothese auf die verinnerlichte Verletzung „nicht gewollt“ hin. Mit seinem Verhalten überprüft der Biograph also andererseits als Kind, ob er von den Adoptiveltern trotz allem geliebt wird und von seinen Adoptiveltern tatsächlich gewollt ist.

Beim Biographen nimmt in der Vorpubertät das Gefühl zu, nicht den Erwartungen der Adoptivmutter zu entsprechen. Er weiß von Ihrer Kinderlosigkeit und ihrer Angst, dass er ein „dickes Kind“ wegen der genetischen Ausstattung seines großen, stämmigen leiblichen Vaters werden könnte. Mit zehn Jahren erlebt er die von der Mutter inszenierte Kur zum Abnehmen als Stigmatisierung und erneutes „nicht gewollt sein“. Matthias fühlt sich in der Pubertätszeit durch Äußerungen seiner Mutter verletzt und kämpft nicht mehr den Kampf seiner Kindheit um Aufmerksamkeit und Liebe. Er zieht sich zu seiner „kleinen Ersatzmama Tante“ zurück. Hier erfährt er Verständnis und kann seine Bedürfnisse kommunizieren. Matthias wird nach dem dreizehnten Lebensjahr wirklich dick und entwickelt eine Adipositas. Als junger Erwachsener versucht der Biograph mit Hilfe der Psychotherapie seine Kindheitsverletzungen und Verhaltensweisen zu analysieren. Er schätzt im Interview ein, dass seine Fettsucht eine Ersatzfunktion hat.

Auf Grund der verinnerlichteten Verletzung „weggegebenes Kind“ und seiner Ablehnung des leiblichen Ursprungs verdrängt Matthias seine drängende Ursprungsneugier der Pubertätszeit in das Erwachsenenalter. Angestoßen durch sozialwissenschaftliche und psychologische Inhalte seiner Ausbildung als Erzieher und seines späteren Studiums Sozialpädagogik spürt der Biograph mit fünfundzwanzig Jahren seinen Identitätsbedarf und möchte sich eigentlich auf dem Weg machen. Er verdrängt jedoch erneut. Mit neunundzwanzig Jahren versucht er mit Hilfe des Jugendamtes Kontakt zu seiner leiblichen Mutter herzustellen. Ein erstes zugesagtes Treffen wird kurzfristig abgesagt und Matthias spaltet diese tiefe Verletzung erneut ab. Mit zweiunddreißig Jahren hat er dann seinen ersten Kontakt mit der leiblichen Mutter. Das selbst organisierte Treffen verläuft euphorisch und sehr emotional. In der Eigendynamik dieser Euphorie, der Selbstvorwürfe der leiblichen Mutter und durch die Verlassensängste von Matthias bleibt die Kommunikation über den unterschiedlichen Rhythmus, der verschiedenen Erwartungen und Leistungsgrenzen aus. In der Organisation von zwei Folgeterminen erlebt Matthias Verwirrung und Verunsicherung bezüglich des ausweichenden Verhaltens seiner leiblichen Mutter. Der Biograph erkennt auch die tatsächliche Fremdheit, das Fehlen einer gemeinsamen Vergangenheit, das Ausbleiben von Gesprächsthemen und vermutet seine Überforderung der leiblichen Mutter. Als Erwachsener reflektiert Matthias, dass nach den bisherigen, wiederholten Verdrängungsmustern seine aktive, späte Identitätssuche im Zusammenhang mit der Geburt seiner Kinder steht. Seine eigene Vaterrolle motiviert und die Kommunikation mit seiner Lebenspartnerin hilft ihn, jetzt auf Suche nach seinen natürlichen Wurzeln gehen zu können.

Seine kleine Familie und der begonnene Weg seiner Identitätsfindung bezeichnet der Biograph als die schönsten Lebensereignisse. Das impliziert auch seine weitere familiäre Verbundenheit mit seinen Adoptiveltern. Den Prozess seiner Identitätssuche kommuniziert Matthias nachfolgend mit seiner Adoptivmutter. Als erwachsener und suchender Adoptierter erlebt der Biograph eine qualitativ gewachsene Kommunikation. Vergangene Verletzungen kann Matthias jetzt thematisieren. Dem Biographen gelingt es, sich den zu starken „Enkel-Kind-Ansprüche“ seiner kinderlosen Adoptivmutter zu widersetzen.

7.2.4 Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte Matthias Thun

Matthias ist zum Zeitpunkt des Interviews dreiunddreißig Jahre alt. Seit dem letzten Jahr fanden drei selbst organisierte Treffen mit seiner leiblichen Mutter statt. In der Selbstpräsentation des Hauptteils des Interviews benennt der Biograph den langen Weg seiner Adoptionsgeschichte an erster Stelle. Weiterhin präsentiert er eine frühe Adoptionsoffenbarung, seine Kindheitsverletzung „weggegebenes Kind“, die Kindheitsbilder „gute Adoptiveltern“ und das verinnerlichte Bild „schlechte, leibliche Mutter“. Fortführend zeigt er das starke Gefühl der Entwurzelung in der Pubertät und Adoleszenz und seinen langen Weg der Identitätssuche. Die Begegnung mit der leiblichen Mutter präsentiert der Biograph mit dem Wechsel der Gefühle der Euphorie, mit seinen Verlassensängsten und der bestehenden Fremdheit. Am Ende der Selbstpräsentation im Hauptteil deutet der Biograph sein bedeutsames Lebensthema Adipositas an. Er präsentiert seine Adipositas mit seiner noch offenen Suche nach Fotos des verstorbenen leiblichen Vaters und der möglichen genetischen Veranlagung.

Im zweiten Teil des Interview erzählt der Biograph auf Nachfrage von den Details des Lebens-Verlaufes sowie facettenreicher die erlebten, selbstreflektierten und mit Hilfe der Psychotherapie erarbeiteten Zusammenhänge. Das zuerst präsentierte Thema der „guten Adoptiveltern“ erhält jetzt auch andere Konturen. Als Kind sucht und kämpft er mit seinem auffälligen Verhalten nach Bestätigung der Liebe der Adoptiveltern. Als Antwort seiner Adoptiveltern auf sein Verhalten erfährt Matthias die Stigmatisierung unartig, wild und verhaltensauffällig. Die in der Selbstpräsentation im Hauptteil so gelassen und zu seinem Leben dazugehörig dargestellte frühe Offenbarung differenziert der Biograph wiederholt in der erlebten Verletzung „weggegebenes Kind“. Diese Verletzung und das Gefühl „durch die Adoption anders zu sein“ kommt wieder und er fühlt sich in diesem Schmerz von den Adoptiveltern nicht aufgefangen. Das ist die Geburtsstunde seiner Verlassensängste als Kind. In den Erlebenssequenzen des Nachfrageteils des Interviews wird sichtbar, was die Polarisierung seiner Kindheit (gute Adoptiveltern, böse leibliche Mutter) in den folgenden Entwicklungsaltersstufen auslöst. In seiner „inneren Verletztheit“ kämpft der Biograph in der Kindheit nach Bestätigung der Liebe seiner Adoptiveltern. Die von der Adoptivmutter in der Kindheit und Vorpubertät des Biographen ausgesprochene Befürchtung, dass Matthias ein dickes Kind werden könnte, löst bei dem Biographen die Angst aus, auch von der Adoptivmutter abgelehnt zu werden. Beim Biographen wächst zunehmend das Gefühl, nicht den Erwartungen seiner Adoptivmutter zu entsprechen. Matthias erlebt die Auseinandersetzungen der Pubertätszeit mit der Adoptivmutter als tief verletzend. Er zieht sich zurück, kämpft nicht weiter um deren Liebe und wird ein adipöser Jugendlicher. Das krankhafte Essverhalten hat auch in der verdrängten Identitätsneugier der Pubertätszeit und bei den Gefühlen der Entwurzelung eine Funktion.

Nach den drei Begegnungen mit seiner leiblichen Mutter hat der Biograph als Erwachsener jetzt das Gefühl, einen Teil seiner Wurzel gefunden zu haben. Die Verbundenheit mit den Adoptiveltern ist weiterhin spürbar, aber auch die vergangenen Verletzungen und Kontextthemen. Matthias präsentiert sich im Hauptteil als lösungsorientiert agierender Sohn, der als Erwachsener jetzt wieder die Kommunika-

tion mit seiner Mutter sucht. Im der Selbstpräsentation des Erlebens erzählt er von seinen schwierigen aber auch qualitativ veränderten Gesprächen mit seiner Mutter. Der Biograph spürt auch die Ängste seiner Adoptivmutter gegenüber der möglichen Konkurrenz leibliche Mutter und ihr eigentliches, scheinbar unbewältigtes Thema der Kinderlosigkeit. In seiner eigenen Rolle als Vater von zwei Kindern wehrt sich Matthias gegen den zu hohen Anspruch seiner Adoptivmutter bezüglich der Enkelkinder. Als Erwachsener kann er sich den Zusammenhang und das lebenslange Bedürfnis seiner Adoptivmutter nach Kindern erklären. Als Kind hat er sich immer zurückgesetzt und verletzt gefühlt, wenn seine Adoptivmutter mit allen fremden Kindern agierte. Als erwachsener Adoptivsohn findet Matthias jetzt auch Erklärungen für das distanzierte Verhalten seines Adoptivvaters. Als Kind dagegen hatte er nur Sehnsucht nach dessen Anerkennung und Liebe. Diese Erkenntnisse des Biographen, die unterschiedlichen Gefühle in den Lebensaltersstufen (in der Selbstpräsentation angedeutet) werden in der Kontrastierung des erzählten und erlebten Lebens sichtbar.

Bereits in der Selbstpräsentation des Interviews zeigt der Biograph das Wechselspiel der Gefühle und die hohe Bedeutsamkeit der Begegnung mit seiner leiblichen Mutter. Nach dem ersten, vergeblichen Versuch der Kontaktaufnahme wird die spürbare, erneute Verletzung abgespalten. Sehr spannend erzählt der Biograph von dem Anruf seiner leiblichen Mutter und präsentiert sich als starker, aktiv agierender Akteur in der Vorbereitung der ersten Begegnung. Dieses erste Treffen mit der leiblichen Mutter löst die euphorischen Glücksgefühle aus. In der Vorbereitung der nächsten Verabredung und in den Folgetreffen wechseln dann die Gefühle der Euphorie, Verwirrung, Angst und Unzufriedenheit. Im Nachfrageteil des Interviews zeigt sich dann auch detaillierter sein Erleben, seine erneuten Unsicherheiten, die reaktivierte Verlassensangst der Kindheit und wie die Adoptionskontextthemen im Zusammenspiel wirken. Der erwachsene Adoptierte verdrängt jetzt aber nicht mehr so massiv wie in der Kindheit und Pubertät. Er ruft sich die Themen ins Bewusstsein und sucht nach Lösungen. Dabei helfen ihm die Unterstützung seiner Lebenspartnerin und die früheren und aktuellen Therapieerkenntnisse. Im Gesamt-Erleben Adoption gehört dieser späte Schritt der Ich-Findung, das Erleben seiner eigenen, kleinen Familie, das eigene Einnehmen der Vaterrolle und das Erleben der Unterstützung durch seine Frau für ihn zu den wichtigsten Lebensereignissen.

In der Kontrastierung der Selbstpräsentation und des Erlebens Adoption wird deutlich, dass der Biograph jetzt als Erwachsener im Bewusstsein der Zusammenhänge und mit Hilfe der Psychotherapie die Ersatzfunktion seiner Adipositas und die Verursachung bewusst einordnen kann. Die noch offene Suche nach Fotos des verstorbenen Vaters ist die Ausrichtung nach der genetischen Wurzel leiblicher Vater. In der biologischen Ausstattung sucht er auch jetzt noch Trost gegen die in der Kindheit und Pubertät erlebte Ablehnungshaltung seiner Adoptivmutter. Die leibliche Mutter sieht im Sohn biologische Ähnlichkeit mit den Attributen groß und stämmig. Auch das hilft ihm und erweckt die bereits wiederholt verdrängte Neugier auf die Wurzel leiblicher Vater.

7.2.5 Typenbildung Matthias Thun

Der Biograph Matthias Thun gehört zu dem Typus von Adoptierten, die die **Adoptionsoffenbarung im Vorschulalter** erfahren. In der **Schulzeit „kämpft“ der Biograph um die Liebe und Anerkennung** der Adoptiveltern. Dieser Kampf **resultiert aus der Verletzung des „weggegebenen Kindes“ und dem Erleben, dass er als Kind nicht den Erwartungen der Adoptiveltern entspricht**. Dem Thema **„leibliche Eltern“** weicht Matthias Thun in den **verschiedenen Entwicklungsstufen aus und verdrängt in der Pubertät sein wiederkehrendes Identitätsbedürfnis**. Der Biograph entwickelt **in der Pubertät psychosomatische Störungen** und sucht Hilfe in der Therapie. Erst **als zweiunddreißigjähriger erwachsener Adoptierter begibt sich der Biograph auf Suche nach seiner leiblichen Mutter**.

Nicht der Akt der Adoptionsoffenbarung im Vorschulalter durch die Adoptiveltern verursacht das Verhalten des Adoptierten als Kind, als Pubertierender und Erwachsener. Die einseitige, inhaltliche Ausrichtung der Adoptiveltern in der Adoptionsoffenbarung auf die Botschaft „weggegebenes Kind“ verstärkt beim Biographen in der Kindheit das Gefühl „anders zu sein“. Matthias kämpft um die Liebe und Anerkennung der Adoptiveltern. Er erlebt in dieser Entwicklungsaltersstufe, dass ihn seine Adoptiveltern in seiner Grundverletzung nicht ausreichend emotional auffangen und den natürlichen Ursprung negativ stigmatisieren. Sein „auffallendes Verhalten“ als Symbol für die gewünschte Liebe und Anerkennung wird von den Adoptiveltern nicht erkannt. Durch die Rückmeldung der Adoptivmutter, er sei anstrengend, schwierig und unartig fühlt sich der Adoptierte als Kind erneut verletzt. Das Grundgefühl des „weggegebenen Kindes“ wird jetzt verstärkt durch das Erleben, auch in der Adoptivfamilie „so“ nicht gewollt zu sein. Es beginnt der Teufelskreis der Fehlinterpretationen, der Verletzungen, der unangepassten Reaktionen. Parallel dazu erlebt der Biograph einen in seiner emotionalen Zuwendung zurückhaltenden Adoptivvater und Botschaften der Adoptivmutter, dass er ihren Erwartungen als Kind nicht entspricht.

In der Pubertätszeit erlebt der Biograph die Botschaften der Adoptivmutter (dickes Kind, das ich nicht wollte) als so stark, dass er nicht mehr weiter um ihre Liebe kämpft und sich zurückzieht. Die Neugier auf den natürlichen Ursprung verdrängt der Biograph auf Grund der Kindheitsstigmatisierung. Er entwickelt eine Adipositas und sucht mit Hilfe der Psychotherapie Erklärungen. Erst als Erwachsener geht er nach wiederholtem Verdrängen aktiv auf Suche. Dabei erlebt er eine erneute Zurückweisung durch die leibliche Mutter. Mit Hilfe seiner Lebenspartnerin und als Ergebnis der Therapie wird der Biograph mit zweiunddreißig Jahren erneut aktiv. Jetzt hat er Erfolg und trifft sich selbstorganisiert mit seiner leiblichen Mutter. Diese Treffen mit der Mutter lösen eine Vielzahl von gegensätzlichen Gefühlen, der Reaktivierung seiner Verlassensangst der Kindheit, ein zufriedenes Gefühl des Findens einer natürlichen Wurzel und die bestehende Verbundenheit mit den Adoptiveltern aus. In der Auseinandersetzung dieser aktiven Identitätssuche, im Erkennen des Zusammenspiels der Adoptionskontextthemen schafft es der Biograph als Erwachsener, mit der Adoptivmutter eine qualitativ neue Ebene der Kommunikation zu gestalten. Jetzt als Vater zweier Kinder, als erwachsener Adoptivsohn kann er sich gegen die dominante Adoptivmutter seiner Kindheit behaupten, deren starken Bedarf nach den Enkelkindern einordnen und gegebenenfalls zurückweisen. Der Biograph

erlebt als Kind einen emotional reservierten Adoptivvater. In der Retrospektive des Erlebens Adoption findet er versöhnende Erklärungen.

Als seine schönsten Lebensereignisse benennt er die späte Ich-Findung, die Unterstützung seiner Frau und seine eigene kleine Familie mit zwei Kindern.

7.3 Biographische Rekonstruktion Frank Lange

7.3.1 Analyse der biographischen Daten (gelebte Leben) Frank Lange

Zur besseren Übersicht und zum „Draufblick“ verweise ich auf das Genogramm auf Seite 232.

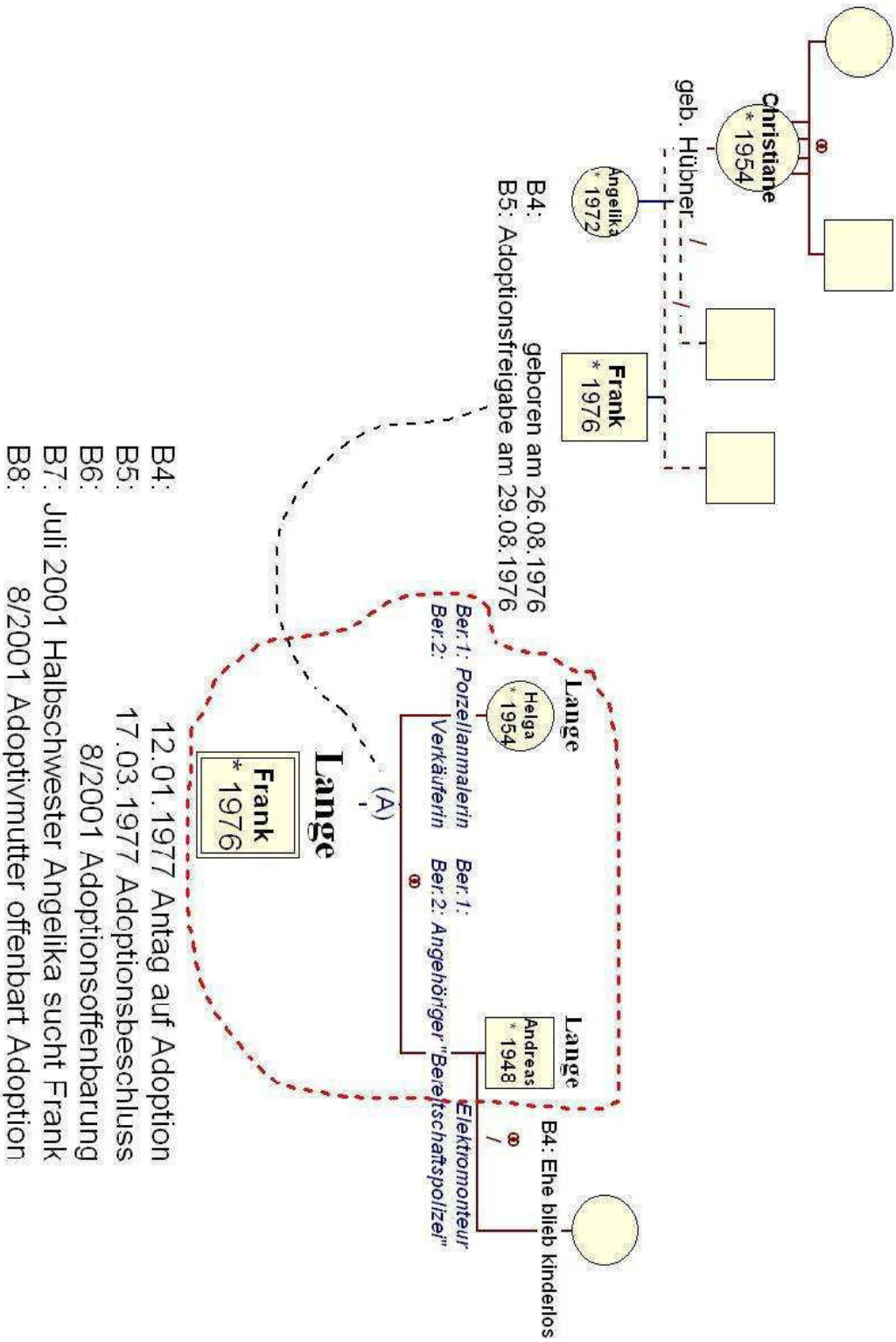
7.3.1.1 Sammlung der Daten (Ereignisdaten) Frank Lange

Jahr	Daten
	Herkunftsfamilie
11/1954	Christine Hübner wird in einer kinderreichen Familie geboren.
10/1972	Angelika wird als erste Tochter von Christine Hübner geboren. Christine (fast 18 Jahre alt) erhält von ihrer Familie keine Unterstützung. Sie ist unverheiratet. Der Vater des Kindes verlässt sie.
1975	Christine Hübner lernt einen neuen Mann kennen. Er ist Musiker. Christine wird erneut schwanger
1976	Dieser Mann will kein Kind. Er löst die Partnerschaft und verlässt die schwangere Frau Hübner.
08/1976	Frank (Biograph) wird am 26.08.1976 als zweites Kind von Christine Hübner geboren. Frau Hübner gibt am 29.8.1976 Frank im Referat Jugendhilfe zur Adoption frei. Sie möchte, dass Frank in gesicherte Verhältnisse kommt und nicht so viele Entbehrungen erfährt, wie sie in ihrer Kindheit und Jugend erlebt hat.
1981	Die ältere Schwester Angelika „erfährt“ im Alter von 9 Jahren von der Adoptionsfreigabe ihres jüngeren Bruders Frank. Von der Mutter erhält sie keine Antworten auf ihre Fragen.
1976	Adoptiveltern Das kinderlose Paar Andreas Lange (geboren am 25.5.1948) und Helga Lange (geboren am 19.1.1954) sind seit 25.10.1975 verheiratet. Nach zwei Bauchhöhlenschwangerschaften wurden bei Frau Lange beide Eileiter entfernt. Seit März 1976 sind beide Adoptivbewerber in Referat Jugendhilfe. Helga Lange stammt aus einer Arbeiterfamilie. Sie hat einen sieben Jahre jüngeren Bruder. Ihr Vater war Bergmann, dann Hochspannungsmonteur und arbeitet 1976 beim Rat des Kreises Weimar. Die Mutter von Helga war Hausfrau, später Verkäuferin bei der HO Lebensmittel. Helga schließt die Polytechnische Oberschule ab (heute Realschulabschluss), lernt den Beruf der Porzellanmalerin und arbeitet danach als Kostenrechnerin in einem VEB Betrieb. Die Ehe der Eltern von Frau

	<p>Lange wird 1970 geschieden.</p> <p>Andreas Lange lernt nach dem Abschluss der Polytechnischen Oberschule den Beruf eines Elektromonteurs. Er verpflichtet sich zu einem längeren Armeedienst. Von 1972 bis 1974 war er in erster Ehe verheiratet, die Ehe blieb kinderlos. Andreas Lange arbeitet 1976 als Mitarbeiter der Bewaffneten Organe beim Ministerium des Inneren (Bereitschaftspolizei). Andreas ist musikalisch sehr interessiert, beherrscht mehrere Instrumente und spielt in seiner Freizeit in einem Laienensemble.</p>
9/1976	Frank ist gesund. Seine Mutter verlässt ohne Frank die Klinik. Bereits hier äußert sie die Absicht der Adoptionsfreigabe. Frank bleibt nach der Geburt in der Kinderklinik. Am 02.09.1976 besuchen ihn die vorgesehenen Adoptiveltern Bernd und Helga Lange zum ersten Mal in der Klinik.
9/1976	Am 04.09.1976 nehmen Bernd und Helga Lange das Kind Frank in ihren Haushalt auf. Nach § 104 des Familiengesetzbuches der DDR werden sie durch das Referat Jugendhilfe zum Pfleger bestellt.
1977	Am 12.01.1977 stellen die Adoptiveltern beim Referat Jugendhilfe Weimar den Antrag auf Adoption. Am 17.03.1977 beschließt der Jugendhilfeausschuss beim Rat der Stadt Weimar rechtskräftig die Adoption des Kindes Frank Hübner durch die Eheleute Lange. Das Adoptivkind behält seinen Vornamen Frank.
1979	Frank entwickelt sich altersgerecht. Er besucht mit drei Jahren den Kindergarten.
1982	Frank wird 1982 mit sechs Jahren in Weimar eingeschult. Frank ist sehr sportlich.
1985	Frank entwickelt sein Interesse für Musik. Er wird gefördert und lernt Klavier und Keyboard.
1987	Mit der fünften Klasse wechselt er auf die Sportschule nach Erfurt. Die Familie verzieht von Weimar nach Erfurt.
1991	Eine Freundin sagt Frank in der Pubertätszeit, dass er seinen Eltern gar nicht ähnlich sehe. Nach einer Blutuntersuchung in der Schulzeit wendet sich Frank mit der Frage nach deren Blutgruppe an seine Eltern. Diese reagieren untypisch „ausweichend“. Frank wundert sich über dieses fremde Verhalten seiner Eltern und findet es „komisch“.
1994	Frank macht das Abitur. In seiner Freizeit spielt er in einer Band mit öffentlichen Auftritten. Die Band hat lokale Erfolge.
1994	Frank zieht mit 18 Jahren aus dem Elternhaus aus.
7/2001	Die 29jährige Schwester Angelika wendet sich an die Adoptionsvermittlungsstelle Weimar. Sie möchte wissen, was aus ihrem Bruder Frank geworden ist und würde gerne mit Frank Kontakt aufnehmen. Angelika hat selbst eine Tochter, studiert Sozialpädagogik. Sie ist nicht verheiratet.
7/2001	Die Adoptionsvermittlungsstelle Weimar ergründet die aktuelle Anschrift der Adoptiveltern und schreibt diesen einen Brief mit dem Ansinnen der Halbschwester Angelika. Gleichzeitig bietet der Adoptionsvermittler auch den Adoptiveltern seine Beratung an.
8/2001	Die Adoptiveltern besuchen im August den Adoptionsvermittler in Weimar. Sie haben Fragen zu dem Brief der Adoptionsvermittlungsstelle,

	zur Rechtslage und zum Sachverhalt. Sie berichten u. a. kurz von Frank und seinem Werdegang. Augenblicklich studiert Frank nach ihren Angaben an der Fachhochschule Betriebswirtschaft.
8/2001	Die Adoptivmutter zeigt Frank den Brief und beantwortet seine Fragen. Frank wusste bis dahin nichts von seiner Adoption.
9/2001	Frank Lange ruft im Alter von 25 Jahren den Adoptionsvermittler in Weimar an. Beide vereinbaren ein erstes Gespräch.
9/2001	Frank verbalisiert die Freude auf seine „Halb-Schwester“ und deren Tochter. Ihn interessiert weiterhin die Frage des „Warum wurde ich weggeben?“. Seine leibliche Mutter möchte er nicht kennenlernen. Frank nimmt Einblick in die (sehr dünne) Adoptionsakte.
9/2001	Frank verbalisiert ebenfalls sein Interesse an ein Kennenlernen der leiblichen Schwester. Er möchte zuerst mit ihr telefonieren. Mit der Weitergabe seiner Telefonnummer ist er einverstanden. Eine Begleitung durch den Adoptionsvermittler bei einem Treffen mit der Halbschwester lehnt Frank mit der Begründung ab, dass er sehr kommunikationsfähig ist und dies nicht möchte.
10/2001	Die Schwester Angelika ruft wiederholt vergeblich bei Frank an. Sie hinterlässt eine Nachricht auf den Anrufbeantworter. Frank meldet sich im Anschluss und sie telefonieren mehrmals.
10/2001	Frank und Angelika vereinbaren ein Treffen in Weimar vor einem bekannten Café. Als Erkennungssymbolik vereinbaren sie eine bestimmte Kleidung. Frank kommt mit einem roten Jackett, Angelika mit einer weißen Jacke.
10/2001	Frank und Angelika gehen durch den Goethe-Park spazieren. Sie haben ein langes Gespräch, stellen Gemeinsamkeiten und Unterschiede fest. Sie verabschieden sich ohne konkrete Vereinbarung.
11/2001	Frank Lange wird interviewt und berichtet u. a. von seinem Job, jedoch nichts vom Studium Betriebswirtschaft. Nach dem Interview erzählt er, dass er mit einem Partner ein Tonstudio in Erfurt eröffnet hat.

Genogramm Frank, geborener Hübner, adoptierter Frank Lange



7.3.1.2 Zusammenfassung Analyse der biographischen Daten Frank Lange

Frau Christine Hübner (geb. 09.11.54) stammt aus einer kinderreichen Familie⁷¹. Dazu gibt es keine näheren Angaben. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass sie selbst als Kind keinen materiellen Überschuss und auf die Geschwister verteilte elterliche Zuwendung erfuhr. Mit siebzehn Jahren entbindet Frau Hübner ihre erste Tochter Angelika. Der Vater dieses Kindes verlässt sie. Ob diese erste Tochter Angelika ein gewolltes oder ungewolltes Kind ist, bleibt offen. Vielleicht ist Angelika die ungewollte „Frucht der ersten großen Liebe“ oder der Versuch, mit einer eigenen Familie der Ursprungsfamilie zu entfliehen. Es ist auch die Hypothese zulässig, dass die siebzehnjährige Christine Hübner von ihren Eltern massive Vorwürfe erfährt. Von ihrer Ursprungsfamilie erhält sie keine Unterstützung. Trotz dieser ungünstigen Voraussetzungen entbindet Frau Hübner ihre erste Tochter Angelika. Sie hat es als allein erziehende Mutter ohne Mann und ohne Unterstützung der Familie auf jeden Fall nicht einfach. Frau Hübner erhält zwar einen Krippenplatz und kann ihre Ausbildung beenden. Die Jugendzeit wird jedoch mit der „Mutterrolle“ abrupt beendet und auch die Partnersuche gestaltet sich schwieriger.

Nach vier Jahren nach der Geburt von Angelika entbindet Frau Hübner am 26.08.1976 ihr zweites Kind Frank. Der Vater des Kindes arbeitet als Musiker und möchte noch nicht Vater sein. Er verlässt Frau Hübner bereits während der Schwangerschaft. Eine Interruption ist 1976 juristisch legitimiert und medizinisch gesichert⁷². Frau Hübner entscheidet sich auch beim zweiten Kind für das Leben und die Geburt von Frank. Frau Hübner scheint sich bereits während der Schwangerschaft für die Lebensalternative Adoptionsfreigabe zu entscheiden. Sie äußert diese Entscheidung unmittelbar nach der Geburt, verlässt die Klinik vorzeitig und gibt drei Tage danach Frank mit ihrer Einwilligung im Referat Jugendhilfe zur Adoption frei. Zum „Weiterleben“ spaltet sie dieses Ereignis ab und erklärt es zum Tabu. Die Tochter Angelika „erfährt“ erst im Alter von neun Jahren von der Existenz ihres Halbbruders Frank und dessen Adoptionsfreigabe – vermutlich durch Außenstehende oder das zufällige Finden von Unterlagen. Angelika erhält auf ihre Fragen keine Antworten der Mutter.

Frank wird also in keine vollständige Familie hineingeboren. Er ist das zweite nicht-eheliche Kind einer zweiundzwanzigjährigen Mutter. Der Vater des Kindes wollte diese Schwangerschaft und dieses Kind nicht. Frau Hübner wird ein zweites Mal während der Schwangerschaft verlassen. Sie hat keine familiäre Unterstützung. Frau Hübner entscheidet sich für die Schwangerschaft und das Leben des zweiten Kindes. In dieser Lebenslage entstehen Überlegungen zum gegenwärtigen und künftigen Leben als junge Frau. Mit zunehmender Schwangerschaft wächst die Notwen-

71 Als kinderreich galten in der ehemaligen DDR Familien mit 4 oder mehr Kindern, vgl. Verordnung über die Gewährung eines staatlichen Kindergeldes sowie die besondere Unterstützung kinderreicher Familien und alleinstehender Bürger mit drei Kindern vom 4.12.1975

72 In der DDR gibt es seit 09.03.1972 das „Gesetz zur Unterbrechung der Schwangerschaft“. Dies beinhaltet die Fristenlösung mit erlaubten Schwangerschaftsabbruch innerhalb der ersten drei Monate; Wikipedia, Schwangerschaftsabbruch S. 10

digkeit einer existentiellen Gegenwarts- und Zukunftsentscheidung. Allein erziehend mit ihrer Tochter Angelika, mit der sie emotional verbunden ist und für die sie auch ohne Mann und Vater sorgen muss. Oder allein erziehend mit zwei Kindern ohne Mann und Unterstützung. So könnte für Frau Hübner die Entscheidung Adoptionsfreigabe entstanden sein. Mit dieser Entscheidung erhofft sich die leibliche Mutter für ihren Sohn liebevolle Adoptiveltern und eine gesicherte Zukunft.

Auf Grund des vorgenannten Verlaufes wird Frank von der Geburtsklinik zur weiteren Versorgung und Betreuung in die Kinderklinik verlegt. Das Referat Jugendhilfe sucht als mögliche Adoptiveltern den achtundzwanzigjährigen Andreas Lange und die vierundzwanzigjährige Helga Lange aus. Das Ehepaar ist verheiratet, beide sind berufstätig und haben ein gesichertes Einkommen. Herr Lange lernt Elektromonteur. Nach dem dreijährigen Unteroffiziersdienst bei der Nationalen Volksarmee wechselt Herr Lange 1976 als Mitarbeiter zum Ministerium des Inneren. Mit Bezug auf diese Daten kann davon ausgegangen werden, dass Herr Lange vom DDR-System politisch überprüft wurde und adäquate, überzeugte Haltungen vertritt. Als „Privatmensch“ ist Herr Lange sehr musisch veranlagt, beherrscht mehrere Instrumente und spielt in seiner Freizeit in einem Laienensemble. Nach einer kinderlosen ersten Ehe ist der Adoptivbewerber jetzt in der zweiten Ehe mit Frau Lange verheiratet. Es drängt sich zumindest als Hypothese auf, dass die Kinderlosigkeit der ersten Ehe ein Bestandteil der Trennung gewesen sein könnte.

Frau Lange ist gelernte Porzellanmalerin und arbeitet 1976 als Kostenrechnerin in der Verwaltung eines VEB-Betriebes. Nach zwei Bauchhöhlenschwangerschaften werden der jungen Frau beide Eileiter entfernt. Die Ehe bleibt also auf natürliche Weise kinderlos. Das junge Paar wird mit Sicherheit einen ausgeprägten Kinderwunsch haben und sieht die Alternative in der Adoption. Offen bleibt, wie sie als Einzelpersonen und als Paar die psychische Belastung der Entfernung beider Eileiter und die Belastung des sich nicht erfüllenden natürlichen Elternwunsches verarbeitet oder tabuisiert haben. Der Vater von Frau Lange stammt aus einer Arbeiterfamilie und ist jetzt Angestellter beim Rat des Kreises Weimarer Land. Als Adoptivbewerber entspricht das Ehepaar Lange mit ihrer Herkunft und der augenblicklichen Lebens- und Arbeitssituation den Wertevorstellungen und den staatlichen Orientierungen an Eltern in der ehemaligen DDR ⁷³.

In der Adoptionsvermittlung sind 1976 in der DDR reine Inkognitoadoptionen üblich. Die Adoptivbewerber werden mehr auf ihre soziale Situation und weltanschauliche Haltung überprüft und kaum oder gar nicht auf die Adoptivelternrolle vorbereitet. Sie erhalten sehr wenige Informationen über die Herkunftsfamilie des Adop-

73 Beispielhafte Grundsätze im Familiengesetzbuch der DDR

„Es ist die vornehmste Aufgabe der Eltern, ihre Kinder in vertrauensvollem Zusammenwirken mit staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen zu gesunden und lebensfrohen, tüchtigen und allseitig gebildeten Menschen, zu aktiven Erbauern des Sozialismus zu erziehen.“ (§ 3 Abs. 1 Satz 2 Familiengesetzbuch der DDR, Erster Teil Grundsätze)

„Das Ziel der Erziehung der Kinder ist, sie zu geistig und moralisch hochstehenden und körperlich gesunden Persönlichkeiten herauszubilden, die die gesellschaftliche Entwicklung bewusst mitgestalten. Durch die verantwortungsvolle Erfüllung der Erziehungspflichten, durch eigenes Vorbild und durch übereinstimmende Haltung gegenüber den Kindern zur sozialistischen Einstellung zum Lernen und zur Arbeit, zur Achtung vor den arbeitenden Menschen, zur Einhaltung der Regeln des sozialistischen Zusammenlebens, zur Solidarität, zum sozialistischen Patriotismus und Internationalismus.“ (§ 42 Abs. 2 Familiengesetzbuch der DDR, Dritter Teil. Eltern und Kinder, Erstes Kapitel. Die elterliche Erziehung. Grundsätze)

tivkindes. Die leiblichen Eltern willigen in einer rechtskräftigen Erklärung im Referat Jugendhilfe ein. Sie erhalten keine Informationen über die Adoptiveltern.

Am 02.09.1976 besuchen die vorgesehenen Adoptiveltern Lange den Säugling Frank zum ersten Mal in der Klinik. Bereits am 04.09.1976 nehmen sie Frank in ihren Haushalt auf. In der Kürze der Zeit haben sie mit Hilfe ihrer Familien und von Freunden alles vorbereitet. Durch das Referat Jugendhilfe werden sie entsprechend der Gesetzeslage des Familiengesetzbuches der DDR als Pfleger legitimiert. Mit der Aufnahme des neun Tage jungen Säuglings erfüllt sich ihr ersehnter Kinderwunsch und die Gefühle und Bindungen werden fließen. Bereits im Januar 1977 stellt das Ehepaar Lange den Antrag auf Adoption des Pflegekindes Frank. Das symbolisiert die eingegangenen Bindungen und Beziehungen und die gemeinsamen Zukunftsabsicht als Familie. Im März 1977 beschließt der Jugendhilfeausschuss beim Rat der Stadt Weimar rechtskräftig die Adoption. Frank behält seinen Vornamen als Rufnamen. Die Adoptiveltern wollen keinen anderen Vornamen als „ersten“ Rufnamen als mögliche Rechtsfolge der Adoption einsetzen. Bestimmt gefällt ihnen dieser Name. Vielleicht würdigen sie mit dieser Symbolik des „mitgegebenen Namens“ die Herkunft des Kindes als Beginn ihres erfüllten Kinder- und Familienglücks.

Die Eheleute Lange leben jetzt das Leben einer ganz „normalen“ DDR-Familie. Beide Elternteile gehen arbeiten. Frank besucht erst die Kinderkrippe und danach Kindergarten. Er entwickelt sich körperlich und kognitiv zu einem gesunden Jungen und wird altersgerecht eingeschult. Die Adoptiveltern fördern sein sportliches Talent (Schularbeitsgemeinschaft, Sportverein) und sein musikalisches Interesse. Der Adoptivvater singt und musiziert in seiner Freizeit viel mit seinem Sohn und möchte sein eigenes Musikinteresse gerne an seinem Sohn Frank „weitergeben“. Später erhält Frank Musikunterricht (erst Klavier, später Keyboard). In der Schule wird sein sportliches Talent entdeckt. Die Eltern erhalten das Angebot, dass Frank auf eine Sportschule nach Erfurt wechseln kann. Die Adoptiveltern sind sehr stolz auf ihren Sohn. Die Familie Lange zieht 1987 von Weimar nach Erfurt. In den biographischen Daten gibt es keine differenzierten Aussagen zum sportlichen Werdegang. Vermutlich ist Frank sportlich. Die Sportschule führte ihn jedoch nicht in den Bereich Leistungssport.

Außerhalb der Familie wissen nur wenige „Offizielle“ etwas von dem Adoptionsstatus. Die Adoptiveltern sprechen weder mit der Kindergärtnerin noch mit der Klassenlehrerin über die Adoption. Auch mit „ihrem Sohn Frank“ können die Adoptiveltern in keinem Entwicklungsalter über die Adoption reden. Die Beziehungen und Gefühle sind gewachsen, die Emotionen fließen wie bei einem leiblichen Kind. Sie haben Ängste und Befürchtungen, dass mit der Adoptionsoffenbarung die Liebe und die Beziehungen gefährdet werden. Auf das Thema Adoptionsoffenbarung sind sie als Adoptiveltern nicht vorbereitet. Selbst wenn sie einen Vorsatz zur frühen Adoptionsoffenbarung hatten, werden sie jedoch von der Zeit und den Lebensaltersstufen ein- und überholt. Der mit der Sportschule verbundene Wohnortwechsel (vielleicht auch aus Berufs- und Karrieregründen des Adoptivvaters) aus der kleinen Stadt Weimar in die große, anonymere Bezirkshauptstadt Erfurt kommt ihnen als Adoptiveltern bei dem Aufrechterhalten des Adoptionsstabus wahrscheinlich entgegen.

In der „Wendezeit“ ist Frank vierzehn Jahre alt. In den biographischen Daten gibt es keine Informationen über diesen Zeitabschnitt. Die Akteure äußern sich nicht dazu.

Der Adoptivvater wird als Mitarbeiter des Ministeriums des Inneren der DDR entweder einen Karriereknick, eine tiefe Enttäuschung durch den „Verlust der DDR“ durchlebt oder eine „Nachwendekarriere“ begonnen haben. Mit achtzehn Jahren zieht Frank aus dem Elternhaus aus. Konflikte der Pubertätszeit, unterschiedliche Werte und verschiedenartige Gegenwarts- und Zukunftsorientierungen könnten zu diesem frühen Drang zur Selbstständigkeit geführt haben. Frank schließt die Schule mit dem Erreichen des Abiturs ab. In seiner Freizeit spielt er jetzt in einer halbprofessionellen Band mit öffentlichen Auftritten und kleinen Gagen. Frank jobbt nebenbei und beginnt ein Fachhochschulstudium Betriebswirtschaft.

Im Juli 2001 wendet sich die jetzt 29jährige Halbschwester Angelika an das Jugendamt Weimar und beauftragt den Adoptionsvermittler mit der Suche ihres Halbbruders. Angelika ist jetzt selbst Mutter von einer Tochter und studiert Sozialpädagogik. Sie hat das (ruhende) Interesse an dem Werdegang des adoptierten Bruders nie verloren. Themen aus dem Sozialpädagogikstudium, die eigene Rolle als Mutter (hier jedoch mit dem Unterschied einer festen Partnerschaft und besetzter Vaterrolle) werden die Themen „damalige Lebenssituation meiner Mutter“ und „Adoptionsfreigabe des Halbbruders“ neu erweckt haben. Vielleicht hat Angelika auch gehofft, dass ihr Bruder selbst die Ursprungssuche beginnt und wartete bisher auf seine Aktivitäten. Die gemeinsame Mutter weiß von Angelika, dass diese jetzt den „verlorenen Bruder“ sucht. Dieser Suchprozess von Angelika, ihr Hineinfühlen in die mögliche damalige Rolle der Mutter und wertschätzende Botschaften an die Mutter führen u. a. auch dazu, dass die Mutter beider Kinder nach zwanzig Jahren Ausweichen endlich mit ihrer Tochter Angelika über die Vergangenheit kommunizieren kann und Angelika einige Antworten auf ihre Fragen erhält. Das schmerzhaftes Thema „Verlassen-Werden durch den Mann“ und „Adoptionsfreigabe“ wird auch nach fünfundzwanzig Jahren von der Mutter Frau Hübner schmerzhaft erlebt, erneut verdrängt und tabuisiert.

Die Adoptiveltern werden durch den Brief der Adoptionsvermittlungsstelle im August 2001 in ihrem Adoptionstabu „eingeholt“. Sie sind sehr überrascht, nach fünfundzwanzig Jahren Post vom Jugendamt zu erhalten. Die Tatsache Adoption haben sie ihrem Sohn Frank immer noch nicht benannt. Jetzt fühlen sie sich veranlasst oder „unausweichlich“ bedrängt, mit dem Brief und dem Ansinnen der Schwester ihrem 25jährigen Sohn alles zu „beichten“. Die Adoptivmutter sucht allein das Gespräch mit Frank. Der Adoptivvater beteiligt sich nicht an diesem „Aufklärungsgespräch“. Dazu sind die Hypothesen „Verlustangst“, Reste vergangener „Vater-Sohn-Konflikte“ der Pubertät und Adoleszenz u. a. m. zulässig. Vielleicht ist auch in der Rollenaufteilung die Frau und Mutter die „Macherin“ oder für die „Herzenssachen“ zuständig.

Der Biograph Frank ist durch den Brief des Jugendamtes völlig überrascht. Er reagiert der Situation und der bestehenden Bindungen entsprechend und versichert der Adoptivmutter, dass sich zwischen ihnen nichts ändern wird. Seine „abgelegten Vorahnungen“ aus der Pubertätszeit (keine Ähnlichkeit mit den Eltern, komisches Verhalten der Eltern bei seiner Frage nach den Blutgruppen der Familienmitglieder) sind plötzlich wieder da. Die Frage des „Warum“ drängt sich förmlich auf und kann von der Adoptivmutter nur unvollständig beantwortet werden. Das „hartnäckige“ Adoptionstabu wird im ersten Gespräch zwischen Adoptivmutter und Sohn nur kurz gelüftet.

Die Adoptiveltern besuchen noch im August 2001 und vor ihrem Sohn Frank den Adoptionsvermittler in Weimar. Es gibt bei Ihnen Befürchtungen, Ängste und Rechtsfragen, die sie im Beratungsgespräch klären. Sie benennen auch das, was sie als Adoptiveltern geleistet und aus welchen Gründen sie die Adoptionstatsache verheimlicht haben.

Der Brief vom Jugendamt und das Gespräch mit der Mutter über seine Adoption muss Frank erst einmal selbst „bearbeiten“. Er wendet sich im September 2001 an den Adoptionsvermittler und vereinbart einen ersten Termin. Der Adoptierte nimmt Einsicht in seine „dünne“ Adoptionsakte. Neben der Einwilligung der leiblichen Mutter ist nichts zu der damaligen Situation archiviert. Die entscheidende Frage für den erwachsenen Adoptierten ist die Frage des „Warum wurde ich fort gegeben“. Diese Frage kann auch mit der Adoptionsakte nicht beantwortet werden. Frank vertritt die Haltung, dass sich eine Mutter eigentlich nicht vom Kind trennt. Gleichzeitig phantasiert er über die Gründe der Adoptionsfreigabe und lebt in der Ambivalenz zwischen (versteckter) Verletzung und Neugier. Der Fünfundzwanzigjährige ist neugierig auf seine neunundzwanzigjährige Schwester, die bei der Mutter groß geworden ist und jetzt ihn gesucht hat. Die Halbschwester wird zur „authentische Quelle“ für die Beantwortung seiner offenen Fragen. Frank entscheidet sich für ein Treffen mit seiner leiblichen Schwester. Einen Kontakt zu seiner leiblichen Mutter lehnt er grundsätzlich ab.

Mit der Weitergabe seiner Telefonnummer zur „Kontaktaufnahme“ ist er einverstanden. Gleichzeitig verdeutlicht der Biograph, dass er die Begleitung eines ersten persönlichen Kontaktes durch den Adoptionsvermittler ablehnt. Er begründet dies mit seiner guten Fähigkeit zur Kommunikation. Dahinter könnte sein starkes Selbstbewusstsein aber auch seine Unsicherheiten und seine Angst stecken. Vielleicht hat der Biograph auch die Befürchtung, dass der Adoptionsvermittler mit seinen Dialogangeboten und den fachlichen Inputs seine bestehenden „Welt- und Wertebilder“ zu stark in Bewegung bringt oder mit Fragen ihn selbst „gefährdet“. Mit dem „unbegleiteten Treffen“ kann Frank alles allein steuern und kontrollieren.

Die Schwester Angelika ruft vergeblich bei Frank an. Sie hinterlässt eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter. Frank meldet sich „verspätet“ bei der Schwester. Vielleicht ist er tatsächlich „vielbeschäftigt“ oder nimmt sich einfach noch die notwendige Zeit zur Verarbeitung und Vorbereitung. Beide Halbgeschwister telefonieren erst mehrfach, bevor sie ein Treffen für Ende Oktober vereinbaren. Auch dieser Prozess weist auf ein langsames Annähern und erstes telefonisches „Abfragen“ statt euphorisches „Losstürmen“. Als markantes Erkennungszeichen vereinbaren die „unbekannten Halbgeschwister“, dass Angelika eine weiße Jacke und Frank ein rotes Jackett anzieht. Die Farbauswahl könnte „zufällig“ und ausschließlich mit Bezug auf das schnelle Erkennen ausgewählt worden sein. Es scheint mir aber wahrscheinlicher, dass mehr junge Frauen mit weißen Jacken im Café sind als Männer mit roten Jacketts. Also wird Angelika auf ihn zugegangen sein. Die Farbauswahl könnte somit nicht nur „zufällig“ sondern erneut von Frank symbolisch gewählt worden sein.

Frank und Angelika gehen durch den Goethe-Park in Weimar spazieren und führen ein langes Gespräch. Sie berichten von ihrem Werdegang, stellen gegenseitig Fragen und nehmen Gemeinsamkeiten und Unterschiede (Charakter, Interessen, Aussehen) wahr. Frank ist nach der späten Offenbarung Adoption mit fünfundzwanzig

Jahren und nach der kurzen Zeit von drei Monaten nach diesem Ereignis vordergründig neugierig. Seine leibliche Mutter lehnt er nach wie vor ab. Das zeigt seine Ambivalenz und Verletzung „weggegebenes Kind“. Das gewachsene Adoptionstabu und die „Negativsozialisationswerte“ über „abgebende Mütter“ sind stärker als die Ursprungsneugier und der mögliche Bedarf einer bewussten Direktbegegnung. Es wirken auch die tradierten und aktuellen Verlustängste und Doppelbotschaften der Adoptiveltern (z. B. Wenn dich Angelika schon gesucht hat, lerne sie kennen, stelle sie uns meinetwegen auch vor aber gehe nicht zu weit). Frank nutzt seine Halbschwester (das erste Treffen und die Telefonate) als authentische Quelle auf dem von ihm steuerbaren, verletzungsfreien Weg der Befriedigung seiner Ursprungs-Neugier leibliche Eltern. Der Biograph verabschiedet sich nach diesem ersten Treffen ohne weitere konkrete Vereinbarungen von seiner Schwester.

Im November 2001 führt der Adoptionsvermittler das Interview mit dem Adoptierten. Frank tritt selbstbewusst auf und bezeichnet sich selbst als ausgesprochen kommunikativ. Im Gegensatz dazu bringt der Biograph zum Interviewtermin seine Freundin mit und besteht darauf, dass sie beim Interview anwesend bleibt. Der Hauptteil des Interviews fällt ausgesprochen kurz aus. Der Biograph äußert sich im Interview anfangs sehr zurückhaltend und ausweichend. Das sind Hinweise für den Such- und Verarbeitungsprozess der späten Adoptionsoffenbarung. Als Hypothese wirkt das „lange Adoptionstabu“ noch weiter. Die intime Freundin bietet (als Hypothese) die kommunikative Plattform der möglichen „Nachbereitung“. Gleichzeitig „fungiert“ sie als Person für den späteren Bedarf nach emotionaler Geborgenheit. Die Aussagen der Adoptiveltern, dass Frank Betriebswirtschaft studiert, widersprechen den eigenen Angaben von Frank. Der Biograph hat das Studium abgebrochen und arbeitet in einem kleinen Tonstudio. Auch darin wird deutlich, dass die Akteure den „heißen Eisen“ des Familienlebens ausweichen und das Modell des Tabus auf andere zwischenmenschliche Bereiche übertragen.

7.3.2 Text- und thematische Feldanalyse (erzählte Leben) Frank Lange

Der Biograph präsentiert nach der Anregung zum Erzählfluss, dass er in einem „ganz normalen Elternhaus“ aufwächst. In der verwendeten Kurzbeschreibung präsentiert er die besetzten Elternrollen Vater, Mutter, deren Schichtzugehörigkeit „beide Arbeiter“ und dass es nie Probleme gab. Der Biograph dokumentiert einerseits das gesellschaftliche „DDR-Normalitätsbild“ von Familie. Gleichzeitig benennt Frank eine Gesamtzusammenfassung für seinen Lebensverlauf im Sinne von „problemloser Verlauf“. Hinter dieser Betonung „nie Probleme“ könnte Frank genteilig gerade Probleme „verstecken“. Jetzt würde die Botschaft an den Interviewer lauten, nicht nach Problemen zu fragen - da es ja keine gab. Es ist aber auch die Hypothese zulässig, dass es tatsächlich im Leben des Biographen kaum Probleme gab. Das kinderlose Paar wird für das so sehnlichst gewünschte Einzelkind alle Probleme aus dem Wege geräumt haben. Die Adoptiveltern halten ja tatsächlich bis zu dem fünfundzwanzigsten Lebensjahr ihres Sohnes die aus der Elternrolle Angst und Probleme machenden Adoptionsthemen zurück.

Gleich im Anschluss berichtet Frank, dass er bis zum sechzehnten Lebensjahr von der Adoption nicht mal was geahnt hat und mit dem Ereignis Blutspenden im vorgenannten Lebensalter dann aber „mal stutzig“ wurde. Er präsentiert, dass seine Adoptiveltern nie mit ihm über die Adoption sprachen. Scheinbar gibt es auch keine Fremdoffenbarung durch Dritte. Gleichzeitig zeigt er seine sensible Wahrnehmung. Nach dem Blutspenden fragt Frank nach den Blutgruppen der Eltern und „erahnt“ in dem Ausweichverhalten der Eltern, dass hier etwas nicht stimmt. Frank hätte dieses Ereignis im Interview auch erzählen können. Er rafft es aber in eine Art Telegrammstil und präsentiert gleichzeitig seine Lösung „Verdrängung statt Nachfragen“. Der Biograph argumentiert entschuldigend damit, dass „es“ noch nicht zur Debatte stand. Für den Zuhörer drängt sich förmlich das „WAS“ (stand noch nicht zur Debatte) auf. Er präsentiert sich also als Pubertierender, der das ungewöhnliche Verhalten seiner Adoptiveltern feinfühlig wahrnimmt, mit dem Thema „Blutspende“ verbindet und gleichzeitig das „heiße Eisen“ nicht anfasst. Das Thema „Blut“ (hier in der Frage nach den Blutgruppen impliziert) symbolisiert ja auch den historisch tradierten Begriff, das Bild von Leiblichkeit, der (Bluts-) Verwandtschaft, der genealogischen Weitergabe und des Fortbestandes. Frank berührt mit seiner Frage das tabuisierte Thema Leiblichkeit versus sozialer Elternschaft.

In einer emotionslosen Beschreibung „gefriert“ Frank als nächste Präsentation den Vorgang Adoptionsoffenbarung. Dabei beschränkt er sich auf die Sachverhalte Lebensalter „*fünfundzwanzig*“, „*Brief vom Jugendamt*“ (1/24) und „*meine Mutter offenbarte mir dann im Prinzip, dass ich nicht das leibliche Kind von meinen Eltern bin.*“ (1/25 bis 1/26) Der Adoptierte präsentiert sich als stark, „cool“ und nicht berührt davon, dass er erst jetzt, in diesem „reiferen“ Alter von fünfundzwanzig Jahren von seiner (Adoptiv-) Mutter den Status Adoptivkind erfährt. Er stellt ganz sachlich dar, dass der eigentliche Anlass der Brief vom Jugendamt ist. Er erzählt an dieser Stelle nicht, wie das Gespräch abgelaufen und wie es ihm und seiner Mutter emotional dabei ergangen ist. Die Gefühlswelt und aus diesem Ereignis heraus entstandene Gedanken bezüglich seines genealogischen Ursprungs oder ausgelöste eigene Bedürfnisse und Befürchtungen klammert der Biograph aus. Nur an dem sehr schnell und ohne Pause gesprochenen Satz ist seine Erregung und Gefühlswelt erkennbar. Weiterhin präsentiert Frank ohne Kommentierung das Fehlen des Adoptivvaters in dieser wichtigen Lebenssituation. Die Mutter ist diejenige, die dieses, auch für die Adoptiveltern mit Angst und unsicherem Ausgang besetzte Gespräch mit dem Adoptivsohn führt. Die Präsentation des Fehlens des (Adoptiv-) Vaters lässt eine Spanne von Hypothesen zu, die von gestörtem Vater-Kind-Verhältnis bis zu sehr starker emotionaler Verbundenheit des Adoptivvaters mit seinem Sohn und dessen starker Angst (Verlust oder auch Vorwürfe des Sohnes) reichen.

Frank beschreibt nachfolgend, dass er seit diesem Zeitpunkt von seinem Status weiß „*und verändert hat sich aber eigentlich nicht wirklich was.*“ (1/27) „Nicht wirklich“ heißt im modernen „Mode-Sprachgebrauch“ vieler Jugendlicher oder junger Erwachsener „nichts“. Er präsentiert somit verschlüsselt und völlig unkonkret, was sich wirklich nicht geändert hat. Er überlässt dem Zuhörer die Interpretationen und „schützt“ seine durch die späte Adoptionsoffenbarung in Bewegung geratene „normale Welt“. Als Hypothese könnte sich ja auch das hartnäckige, innerfamiliäre Adoptionstabu nicht geändert haben. Das Gespräch mit der (Adoptiv-) Mutter zum Lebensthema Adoption war „einmalig und beendet“ und es gab keine Folgegesprä-

che mit beiden Elternteilen. Im Nachfolgesatz benennt er dann nachbessernd, dass sich „*im Bezug auf meine Eltern und die Beziehung zu meinen Eltern*“ (1/28) nichts geändert hat. Für ihn sind trotz dieser bisherigen Lebenslüge die Adoptiveltern seine Eltern. Das ist unverändert. Auch die emotionale Beziehung zu diesen bleibt nach der Offenbarung bestehen. Die Qualität der Beziehung lässt Frank jedoch offen. Gleichzeitig versteckt der Biograph seine eigenen Gefühle und die (Aus-) Wirkung des Fernbleibens des Adoptivvaters in dieser Schlüsselsituation. Frank klammert die andere Seite seines Seins, nämlich die Neugier auf die leiblichen Eltern völlig aus.

Frank bekundet bereits jetzt das Ende seiner „Kurzgeschichte Adoption“. „*Viel mehr wird's nicht geben, was ich da jetzt so, konkret zu diesem Sachverhalt zu erzählen hätte.*“ (1/30 bis 1/31) Der Biograph reduziert die Selbstdarstellung seiner Adoption nach der ersten Erzählaufforderung ausschließlich auf die kognitive Ebene und die Sachverhalte ganz normale Familie, keine Probleme, späte Offenbarung und es hat sich nichts geändert. Er klammert in der Selbstpräsentation die Kontext- und Emotionsthemen leibliche Eltern, leibliche Schwester und die Fragen des „WARUM wurde ich adoptiert“ und „WARUM habt ihr mir von der Adoption nicht schon eher erzählt“ aus. Er rafft seine Lebens- und Adoptionserzählung ganz stark, beschreibt statisch und kontrolliert seine Emotionen. Nach einer Pause von fünfzehn Sekunden formuliert der Biograph lachend: „*Das war jetzt die Kurzgeschichte.*“ (1/29) Dieses Lachen klingt wie ein Lachen, mit dem er die Pause und die Unsicherheit überspielt. An die Adresse des Interviewers könnten die Botschaften hypothetisch lauten: „Ich möchte nicht mehr verraten“, „frag nach Emotionsthemen nicht“ oder „da gibt es noch andere Geschichten, die ich von alleine nicht erzähle“. Nach der Erzählanregung bestätigt Frank mit der Formulierung „*ja fragen sie doch einfach*“ (1/36), dass er lieber gefragt werden möchte anstatt frei zu erzählen. Vermutlich kann er sich so auf die einzelnen Fragen einstellen. Das scheint ihm auch Sicherheit und Selbstkontrolle zu geben. Der freie Erzählfluss ist möglicher Weise für den Biographen zu „gefährlich“. Nach einer erneuten Erzählanregung durch den Interviewer zählt der Biograph die singulären Folgeereignisse „Brief vom Jugendamt“, „Treffen im Jugendamt und Treffen mit Schwester“ in der Ereignisabfolge auf. Frank stellt sich als Interviewpartner dar, der gewillt ist, kurz und eher zusammenfassend statt detailliert auf die Fragen des Interviewers zu antworten.

Frank erzählt von der angeregten Unterhaltung mit der Schwester, von dem Feststellen von Gemeinsamkeiten und Unterschieden, von den Lebensverläufen in den jeweiligen Familien. Das erste Treffen mit seiner leiblichen Halbschwester präsentiert der Biograph nur mit den inhaltlichen Themen und völlig emotionslos. Dadurch erzeugt er Distanz und beim Zuhörer den Eindruck, das dieses erste Treffen völlig bedeutungslos ist und er von einem ganz alltäglichen, ereignislosen Tag der jüngsten Vergangenheit berichtet. Die „heißen Eisen“ leibliche Eltern und die Gründe der Adoptionsfreigabe präsentiert der Biograph nicht.

Der Biograph erzählt, dass sich in diesem ersten Treffen mit seiner Halbschwester die Fragen des „Warum“ im gemeinsamen Dialog mit der suchenden Schwester „entwickelt“ haben: „*Gründe gesucht, warum es denn so gekommen ist, warum sie mich gesucht hat, wie das überhaupt dazu gekommen ist.*“ (1/48 bis 1/49) In seiner Darstellung erscheint es so, dass seine Schwester mit ihren Informationen seine Fragen des „Warum“ anregt. Diese „Warum-Fragen“ sind in der Selbstdarstellung

somit eigentlich nicht seine, ihn stark interessierende Lebensfragen. Die tatsächliche, eigene Bedeutsamkeit dieser Fragen spielt Frank mit seiner Selbstpräsentation herunter. Frank zeigt in diesen Fragen auch seine Befürchtungen und die der Adoptiveltern. Hypothetische Folgefragen könnten lauten: Warum hat meine Schwester mich gesucht? Warum macht die Halbschwester das jetzt? Sucht sie „Beziehungen“ oder hat sie sogar einen Auftrag? Verlieren wir unseren Sohn an die jetzt auftauchende leibliche Schwester und dann an die leibliche Mutter? Der Biograph präsentiert seine existentiellen Fragen zur Adoption in „abgeschwächter“ Intensität mit der Botschaft: Ich wurde gesucht – und nur so entsteht das Warum. Diese Präsentation des „Warum“ erfolgt unmittelbar nach der Präsentation, dass die Beziehung zu seinen Eltern unverändert ist. Frank „entschuldigt“ als Hypothese seine Adoptivmutter. Sie hat mir so spät von der Adoption erzählt, weil sie mich liebt. An dieser Liebe hat sich nichts geändert. Gleichzeitig präsentiert er die Befürchtungen der Adoptiveltern und lässt seine ihn suchende Halbschwester „stellvertretend“ für sich selbst die in der Adoptivfamilie tabuisierten „Warum-Fragen“ stellen. Als Hypothese wirkt das Adoptionstabu fort. Frank „darf“ in dieser emotionalen Verbundenheit mit den Adoptiveltern seine „Warum-Fragen“ nicht selbst stellen.

Gleich im Anschluss beschreibt Frank das Verhältnis zur Schwester. *„Seit dem, treffen wir uns ab und zu nicht regelmäßig.“* (1/50) Der Biograph zeigt, dass er diese Unverbindlichkeit möchte und sich somit einen möglichen Verlauf offen hält. Frank präsentiert gleich im Anschluss deutlich seine Haltung zum realen Verhältnis Halbschwester. *„Es ist halt ein relaxtes Verhältnis.“* (1/51) Die Hypothese und „Übersetzung“ könnte lauten. Das Verhältnis zu meiner Schwester ist völlig entspannt, nicht aufdringlich, auch nicht bedrohlich und steuerbar. Der Biograph präsentiert weiter seine Grundhaltung zur Halbschwester Angelika: *„Also es ist nicht so, dass ich sagen würde, es ist ein fester Bestandteil meiner Familie.“* (1/51 bis 1/53) Hier zeigt Frank seine Verbundenheit mit der Adoptivfamilie und gleichzeitig, dass er die genealogische Ursprungsfamilie von „seiner“ (Adoptiv-) Familie abgrenzt. Als Hypothese lässt Frank den natürlichen Ursprung (stellvertretend durch die suchende Halbschwester) als Bestandteil seiner Identität nicht zu. Der Biograph verstärkt diese Argumentation in der Wiederholung *„Das sehe ich auch nicht so eng und sie aber auch nicht.“* (1/54) In dieser Selbstdarstellung entschuldigt er seine „kühle“ Haltung, in dem er die Halbschwester für sich funktionalisiert.

Gleich anschließend beschreibt der Biograph, dass beide sich wahrscheinlich nach dem ersten Treffen ganz unverbindlich verabschiedet haben: *„Na ja, man besucht sich halt zum Geburtstag, zu Weihnachten, irgendwie, aber es ist alles, relaxt eigentlich.“* (1/55 bis 1/56) Bei diesem abschließenden Satz im Hauptteil des Interviews bleibt offen, ob der Biograph mit dieser unpersönlichen Formulierung „man besucht sich“ eine vereinbarte Realität oder unbestimmte Zukunft darstellt. Das Interview findet nämlich im November 2001 statt. Der Interviewer und seine Schwester hatten mit Bezug auf die biographischen Daten bereits Geburtstag und bis Weihnachten sind es noch einige Wochen. Es drängt sich die Hypothese auf, dass diese Formulierung am Ende des Hauptteils seine gewollte Unverbindlichkeit repräsentiert. Es könnte bei diesem einen Treffen zwischen den Halbgeschwistern bleiben.

Der Interviewer versucht mit der Frage, ob es das war, was er erzählen wollte, erneut den Erzählfluss anzuregen. Der Biograph bestätigt: *„Ja, das ist so die Geschichte, die damit zu tun hat und alle Parameter, die da mit reinspielen.“* (2/4 bis

2/5) An dieser Stelle präsentiert der Biograph erneut: Ich bin der Adoptierte, der in einer ganz normalen Familie groß geworden ist. Mit fünfundzwanzig Jahren habe ich von meiner Adoptivmutter die Adoption erfahren. Und da gibt es nur noch die „Geschichte“ mit der suchenden Schwester. Und das war's, was ich zu meiner Adoption erzählen wollte. Und die „Parameter“ gehören zur Geschichte der Schwester. Mit „Parameter“ könnte der Biograph die anderen Beteiligten leibliche Eltern und die eigentlichen Emotionsthemen verschlüsseln. Mit der Verwendung des Wortes „Parameter“ für leibliche Eltern stellt er sich als stark, distanzierend und unverletzt dar. Hinter dem Begriff Parameter, der in der Mathematik, der Wirtschaft und Technik verwendet wird, versteckt der Biograph seine eigentlichen Emotionen und die Verletzung „weggegebenes Kind“. In der Darstellung des Biographen, die zugehörigen Bestandteile der Adoption (leibliche Eltern) zu technisieren, steckt das bereits bewährte Erfolgsmodell der Verdrängung und der Versuch, durch kognitive Intellektualisierung die eigentliche Emotionalität „verletzungsarm“ zu bewältigen.

7.3.3 Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben) Frank Lange

7.3.3.1 Einleitung

Der Biograph erfährt erstmalig von seiner Adoption mit fünfundzwanzig Jahren. Das Thema Adoption wurde in der Adoptivfamilie vollständig tabuisiert. Das Ereignis „späte Offenbarung“ liegt bei Frank zum Zeitpunkt des Interviews 3 Monate zurück – also in jüngster Vergangenheit. Mit der **Adoptionsoffenbarung** ergeben sich neben den Thema **Adoptiveltern** (als bisher erlebte Eltern) das Thema **Adoptionstabu** und zwangsläufig die Themen **leibliche Eltern** und die aktuelle Verletzung **weggegebenes Kind**. Frank erlebt seine **leibliche Halbschwester** in einem ersten, bewusst selbst organisierten Treffen. Im rekonstruktiven Erleben der Interviewsituation kommen Vorahnungen des Biographen aus der Pubertätszeit erneut hoch.

7.3.3.2 Adoptiveltern, das Adoptionstabu und die Adoptionsoffenbarung Frank Lange

Frank erlebt durchgängig in allen Entwicklungsaltersstufen beide Elternrollen durch die Adoptiveltern besetzt und mit Bezug auf das Datenmaterial vermutlich auch engagierte Eltern. Der Biograph fasst im Hauptteil sein Erleben Eltern mit der Überschrift „*ganz normales Elternhaus mit Vater, Mutter, beide Arbeiter*“ (1/18 bis 1/19) zusammen. Im Familiensystem wird „normale Familie“ gelebt und von Frank auch so erlebt („*ganz normal in den Kindergarten gegangen, ganz normal in die Schule, es gab nie Komplikationen*“, 2/56 bis 3/1). Auch im sozialen Netz der Familie wirkt das totale Adoptionstabu. Frank fühlt sich zugehörig und im Status nicht diskreditiert. Er erlebt „*Tanten, Onkels, Familie rund rum, alles da gewesen, nichts gefehlt, Freundeskreis*“ (3/2 bis 3/3). Die Verwandten und Freunde haben sich an das Adoptionstabu gehalten. Das Adoptionstabu kann mit den Adoptiveltern vereinbart oder traditionell und per se mit der Aufnahme des Kindes akzeptiert worden

sein (darüber spricht man nicht). Frank erlebt keine „offenen oder verdeckten Signale“ von den Verwandten und Freunden:

weil ich so klein war, als sie mich adoptiert haben /I: Hm/ u::nd ä:h, dass ich damit rein gewachsen bin /I: Hm/ einfach, also weiß nicht, da gabs nie nen böses Wort, oder auch, weiß nicht es=hat=auch=keiner=was=gesagt, überhaupt nicht /I: Hm/ oder hats=mich=in=irgendner=Form=spüren=lassen (3/12 bis 3/15)

Der Biograph wird als Säugling im Lebensalter von neun Tagen in die Adoptivfamilie aufgenommen. Mit Bezug auf die Bindungstheorie ist die Hypothese zulässig, dass zwischen Adoptiveltern und Kind ein starkes emotionales Band wächst. Alle Kinder fragen irgendwann und wiederkehrend nach dem Ereignis der eigenen Geburt und haben dazu einen starken Informationsbedarf. Auch der adoptierte Frank wird diese Fragen als Kind gestellt haben. Die (Adoptiv-) Eltern vermitteln Frank, dass sie die leiblichen, natürlichen Eltern sind. Somit erlebt der Biograph seine Eltern nicht nur in der emotionalen Verbundenheit und den besetzten Elternrollen, sondern auch im „Glauben“ der wiederholt bestätigten natürlichen Elternschaft. Der Biograph verinnerlicht im Erleben das „Normalitätsbild“ der natürlichen Generativität. Im Pubertätsalter von 16 Jahren spürt Frank durch das „abweichende“ Verhalten seiner Eltern bei einer Blutspende eine erste „Vor-Ahnung“. Der Biograph fordert seine Eltern auf, auch Blut zu spenden.

u=und dann hamse irgendwie gedruckst u::n ham irgendwie, so:: /I: Ja/ sich drumrumgeschlägelt /I: Ja/ um die ganze Geschichte /I: Ja, ja/ (2) ähm, ich weiß bis heut nicht wa=was für ne Blu=Blutgruppe meine Eltern ham is=auch=egal /I: Ja/ aber so, da hat ich so die Ahnung (2/16 bis 2/19)

Dieses Erlebnis des ungewöhnlichen Verhaltens der Eltern muss deutlich Angst ausgelöst und den vorgenannten „Generativitätsglauben“ erschüttert haben. Der Biograph reagiert anfangs mit dem unbewussten Abwehrmechanismus der Verdrängung. Die „Ahnung“ (1/21, 2/19) lässt sich aber nicht verdrängen, sondern wächst zum „leisen Verdacht“ (2/23). Frank befragt zu dem Thema „Blutgruppe“ einige Jahre später eine Freundin, die Medizin studiert. Deren Antworten scheinen Frank nicht beruhigt, sondern den „Glaubensriss“ und die Angst noch erweitert zu haben. Diese Vorahnung, der Verdacht und die kognitiven Indizien widersprechen seinem bisherigen Erleben der Eltern und deren lebenslanger Bestätigung der Leiblichkeit. Der „leise Verdacht“ erschüttert den elementaren Glauben an die leibliche Geburt und an die genealogisch-familiale Zugehörigkeit. Jetzt wird es für die Seele „gefährlich“. Frank reagiert so, dass er den Verdacht „irgendwie stagniert, stehen geblieben, nicht weiter verfolgt.“ (2/27). Die Angst löst erst den „inneren Widerstand“ und dann die Verdrängung aus. Der Verdrängungsversuch widerspiegelt sich auch in den Formulierungen des Biographen: „Und, ja, und hab es dann aber auch verdrängt, weil es einfach nicht und nie zur Debatte stand.“ (1/22 bis 1/23). Im Nachfrageteil des Interviews wiederholt Frank auf Anfrage des Interviewers, dass er nach dem Gespräch mit der Medizinstudentin nicht weiter nachfragt. „Ich habs einfach verdrängt und hat mich in den Moment auch überhaupt nicht interessiert.“ (2/29 bis 2/30). Der Biograph leugnet auch in der Retrospektive der Interviewsituation sein Interesse und legitimiert sein Verdrängungsverhalten.

Im Lebensalter von fünfundzwanzig Jahren kündigt die Mutter mit einem Telefonat ein dringendes Gespräch an:

meine Mutter rief mich an und sagte, sie müsste unbedingt mit mir reden u.:nd (einatmen) äh es gibt da was, und wir müssen heute Abend uns noch treffen /I: Hm/ und=mein=Vater=hätte=zwär=keine=Zeit /I: Ja/ eigentlich=müsst=mer=zusammen treffen, aber, äh es=geht=halt=nich und so /I: Hm/ kam meine Mutter halt vorbei (3/36 bis 3/40)

Im Erleben des Biographen wird diese Ankündigung Phantasien und bestimmt auch Befürchtungen ausgelöst haben. Diese Befürchtungen werden durch die Botschaft der Mutter verstärkt, dass sie sich zu dritt besprechen müssen. Und dann erscheint die Mutter doch alleine. Es ergibt sich zwangsläufig die Frage: Was ist so wichtig, dass wir es unausweichlich heute, am besten zu dritt – aber auf jeden Fall besprechen müssen? Dieses drängende Verhalten der Mutter könnte im Erleben des Biographen Phantasien über Leben und Tod oder Fragen nach etwas ganz Existenzziellem erzeugt haben. Zumindest eine hohe Anspannung und Emotionalität. Im Gegensatz zu dieser Ankündigung nimmt Frank seine Mutter zuerst ganz ausgeglichen wahr. Sie haben beide „ganz normal über alle Sachen geredet.“ (3/41) Unmittelbar danach erlebt er seine Mutter sprachlos, die die Tränen nicht mehr zurückhalten kann und ihrem Sohn den Brief vom Jugendamt mit den Worten „lies es dir durch“ (3/43) übergibt.

Der Biograph könnte in diesem Verhalten seiner Mutter auch an die vergangene Situation „Blutspenden“ erinnert worden sein. Damals erlebte Frank auch ein vom normalen, gewohnten Verhalten der Eltern abweichendes Verhalten. Jetzt kündigt sich die Mutter drängend an, bringt einen Brief vom Jugendamt mit und kann nicht mehr „drucksen“ oder sich „drum herum schlängeln“. Der Biograph erlebt eine Mutter, die nicht in der Lage ist, über die Adoption zu reden, die keine Worte findet und den Brief als „Medium“ benutzt. Frank nimmt gleichzeitig ihre hohe Betroffenheit und ihre Tränen wahr. Dieses Erleben „weinende, sprachlose Mutter“ könnte auch bei ihm starke Emotionen ausgelöst haben. Von diesen Gefühlen erzählt er aber auch nichts im Nachfrageteil. Frank erlebt, dass die späte Offenbarung nicht die eingegangenen Bindungen zu seinen Adoptiveltern zerstört, hält aber in der Retrospektive des Interviews seine eigene Betroffenheit zurück.

also, ich muss aber ganz ehrlich sagen (2) das so gefestigt gewesen, also auch die Beziehungen zu meinen Eltern /I: Mhm/ dass es mich nicht in dem Moment auch nicht aus der Bahn geworfen hat /I: Mhm, mhm/ überhaupt nicht, weil, äh, es hat, es hat sich nichts geändert, auch äh als ich den Brief /I: Hm/ äh in der Hand hatte ähm, der Bezug zu meinen Eltern ist immer der gleiche geblieben /I: Mhm/ sowohl davor, oder danach /I: Mhm/ es hat, so nichts zur Sache getan (3/47 bis 3/53)

Sein Erleben der Offenbarung Adoption reflektiert der Biograph später im Interview erneut kognitiv und emotionslos:

na ja, da hab ich's mir durchgelesen (3) u.:d dann ham wir uns halt den ganzen Abend da drüber unterhalten wies damals gekommen is, ´und was los war´ ((sehr leise gesprochen)) (3/45 bis 3/46)

Der Biograph „versteckt“ seine Gefühle und evaluiert nachfolgend, dass ihm dieses Thema nicht nahe ging. Einerseits „liegt das an mein Naturell“ (4/1) und andererseits daran, „dass ich es vorher schon einmal vermutet hatte ... und dass sich so ein Gedanke sich fortsetzte, den ich mit sechzehn hatte.“ (4/2 bis 4/4) An dieser Stelle des Interviews bestätigt Frank, dass sich seine „Vor-Ahnung“ nicht verdrängen ließ

und auch weiter wirkte. Nach dem Gespräch mit der Adoptivmutter erlebt er die Bestätigung: „*Es war nur schwarz auf weiß.*“ (4/7). Der Biographen negiert gleich nachfolgend: „*Es war nicht dramatisch, also, **nicht wesentlich***“ (4/4). Als Hypothese verstärkt der Biograph mit dieser Wortwahl zur späten Offenbarung seine geleugneten, eigentlichen Gefühle. Erst auf erneute Anfrage des Interviewers äußert sich Frank zu seinen Gefühlen. Der Biograph sieht nach der Offenbarung die Beziehung zu seinen Eltern als „*eher gefestigt*“ (4/15) und begründet es mit „*allein schon aus der Offenheit heraus.*“ (4/16) Frank bezieht „Offenheit“ auf das erste, ausführliche Gespräch und auf die Person Adoptivmutter. Denn „*mein, mein Vater konnte nicht*“ (4/17) an diesem Offenbarungsgespräch teilnehmen. Diese Wortgruppe zum Adoptivvater spricht Frank ganz leise aus und beendet den Halbsatz mit einem tiefen Ausatmen. Dazu sind auch mehrere Hypothesen möglich, auch die Hypothese der Enttäuschung. Der Biograph hat sich „*nicht unwohl*“ (4/18) gefühlt, „*natürlich ein bisschen überrascht.*“ (4/19) Nicht unwohl könnte auch ein Erlebenshinweis sein für „wohl“ im Sinne von „endlich ist es ausgesprochen“. In dieser Situation der wortlosen, tränendeutlichen Offenbarung durch die Adoptivmutter spürt der Biograph auch den Bestand der fünfundzwanzig Jahre erlebten Familie und der gewachsenen Bindungen und die Bestätigung und gleichzeitig das Ende seiner „Vor-Ahnungen“. Auch das entlastet.

Die Offenbarung durch die Adoptivmutter und der Inhalt des Briefes vom Jugendamt lösen bei Frank auch die Frage aus: „*Warum bist du eigentlich nicht dort nicht aufgewachsen, und warum hat mich, äh, meine leibliche Mutter dann, weggegeben.*“ (4/29 bis 4/30) Vermutlich dominiert das Gefühl, ein weggegebenes, also ein „wert-loses Kind“ zu sein. Im Kontext mit dem fehlenden Ursprungswissen wirkt dieser Gedanke vermutlich nur auf der emotionalen Ebene und löst diese Verletzung aus. Der Biograph betont wiederkehrend (1/27 bis 1/28; 3/50 bis 3/53; 4/26 bis 4/33, 5/52), dass sich mit der Offenbarung sein Verhältnis zu seinen Adoptiveltern nicht verändert hat. Als Hypothese beinhaltet die Wiederholung einerseits das Bedürfnis der Zugehörigkeit zu den Adoptiveltern aber auch seine eigenen Befürchtungen, dass er mit einem Interesse an der leiblichen Mutter seine Adoptivmutter verletzen könnte. Das Ursprungsinteresse des Adoptierten wird durch die Adoptivmutter nicht „erlaubt“. Neben der Verletzung „weggegebenes Kind“ entsteht vermutlich auch das Gefühl eines grundsätzlichen Widerstandes gegen das Thema „leibliche Mutter“. Im Offenbarungsgespräch „beichtet“ die Adoptivmutter dem Adoptivsohn ihren „Leidensweg“, dass sie selbst voller Angst das Gespräch über den Adoptionsstatus ständig hinauszögerte. Der Biograph glaubt seiner Adoptivmutter, dass sie die Befürchtung hatte, ihn zu verlieren und deshalb schwieg. Auch dieser „Liebesbeweis“ könnte die Doppelbotschaft beinhalten, keine Ursprungsneugier aufkommen zu lassen. Frank erlebt in diesem Gespräch die Entspannung, die Befreiung und Erlösung der Adoptivmutter, nun endlich die Offenbarung vollzogen zu haben. Als Hypothese darf und kann der Biograph ohne offizielle Erlaubnis der ihn liebenden Adoptivmutter seine „Ursprungsneugier“ offiziell nicht zulassen. Dies ist auch ein Baustein für die generelle Ablehnung der leiblichen Mutter.

Mit seiner (Adoptiv-) Mutter hat der Biograph am ersten Abend „*alles gesagt, was gesagt werden musste, ...es wurde danach nicht weiter diskutiert*“ (6/6 bis 6/7). Frank widerspricht sich im Nachfrageteil. Einerseits behauptet er, sein Thema Adoption ist zwischen ihm und seinen Eltern „*kein Tabuthema*“ (6/10) mehr.

Daneben erlebt er aber die Tabu-Fort-Setzung und die Doppelbotschaft der Adoptiveltern. Die Großmütter väterlicher und mütterlicherseits haben keine Kenntnis von der späten Adoptionsoffenbarung. *„Letztendlich musst du es selber wissen, der einen Oma nicht zu sagen, musst es selber wissen, haben sie gesagt.“* (6/15 bis 6/16). Die Adoptiveltern „erweitern“ das bisherige „Adoptionstabu“ innerhalb der „normalen, heilen Welt“ Familie mit dem aktuellen „Offenbarungstabu“. Im Erleben wirkt diese Doppelbotschaft auch wie „eine Staffelstabübergabe Tabu“ an den Adoptivsohn. Die Botschaft könnte auch lauten: Lass es so wie es ist, also unser Geheimnis. Und an Geheimnisse solltest du nicht rühren. Dadurch erlebt der Biograph den Fortbestand des so hartnäckigen Adoptionstabus und wird aufgefordert, dieses Tabu auch selbst weiter zu leben. Erneut drängt sich die Hypothese auf, ob der Biograph nach solchen Botschaften der Adoptiveltern ein Gefühl der Ursprungsneugier entwickeln oder als Gefühl überhaupt innerlich zulassen kann.

mein Vater hab ich's natürlich danach auch noch mal //: Hm/ aber das wars, so mehr am Rande, weil, äh=äh meine=Eltern=kommunizieren=auch=noch=miteinander (6/23 bis 6/25)

Dieser angefangene Satz des Biographen *„mein Vater hab ichs natürlich auch noch mal“* (6/24) könnte durch die Verben „erzählt und bestätigt“ ergänzt werden. Der Biograph bestätigt dem Adoptivvater, dass durch die späte Offenbarung das Kind-Eltern-Verhältnis unverändert und unbeschädigt bleibt. Damit reduziert Frank einerseits die Befürchtungen der Adoptiveltern und verhält sich so, wie diese es eigentlich von ihm erwarten. Andererseits rührt auch Frank das Lebenstabu der Nichtleiblichkeit nicht an und blendet die dadurch ausgelösten, eigenen Gefühle aus.

In Verlauf seines Lebens entwickelt der Biograph zu dem Adoptivvater eine enge Beziehung. *„Ich hatte immer so, die bessere Beziehung zu meinem Vater.“* (6/35) Der Adoptivvater nimmt aber an dem Offenbarungsgespräch nicht teil. Das ist scheinbar ein (erlebter) Widerspruch. Nach dem Offenbarungsgespräch mit der Adoptivmutter spricht Frank seinen Adoptivvater *„wirklich so nebenbei“* (6/55) zu dem aktuellen Thema „Adoptionsoffenbarung“ an. Der Biograph begründet dies mit: *„Da gab es also nichts mehr, irgendwie, was noch gesagt werden musste. Es war alles ausdiskutiert. Ich hab es auch keinen übel genommen.“* (6/52 bis 6/54) Hier wiederholt Frank sein Verständnis für das ausweichende Verhalten der Adoptiveltern. Der Adoptierte erlebt den Adoptivvater, wie dieser dem gemeinsamen Gespräch zum Thema Adoptionsoffenbarung ausweicht und sich zurückzieht. Frank verhält sich daraufhin selbst erst ausweichend und spricht das heikle Thema vorsichtig *„eine Woche später“* (6/50) an. Der Biograph erlebt einen verängstigten, unsicheren Adoptivvater, der über dieses Thema mit dem Sohn nicht kommunizieren kann (inklusive der Gefühle und Befürchtungen). Erst durch die „Vor-Arbeit“ der Adoptivmutter und ausgehend von der Initiative des Adoptivsohnes gelingt das Nachfolgespräch. Hier erlebt Frank einen Adoptivvater, der den Verlauf wiederholt aber auch das heikle Thema der eigenen Kinderlosigkeit impliziert:

hat im Prinzip nur das gesagt, was meine Mutter=noch=mal=also=was=meine=Mutter schon=vorher=gesagt=hat, wie=wies=gelaufen is ((tiefes Einatmen)) ähm, 'was los war' //: Hm/ u::nd, warums so war, und warum meine Mutter eben keine Kinder kriegen konnte und=äh=aus=gesundheitlichen=Gründen u::nd (2) 'ja' //: Hm/ mehr, gabs da, nicht //: Hm/ zu berichten //: Ja/ (3) (7/9 bis 7/14)

Der Adoptivvater wiederholt eher sachlich die Inhalte und den Verlauf und gibt im Gegensatz zur Adoptivmutter nichts von seiner Gefühlswelt preis. Der Biograph selber hält auch seine Gefühle zum Adoptivvater und zum Ausweichen des Adoptivvaters in und nach der Offenbarungssituation zurück. Dies ist ein Hinweis für die hohe Emotionalität des Themas. Andererseits könnte es auch möglich sein, dass „Vater und Sohn“ (also die Männer) in dieser Adoptivfamilie nicht über ihre Gefühle kommunizieren.

Auf Anfrage fallen dem Biographen noch Begebenheiten zu den „verpassten Offenbarungsmöglichkeiten“ der Adoptiveltern bzw. zu seinem retrospektiven Erleben ein. Als zehnjähriger Junge fragt er die (Adoptiv-) Mutter zum Thema Aufklärung. Die „Umwege“ und die Unsicherheit der Mutter erlebt er damals und auch heute noch als amüsant und lustig. Bei seiner expliziten Frage zur eigenen Zeugung vergeht scheinbar der Spaß.

un hab ich natürlich gefragt, na ja, wie=lange=hat=denn=das=bei=euch=gedauert /I: Ja/ oder=so=die=typischen=Fragen /I: Ja/ die man /I: Ja, ja/ halt stellt, ä:h ha=hat ganz lange gedauert, und eigentlich drumrum /I: Ja/ geredet und /I: Ja/ und das Thema, auch nicht berührt /I: Mhm/ aber auch (2) aus heutiger Sicht, denk ich, nicht mal, versucht, äh, ´darauf einzugehen´ (7/51 bis 7/55)

Der letzte Satz verweist auf seine in der Retrospektive erlebte Enttäuschung über die ausgelassene Gelegenheit und auf seine „versteckten“ Gefühle.

Nach der ersten Sprachlosigkeit der (Adoptiv-) Mutter kann diese mit Frank kommunizieren. Er erlebt eine Adoptivmutter, die dem Sohn jetzt den Adoptions-Werdegang, das eigene Nichtwissen über die leiblichen Eltern sowie das erste Kennenlernen im Krankenhaus und die Unsicherheiten der ersten Tage in der Mutterrolle nach der Klinikentlassung erzählen kann. In diesem Fragen und Antworten kommen auch die Kinderlosigkeit der Adoptiveltern und die gynäkologische Operation der Mutter zur Sprache. Dieses Gespräch mit der Adoptivmutter evoziert beim Biographen vergangenes und gegenwärtiges Erleben sowie eine Aufregung in der Interviewsituation:

und=das=hab=ich=aber=nie=bewusst=mitgekriegt=als=Kind /I: Ja/ äh das=was=m=meine=Mutter=war=doch=nie=im=Krankenhaus wann=soll=denn=die=operiert=ge äh, worden wärn, ja /I: Hm/ ähm (2) u:nd äh, das=is=so=ne=Sache, die ich mich gefragt habe und da ham wer dann, uns auch darüber unterhalten=an=dem=Abend, das=war=so=ne=Sache /I: Hm/ wo ich sage=na=klar /I: Hm, hm/ ich=habsch=mich=schon=immer=gefragt /I: Hm/ du=hast=doch=damals=ne=OP=gehabt (aufgeregte, hohe Stimme)) ((einatmen)) u::d äh, wann=war=denn=das=nur ((aufgeregte, hohe Stimme) /I: Hm/ das=kann=doch=nur=danach=gewesen=sein (8/49 bis 9/1)

Dem Biographen fällt ein, dass der Termin seiner Geburt nach dem Termin der Operation der Mutter liegt. Frank wusste schon immer von der Operation seiner Mutter. Aber die Zuordnung seines Geburtsdatums nach dem Operationsdatum (und Ergebnis) hat er eigentlich nie umgesetzt. In diesem Gespräch mit der (Adoptiv-) Mutter im fünfundzwanzigsten Lebensjahr erlebt der Biograph die Klarheit, sein eigenes, bis ins Kindesalter zurückliegendes „Wissen“ und auch seine vergangenen Ängste und den Versuch der Verdrängung.

und=das=sind=Sachen, die im Laufe der Zeit, eigentlich wo keiner /I: Hm/ mehr nachdenkt /I: Hm/ ab=und=zukommts=mal auf /I: Ja/ aber auch nur=nur unter ganz=kurzen Sekunde (3) und dann /I: Ja/ 'vergisst mans schon wieder' (9/3 bis 9/5)

Der Biograph hat in diesem Gespräch mit der Adoptivmutter und wiederholend im Interview die Erkenntnis und das Erleben: Das „unbewusste Wissen“ wirkt. Seine Ängste und den Versuch der Verdrängung gibt es schon vor der bewusst erlebten Schlüsselsituation der „Blutgruppen-Frage“ (in der Pubertät). Diese Erkenntnis scheint den Biographen in der Retrospektive zu überraschen.

Auf die schwierigste Lebenssituation befragt, reflektiert der Biograph keine schwierigen Situationen bei der „Adoptionsgeschichte“. In der retrospektiven Lebenserinnerung bezeichnet er es als schwierig, als er aus dem Elternhaus mit achtzehn Jahren auszog. Er begründet es damit, dass sich diese Trennung nicht ganz „kampflos“ vollzog. Sofort ergänzt Frank, dass dies nichts mit der Adoption zu tun hat. Vielleicht hat die Adoption nicht unmittelbar mit der frühen Trennung vom sozialen Elternhaus zu tun. Das unbewusste und später bewusste „Vor-Erleben“ der Ahnungen des Biographen, die erfolglose Verdrängung, die Angst und der erahnte Vertrauensbruch verstärken jedoch die entwicklungstypischen Pubertätskämpfe und Krisen.

7.3.3.3 Leibliche Mutter und die Verletzung „weggegebenes Kind“ Frank Lange

Mit dem Offenbarungsgespräch der Adoptivmutter erlebt der Biograph die abrupte „Warum-Frage“ und seine damit verbundenen Verletzung „weggegebenes Kind“. Als junger Erwachsener hat Frank verinnerlichte Sozialisationswerte über Mütter. Diese Sozialisationswerte erwirken deutlich und sofort eine ablehnende Haltung gegenüber seiner leiblichen Mutter: So etwas macht eine Mutter nicht! Eine Mutter trennt sich nicht vom Kind! Aus diesen Werten und der abrupten Offenbarung ergibt sich unmittelbar das Eigenerleben der Verletzung (Ich bin weggegeben worden!) und eine „grundsätzliche Ablehnung“ der verletzenden Quelle leibliche Mutter. Im Hauptteil des Interviews wird deshalb das Thema leibliche Mutter völlig ausgegrenzt. Im Nachfrageteil nach der leiblichen Mutter befragt, verweigert Frank aus dieser Verletzung heraus „offiziell“ die Gedanken an die leibliche Mutter mit einem lauten „nein“

Hm, äh, muss ich ehrlich sagen, nein /I: Hm/ ging bei mir überhaupt nicht weiter, weil ((einatmen)) ähm (2) also ich weiß nicht also ((Stimme langsam erhöht, fast gesungen), wer=wer nen Kind weggibt, zur Adoption /I: Hm, hm/ im ersten Moment /I: Hm/ (2) muss natürlich sagen (2) also mein erster Gedanke war, muss ich nicht kennen lernen, muss ich nicht haben (4/45 bis 4/49)

Im Gespräch mit dem Adoptionsvermittler im Jugendamt (nach dem Offenbarungsgespräch mit der leiblichen Mutter) hört Frank andere Werte und Haltungen über abgebende Mütter im Sinne von verantwortungsvoller Entscheidung und gewünschter Zukunftssicherheit für das Kind. Diese „neuen Wertvorstellungen“ kommen im kognitiven Erleben beim Biographen zwar an, „unterliegen“ aber im „Kampf der

sich widersprechenden Werte“ den länger tradierten, stärker verinnerlichten Sozialisationswerten „Rabenmutter“ und der Grundverletzung „weggegeben“. So gestattet und erlaubt sich der Biograph diese Auseinandersetzung der sich widersprechenden Werte zur fiktiven leiblichen Mutter nur oberflächlich und auf der kognitiven Ebene

einfach=um=zu=sagen na ja das kann auch äh (2) ä:hm ((einatmen)) wie sagt man, gut gemeint gewesen sein /I: Hm/ von der Mu=Mutter von der leiblichen Mutter /I: Hm, hm/ einfach=zu=sagen=ich=will=dem=Kind=ne=ordentliche=Zukunft=ermögliche n /I: Ja, hm/ ähm ((einatmen)) (2) einfach aus Verantwortungsbewusstsein /I: Ja/ nen Kind wegzugeben /I: Ja/ aber so hab=ich=in=dem=Moment=noch=nicht=gedacht /I: Ja, das ist klar/ 'ja' /I: Hm/ u.:nd ich hat eigentlich, nicht wirklich nen Bezug dazu (4/51 bis 5/1)

Der Biograph hält also zum Thema leibliche Mutter bewusst Distanz und lässt keine Empathie zu. Als der Interviewer weiter nach Gedanken zur leiblichen Mutter fragt, wandelt sich diese Verletzung in aktuell erlebter Verärgerung, Trotz und Widerstand. Der Biograph kann die doch erlebte Ursprungsneugier zwar widerstrebend zugeben, verbindet dies aber mit der auch stark erlebten Verletzung. Daraus resultiert sein Widerstand gegen ein Kennenlernen (*Der Drang, unbedingt sie kennen zu lernen, also den hat ich nicht. 5/16 bis 5/17*).

Der Biograph erlebt auch Schwankungen und eine Ambivalenz in der Haltung zur leiblichen Mutter. Nach den verinnerlichten Sozialisationswerten „Kind nicht gewollt, genau“ (10/18) empfindet er auch eine Anerkennung der „Geburtsleistung“ („aber auch nicht abtreiben wollen“ 10/18 bis 10/19) und erlebt eine kognitive Auseinandersetzung mit dem „Neu-Wert“ Verantwortung („handelt aus Verantwortungsbewusstsein“ 10/21 bis 10/22). In dieser Ambivalenz wendet der Biograph sein gewohntes Muster der Verdrängung an („aber ich habe das dann auch nicht weiter vertieft“ 10/25).

„Weggegeben, das war so mein erster Gedanke“ (10/19 bis 10/20). Dies ist im Erleben des Fünfundzwanzigjährigen die tiefe Grundverletzung. Dieses Verletzungserleben versucht der Biograph durch „Intellektualisierung“ und „Neutralisierung“ für sich zu lösen. Als vorsichtiger Versuch der Versöhnung mit seiner leiblichen Mutter, aber vor allem als Versuch der eigenen Linderung der Grundverletzung hebt der Biograph die Tatsache Adoption von der emotionalen auf die rein kognitive Ebene:

Hat bei mir überhaupt nichts ausgelöst /I: Hm/ weil, ä:hm (3) betrifft ja nicht mich als Person (2) /I: Ja/ weil es, ä.:hm, als Kind ist man zwar nen Mensch aber, die Persönlichkeit ist noch nicht ausgereift /I: Ja, hm/ und, 'deswegen berührt mich das nicht' /I: Ja/ (3) also wei:l, ich=war=damals=ein=Kind=einfach, nur=nen=Baby=halt /I: Hm, hm/ aber, ich war ja nicht die Person, die=ich=heute=bin /I: Ja/ also /I: Ja/ das man einfach sagen könnte, ha::t /I: Hm/ mich=als=Person=nicht=gewollt=sondern /I: Hm/ einfach=nur=nen=Baby, 'nicht gewollt' /I: Mhm/ ja, 'so seh ich das' (10/30 bis 10/36)

Dieses vom Biographen erzeugte Konstrukt scheint im Erleben des Biographen heilsam zu sein.

7.3.3.4 Frank Lange, Halbschwester Angelika

Direkt mit der Adoptionsoffenbarung mit fünfundzwanzig Jahren ergibt sich ein neues Thema für den Biographen: Ich habe eine Halbschwester, die mich sucht. Diese Schwester erlebt er auf verschiedenen Ebenen. Zuerst als anonyme, fiktive Person im Brief des Jugendamtes und in den späteren Informationen des Adoptionsvermittlers. Danach telefoniert der Biograph mit seiner Halbschwester Angelika. Anschließend organisiert er selbst die bewusst gewollte, unbegleitete Erstbegegnung. Dies vollzieht sich in einer Zeitschiene von 3 Monaten. In den vorgenannten Ebenen hat der Biograph Phantasien, erlebt Neugier, Befürchtungen, vermutlich auch eigene Ängste und vor allem die Verlustängste seiner (Adoptiv-) Eltern.

Ja natürlich, also:., ich kann mich schon in die Angst, rein versetzen /I: Hm/ die da besteht /I: Hm/ vollkommen klar, so:., äh, so=mal=man=nur=ein=Kind=hat /I: Hm, hm/ 'ja', äh dass das Kind dann sagt, na ja ihr müsst ja ne Macke haben, öh ihr habts mir fünfundzwanzig Jahre nicht gesagt /I: Ja/ und, also ich kann das schon verstehen /I: Hm/ dass da Ängste da sind /I: Hm, hm/ u:nd da ich aber, 'weiß nicht also' (3) ich hab irgendwie ganz normal reagiert und /I: Hm/ und auch keinem, Vorwurf gemacht /I: Ja/ widerstrebt=mir=auch, warum /I: Hm,hm/ (3) dann hab ich eigentlich die Angst von meinen Eltern genommen, würd ich behaupten (11/38 bis 11/45)

Frank versetzt sich empathisch in die Ängste seiner (Adoptiv-) Eltern. Mit seinem „normalen“ Verhalten (ohne den Eltern Vorwürfe zu machen) schafft er für die Adoptiveltern und für sich die Basis, sich mit der ihn suchenden Schwester zu treffen (ohne Vorwürfe von seinen Eltern zu erwarten). Mit Bezug auf das vorgenannte Zitat und der „neutralen Rollenbesetzung“ in der Formulierung (das Kind macht den Eltern einen Vorwurf, nicht er als Sohn!) ist die Hypothese zulässig, dass der Biograph „Vorwurfs-Gedanken“ selbst erlebt aber nicht ausspricht. Der Adoptierte erlebt also im Kontext mit der „suchenden Schwester“ die Ängste seiner Adoptiveltern und praktiziert eine beschützende und beruhigende Haltung. Die Ursprungsneugier ist nach dem Offenbarungsgespräch aber auch bei Frank da - und zum Glück gibt es die ihn suchende Schwester. Im Erleben muss das für den Biographen neben der Verletzung (weggegeben – wertlos) auch ein heilendes, tröstendes Gefühl sein, von der Halbschwester gesucht zu werden (Personen die gesucht werden, sind wichtig und wertvoll!). Dieses positive Gefühl „Ich werde gesucht“ erzeugt bei Frank eine „Grundsympathie“ für die Halbschwester sowie erste Fragen zur aktuellen Lebenssituation der Schwester und die Bereitschaft, sich mit Angelika auch treffen zu wollen.

In dem nachfolgenden Gespräch im Jugendamt spürt Frank seinen Widerstand gegen das Angebot des Adoptionsvermittlers, die erste Begegnung mit der Schwester begleiten zu können. Der Biograph will es selbst organisieren und entscheiden. Seine Telefonnummer wird mit seinem Einverständnis an die Schwester weitergegeben. Dadurch ruft sie ihn an – und dies wiederholt und verstärkt vermutlich die angenehmen Gefühle „Ich werde gesucht“; „Ich bin vom Ursprung Halbschwester gewollt und wertvoll“. In der Handlungsfreiheit des selbst organisierten ersten Treffens erlebt er neben der jüngsten Verletzung „weggegebenes Kind“ auch seinen gewohnt starken Selbstwert und seine freien Handlungsoptionen.

Der Biograph reflektiert Sympathie und ein lustiges, erstes Treffen. „*Ach, das war eigentlich sehr lustig, also, wir haben uns sofort verstanden*“ (10/45). Frank erfährt über die Halbschwester einige Facetten der Entscheidung Adoptionsfreigabe: „*Beziehungsprobleme*“ (10/6), „*es muss wirklich chaotisch zugegangen sein*“ (10/7) und „*sie kam schon mit dem einen Kind kaum zurecht*“ (10/8). Dieses von Angelika geschilderte subjektive Er-Leben erzeugt beim Biographen vermutlich eine Verstärkung der Grundablehnung der (noch fiktiven) leiblichen Mutter. Besonders die einleitende Botschaft von Angelika wirkt nachhaltig bis in die Interviewsituation:

das=erste=was=meine=Schwester=zu=mir=gesagt=hat, sei froh, dass du; 'äh, dass du nicht bei uns aufgewachsen bist' /I: Mhm/ 'das erste, was=se=gesagt=hat' (10/2 bis 10/3)

Das aktuelle Erleben der Aussagen der Schwester zur leiblichen Mutter wird die Grund-Haltung von Frank, diese leibliche Mutter auch nicht als Erwachsener sehen zu wollen, vertieft haben. Vielleicht resultieren diese „Negativbotschaften zur leiblichen Mutter“ auch aus seinen Gefühlen der Zugehörigkeit, der Dankbarkeit gegenüber der Adoptivfamilie und der nicht erlaubten Neugier. Denn der Biograph korrigiert sich später und relativiert seine erste „Interpretation“ der Botschaften der leiblichen Schwester:

Na ja, das=so=das=war (2) um mich mal selber zu korrigieren=die=hat=eigentlich=genauer=gesagt, sei froh das=es=so=gekommen is /I: Mhm/ ä:hm (3) n=na ja=was man dabei fühlt oder, was man sich dabei denkt (3) eigentlich bestätigt sich, Vermutungen /I: Mhm/ in dem Moment in dem man sagt, na ja klar (3) sie muss damals Probleme gehabt haben=also=meine /I: Ja/ meine=leibliche=Mutter=muss=Probleme gehabt haben, ansonsten wärs eigentlich drunter und drüber gegangen

Frank zeigt in dieser Aussage erneut die Ambivalenz zur leiblichen Mutter. Seine Vermutung bestätigt sich. Also hatte er schon vorher selbst entsprechende Gedanken und Gefühle und müsste eigentlich durch die Aussagen der Schwester nicht so überrascht oder verletzt gewesen sein. Weiterhin wirken die Doppelbotschaft der Adoptiveltern und die allgemeinen Sozialisationswerte. Die abgebende Mutter ist der „schlechtere Teil“ und die Adoptiveltern sind per se die „Guten“. Und wenn dann die Erlaubnis zur Ursprungsneugier durch die geliebten Adoptiveltern fehlt und deren Ängste durch den Adoptierten „angenommen“ werden, fehlt die Freiheit zur Neugier und Würdigung des Ursprungs. In dem vorangestellten Zitat steckt auch Frank sein eigenes Erleben in der Retrospektive: ICH bin froh (dass es so gekommen ist) dass ich bei meinen (Adoptiv-) Eltern aufgewachsen bin.

Bei Frank wirken in der ersten Begegnung mit der Schwester gewachsene Lebenswerte zur sozialen Familie und es entstehen Haltungen zu der Schwester. In diesen Haltungen widerspiegelt sich sein bisheriges Erleben und „Verbunden-Sein“ mit der Adoptivfamilie als „meine Familie“. Frank möchte sich weiter zur Ursprungsfamilie abgrenzen, also auch zur leiblichen Schwester. Frank erlebt ein „entspanntes“ Verhältnis, aber keine emotionale Verbundenheit per se durch den gemeinsamen Ursprung leibliche Mutter. Der Biograph spürt seinen Bedarf, diese Distanz aufrechtzuerhalten. Die Distanz und Trennung der beiden Familien (Ursprungs- und Adoptivfamilie) in seinem Erleben präsentiert Frank bereits am Anfang des Interviews („*also es ist nicht so, das **ich** irgendwie sagen würde, es ist ein fester Bestandteil **meiner** Familie*“ (1/51 bis 1/53) und verstärkt dies im Verlauf des

Interviews mit der Aussage: „Keiner von uns beiden der Auffassung ... du bist jetzt absolut Pflichtmitglied in der Familie.“ (11/9 bis 11/11) Hier „benutzt“ Frank seine Schwester als „Entschuldigungsbestandteil“ seiner Haltung. Also nicht nur ich bin dieser Auffassung, sondern wir beide.

Möglicher Weise erlebt der Biograph Widerstand zu einer möglichen „Verpflichtung“. Die Geschwister verabschieden sich nach dem ersten Treffen unverbindlich.

ach das Treffen is offen, es ist nun auch ne zeitliche Frage /I: Ja/ äh, vom mir, mal von meinem Job her, u:nd von ihr, wegen dem Studium da is=is /I: Ja/ der zeitliche Konsens is äh (3) nen zeitlichen Konsens zu finden ist erstmal, schwer /I: Hm, hm/ und zweitens bin ich ja froh, wenn ich am Wochenende mich mal hinlegen kann /I: Hm/ und da will ich nicht noch, äh /I: Is klar, hm/ weiß nicht, da bedeutet es mir dann doch zu wenig /I: Ja/ da wirklich ständig hinzufahren /I: Hm/ ä:h, aber es bedeutet mir, dennoch wieder zuviel, um mich gar nicht zu melden (12/41 bis 12/48)

In diesem Zitat wird deutlich, dass nach dem ersten Treffen die Ursprungsneugier von Frank über das Medium Schwester befriedigt ist. Seine Halbschwester als Person weiter kennen zu lernen, daran hat Frank scheinbar kein starkes Interesse. Er lässt den weiteren Verlauf „offen“ und unkonkret und findet dafür genügend Entschuldigungsgründe. Der Biograph erlebt also eher ein Bedürfnis nach Distanz aber auch das Gefühl, dass ihm die suchende Schwester nicht völlig gleichgültig ist. Verschiedene Hypothesen sind möglich. Vielleicht hofft Frank durch die Taktik „offenes Treffen“, dass die Distanz bestehen bleibt oder sich weitere Initiativen der Schwester „im Sande verlaufen“. Gleichzeitig hat er den „Auftrag“ seiner Adoptiveltern erfüllt und hat keine Nähe hergestellt. Vielleicht will er auch weiterhin angefragt werden und die Selbststeuerung nicht verlieren. Auf jeden Fall spürt er auch die Ambivalenz, dass ihm neben dem Bedürfnis nach Distanz seine Halbschwester nicht völlig bedeutungslos ist. Auch hierzu sind verschiedene Hypothesen möglich. Die Schwester hat „Bedeutung“ im Sinne von „Dankbarkeit“ für die Informationen, „Quelle für weitere Antworten“ oder auch „Brücke“ zum oder „Symbol“ der Realität genealogischer Ursprung.

Im Treffen mit der Halbschwester nimmt der Biograph auch Gemeinsamkeiten und Unterschiede wahr. Frank erlebt eine angenehme und angeregte Unterhaltung und kann seine ihn drängende „Warum-Frage“ und Ursprungsneugier verletzungsfrei einfließen lassen. Von der Schwester geht keine Gefahr aus, sie ist in Bezug zur Adoptionsfreigabe „unschuldig“, wird aber als Informationsquelle benutzt:

Also Neugier war in dem Moment natürlich da /I: Ja/ ä:hm, in dem ich einfach, gefragt hab, ä:hm, na ja:, was macht deine Mutter jetzt u:nd /I: Ja/ ähm (2) weiß sie noch, was damals war=und=warum=wars=denn=so /I: Ja/ ja, aber auch ä:h, sie gefragt, 'na sag mal', was war nun eigentlich damals /I: Hm, also ihre Schwester/ meine Schwester hab ich gefragt /I: Hm, hm/ na=klar (2) ja und äh, kannst du das nicht mal in Erwägung=äh=äh, mal rauskriegen (13/22 bis 13/27)

Im „Ausfragen“ der Schwester zeigt sich das ambivalente Erleben des Biographen zur leiblichen Mutter: Die Ablehnung aber auch seine Neugier. Auch die Hypothese ist möglich, dass der Biograph erst nach den Aussagen der Halbschwester zur leiblichen Mutter seine weiteren Entscheidungen treffen möchte. Vielleicht spürt Frank die Hoffnung, dass sich seine leibliche Mutter auch für ihn interessiert.

u::d äh, Ende vom Lied war eigentlich, das ihre Mutter, äh sich=nur=ganz=kurz=und=knapp=geäußert=hat /I: Hm/ zu dem Thema /I: Hm, hm/ und äh, auf das Thema, zu ihr abgebrochen hat /I: Mhm/ das Thema /I: Hm/ komplett=tabuisiert=hat (13/27 bis 13/30)

Frank erlebt über die Schwester die knappe Rückmeldung der leiblichen Mutter auf das aktuell angefragte „Warum“ und die Tabuisierung des Adoptions-Themas in der Herkunftsfamilie. Dies könnte seine Grundverletzung „abgegebenes Kind“ im vergangenen und aktuellen Erleben erneut verstärkt haben. Der Biograph distanziert sich durch dieses vergangene und aktuelle Erleben von seiner leiblichen Mutter und ordnet die gemeinsame leibliche Mutter der Schwester als „ihre Mutter“ zu. In dieser bewussten Zuordnung „leben“ die unterschiedlichen Emotionen zu seinen „beiden Müttern“.

Der Biograph äußert sich auch zu seinen Phantasien, aus welchen Grund die leibliche Mutter das Thema Adoptionsfreigabe tabuisiert:

Ä:hm, eigentlich nur, dass wahrscheinlich meine leibliche Mutter (2) das=es=doch=sehr=schmerzhaft=war /I: Ja/ nen Kind weg zu geben /I: Hm, ja/ ja, und dass=sie=darüber=nicht=reden=mönchte /I: Hm, ja/ (3) ´würd ich vermuten´, also ich sag jetzt bewusst nen Kind ich sag jetzt nicht mich /I: Ja/ ´nen Kind einfach´ /I: Hm, hm/ (13/35 bis 13/38)

In dieser Phantasie erlebt Frank erstmals auch Empathie für die leibliche Mutter. Aber auch dieses Gefühl erzeugt sofort seine Verletzung und den Versuch, dies mit der Rationalisierung abzuschwächen. Erneut spürt Frank auch eine Wut, neben den Überschriften keine Details zu erhalten. „Also, die Neugierde, ist gedeckt und wie gesagt, der Kanal durch meine Schwester ist vollkommen ausreichend, zumal ... ihre Mutter hat ja das Thema auch tabuisiert und da kommen auch keine weiteren Infos.“ (14/1 bis 14/4) Frank erlebt hier die gegenwärtige Grenze der „Informationsquelle Schwester“. Das Adoptionstabu wird durch seine Adoptiveltern als auch durch seine leibliche Mutter gewahrt. Auch dieses „hartnäckige Tabu“ könnte seine Verletzung „abgegeben“ und „darüber redet man nicht“ verstärken. Neben den Versuch von Empathie und Verständnis für die leibliche Mutter schwebt über allem das Erleben der wiederkehrenden Grundverletzung, auch Wut und als Konsequenz seine prinzipielle Ablehnung: „Also, der Kanal, äh, der da besteht, der reicht mir. Also, ich möchte meine leibliche Mutter nicht kennen lernen. Ich wüsste nicht warum. Ich hab ihr nichts zu sagen, sie hat mir nichts zu sagen.“ (13/47 bis 13/49)

Frank „benutzt“ seine Schwester Angelika für seine durch die Adoptiveltern nicht offiziell legitimierte aber trotzdem vorhandene Neugier zur leiblichen Mutter. Das Thema Halbschwester Angelika ist also im Erleben des Biographen (und in der Funktion für den Biographen) eng verwoben mit dem Thema Adoptiveltern und leibliche Mutter. In dieser Begegnung mit der Halbschwester hinein wirkt seine Loyalität und Gebundenheit zu den Adoptiveltern und deren Auftrag, Distanz zur Ursprungsfamilie zu halten.

7.3.3.5 Leiblicher Vater Frank Lange

Bis zu den gezielten Fragen des Nachfrageteils hält Frank das Thema „leiblicher Vater“ „verborgen“. Der Interviewer fragt den Biographen, ob dieser auch auf den leiblichen Vater neugierig war:

Natürlich, natürlich /I: Hm/ und ich hab sie auch gefragt, ((tiefes Einatmen)) u::d äh, äh meine Schwester wusste schon gar nicht /I: Mhm/ u::nd sie hat wiederum, ihre Mutter gefragt /I: Hm/ (3) u::nd äh, die hat auch nur, ne ganz kurze (2) Auskunft gegeben, die=sie=eigentlich=kürzer=gar=nich=sein=kann, ach=den=gibt's=nicht=mehr, der 'wohnt sonst wo' /I: Mhm/ Punkt um (14/25 bis 14/29)

Diese Kurzaussage der leiblichen Mutter zum leiblichen Vater wird seine Verletzung verstärkt haben. Weiterhin „produziert“ diese Aussage der leiblichen Mutter auch die Enttäuschung und das Erleben der Ausweglosigkeit („wüsste ich jetzt nicht, wo ich suchen sollte“ 14/32). Frank reagiert auf die Verletzung trotzig („würd ich glaub ich gar nicht suchen ... also ... nö“ 14/32). Der Rückblick an diese Reaktion der leiblichen Mutter erzeugt auch in der aktuellen Interviewsituation beim Biographen erneut Negativgefühle. Als der Interviewer Frank wiederholt fragt, ob er nicht trotz dieser Kurzantwort auf den leiblichen Vater neugierig bleibt, antwortet Frank: „Nö, überhaupt nicht“ (14/36) Diese Antwort verweist auf die hohe Emotionalität und Verletzung, die auch in der aktuellen Interviewsituation ausgelöst wird. Frank fühlt sich durch die leibliche Mutter erneut verletzt, dass diese das Thema leiblicher Vater tabuisiert und negiert. Dies erzeugt vermutlich ein Gefühl „Ich bin ihr auch als erwachsener Sohn nichts wert. Ich bin eine Antwort nicht wert“. Frank reagiert aus diesen Gefühlen heraus trotzig, scheinbar gleichgültig und das Thema „leiblicher Vater“ ablehnend, um sich selbst vor diesen Negativgefühlen zu schützen.

Der Biograph erlebt seine Neugier auf den leiblichen Vater und benutzt wiederholt seine Schwester als „Vermittlerin“ und als „Brücke“ zwischen sich selbst und der von ihm abgelehnten, leiblichen Mutter. Auf die Mutter wirkt die Frage von Angelika und mit dem Thema „leiblicher Vater“ vermutlich auch verletzend, da dieser sie vor fünfundzwanzig Jahren als schwangere Frau „sitzen ließ“. Die Mutter von Frank versteckt ihre Verletzung im Tabu und im Ausweichen. Die vergangene und aktuelle Verletzung der Mutter „wirkt“ in den aktuellen Gefühlen des Sohnes (ebenfalls als Ablehnung) und „potenziert“ sich somit. Als Hypothese hätten die Akteure leibliche Mutter und Sohn in der direkten Kommunikation eine Chance, ihre „Gefühlsverletzungen“ zu heilen. Im Austausch über die beiderseitigen Verletzungen hätte Frank Antworten auf seine bestehende Ursprungsneugier „leiblicher Vater“ erhalten können.

7.3.3.6 Zusammenfassung

Frank wird im Lebensalter von neun Tagen in die Adoptivfamilie aufgenommen. Er erlebt seine Adoptiveltern durchgängig in den engagierten Elternrollen und baut stabile emotionale und soziale Bindungen auf. Der Biograph wächst also im erleb-

ten „Status der Leiblichkeit“ und im totalen Adoptionstabu auf. Auch die soziale Umwelt Familie und Nachbarschaft hält diesen Status aufrecht. Erst im Pubertätsalter nimmt Frank im „auffälligen, abweichenden“ Verhalten seiner Eltern auf seine Fragen zur Schwangerschaft, Geburt und zu den Blutgruppen der Familienmitglieder Eltern und Kind Hinweise und Vorahnungen wahr, dass „hier“ etwas nicht stimmen kann. Dieser Gedanke ist für den Biographen im Erleben jedoch so „gefährlich“, dass er diesen wiederholt verdrängt. Diese Empfindungen scheinen in die Pubertätskonflikte hineinzuwirken.

Im Lebensalter von fünfundzwanzig Jahren kündigt seine Mutter ein dringendes Eltern-Kind-Gespräch an und offenbart dann alleine den Adoptionsstatus, ihre Kinderlosigkeit, den damaligen Verlauf und ihre jahrelangen Befürchtungen und Ängste. Frank erlebt seine Mutter in dieser Offenbarungssituation zuerst sprachlos und mit vielen Tränen. Danach kann seine Adoptivmutter mit dem wenigen, ihr zur Verfügung stehenden Wissen auf Frank seine unmittelbar erlebten „Warum-Fragen“ antworten. Der Biograph erlebt diese Offenbarung im Lebensalter von fünfundzwanzig Jahren auf verschiedenen Ebenen: Die Verlust-Angst seiner Mutter beruhigt er mit seiner erlebten „Bindungs-Bestätigung“. Die „Nichtanwesenheit des Adoptivvaters“ entschuldigt Frank. Er erlebt einen Adoptivvater, der dieser Schlüsselsituation und auch später der Kommunikation über das Adoptionstabu und die damit zusammenhängenden Emotionen ausweicht. Mit fünfundzwanzig Jahren wirkt die Verletzung „weggegebenes Kind“.

Die erlebte Liebe der Adoptiveltern hat weiterhin Bestand. Die Spät offenbarung durch die Adoptivmutter erzeugt aktuell das vergangene Erleben des „abweichenden Elternverhaltens“ und die Frage, warum sie es ihm nicht schon eher gesagt haben. Der Biograph erfährt für sich die Bestätigung, dass das, was er mit sechzehn Jahren gespürt und verdrängt hat, abrupt Realität wird. Frank schützt sich selbst, in dem er erneut seine Gefühle der Verletzung „weggegebenes Kind“ und „zu späte Offenbarung“ verdrängt und wie damals mit sechzehn Jahren, die tatsächlichen „heißen Eisen“ mit seinen Adoptiveltern nicht kommuniziert bzw. deren einmaliges (extern erzeugtes) Kommunikationsangebot und wiederholtes „Rückzugsverhalten“ akzeptiert und legitimiert.

Frank spürt, dass er mit der „aktuellen Ursprungsneugier“ seine Adoptiveltern verletzen würde. Er „verpackt“ seine Ursprungs- und Adoptionsneugier in eine von der Adoptivmutter in Doppelbotschaften „erlaubte“ Neugier auf seine ihn suchende Schwester. Die Verletzung „weggegebenes Kind“ wirkt auch mit fünfundzwanzig Jahren und im Kontext der Summe der bisher erlebten Sozialisationswerte „Eine Mutter macht das nicht“ aktuell verstärkend. Frank erlebt es dagegen als tröstend und angenehm, von der älteren Halbschwester gewollt und gesucht zu werden. In seiner eigentlichen Ursprungsneugier „benutzt“ der Biograph seine leibliche Halbschwester, um etwas von der damaligen Situation seiner leiblichen Mutter und dem leiblichen Vater zu erfahren. Die übermittelten, wenigen Informationen über das „Medium Halbschwester“ verletzen Frank erneut. Nur in der externen Kommunikation mit dem Adoptionsvermittler kann der Biograph auch kognitiv und emotional distanzierter „würdigende Adoptionsfreigabe-Gründe“ zulassen. Frank erlebt in den Begegnungen mit seiner Halbschwester den bestehenden Abstand der fünfundzwanzig Jahre Trennung, auch Interesse an ihrer Person und gleichzeitig sein Be-

dürfnis nach Unverbindlichkeit, Distanz und bewusst gewollter Selbststeuerung des Prozesses.

7.3.4 Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte Frank Lange

Der Biograph präsentiert im Hauptteil das Thema „Aufwachsen in einem ganz normalen Elternhaus“. Die Präsentation „normale Familie“ impliziert die gesellschaftlichen Werte der „Normalität Familie“ in Form einer natürlichen Generativität, sein eigenes Erleben der „vermittelten und vor-gelebten Leiblichkeit“ durch die konsequente Tabuisierung Adoption durch seine Adoptiveltern. Die soziale Umwelt Kernfamilie trägt dieses Tabu mit. Das sind die Werte, die gleich zum Anfang des Interviews präsentiert werden. Hinter dieser Präsentation „versteckt“ der Biograph aber seine „Vor-Ahnungen“ der Pubertät und die damit verbundenen Emotionen und Verdrängungsmechanismen.

Das Adoptionstabu wird in der Adoptivfamilie gesetzt und gepflegt. Dieses starke Tabu kann in der Konsequenz nicht verhindern, dass Frank bei dem Ereignis Blutspenden mit sechzehn Jahren in dem „abweichenden“ Verhalten der Adoptiveltern etwas „nicht-normales“ spürt. An dieser Stelle erhält das Tabu einen ersten Riss. Im Hauptteil des Interviews präsentiert Frank dieses Ereignis in einer Art Telegrammstil, stark gerafft und deutet seine Verdrängung als Lösungsversuch an. Im Nachfrageteil erzählt Frank detaillierter über seine sensiblen Wahrnehmungen dieses Lebensereignisses, benennt auch seine ersten „Vor-Ahnungen“ und Ängste. Die „Vor-Ahnung“ lässt sich nicht verdrängen, sie wächst zum wiederkehrenden Verdacht. Dieser Verdacht „nährt“ sich aus dem Widerspruch der erlebten Bindungen, der „vermittelten Leiblichkeit“ und dem in bestimmten Lebenssituationen auffälligen, ausweichenden Verhalten der (Adoptiv-) Eltern. Auch kognitiv sind dieser Widerspruch, die Verdrängungsversuche und die daraus sich entwickelnden Phantasien und Gefühle nicht zu lösen. Vermutlich verstärkt die Kommunikation mit der befreundeten Medizinstudentin nur den Verdacht und den bis dahin erlebten, unbeschädigten und jetzt angezweifelten „Generativitätsglauben“. Die Erschütterung dieses elementaren Glaubens ist für die eigene Seele und für die Eltern-Kind-Beziehung dann doch „gefährlich“. Frank versucht wiederkehrend zu verdrängen. Der Biograph kommuniziert mit den (Adoptiv-) Eltern nicht seinen Verdacht, sondern tabuisiert diesen ebenfalls. Diese Zusammenhänge deutet Frank in der Selbstpräsentation an. In der Analyse des „erlebten Lebens“ bestätigen sich Hypothesen der Selbstpräsentation.

Die mit der Präsentation des Normalitätsbildes Familie im Hauptteil verbundene Darstellung, dass es nie Probleme gab, erfährt im Nachfrageteil und im erlebten Leben eine vorsichtige Korrektur des Biographen. Nach der schwierigsten Lebenssituation befragt, benennt dieser seinen Auszug aus dem Elternhaus mit dem achtzehnten Lebensjahr. Frank gibt diesem Prozess die Überschrift „nicht kampfflos“ und betont, dass diese frühe Ablösung nichts mit der Adoption zu tun hat. Diese Aussage kann als ein erneuter Hinweis interpretiert werden, dass Frank dem Normalitätsbild Familie und dem Normalitätsbild (leibliches und) „dankbares“ Kind auch entsprechen möchte. In der Selbstpräsentation verschweigt Frank die Konflikte und

Problemlagen. Auch im zweiten Teil des Interviews geht Frank auf die Pubertätszeit nicht ein. Aus sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen ist es „normal“, dass sich zwischen Kindern und Eltern oder zwischen Sohn und Vater in der Pubertätszeit Auseinandersetzungen und „Kämpfe“ vollziehen. Mit der Präsentation „es gab nie Probleme“ will Frank die Probleme der Pubertät decken. Die Hypothese ist zulässig, dass die wachsenden Vorahnungen des Biographen die normalen Pubertätskrisen eher verstärken. Die alterstypischen Auseinandersetzungen in der Pubertät erhalten auf Grund seiner „Vor-Ahnungen“ im Kontext mit den offiziellen Aufrechterhalten des Adoptionstabus (durch die Adoptiveltern, durch die Familie und durch ihn selbst) eine forcierende Dynamik. Entweder hat sich die Auseinandersetzung in der Pubertätszeit verstärkt und Frank schweigt darüber. Oder es gab eine hohe Anpassung der Akteure und den Krisen wurde ausgewichen. Es ist wahrscheinlich, dass Frank dem „angepassten“ Normalitätsbild Familie, seinen Vorahnungen und den offenen oder verdrängten Krisen entflieht.

Das gesellschaftlich vermittelte „Normalitätsbild Familie“ impliziert die Leiblichkeit der Kinder. Bis zum sechzehnten Lebensjahr erlebt der Biograph dieses vermittelte „Leiblichkeits-Bild“, den unbeschädigten „Generativitäts-Glauben“ und die gesellschaftlich vermittelten Werte zur Normalität Familie. Dieses Bild und Erleben präsentiert der Biograph zu Beginn des Interviews. Mit 25 Jahren werden durch den Brief des Jugendamtes für den Biographen im eigenen Erleben die von ihm verinnerlichte, historisch-gesellschaftliche Bewertung und seine Vermutung plötzlich zur Realität. Das muss eigentlich eine „Gefühlsbewegung“ auslösen. Der Biograph präsentiert sich aber als „stark“, „cool“ und scheinbar emotional unberührt von der späten, eher „unfreiwilligen“ Offenbarung. Dieses Ereignis beschreibt Frank im Hauptteil emotionslos. Dem gegenüber erzählt und beschreibt Frank im nachgefragten Teil des Interviews von seinem Verdacht „Nichtleiblichkeit“ und von der dann doch „emotionsreichen“ Offenbarung durch die Adoptivmutter. Erst auf Nachfragen zeigt er Teile seines Erlebens. Die Verletzung „weggegebenes Kind“ versteckt der Biograph. Die Statusoffenbarung und die damit verbundenen Themen sind für die Akteure Adoptiveltern und auch für den Biographen hoch emotional.

In der Selbstpräsentation versucht der Biograph dem Zuhörer glaubhaft zu machen, dass das geahnte Thema „Da stimmt etwas nicht“ ihm auch nicht interessierte. Im „erlebten Leben“ zeigt Frank dagegen auf wiederholtes Nachfragen seine feinen Wahrnehmungen im Adoptions-Leben, die gefühlten Vorahnungen und die damit verbundene Angst und Verdrängung. Trotz wiederholter Bestätigung des Biographen, dass ihn die späte Offenbarung nicht berührt, löst das Gespräch mit der Adoptivmutter die Verletzung „weggegebenes Kind“ und eine grundsätzliche Ablehnung der leiblichen Mutter aus. Diese Gefühle lässt Frank durchblicken oder benennt sie offen. Die Verletzung der „späten Offenbarung“ dagegen kann Frank in seiner Loyalität und Verbundenheit mit den leiblichen Eltern nicht zugeben. Er erwähnt dies nur an einer einzigen Stelle des Interviews („*dass das Kind dann sagt, na ja ihr müsst ja ne Macke haben, ihr habt es mir fünfundzwanzig Jahre nicht gesagt*“, 11/40 bis 11/41) – und dies auch nur „versteckt“ und durch ein fiktives Kind geäußert.

In der Analyse des „erlebten Lebens“ wird deutlich, was der Biograph in der Selbstpräsentation verbergen möchte. Als Kind und Jugendlicher nimmt er sehr feinfühlig das „abweichende Verhalten“ seiner Adoptiveltern in bestimmten Le-

benssituationen wahr und verdrängt dies wiederholend (z. B. der „Sexual-Aufklärungsversuch“ der Mutter und sein damals wahrgenommenes Erstarren der Mutter bei seinem Nachfragen bezüglich seiner eigenen Zeugung und Geburt, das „scheinbar“ nicht zugeordnete Wissen über den „Klinikaufenthalt und Operation“ seiner Mutter vor seiner Geburt, das Ereignis Blutspenden, sein Klärungsversuch über die Medizinstudentin).

Die Kontrastierung zeigt, dass der Biographen dem vermittelten und verinnerlichten „Normalitätsbild“ in der Selbstpräsentation auch „selbst“ weiter entsprechen möchte. Mit fünfundzwanzig Jahren wird der seit neun Jahren wirkende Verdacht der „Nicht-Leiblichkeit“ (also Nicht-Normalität) im Gespräch mit der Adoptivmutter bestätigt. Der Biograph erlebt in der Auseinandersetzung der Widersprüche (Normalität – Nichtnormalität Familie, Lebenslüge der Leiblichkeit) ambivalente Gefühle, die er aber „öffentlich“ (gegenüber seinen Adoptiveltern und auch gegenüber dem Interviewer) nicht zeigen „darf“. Entsprechend der wahrgenommenen Befürchtungen seiner Adoptivmutter und des „Ausweichens“ seines Adoptivvaters reagiert er „normal“. Frank betont wiederholend, dass sich zwischen ihm und seinen (Adoptiv-) Eltern nichts verändert hat. Im Gegenteil, er argumentiert mit der (späten) Offenheit seiner Adoptivmutter als Beziehungsbestätigung. Das emotionale Band der Verbundenheit mit den (Adoptiv-) Eltern ist in fünfundzwanzig Jahren gewachsen, selbstverständlich und auch „normal“. Diese Bindung wird durch die „Spät offenbarung“ nicht existentiell gefährdet, vermutlich „beschädigt“ oder vielleicht auch nur in der Enttäuschung der erlebten Lebenslüge „hinterfragt“. Seine Gefühle zeigt der Biograph nicht offen. In der Realitäts- und Gefühlskonfrontation der späten Offenbarung nimmt Frank die Rolle des „Beschützers“ gegenüber seinen Adoptiveltern ein.

Die Qualität der Beziehungen zu seinen Adoptiveltern lässt Frank im präsentierten Leben offen. Erst im „erlebten Leben“ differenziert er deutlicher eine intensivere Beziehung zum Adoptivvater und benennt die „erste Sprachlosigkeit der Adoptivmutter“, deren hohe emotionale Betroffenheit und ihre Ängste, das wiederholte Ausweichen des Adoptivvaters und seine eigenen, sehr vorsichtigen Versuche im „Nebenbei-Gespräch“ zum aktuellsten Lebensthema „Adoptionsoffenbarung“. Die Akteure Adoptiveltern und Adoptivsohn kommunizieren nicht aufbauend und ausführlich. Durch die Doppelbotschaften tabuisieren die Adoptiveltern das späte Offenbarungsgespräch jetzt innerhalb der Familie. Der Adoptivsohn „übernimmt“ das Tabu und den Auftrag, weiter der „normale“ Sohn zu sein und keine (anderen) Gefühle zu zeigen.

Dieser Eindruck, dass Frank seine ambivalenten Gefühle verbirgt, verstärkt sich dadurch, dass der Biograph im Nachfrageteil wiederholt zu den Fragen seines Erlebens und seiner Gefühle ausweicht, sehr zurückhaltend berichtet oder diese negiert. Aber gerade durch diese Negation und dem „Nicht-Zeigen“ eigener „Betroffenheits-Gefühle“ im „erzählten Leben“ drängt sich beim Zuhörer förmlich die Vermutung auf, dass er durch die späte Offenbarung nicht nur wie in der Selbstpräsentation „cool“ sondern auch tatsächlich emotional betroffen ist. Diese Gefühle kann (bzw. „darf“) Frank nicht „öffentlich“ zeigen, weil sie das Normalitätsbild und das Adoptionstabu „gefährden“. Durch das „Eingeständnis“ dieser Gefühle würde der Biograph auch seine Ursprungsneugier und die Realität „abweichendes Familienmodell“ mit existierenden, anderen genealogischen Ursprung akzeptieren. Wenn er

seine leiblichen Eltern nicht (positiv) fühlt, sondern nur im Trotz und der Verletzung ablehnt, „gibt“ es diesen „Anteil natürliche Eltern“ (im erfolgreichen Modell der Verdrängung) nicht und er „gefährdet“ somit nicht die „Positiv-Gefühle“ zu seinen Adoptiveltern. Andere Gefühle zulassen – das würde auch bedeuten, weiter über die Adoptionsthemen kommunizieren zu müssen. Das bestehende Adoptions-Tabu und das erweiterte Offenbarungstabu setzen hier die Grenzen.

Der Biograph stellt sich schützend vor seine Adoptiveltern und vor seine eigenen, sehr wertvollen, wichtigen Verbundenheits-Gefühle. Andererseits ist das Thema Adoption so elementar und identitätszugehörig, dass die späte Offenbarung im Kontext mit den jahrelangen Vorahnungen den Biographen nicht „unberührt“ lässt. Er präsentiert sich (selbst schützend) unverletzt. Vom Ereignis „späte Adoptionsoffenbarung“ berichtet Frank in der Selbstpräsentation kurz, sachlich und lässt die emotionalen Themen „Adoptivvater“ und „leibliche Eltern“ aus.

Ebenso deutlich und im vorgenannten Zusammenhang der Verbundenheit mit den Adoptiveltern differenziert der Biograph in der Präsentation und im Erleben die bewusste Unterscheidung zwischen „seiner Familie“ und „der Mutter und der Familie der Halbschwester Angelika“. Die Schwester wird nicht per se Bestandteil „seiner Familie“. Auch die Gefühle zu der Halbschwester sind keine Automatismen. Für die Halbschwester erlebt Frank aber eine „Grundsympathie“. Sie ist diejenige, die ihn sucht. Und dieses schöne Gefühl, als ein wertvoller Mensch gesucht zu werden, ist heilsam und versöhnend zu den schmerzhaften Gefühlen, ein „weggegebenes Kind“ zu sein. Um seine Ursprungsneugier zu befriedigen, „benutzt“ der Biograph die Halbschwester als „authentische Informationsquelle“. In dieser ausschließlichen Funktionalisierung nimmt Frank sich auch selbst die Chance, seine Schwester als Mensch näher kennen zu lernen und ihre Aktivität und seinen genealogischen Ursprung zu würdigen.

Seine aktuelle Verletzung „weggegebenes Kind“ und die „Grundablehnung leibliche Mutter“ resultieren auch aus den verinnerlichten „Sozialisationswerten Mutter“, aus der aktuellen, späten Offenbarung, in der die leibliche Mutter für die Adoptiveltern nur eine Bedrohung darstellt und keine würdigende Leistung erfährt. Das für den Biographen schwierige emotionale Thema „leibliche Mutter“ wird von ihm in der Selbstpräsentation völlig ausgegrenzt und in dem technischen Begriff „Parameter“ verschlüsselt. Die Ambivalenz und der Kampf der Gefühle zur leiblichen Mutter zeigen sich im nachgefragten Interviewteil. Er lehnt seine leibliche Mutter ab, reagiert mit Verärgerung und Trotz. Frank lässt nur in dem externen Dialog mit dem Adoptionsvermittler einen Versuch zu, sich mit dem Thema „abgebende, leibliche Mutter“ mit anderen, auch würdigenden Werten der Leistung „Adoptionsfreigabe“ auseinander zu setzen. Der Biograph wählt für sich den kognitiven Lösungsversuch, dass seine leibliche Mutter nicht ihn, sondern nur „ein Kind“ weggegeben hat. Auch hier widerspiegelt sich beispielhaft seine Verletzung.

Die Kontrastierung des erzählten und erlebten Lebens zeigt auch die Wirkung des Adoptionstabus. Das Adoptionstabu hat in der Adoptivfamilie eine lange Tradition und zerstört alle möglichen Ansätze der Adoptionsoffenbarung der Adoptiveltern in den verschiedenen Lebensaltersstufen. Der Biograph spürt aber im Verhalten der Adoptiveltern, dass etwas nicht stimmt. Auf Grund der „Gefährlichkeit“ verdrängt der Biograph seine Vorahnungen. Das Tabu ist dann so mächtig, dass es die Adoptivmutter selbst im Erwachsenenalter ihres Sohnes nur durch äußeren Druck kurz-

zeitig „öffnen“ kann. Der Adoptivvater weicht im Tabu weiter aus. Auch hier „übernimmt“ der Biographen das Tabu und reagiert zurückhaltend, seinen Adoptivvater schonend. Durch die Doppelbotschaften der Adoptiveltern wird das bisherige Adoptionstabu zum „Offenbarungs-Tabu“. Das lang anhaltende, tradierte Tabu löst Angst-Gefühle und Verlust-Befürchtungen der Akteure aus. Durch diese nicht kommunizierten Gefühle wird das Tabu gestärkt. Beim Thema „leiblicher Vater“ widerspiegelt sich die Fortsetzung des Tabus in der Herkunftsfamilie. Auch die leibliche Mutter tabuisiert das Thema Adoptionsfreigabe. Der Biographen versucht, seine leibliche Halbschwester zu „benutzen“, um Antworten auf seine drängende Ursprungsneugier zu bekommen. Seine Neugier wird nur teilweise befriedigt und die Verletzung „weggegebenes, wertloses Kind“ verstärkt sich. Durch das bestehende Adoptionstabu in der Adoptiv- und Herkunftsfamilie bleiben der Biograph und die leibliche Mutter in der direkten Kommunikation getrennt.

7.3.5 Typenbildung Frank Lange

Der Biograph gehört zu dem Typus **erwachsener Adoptierter mit später, innerfamiliärer Adoptionsoffenbarung**. Der Adoptierte erfährt den **Status Adoptivkind** nur deshalb, weil er **von seiner leiblichen Schwester gesucht wird**. Ein Brief der Adoptionsvermittlungsstelle löst die **späte Adoptionsoffenbarung durch die Adoptivmutter** aus. In diesem Gespräch erlebt auch der erwachsene Adoptierte (25 Jahre alt) die **Verletzung „weggegebenes Kind“**. Das bisherige **Adoptionstabu, die Ängste der Adoptiveltern, die verinnerlichten tradierten „Negativwerte zu den leiblichen Eltern“ verhindern** beim Biographen die **Würdigung und die „erlaubte“ Neugier auf den natürlichen Ursprung**. Frank fühlt sich mit seinen Adoptiveltern sozial und emotional verbunden. Er lehnt seinen Ursprung leibliche Eltern ab. Die Ursprungsneugier ist aber trotzdem vorhanden.

Der Biograph kommt als Säugling im Lebensalter von wenigen Tagen direkt aus der Geburtsklinik in die Adoptivfamilie. Die Adoptiveltern haben das tradierte gesellschaftliche „Normalitätsbild Familie“ verinnerlicht. Entsprechend der DDR-Vermittlungspraxis werden sie auf die Adoptionsthemen nicht vorbereitet. Als Adoptiveltern leben sie dann Familie so, als wäre Frank ihr leibliches Kind. Die Annahme-Realität wird offiziell tabuisiert. Daran hält sich auch die soziale Umwelt Familie. Das Tabu ist so dicht, dass sich auch keine Fremdoffenbarung durch Dritte vollzieht. Der Biograph erlebt seine Eltern in der Rolle der ihn zugewandten und liebenden Eltern. Zwischen den Adoptiveltern und dem Adoptierten fließen die emotionalen Bindungen. Die Liebe zu „ihrem Kind“, die Ängste der Adoptiveltern, ihr Kind zu verletzen oder zu verlieren, verhindern die Kommunikation über die Realität Adoption.

Verschiedene Wahrnehmungen des Biographen in der Pubertätszeit kratzen das Tabu an und lösen Vorahnungen und Befürchtungen aus. Diese Vorahnungen und Gefühle sind dann für den Biographen wiederum so gefährlich, dass er sie wiederkehrend verdrängt.

Die Angst der Adoptiveltern hält das Adoptions-Tabu bis in das Erwachsenenalter des Biographen aufrecht. Die leibliche Schwester sucht ihren jüngeren, adoptierten Halbbruder. Das Jugendamt schreibt einen Brief an die Adoptiveltern. Erst jetzt

sieht sich die Adoptivmutter „gezwungen“, das Adoptions-Tabu gegenüber ihren geliebten Sohn kurz zu öffnen. Die Verletzungs-Gefühle „weggegebenes Kind“ wirken im Kontext mit den verinnerlichten Sozialisationswerten und verstärken die grundsätzliche Ablehnung der leiblichen Mutter. Das Adoptionstabu und die späte Offenbarung verhindern letztlich beim Adoptierten, sich mit der eigenen, doppelten Identität als junger Erwachsener auseinander zu setzen. Seine natürlichen Wurzeln als Bestandteil seiner Identität kann der Biograph im Kampf der Widersprüche und Gefühle nicht annehmen.

In der Präsentation vermittelt Frank den Eindruck eines Adoptierten, der sich mit seinen Adoptiveltern emotional und sozial verbunden fühlt und dem die späte Adoptionsoffenbarung emotional nicht berührt. Frank gesteht sich die Verletzung der „Leiblichkeits-Lüge“ und der späten Offenbarung (weggegebenes Kind) nicht ein und „versteckt“ diesbezügliche Gefühle. Seine Verletzung und Unzufriedenheit richtet der Biograph ausschließlich auf die leibliche Mutter. Die Akteure Adoptivmutter und Adoptierter reduzieren die Adoptionsoffenbarung auf ein Gespräch. Der Adoptivvater beteiligt sich nicht. Das lang gepflegte Adoptionstabu wird in der Familie durch die Adoptiveltern und letztlich auch durch Frank weiter fortgesetzt. Das bestehende Adoptions-Tabu verhindert die Umsetzung seiner vorhandenen Ursprungsneugier. Der Biograph nutzt die Kommunikation mit der (ihn suchenden) Halbschwester, um seine Ursprungsneugier ansatzweise zu befriedigen.

7.4 Biographische Rekonstruktion Benjamin Herbst

7.4.1 Analyse der biographischen Daten (gelebtes Leben) Benjamin Herbst

Zur besseren Übersicht und zum „Draufblick“ verweise ich auf das Genogramm auf Seite 265.

7.4.1.1 Sammlung der Daten (Ereignisdaten) Benjamin Herbst

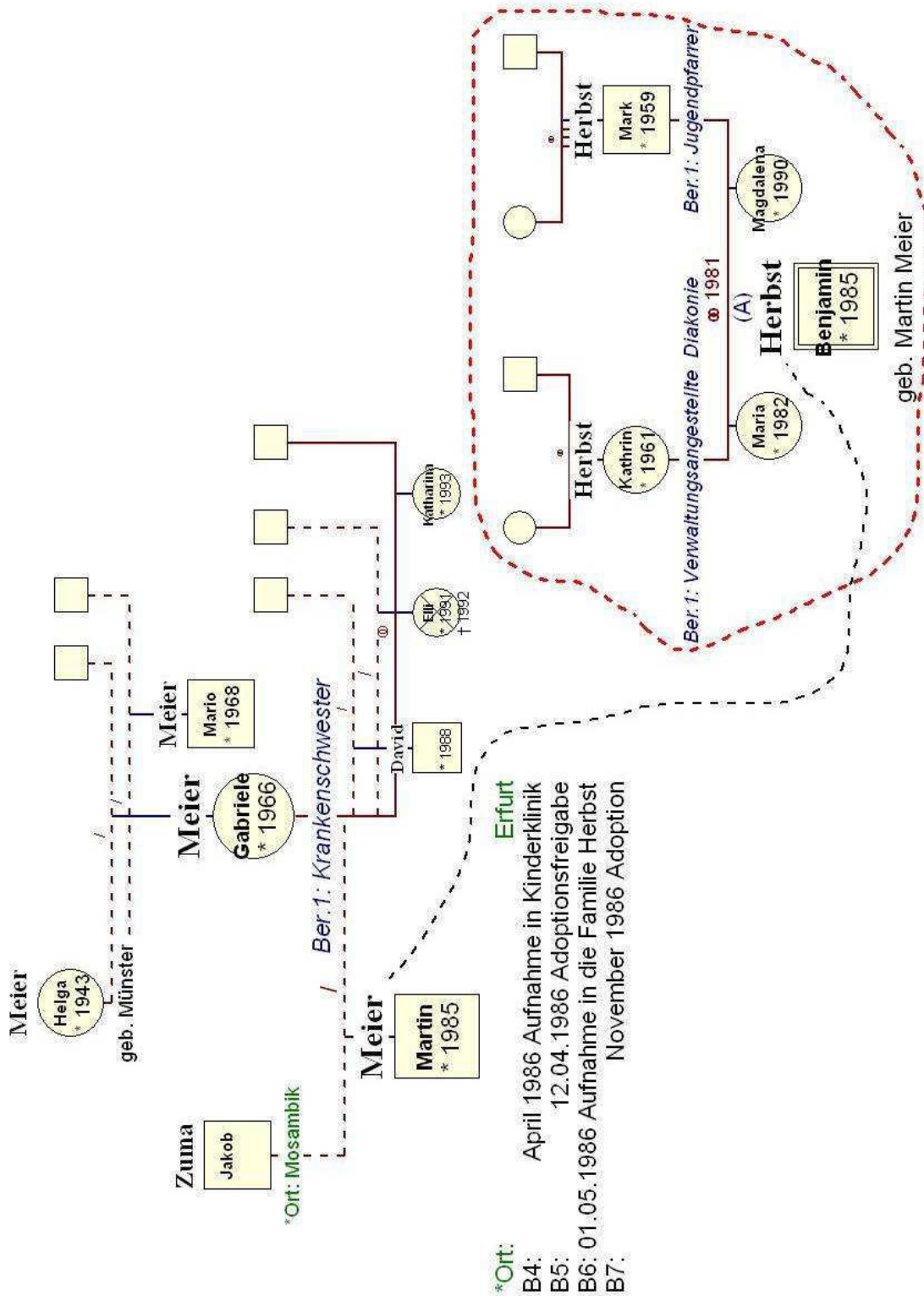
Jahr	Daten
1984	Herkunftsfamilie Die 18jährige Gabriele Meier ist die erstgeborene Tochter der Helga Meier. Gabriele hat noch einen zwei Jahre jüngeren Bruder. Ihre Mutter Helga Meier wurde adoptiert.
1984	Gabriele hat oft Streit und Probleme mit ihrer Mutter und dem jüngeren Bruder. Gabriele lernt 1984 Krankenschwester in einer großen Klinik in Erfurt. Oft fährt sie mit einer Freundin nach Weimar. Beide junge Frauen haben einen Freund aus Mosambik. Die jungen Afrikaner werden in Weimar ausgebildet. Sie leben in einem Wohnheim.
1984	Gabriele wird schwanger und verheimlicht vor ihrer Mutter die Schwangerschaft.

1985	Helga Meier spricht Gabriele auf die jetzt erkennbare Schwangerschaft an. Gabriele ist im siebenten Monat schwanger. Der Vater des Kindes hat die Beziehung zu Gabriele beendet. Gabriele erzählt ihrer Mutter nichts von dem Vater ihres Kindes.
11/1985	Im Lebensalter von 19 Jahren bringt Gabriele Meier ihr Kind Martin (Biograph) am 4.11.1985 zur Welt. Helga Meier ist überrascht und entsetzt über die Tatsache, dass Martin eine dunkle Hautfarbe und schwarze Locken hat. Die Konflikte zwischen Gabriele und Helga leben erneut auf.
1985	Gabriele unterbricht ihre Ausbildung als Krankenschwester und nimmt Baby-Zeit. Die Konflikte zu Hause nehmen zu. Gabriele ist oft mit Martin bei ihrer Freundin in Weimar.
3/1986	Nach einem heftigen Zerwürfnis (am 11.03.1986) mit ihrer Mutter Helga und dem Bruder Mario geht Gabriele in ihr Zimmer. Grundlos schlägt sie Martin. Sie möchte, dass der Junge weint. Sie schlägt ihn wiederholt.
3/1986	Frau Helga Meier bringt Martin zur „Absicherung“ zum Kinderarzt. Martin hat rote Flecken im Gesicht. Nach dem Gespräch mit Gabriele wird Martin auf Veranlassung der Kinderärztin am 11.03.1986 in die Kinderklinik nach Weimar verlegt.
1986	Die Kinderärztin spricht mit Gabriele über die Möglichkeit der Adoptionsfreigabe.
1986	Frau Helga Meier beabsichtigt Martin zu sich zu nehmen. Das möchte Gabriele auf keinen Fall.
1986	Adoptivfamilie Herr Mark Herbst (geb. 7/59) ist Pfarrer in einem kleinen Dorf im Landkreis Weimar (Niederzottdorf). Seine Frau Katrin (geb. 3/61) arbeitet in der Kreisstelle der Diakonie. Die Eheleute Herbst haben eine eheliche Tochter Maria. Die Tochter hat eine seltene Erbkrankheit. Auch weitere gemeinsame Kinder könnten mit hoher Wahrscheinlichkeit mit dieser Erbkrankheit geboren werden. Die Eheleute Herbst sind seit 1/85 Adoptivbewerber beim Jugendamt des Rates des Kreises Weimar. Die Eheleute Herbst möchten auch ein Kind aufnehmen, das eine dunkle Hautfarbe hat.
4/1986	Die Eheleute Herbst besuchen 4/86 Martin regelmäßig in der Kinderklinik Weimar.
4/1986	Die Mitarbeiter des Referates Jugendhilfe in Erfurt sprechen mit Gabriele Meier und beraten sie über die Alternative Adoption. Seit dem 11.03.1986 hat Gabriele ihren Sohn Martin nicht wieder gesehen. Am 12.04.1986 erklärt Gabriele vor dem Rat des Stadtbezirkes Süd der Stadt Erfurt ihre Einwilligung zur Adoption.
5/1986	Die Eheleute Herbst nehmen Martin Meier am 01.05.1986 in ihren Haushalt auf.
5/1986	Am 08.05.1986 werden die Eheleute Herbst mit Verfügung des Referates Jugendhilfe der Kreisverwaltung Weimarer-Land nach Familiengesetzbuch der DDR zu Pflegern bestellt. Dadurch sind sie legitimiert, das Erziehungsrecht auszuüben.

9/1986	Am 02.09.1986 stellen die Eheleute Herbst den Antrag auf Adoption des Kindes Martin Meier.
12/1986	Der Jugendhilfeausschuss beim Rat des Kreises Weimar beschließt am 03.12.1986 die Adoption des Kindes Martin Meier durch die Eheleute Mark und Katrin Herbst. Das Kind erhält auf Antrag der Adoptiveltern und als Rechtsfolge der Adoption einen vorangestellten Vornamen als künftigen Rufnamen. Aus Martin Meier wird im Zuge der Adoption Benjamin Martin Herbst.
9/1991	Im September 1991 wird das zweite eheliche Kind Magdalena der Eheleute Herbst geboren. Benjamin geht in den Kindergarten und hat im Dorf viele Freunde. Oft besucht er seine Großeltern väterlicherseits. Die Eheleute Herbst haben mit Benjamin über die Adoption gesprochen.
1992	Die Familie Herbst zieht 1992 von Niedertzottdorf (Landkreis Weimar) nach Weimar. Benjamin wird in die erste Klasse der Steinschule eingeschult. Hier erfährt er zum ersten Mal die verbalen Angriffe wegen seiner schwarzen Hautfarbe.
1996	Nach der vierten Klasse wechselt Benjamin von der Grundschule auf das Gymnasium. Für den Wechsel muss er einen Probeunterricht und eine Prüfung bestehen.
1997 / 1998	Benjamin nimmt im Gymnasium anfangs eine Außenseiterrolle ein. Erst spät schließt er Freundschaften mit den Klassenkameraden und orientiert sich dabei an den coolsten Typen.
1997 / 1998	Benjamin arbeitet ehrenamtlich in der jungen Gemeinde. Er ist sehr sportlich und trainiert eine Kampfsportart, die vordergründig auf Verteidigung ausgelegt ist.
1998	Im Lebensalter von 13 Jahren aufwärts wird Benjamin in der Stadt Weimar häufiger von rechtsorientierten Jugendlichen angepöbelt, zum Teil verfolgt und erlebt auch körperliche Angriffe.
2004	Benjamin erreicht das Abitur mit mittelmäßigen Ergebnissen. Er leistet Zivildienst und beginnt ein Pädagogikstudium an einer kirchlichen Einrichtung in Berlin.
9/2005	Im September 2005 führt der Adoptionsvermittler in Weimar ein Gespräch mit Benjamin. Dieser möchte seine Adoptionsakte einsehen und anschließend Kontakt mit seiner leiblichen Mutter aufnehmen.
10/2005	Der Adoptionsvermittler schreibt die leibliche Mutter an. Diese kommt 10/05 nach Weimar zu einem Beratungsgespräch. Frau Meier hat nach Martin noch drei weitere Kinder geboren. David (geb. 6/88) und Elli (2/91) stammen aus einer nichtehelichen Beziehung mit einem Mann aus Mosambik. Elli verstarb bereits 5/92. Frau Meier ist jetzt mit einem Mann aus Mosambik verheiratet. Sie haben ein gemeinsames Kind Katharina (3/93). Die Ehe ist gescheitert und sie wollen sich trennen. Frau Meier arbeitet als Krankenschwester in einer Klinik.
10/2005	Frau Meier versteht die Ursprungsneugier von Benjamin. Sie hat aber auch Ängste und Befürchtungen. Frau Meier möchte zuerst Martin einen Brief schreiben. Die Adoptionsvermittlungsstelle fungiert als Briefkasten.

1/2006	Im Januar 2006 schreibt Frau Meier einen Brief an Benjamin. Ende Januar 2006 antwortet Benjamin.
5/2006	Im Mai 2006 schickt Benjamin dem Adoptionsvermittler eine Email. Er ist sehr verärgert, noch keine Antwort auf seinen Brief vom Januar erhalten zu haben. Der Adoptionsvermittler schreibt Frau Meier einen zweiten Brief.
6/2006	Frau Meier antwortet Benjamin im Juni 2006. In der getrennten Nachricht an den Adoptionsvermittler entschuldigt sie sich mit den augenblicklichen familiären und existentiellen Problemen (Ehescheidung). Benjamin reagiert ambivalent und ist immer noch sehr frustriert darüber, dass er so lange auf Antwort warten und erneut auf seine Mutter zugehen muss.
12/2006	Frau Meier wartet bis Dezember 2006 auf Antwort. Dann ruft sie den Adoptionsvermittler an und fragt nach. Benjamin antwortet per Email dem Adoptionsvermittler, dass er sich bewusst oder unbewusst noch keine Zeit für den Antwortbrief genommen hat, diesen aber über Weihnachten schreiben wird.
1/2007	Benjamin schickt im Januar 2007 eine Email an den Adoptionsvermittler. Darin teilt er u. a. mit, dass seine ausbleibende Antwort nicht nur an der Zeit, sondern auch an der Motivation scheitert. Er möchte jetzt seiner Mutter gerne in einem echten Gespräch begegnen und bittet um Vermittlung. Eine seiner Vorabfragen lautet u. a., ob seine leibliche Mutter die Adoptionsfreigabe bereut.
2007	Frau Meier kommt zu einem weiteren Vorgespräch in das Jugendamt Weimar. Sie hat natürlich auch Befürchtungen und möchte ein begleitetes Treffen mit dem Adoptionsvermittler. Sie kann aber nicht wie im Fernsehen gezeigt, bei der ersten Begegnung Benjamin körperlich umarmen. Benjamin müsste auch aushalten können, dass sie die Adoptionsfreigabe nicht bereut. Es war für sie damals eine sehr schwierige Situation.
3/2007	Am 28.03.2007 besucht Benjamin den Adoptionsvermittler zu einem Gespräch. Am 29.03.2007 findet im Beisein des Adoptionsvermittlers das erste Treffen zwischen Frau Meier und ihrem Sohn Benjamin statt.
11/2007	Der Adoptionsvermittler führt mit Benjamin am 27.11.07 das Interview.

Genogramm Benjamin, geborener Martin Meier, adoptierter Benjamin Herbst



7.4.1.2 Zusammenfassung Analyse biographischer Daten Benjamin Herbst

Die achtzehnjährige Gabriele Meier wohnt 1984 in Erfurt. Sie ist die erstgeborene Tochter der Helga Meier. Gabriele wohnt noch im Haushalt der Mutter und hat einen zwei Jahre jüngeren Bruder. Helga Meier versorgt ihre beiden Kinder als allein erziehende Mutter. In der Pubertät und in der Ausbildung als Krankenschwester nimmt der Streit mit der Mutter Helga und dem jüngeren Bruder Mario zu. Gabriele fährt mit ihrer Freundin oft nach Weimar und beide lernen junge Männer aus Mosambik kennen⁷⁴. Gabriele wird schwanger und verheimlicht gegenüber ihrer Mutter die Schwangerschaft. Der Vater des Kindes beendet die Paarbeziehung während der Schwangerschaft.

Für die achtzehnjährige junge Frau ergeben sich verschiedene Problemkreise. In der DDR herrscht generell und permanent Wohnungsnot. Nur Familien mit Kindern erhalten nach langer Wartezeit eine Wohnung zugewiesen. Gabriele hat weiter ungelöste Konflikte mit der Mutter und dem Bruder. Sie befindet sich in der Ausbildung als Krankenschwester. Dieses Berufsbild Krankenschwester unterliegt einem gewachsenen Berufsethos. Ob Gabriele dem Ausbleiben der Monatsregel in den vorgenannten Konflikten keine Beachtung schenkt, bewusst den Schwangerschaftsabbruch gar nicht in Erwägung zieht oder doch noch auf die Zuwendung und Liebe des Vaters des Kindes hofft, bleibt anhand der biographischen Daten offen. Es könnte auch sein, dass sie das Modell der Alleinerziehenden von ihrer Mutter übernimmt und hofft, dass sie mit den Sozialsystemen der DDR⁷⁵ ihr Kind auch ohne den Vater des Kindes versorgen und sich eine Zukunft aufbauen kann. Gabriele könnte in der Schwangerschaft auch die Chance sehen, den Konflikten des Elternhauses durch Geburt eines Kindes zu entfliehen (mit der Aussicht auf eine eigene Wohnung). Auch die Hypothese der eigentlich ungewollten Schwangerschaft ist grundsätzlich zulässig.

Gabriele verschweigt gegenüber ihrer Mutter die Schwangerschaft so lange es geht und anschließend die Realität des Vaters aus Mosambik. Somit sind die Konflikte mit ihrer Mutter Helga vorprogrammiert, als Gabriele dann mit 19 Jahren im November 1985 einen Sohn Martin mit dunkler Hautfarbe zur Welt bringt. Die Konflikte zwischen Gabriele und Mutter Helga nehmen nach der Geburt von Martin

74 Weimar ist eine „Kleinstadt“ und hatte 1981 eine Einwohnerzahl von 63 725 Einwohnern, 1988 eine Einwohnerzahl von 63 412 Einwohnern, vgl. Statistisches Jahrbuch Weimar. Stadt Weimar 2007.

Im VEB Weimar-Werk wurden Landmaschinen und Mobilkräne hergestellt, vgl. <http://www.ddr-landmaschinen.de/chron.weimarwerk.htm> Dieser Betrieb bildete auch Arbeiter aus den mit der DDR damals befreundeten afrikanischen Staaten (z. B. Mosambik) aus. Die jungen Afrikaner wohnten zentral in einem Wohnheim.

75 Der IX. Parteitag der SED (1976) beschloss aus bevölkerungspolitischem Interesse ein „Sozialpaket“, um den Konflikt zwischen Geburtenförderung und Vollerwerbstätigkeit der Frauen zu lösen. So wurden neben den DDR-Ideal der Zwei-bis-Drei-Kind-Familie auch alleinerziehende Mütter zusehends gefördert, vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Frauen-_und_Familienpolitik_der_DDR (letzter Zugriff 18.03.2008). Nach Gotschlich et al. (1991, S. 16) waren 90 Prozent der Frauen in der DDR berufstätig und trugen die Hauptlast der Familienarbeit. Trotz kritischer Betrachtung dieser Rolle streben 70 Prozent der Frauen die Familie und 90 Prozent die Mutterschaft an. Dabei betrachten die DDR-Frauen den materiellen und ideellen Schutz der Mutterschaft (eheliche und nichteheliche), die gesicherte Berufsausbildung nach der Mutterschaft und die öffentliche Kinderbetreuung als legitimes Recht.

erneut zu. Frau Helga Meier ist berufstätig. Vielleicht kann oder will sie ihrer Tochter Gabriele auf Grund der bestehenden Konflikte und mit Bezug auf das von ihr bewältigte Familienmodell als allein erziehende Mutter gleich nach der Geburt des Enkelkinds keine Verantwortung abnehmen.

Gabriele unterbricht ihre Ausbildung zur Krankenschwester und nimmt den Wochenurlaub. Sie wohnt noch zu Hause. Da die Spannungen mit der Mutter erneut aufleben, entflieht sie mit dem Säugling Martin wiederholt zu einer Freundin nach Weimar. Hypothetisch ist möglich, dass sie neben der Flucht von zu Hause Martin auch bei der Freundin lässt, ausgeht und einen neuen Freund sucht.

Auch im März 1986 wohnt Gabriele noch zu Hause bei ihrer Mutter und dem Bruder. Ihr Sohn Martin ist jetzt vier Monate alt. Nach einem heftigen Streit mit ihrer Mutter Helga und dem Bruder Mario geht Gabriele in ihr Zimmer. Dort liegt der schlafende Säugling. Der Zielpunkt ihrer angestauten Aggressivität ist jetzt Martin. Vielleicht symbolisiert für die stark erregte Gabriele ihr Kind Martin die Gesamtheit ihrer Dilemmata. Gabriele möchte Martin eigentlich nicht verletzen. Sie möchte nur, dass er auch weint. Gabriele schlägt Martin wiederholt mit der Hand, bis das Kind schreit. Die Spannweite der Hypothesen richtet sich auf eine mögliche Aggressionsentladung in der hohen Erregung, über ein Symbolisieren ihres eigenen Hilfebedarfes bis dahin, dass Gabriele mit dieser Handlung eine Entscheidung dritter erzwingen will.

Die Großmutter Frau Helga Meier bringt Martin zur Absicherung zum Kinderarzt. Martin hat keine Verletzungen oder Hämatome, nur Rötungen im Gesicht. Die Kinderärztin erstattet keine Anzeige. Sie redet mit Gabriele. Vermutlich findet Gabriele erstmals in der Kinderärztin eine Gesprächspartnerin, die mit ihr umfassend über ihre Konflikte und wahrscheinlich auch angstfrei über ihren emotionalen Abstand zum vielleicht ungewollten Kind Martin redet. Die Kinderärztin spricht mit Gabriele auch über die Alternative Adoptionsfreigabe. Die Großmutter Helga Meier beabsichtigt nach diesem Ereignis des Schlagens das Enkelkind Martin zu sich zu nehmen. Gabriele möchte dies auf keinen Fall. Die Mutter von Gabriele, Frau Helga Meier wurde als Kind adoptiert. Mehr ist dazu nicht bekannt. Adoption kommt in der übergeordneten Herkunftsfamilie bereits vor. Auf Gabriele lastet in dieser Lebens- und Entscheidungssituation in zweifacher Form das gesellschaftlich tradierte Negativbild der „Rabenmutter“. Einerseits aus ihrer Rolle als auszubildende Krankenschwester und andererseits aus der Rolle der Tochter einer adoptierten Mutter. Nach dem Gespräch mit Gabriele Meier überweist die Ärztin Martin in die Kinderklinik nach Weimar. Vermutlich nicht mit der medizinischen Indikation der Misshandlung. Hierzu gibt es im Aktenmaterial keine Daten. Es scheint so, dass die Ärztin Martin prophylaktisch überweist, damit sich solch ein Vorfall nicht wiederholt und Gabriele entlastet eine Entscheidung treffen kann. Auch ohne die Indikation Misshandlung „reist“ mit der Verlegung des Säuglings von Erfurt in die Kinderklinik Weimar das Gerücht „geschlagener Säugling“ mit.

Die Mitarbeiter des Referates Jugendhilfe beim Rat der Stadt Erfurt sprechen mit Gabriele Meier über die Alternative Adoption. Seit dem 11.3.1986 hat Gabriele ihren Sohn Martin nicht wieder gesehen. Am 12.04.1986 erklärt Gabriele Meier vor dem Rat des Stadtbezirkes Süd in schriftlicher Form ihre Einwilligung in die Adoption. Dies scheint eine bewusste Entscheidung zu sein.

Die Referate der Jugendhilfe der Stadt Erfurt, der Stadt Weimar und des Landratsamtes Weimarer Land tauschen mit der Überweisung des Säuglings in die Kinderklinik der Stadt Weimar und nach der Adoptionsfreigabe Informationen aus. In diesem Prozess sucht das Referat Jugendhilfe des Landratsamtes Weimarer Land nach geeigneten Adoptiveltern. Den Eheleuten Mark (27 Jahre) und Katrin Herbst (25 Jahre) wird das Kind Martin als mögliches Adoptivkind „vorgestellt“. Mark Herbst ist Jugendpfarrer und Frau Katrin Herbst arbeitet als Verwaltungsangestellte in der Kreisstelle der Diakonie. Beide haben ein gemeinschaftliches Kind Maria, die 1986 vier Jahre alt ist. Maria ist mit einer Erbkrankheit geboren und alle weiteren Kinder der Eheleute Herbst könnten diese Krankheit erben. So entscheiden sich die Eheleute Herbst in der Familienplanung für ein Adoptivkind. Mit Bezug auf ihren kirchlichen Hintergrund ist die Hypothese erlaubt, dass die Entscheidung für ein Kind mit einer anderen Hautfarbe für beide auch eine bewusste Entscheidung der Familienplanung darstellt. Gleichzeitig widerspiegelt sich in der bewusst gewollten Adoption auch eine christliche Haltung und Symbolik. Die Eheleute Herbst besuchen Martin wiederholt in der Klinik und nehmen das Kind am 01.05.1986 in ihren Haushalt in Niederzottdorf auf. Am 08.05.1986 werden die Eheleute Herbst nach Familiengesetzbuch der DDR vom Referat Jugendhilfe der Kreisverwaltung zum Pfleger bestellt. Am 02.09.1986 stellen die Eheleute Herbst den schriftlichen Antrag auf Adoption des Kindes Martin Meier. Der Jugendhilfeausschuss⁷⁶ beim Rat des Kreises Weimar beschließt am 03.12.1986 die Adoption des Kindes Martin Meier durch die Eheleute Herbst. Martin erhält als Rechtsfolge der Adoption einen weiteren Vornamen als neuen Rufnamen und den Familiennamen Herbst. Aus Martin Meier wird mit der Adoption Benjamin Martin Herbst. Nach der Adoptionsfreigabe wechselt das erstgeborene Kind der allein erziehenden Mutter Gabriele Meier in ein christlich ausgerichtetes Elternhaus und wird im Status zum zweiten ehelichen Kind der Eheleute Herbst.

Im Lebensalter von sechs Monaten kommt das Adoptivkind in die neue Familie. In diesem bindungsrelevanten Alter entstehen zu den Adoptiveltern Herbst neue, tragfähige Eltern-Kind-Beziehungen. Die Gewöhnung an einen neuen Vor- und Familiennamen verläuft in diesem Lebensalter unproblematisch. Die Adoptiveltern haben dem Geburtsvornamen zum Schutz des Kindes einen neuen Vornamen vorangestellt. In der dörflichen Umwelt und der Kirchengemeinde wird das Adoptivkind der Eheleute Herbst schnell und grundsätzlich auch als selbstverständlich akzeptiert. Der Status Adoptivkind und auch der fremdländische Ursprung sind nach der befriedigten Neugier nicht mehr Tagesthema. Benjamin hat im Dorf viele Freunde und besucht oft die Großeltern väterlicherseits. Auch hier findet er Geborgenheit, Zuwendung und Akzeptanz als gleichwertiges Enkelkind. Die Adoptiveltern sprechen mit Benjamin früh über die Aufnahme in die Familie und den Status als Adoptivkind. Im Dorf erlebt Benjamin keine Diskreditierungen wegen seiner dunklen Hautfarbe oder seinen Status als Adoptivkind. Im September 1991 wird das Kind Magdalena Herbst geboren. Benjamin ist jetzt sechs Jahre alt, lebt seit fünfeinhalb Jahren in der Adoptivfamilie und ist sicher gebunden.

76 Der Jugendhilfeausschuss ist in der DDR nach § 16 JHVO (Jugendhilfsverordnung) ein „Organ der Jugendhilfe“ und ist nach § 18 Abs. 2 Punkt c JHVO für die Durchführung der Annahme an Kindes Statt zuständig. (vgl. Jugendhilfe Textausgabe 1985, S. 13ff., Aufgaben und Arbeitsweise der Jugendhilfeorgane)

Im Jahr 1992 zieht die Familie Herbst von Niedertzottdorf nach Weimar. Benjamin verlässt mit dem Umzug auch sein gewohntes und gesichertes soziales Umfeld. Im gleichen Jahr wird Benjamin in die Grundschule eingeschult und erfährt erstmals verbale Angriffe wegen seiner dunklen Hautfarbe. Sein Status und sein „anderes Aussehen“ werden vermutlich wiederholt „extern angefragt“ worden sein. Am Ende der Grundschulzeit hat Benjamin nicht die Schulleistungen erreicht, die für das Gymnasium notwendig sind. Mit einem Probeunterricht erarbeitet er sich den Wechsel auf das Gymnasium. Ein mögliches Motiv für die Entscheidung Gymnasium könnte auch die Erfahrung der Stigmatisierung seiner schwarzen Hautfarbe sein. Weiterhin erwarten auch die Adoptiveltern, dass die Elternhäuser und Kinder auf dem Gymnasium humanistischer und weniger fremdenfeindlich eingestellt sind.

Benjamin nimmt auf dem Gymnasium anfangs die Rolle des Außenseiters ein. Später orientiert er sich an den „coolsten Typen“ und schließt mit diesen Freundschaft. Der anfängliche Rückzug und die bewusst gewählte Außenseiterrolle könnten mit dem erneuten Schulwechsel, den „Vor-Erfahrungen“ der Grundschulzeit und mit einer notwendigen Orientierung zusammen hängen. Benjamin möchte auf Grund seines unübersehbaren Status kein Außenseiter und ständiger Zielpunkt sein. Mit der Aufnahme in der Gruppe der „coolsten Typen“ fühlt er sich anerkannt und wirkt mit seiner Exotik und Vita dem ausschließlichen Auffallen durch die dunkle Hautfarbe entgegen. Auch in der jungen Gemeinde ist Benjamin ehrenamtlich sehr aktiv und anerkannt. Benjamin ist sehr sportlich und trainiert mit seinem Adoptivvater in einer Gruppe eine Kampfsportart, die auf Verteidigung ausgelegt ist. Dieses Training stärkt den Selbstwert und gehört vermutlich zu den Strategien des Elternhauses, dass Benjamin gegebenenfalls auch körperlichen Angriffen künftig gewachsen ist. Diese Angriffe bleiben nicht aus. Ab dem dreizehnten Lebensalter aufwärts wird Benjamin wiederholt in der Stadt Weimar wegen seiner schwarzen Hautfarbe angepöbelt, beschimpft und teilweise verfolgt. Neben der grundsätzlichen Akzeptanz und Selbstverständlichkeit in der familiären und sozialen Zugehörigkeit gibt es im Leben des jugendlichen Benjamin wiederholte Angriffe wegen seiner schwarzen Hautfarbe.

Benjamin erreicht das Abitur mit befriedigenden Ergebnissen. Er leistet seinen Zivildienst im Bundesland Brandenburg und beginnt ein Pädagogikstudium an einer kirchlichen Einrichtung in Berlin. Die Orientierung auf die Großstadt Berlin könnte als Hypothese u. a. damit zusammen hängen, dass in dieser Millionenstadt der Anteil von Mitbürgern mit einer anderen Hautfarbe viel höher ist als in der Kleinstadt Weimar und Benjamin hier weniger „auffällt“.

Kurz vor seinem zwanzigsten Lebensjahr wendet sich Benjamin an die Adoptionsvermittlungsstelle Weimar. Benjamin erhält Akteneinsicht und eine „Übersetzung“ der historischen Daten durch den Adoptionsvermittler. Er möchte jetzt Kontakt mit seiner leiblichen Mutter aufnehmen.

Auf das Anschreiben des Adoptionsvermittlers kommt Frau Gabriele Meier im Oktober 2005 ins Jugendamt Weimar. Frau Meier hat nach Benjamin noch drei weitere Kinder geboren. Ein Kind verstarb im ersten Lebensjahr. Frau Meier glaubt, dass dies „ihre Strafe“ für die Adoptionsfreigabe von Benjamin sei. Sie ist mit einem Mann aus Mosambik verheiratet, hat die Ausbildung zur Krankenschwester nach der Trennung von ihrem ersten Sohn beendet und arbeitet jetzt in einer großen Klinik. Ihre Ehe befindet sich gegenwärtig in einer Krise und kurz vor der Trennung.

Frau Meier versteht die Ursprungsneugier von Benjamin. Sie hat aber auch Befürchtungen. Dazu gehört unter anderem, dass Benjamin ihr nur Vorwürfe machen könnte. Die leibliche Mutter möchte vor einem Treffen ihrem Sohn zuerst einen Brief schreiben. Im Januar 2006 schreibt Frau Gabriele Meier Benjamin den ersten Brief, den Benjamin nach drei Wochen beantwortet. Die Adoptionsvermittlungsstelle fungiert als „Briefkasten“. Die leibliche Mutter setzt mit ihrem ersten Brief für Benjamin das Symbol ihrer Bereitschaft zur Kommunikation und Beantwortung der Fragen. Dies weckt bei Benjamin Hoffnungen, Erwartungen und sein Antwortbrief wird vermutlich mit Fragen gefüllt sein.

Benjamin antwortet nach drei Wochen. Im Mai 2006 sendet Benjamin dem Adoptionsvermittler eine E-Mail. Er ist sehr verärgert, dass er bereits vier Monate vergeblich auf Antwort wartet. Vermutlich wird das Gefühl des abgegebenen Kindes durch das Ausbleiben der Antwort reaktiviert. Er erlebt den Zeitraum des Wartens auf den Antwortbrief als lange Zeitspanne und möglicher Weise als erneute Ablehnung. Andere Assoziationen als mögliche Gründe für die von der leiblichen Mutter länger benötigte Zeit einer Antwort werden grundsätzlich nicht gedacht bzw. zugelassen.

Der Adoptionsvermittler schreibt Frau Meier einen Brief. Im Juni 2006 antwortet Frau Meier und entschuldigt die Wartezeit. Die aktuellen Problemlagen der Ehescheidung beanspruchen sie umfassend. Benjamin reagiert im Gespräch mit dem Adoptionsvermittler immer noch sehr frustriert und ambivalent. Die von der Mutter benannte Begründung kann er nicht akzeptieren und lässt jetzt umgekehrt seine leibliche Mutter auf seine Antwort warten. Frau Meier wartet bis Dezember 2006 vergeblich auf Antwort von Benjamin und fragt beim Adoptionsvermittler nach. Benjamin antwortet im Telefonat dem Sozialarbeiter, dass er sich bewusst oder unbewusst noch keine Zeit für den Antwortbrief genommen hat. Die Hypothese einer Trotzhaltung in der eigenen Verletzung ist wahrscheinlich.

Im Januar 2007 wendet sich Benjamin an den Adoptionsvermittler. Er äußert sich unter anderem, dass das Ausbleiben seiner Antwort nicht nur an der Zeit, sondern auch an der fehlenden Motivation liegt. Hinter dieser geäußerten fehlenden Motivation könnte Benjamin das eigentliche Thema verstecken, dass er bewusst seine leibliche Mutter warten lässt. Vermutlich ist die fehlende Motivation auch das Produkt seiner Verletzung. Benjamin beendet jedoch dieses „Spiel“ mit seinem Angebot und dem geäußerten Wunsch, jetzt ein vermitteltes, persönliches Treffen umzusetzen. Vermutlich drängen auch seine Neugier und seine Fragen, die nur teilweise in den beiden Briefen von der Mutter beantwortet wurden. Benjamin möchte in der Direktbegegnung schneller zu Klarheit und Antworten kommen. Aktuell interessiert Benjamin besonders, ob seine Mutter die damalige Adoptionsfreigabe bereut. Diese Frage symbolisiert möglicherweise seine tiefe Verletzung des „weggegebenen Kindes“. Auch könnten die ihm bekannten Aussagen der „schlagenden Mutter“ als Gründe der Adoptionsfreigabe sowohl retrospektiv als auch aktuell wirken. Seine Frage verweist auf diesen, ihm bedeutsamen Klärungsbedarf. Weiterhin wirkt auch das wenige Wissen der Adoptiveltern und die Gerüchte der Klinik Weimar, die mit der Aufnahme des Kindes mit in die Adoptivfamilie wechselten.

Frau Meier kommt zu einem weiteren Vorgespräch in das Jugendamt Weimar. Gabriele Meier benennt, dass sie Benjamin nicht wie in einigen Fernsehsendungen gezeigt, gleich umarmen kann. In der Retrospektive bereut sie auch nicht die damalige Adoptionsfreigabe. Für sie gab und gibt es Gründe. Unter anderem die emotionale

Distanz zum Säugling Martin. Frau Meier ist bereit, ihrem Sohn Informationen und Antworten zu geben. Sie möchte keine „Show“ veranstalten und kann auch über die schweren Themen ihrer gemeinsamen Vergangenheit reden. Auch sie hat Befürchtungen und Erwartungen. Zu den Erwartungen gehört u. a. für sie, dass Benjamin als junger Mann sich mit den Gründen der Adoptionsfreigabe auch mit dem Versuch der Empathie für ihre damalige Situation auseinandersetzt, sie pauschal nicht verurteilt und ihr damaliges und auch gegenwärtiges Distanzbedürfnis respektiert und aushalten kann.

Am 28.03.2007 besucht Benjamin den Adoptionsvermittler. Dieses Beratungsgespräch dient der Klärung des bisherigen Werdegangs, der Thematisierung von Erwartungen, Befürchtungen und der Vorbereitung des ersten Treffens mit seiner leiblichen Mutter. Am 29.03.2007 findet im Beisein des Adoptionsvermittlers das erste Treffen zwischen Frau Meier und Benjamin in der Form statt, dass sich die Beteiligten am verabredeten Punkt treffen und gemeinsam im Dialog durch den Stadtpark spazieren. Der Adoptionsvermittler baut die kommunikative Brücke zwischen der Fremdheit, moderiert einzelne Themen und verabschiedet sich nach einer bestimmten Zeit.

Benjamin Herbst und Gabriele Meier nehmen das Angebot der Adoptionsvermittlungsstelle bezüglich einer nachfolgenden Reflexion nicht wahr. Nach diesem ersten Treffen findet noch ein Briefwechsel statt. Am 27.11.2007 führt der Adoptionsvermittler mit Benjamin das Interview.

Zusammenfassend zeigt die Analyse der biographischen Daten: Die Mutter von Martin Meier versucht mit achtzehn Jahren ihren häuslichen Konflikten zu entfliehen. Nach der kurzen Partnerschaft verheimlicht sie die Schwangerschaft durch einen afrikanischen Mann. Nach der Geburt des Kindes Martin mit schwarzer Hautfarbe verstärken sich die Konflikte mit ihrer Mutter. Gabriele Meier entwickelt nach der Geburt ein distanzierendes Verhältnis zu ihrem Sohn. Nach einem hoch emotionalen Streit eskaliert bei der Mutter Gabriele die Anspannung und sie schlägt den Säugling. Das scheint die Schlüsselsituation zum Perspektivwechsel zu sein. Die Großmutter Helga Meier bringt den Säugling Martin zur Begutachtung zum Arzt. Im Gespräch mit der Ärztin erfährt Gabriele vermutlich erstmals eine „neutrale“ Beratung. Das Kind wird in die Kinderklinik verlegt. Bei der Mutter „reift“ weiter die von der Ärztin benannte Alternative der Adoptionsfreigabe. Mit der Einwilligung in die Adoption wechselt Martin im Mai 1986 im Lebensalter von sechs Monaten in eine Adoptivfamilie. Als Rechtsfolge der Adoption erhält der Biograph den neuen Vornamen Benjamin und den Familiennamen Herbst. Benjamin erfährt eine christlich humanistische Erziehung. Im Lebensverlauf und besonders in dem Wechsel der Sozialräume vom Dorf in die Kleinstadt, vom Kindergarten in die Schule und verstärkt in der Vorpubertät und Pubertät erlebt Benjamin das Thema afrikanische Herkunft in der Würdigung und Selbstverständlichkeit in der familiären Liebe und Zugehörigkeit und gegenteilig die verbalen und körperliche Angriffe wegen seiner schwarzen Hautfarbe. Nach dem Abitur und dem Zivildienst entscheidet sich der Biograph bewusst für das Studium in einer Großstadt. Die Adoptiveltern haben mit Benjamin früh (Vorschulalter) über die Adoption gesprochen. Mit zwanzig Jahren begibt sich der Adoptierte gezielt auf Ursprungssuche.

7.4.2 Text- und thematische Feldanalyse (erzählte Leben) Benjamin Herbst

Der Biograph beginnt seine Selbstpräsentation mit zwei wiederholten Nachfragen. Es scheint so, als wäre er von der offenen Erzählaufforderung überrascht.

Benjamin fängt dann mit der Benennung seines Geburtsdatums an und erzählt, dass er drei Monate später in ein Krankenhaus abgegeben und von seiner Mutter weggegeben wurde. Benjamin fügt ein, dass er den Zeitpunkt nicht so genau weiß. Dies scheint ein Hinweis auf die Lücken der ihm vermittelten und selbst eruierten Daten zu sein. Er stellt also die Tatsache „Ich bin ein ab- und weggegebenes Kind“ als herausragendes Ereignis und gleichgestellt mit seiner Geburt an den Anfang seiner Selbstdarstellung. Gleichzeitig erzählt er von den ihm bekannten Gründen der Adoptionsfreigabe und benennt seine Mutter als eine damals sehr junge Frau, die Probleme mit ihrer Mutter und von dieser keinen Beistand hatte. Er präsentiert gleich am Anfang des Interviews einen Zeit- und Ereignissprung in die Gegenwart mit der Darstellung seines aktuellsten Wissens: Meine leibliche Mutter ist eine Frau, *„die mich nicht richtig lieben konnte, wie sie selber gesagt hat.“* (1/30 bis 1/31) Er verstärkt und bestätigt die vorgenannte Präsentation des „weggegebenen Kindes“ durch die aktuelle Aussage seiner leiblichen Mutter und mit seiner Eigendarstellung: „Ich bin ein weggegebenes Kind, das durch die leibliche Mutter nicht geliebt werden konnte.“ Die Wahl der Textsorte Erzählung verweist auf die besondere, emotionale Bedeutung dieses Themas. Seine Gefühle hält der Biograph an dieser Stelle des Interviews noch verborgen.

Als weiteren Bestandteil der damaligen Lebens- und Familiensituation präsentiert er den leiblichen Vater als den „Gastarbeiter aus Afrika“, der auch nicht zu ihm stand. Der zweite Halbsatz zum leiblichen Vater orientiert auf die wahrscheinlich lose Paarbeziehung seiner leiblichen Eltern und auf eine vermutlich ungewollte Schwangerschaft. Der Biograph verdeutlicht gleich zu Beginn des Interviews, dass er als ein nichteheliches Kind geboren wurde, das auch von dem ausländischen Vater nicht gewollt war. Mit der Benennung „Gastarbeiter“ übernimmt der Biograph eine Formulierung der westlichen Industriestaaten, die es in der damaligen DDR nicht gab. Frauen, die nichteheliche Beziehungen zu Afrikanern eingingen, wurden in der Bevölkerung häufig als Frauen, die nicht viel taugen, stigmatisiert. Mit der Verwendung der Wortschöpfung der westlichen Industriestaaten „Gastarbeiter“ übernimmt der Biograph einen aktuellen Status und verschleiert damit seine nichteheliche, in der damaligen Gesellschaft DDR stigmatisierte Abstammung. Er verleugnet das Herkunftsland seines leiblichen Vaters (Mosambik) und verallgemeinert dies durch die Benennung des Kontinentes Afrika. Als Hypothese könnte sich eine Verletzung seiner „niedereren, stigmatisierten“ Abstammung dahinter verbergen. Benjamin versucht durch diese Selbstdarstellung, seine natürliche Herkunft aus der gesellschaftlichen Stigmatisierung heraus zu neutralisieren bzw. zu erhöhen. Der Biograph präsentiert somit beschönigend die Situation in seiner Herkunftsfamilie, aus der die Entscheidung der leiblichen Mutter folgt: *„Sie hat dann, sich irgendwann entschieden, das Kind wegzugeben, weil sie damals gesagt hat, es ist besser für mich“.* (1/42 bis 1/44) Benjamin präsentiert rational und kognitiv verallgemeinert die Tatsache, dass „das Kind“ weggegeben wurde (also nicht er selbst als Säugling). Mit dieser Formulierung bemüht er sich in der Selbstdarstellung erneut um

eine emotionale Distanzierung. Bei dem gewollten Ziel der Adoption, dass es dem Kind besser gehen soll, kann er sich als Person wieder einfügen. Der Biograph legitimiert kognitiv anerkennend die Leistung „Adoptionsfreigabe“ der leiblichen Mutter. Er präsentiert: Die leibliche Mutter hat es aus der Gesamtsumme ihrer Not getan, damit ich es besser haben soll. Er stellt seine leibliche Mutter in dieser Anfangssequenz des Interviews nicht negativ stigmatisierend als „Rabemutter“ dar, sondern präsentiert seine heutige Nachvollziehbarkeit und seine kognitive Akzeptanz der damals getroffenen Entscheidung.

Der Biograph erzählt weiter, dass er nach der Geburt im Krankenhaus war. Auch hier folgt der leise gesprochene Nachsatz, dass er nicht genau weiß, wie lange er sich dort befand. Auch die Gründe des Krankenhausaufenthaltes lässt er völlig offen. Wiederholt präsentiert er seine zeitliche Lücke zu einem bestimmten Ereignis. Die Hypothese, dass dem Biographen detaillierte Daten und Fakten zu dem Lebensabschnitt vor der Adoption fehlen, bestätigt sich hier erneut. Es scheint auch so, dass der Biograph einen entscheidenden Inhalt bewusst auslässt, weil dieser ihn selbst emotional sehr bewegt. Vielleicht will er auch die Spannung seiner Lebensdarstellung erhöhen. Fortsetzend erzählt Benjamin nun von dem Feld Adoptiveltern und dass vor seiner Aufnahme in die Familie ein leibliches Kind Maria mit einer Erbkrankheit und geringer Lebenserwartung geboren wurde. Er präsentiert auch die Aussagen seiner Adoptiveltern, dass diese Krankheit in der damaligen DDR sowohl in der Wissenschaft als auch in der Behandlung noch nicht so erforscht war und seine Adoptiveltern in der Familienplanung mehrere Kinder wollten. Er präsentiert also stark verkürzt die Tatsache des Krankenhausaufenthaltes nach der Geburt und lenkt den Fokus auf das kranke, leibliche Kind seiner (Adoptiv-) Eltern und auf die bewusste Familienplanung durch Adoption.

In den nächsten zwei Sequenzen erzählt der Biograph die Geschichte seiner Adoptiveltern im damaligen institutionellen Rahmen (Antrag stellen und warten), präsentiert seine Adoptiveltern in den beruflichen Rollen und beschreibt weitere Gründe der Adoptionsmotivation. Erst jetzt präsentiert er seine schwarze Hautfarbe. Seine Eltern werden gefragt, „*ob sie auch bereit wären, ein farbiges Kind zu adoptieren, und die wollten sogar ein farbiges Kind, unbedingt*“ (2/7 bis 2/8). Er präsentiert also einerseits seine genealogische Besonderheit der schwarzen Hautfarbe und die damit verbundene, notwendige Anfrage der Verantwortlichen. Benjamin hebt die bewusste Entscheidung seiner Adoptiveltern und deren ausdrücklichen Wunsch nach einem Kind ausländischen Ursprungs hervor. Als Hypothese scheint diese Entscheidung in der damaligen DDR auch nicht selbstverständlich gewesen zu sein. Der Biograph präsentiert verstärkend: „*Sie sind dann ins Krankenhaus und haben mich abgeholt, mit meiner Schwester auch gleich*“ (2/10 bis 2/11). Er macht ganz deutlich: Ich bin ein von der Adoptivfamilie gewolltes Kind!“ Unsicherheiten zeigt der Biograph erneut über den Ort des Krankenhausaufenthaltes, ob es Weimar oder Erfurt war. Das ist aber für ihn nicht entscheidend, sondern die vorherige Botschaft der Selbstpräsentation. Dann erzählt er kurz von der Zeit, dass er ein Jahr auf Probe war und dann die Adoption rechtlich ausgeführt wurde. Auch diese Zeitschiene stimmt mit den biographischen Daten nicht überein, da bereits nach fünf Monaten nach der Aufnahme in die Familie Herbst die Adoption rechtlich legitimiert wurde. Der Biograph widmet der Zeitabfolge weniger Bedeutung zu als den Inhalten seiner Biographie. Auf jeden Fall hebt er die bewusste Entscheidung hervor und richtet die

Botschaft an den Zuhörer: Ich bin in dieser Familie Herbst von den Eltern und der älteren Schwester gewollt. Benjamin beschreibt gleichzeitig seinen Adoptivvater in der exponierten Rolle des Pfarrers und seine Adoptivmutter in der veränderten Rolle von der Bahnangestellten zur Gemeindemitarbeiterin und argumentiert, dass beide eine starke Verbundenheit zur Kirche haben und dies Teil ihrer Prägung und Motivation für die Adoption ist.

Der Biograph erzählt fortsetzend von dem damaligen Wohnort Niederzottdorf und dass seine Eltern niemanden von den Adoptionsabsichten unterrichtet haben. Die Botschaft lautet: In einem Dorf kennt sich jeder und jeder kennt den Pfarrer und die Gemeindemitarbeiterin. Benjamin erzählt, dass seine Adoptiveltern nach der Geheimhaltung der Adoptionsabsichten den Vollzug der Aufnahme eines fremden Kindes in ihrer Familie und sozialen Lebenswelt öffentlich in der Form „bekannt gaben“, dass sie mit dem Kinderwagen durch das Dorf gingen. Er präsentiert auch die Steigerung. Meine Eltern „*sind dann einfach mit mir im Kinderwagen ... bei meinen **Großeltern** aufgeschlagen*“ (2/24 bis 2/25). Benjamin benennt diese ihm wahrscheinlich wiederholt erzählte Geschichte rückblickend in der Präsentation als „nette Anekdote“. Dem Zuhörer kommen jedoch auch Assoziationen bezüglich der damaligen Realität, dass die Adoptiveltern Herbst (Mutter war nicht schwanger) mit dem Kinderwagen bei den Großeltern nicht nur „aufschlugen“ sondern eher wie ein Blitz, wie eine Bombe, wie ein Geschenk oder wie eine Verkündigung Gottes „einschlugen“. Auf jeden Fall wird es ganz schnell jeder im Dorf und in den Nachbardörfern gewusst haben. Der Biograph stellt dar: Die Entscheidung für mich war die bewusste Entscheidung meiner Adoptiveltern und die nächsten Verwandten wurden durch die Adoptiveltern mit dieser Entscheidung unumkehrbar konfrontiert.

Die Reaktion der Großeltern deutet er mit der Formulierung „*die warn dann nahe*“ (2/25) nur an. Verschiedene Hypothesen von „nahe am verzweifeln“ bis „nahe an den Freudentränen“ sind möglich. Dies lässt der Biograph offen und lenkt auf das entscheidende Thema Leiblichkeit: „*Natürlich immer, mir war immer klar, dass ich nicht das leibliche Kind bin*“ (2/26). Sofort anschließend fasst der Biograph zusammen, dass dies nie ein Problem war, dass er von den Verwandten nie dumm angemacht oder hinterfragt wurde. Er präsentiert, dass die Nichtleiblichkeit und die schwarze Hautfarbe in der erweiterten Adoptivfamilie kein Problem darstellt, dass er durch die Verwandten nicht diskriminiert bzw. sein Status nicht hinterfragt und angezweifelt wurde. Das vorgenannte verstärkt Benjamin mit der Erzählung und seiner Wertung, dass dies eigentlich interessant ist, da sein Großvater väterlicherseits „*ein bisschen geprägt ist durch seine Jugend im zweiten Weltkrieg*“ (2/35). Dahinter könnte die Botschaft stecken, dass der Großvater durch die arisch ausgerichtete Doktrin und Ideologie des dritten Reiches nicht unkritisch gegenüber der Entscheidung Adoption eines dunkelhäutigen Kindes auftrat und vielleicht auch Vorbehalte äußerte. Benjamin benennt, dass er in den Gesprächen mit „meinen Opa“ an bestimmten Punkten diese Sozialisation wahrnimmt. Benjamin gegenüber ist der Großvater anders – und Benjamin unterstreicht dies mit einem kurzen Lachen. Benjamin erzählt fortfahrend von den häufigen und guten Kontakten zu den Großeltern mütterlicherseits. Er besucht auch alleine nach dem Kindergarten seine Großeltern. Der Biograph präsentiert seine Großeltern als „ganz normale Großeltern“, die das Enkelkind liebevoll mit Eis, Fernsehen und Schokolade verwöhnt haben. Die Botschaft dieser Selbstpräsentation lautet: Ich bin das nicht leibliche

Adoptivkind in der Familie. Trotz einiger historisch bedingter Vorbehalte beim Großvater väterlicherseits wurde ich grundsätzlich von beiden Großelternpaaren als Enkelkind und Familienmitglied akzeptiert, geliebt und verwöhnt.

Mit der Evaluation, dass das bisher Erzählte erst mal die Geschichte seiner Adoption war, leitet der Biograph einen Wechsel ein. Und zwar den Wechsel von der unbeschwertten Kindheit in einen nächsten Lebensabschnitt. Er erzählt noch einmal zusammenfassend, dass er die „*ersten fünf, vielleicht sieben oder sechseinhalb Jahre*“ (3/42) in Niedertzottdorf aufwuchs und betont, dass er diese Zeit als sehr schöne Kindheit in Erinnerung hat. Als Hypothese könnte gelten: Es war eine schöne Kindheit in meiner Adoptivfamilie, mit den häufigen Kontakten zu verwöhnenden Großeltern. Ich war sowohl in der Familie als auch im Dorf bekannt und gleichwertig akzeptiert. Der Biograph ergänzt diese Hypothese im Interview mit der Begründung, dass er im Dorf viel Bewegungsfreiheit hatte. Daraus könnte die Hypothese folgen, dass diese Bewegungsfreiheit die Freiheit des Spielens in der Natur und in den dörflichen Gegebenheiten, die Freiheit des anerkannten Kindes in der sozialen Gemeinschaft repräsentiert und dass nach dieser Freiheit später eine Zeit der „Unfreiheit“ oder eine Zeit der „Zurückgezogenheit“ folgt.

In der nächsten Sequenz berichtet der Biograph von der Geburt seiner Schwester Magdalena. „*Dann wurde 1991 noch meine kleine Schwester Magdalena geboren, die ist aber ein **leibliches Kind** meiner Adoptiveltern*“ (2/49 bis 2/50). Erneut präsentiert er das Thema Leiblichkeit. Nach der „Annahme durch die Familie und durch die dörflichen Gemeinschaft“ präsentiert der Biograph jetzt mit der Geburt eines leiblichen, nachfolgenden Kindes explizit seinen Status Adoptivkind mit der historisch tradierten Determinierung der Leiblichkeit. Der Biograph leitet sein Thema ein mit der Frage, ob es ein Kind in dem Alter überhaupt begreifen kann. Dabei lässt er offen, was das Kind begreifen sollte. Vermutlich meint er die Nichtleiblichkeit und die Adoptionsoffenbarung. „*Für mich war wegen meiner Hautfarbe klar, dass ich **nicht** das Kind meiner Eltern bin*“. (2/53 bis 2/54). Der Biograph präsentiert sein eigentliches Thema, seine doppelte Unterscheidung, einerseits durch die Nichtleiblichkeit und des Weiteren durch die schwarze Hautfarbe. Mit den einleitenden Satz präsentiert er auch seinen als Kind vollzogenen Prozess der kognitiven und emotionalen Auseinandersetzung mit diesen Themen. Gleichzeitig hebt Benjamin seine Erkenntnis als sechsjähriges Kind hervor, dass für ihn und für alle anderen seine Nichtleiblichkeit durch seine schwarze Hautfarbe erkennbar ist. Die Hypothese drängt sich auf: Die schwarze Hautfarbe ist die „Er-Kennung“ der Nichtleiblichkeit und trotz schöner Kindheit können später „Erklärungs-Zwang“ und Diskreditierungen erfolgen.

Benjamin evaluiert, dass dieses Thema „Nichtleiblichkeit“ für ihn als Kind nie ein Problem war. Er findet es auch interessant, dass er es auch nicht mehr so genau weiß, wann er „es“ (die Adoptionsrealität) erfahren hat. Er erzählt, dass er den Zeitpunkt der Adoptionsoffenbarung und der Kommunikation der Adoptionsthemen zeitlich nicht zuordnen kann. Hier sind Hypothesen von ganz seltener bis fast alltäglicher, selbstverständlicher und wiederholter Kommunikation möglich. Vielleicht wurde das Thema Adoption auch ausgespart, wegen der äußeren „Selbst-Erkennung“. Benjamin präsentiert, dass dieses Themenfeld Nichtleiblichkeit, Adoption und schwarze Hautfarbe für ihn als Kind kein Problem war („*nie irgendwie ein Problem, für mich als Kind nicht*“ (2/55)). In der Kindheit dominieren als Hypothe-

se die Liebe und Zugehörigkeit. Benjamin erzählt in diesem Zusammenhang auch von Situationen, in denen er „extrem sauer“ war auf seine Eltern und diese dann bewusst verletzte. Unter anderem mit der gezielten Verletzung „*Du bist ja gar nicht mein richtiger Vater*“ (3/5). Mit diesem Beispiel präsentiert der Biograph, dass trotz vorheriger Negierung das Thema „Nichtleiblichkeit“ später dann doch in ihm arbeitete. Seine eigene Verletzung und die Trauer lenkt der Biograph in die Verletzung auf die Liebesperson Adoptivvater um. Er testet die Belastbarkeit, die Bindungen und fordert durch Aggressivität Liebesbestätigung. Seine Aggressivität und die gezielten Verletzungen können als ein Versuch der Bewältigung seiner nicht ausgesprochenen, inneren Verletzung hypothetisch zugeordnet werden. „*Also, es gab schon, wahrscheinlich eine **Beschäftigung**, das nun einfach mit dem Thema*“ (3/6 bis 3/7). In diesem Resümee am Ende dieser Sequenz bestätigt der Biograph, dass die Themen der Nichtleiblichkeit, der schwarzen Hautfarbe, der Zugehörigkeit, der beginnenden Neugier etc. ihn emotional doch als Kind beschäftigten. Die Selbstdarstellung könnte lauten: Als zweites Kind in der Geschwisterfolge einer leiblichen älteren und leiblichen jüngeren Tochter meiner Adoptiveltern habe ich mich trotz Liebe und Zugehörigkeit zur Familie mit dem Thema Leiblichkeit auseinandergesetzt und in meiner Wut und Verletzung auch aggressiv und verletzend meinen Adoptivvater provoziert .

In der folgenden Sequenz erzählt der Biograph von der Veränderung. Die Kindergartenzeit verlebte er in der vertrauten Umgebung Niedertzottdorf. Nach der Geburt von Magdalena zog die Familie dann in die Kleinstadt Weimar und der Biograph wird eingeschult. Benjamin evaluiert die damalige Veränderung mit dem zusammenfassenden Satz, dass sich im Dorf ja alle kennen und in der Stadt ist das schon immer anders gewesen. Die Hypothese ist zulässig, dass in der Vertrautheit des Dorfes alles bekannt und geklärt ist und mit der Veränderung des Umzuges seine „Er-Kennbarkeit“ mit der schwarzen Hautfarbe in den Vordergrund rückt. Benjamin erzählt von der schönen und harmonischen Grundschulzeit in Weimar aber auch von den beginnenden Fragen nach seinem Status und wo er herkommt. Sein Aussehen und sein Status war im Kindergarten überhaupt nicht wichtig, es war bekannt und ausdiskutiert. Mit dem Ortswechsel vom Dorf in die Kleinstadt, vom dörflichen Kindergarten in die Schulformen der Kleinstadt wirken die tradierten Vorurteile und die Neugier der Menschen und beenden die bisherige Selbstverständlichkeit und Unantastbarkeit seines Status Adoptivkind. Der Biograph präsentiert, dass sich durch den Ortswechsel vom Dorf in die Kleinstadt sein bisher geschütztes Leben verändert und sein selbstverständlicher Status und seine schwarze Hautfarbe wiederholt angefragt werden. Den nun notwendigen „Erklärungszwang“ begegnet der Biograph unter anderem auch mit Phantasiegeschichten: „*Ja, und ich hab das immer **erklärt**, hab mir auch manchmal glaub ich Geschichten ausgedacht, wenn ich irgendjemand beeindrucken wollte ... und hab mir auch selber überlegt, was ist, wenn mein Vater jetzt **König** ist.*“ (3/23 bis 3/28). Der Biograph stellt in der Selbstpräsentation die Veränderung vom Dorf zur Kleinstadt dar. „Ich habe die Fragen beantwortet oder als weitere Form mich wichtig, interessant dargestellt“.

Benjamin erzählt weiter, dass er in der vierten Klasse (Ende der Grundschulzeit) sich seiner selbst mehr bewusst wird. Er begründet dieses stärker werdende Selbst mit seiner Entscheidung, nicht auf eine bestimmte Schule (Realschule) gehen zu wollen. „*Das war damals so mein Hass, äh Symbol, weil ich der Überzeugung war,*

dass da nur Rechte sind.“ (3/18 bis 3/20) Hier präsentiert der Biograph die gesellschaftliche Realität des rechtsorientierten Gedankenguts in einigen Köpfen – und das bereits in der Schule. Als Hypothese ist möglich, dass dieser vom Biographen gezielt gewollte Besuch des Gymnasiums mit der zunehmenden Diffamierung seiner schwarzen Hautfarbe zusammenhängt. Im Gegensatz zur Schule mit den Rechten symbolisiert das Gymnasium grundsätzlich humanistische Haltungen und Pluralität. Offen bleibt an dieser Stelle, ob die Leistungen des Biographen für den reibungslosen Wechsel von der Grundschule auf das Gymnasium ausreichen. Hier präsentiert Benjamin das Thema der zunehmenden Diffamierung seiner schwarzen Hautfarbe. Mit dem Besuch des Gymnasiums wollte er und vermutlich auch seine Adoptiveltern stärkere Anfeindungen von Anfang an aus dem Wege gehen. Die Selbstpräsentation lautet: In der Grundschule erlebe ich bereits externe Angriffe wegen meiner schwarzen Hautfarbe. Diese Provokationen kamen von Realschülern. Deshalb wollte ich gezielt auf das Gymnasium.

In der nächsten Sequenz evaluiert und beschreibt Benjamin, dass „meine Eltern“ mir das erzählt haben, was sie selbst wussten. Er präsentiert als Adoptierter seine Adoptiveltern in der Rolle und Selbstverständlichkeit der Eltern. Er stellt sich als adoptiertes Kind dar, der von seinen Eltern die Informationen über seinen genealogischen Ursprung erhält, nämlich *„genau erzählt, ich wusste halt, relativ was sie wussten“* (3/29 bis 3/30). Die Hypothese drängt sich auf, dass die Adoptiveltern wahrscheinlich nur wenige Informationen hatten. Benjamin wiederholt seine Phantasien zum leiblichen Vater: Er stellt sich diesen als „König von Afrika“ und sich selbst als „Königssohn“ vor. Das lässt die Hypothese zu, dass es zum leiblichen Vater gar keine Informationen gab. Benjamin stilisiert den unbekanntem Vater aus Afrika für sich zum König und füllt die Informationslücke mit positiven Phantasien. Er macht den unbekanntem Vater für sich und für andere interessant und „exotisch“. Gleichzeitig erhöht er für sich selbst den Status der „Nichtleiblichkeit“. Diese Phantasien bilden ein Gleichgewicht zu den notwendigen Erklärungen und den ihn im Alltag begegnenden Diffamierungen bezüglich seiner schwarzen Hautfarbe. In der gleichen Sequenz beschreibt der Biograph, dass er nicht mehr weiß, wie er sich als Kind seine Mutter vorgestellt hat. Er präsentiert hier seine Verdrängung des Themas leibliche Mutter. Daraus ergibt sich die Hypothese, dass in den Informationen seiner Adoptiveltern vermutlich auch ein Negativanteil stecken könnte. Auch die weitere Hypothese ist zulässig, dass beim Schulkind Benjamin die tradierten anthropologischen und gesellschaftlichen Werte wirken (Eine Mutter gibt ihr Kind nicht weg!). Benjamin präsentiert sich weiterhin als Adoptierter, der sich nach der Verdrängung der Kindheit erst *„später ranwagt, so mit vielleicht dreizehn, vierzehn“* (3/35). In der Pubertätszeit formuliert Benjamin erstmals seine Fragen, wie kann eine Mutter ein Kind weggeben und wie war das bei mir. Mit der Textsorte der Beschreibung präsentiert Benjamin seine damalige Verletzung des „weggegebenen Kindes“, seine damalige Vorstellung, *„dass meine Mutter eher die Böse ist“* (3/43) und dass er Vorwürfe und Wut auf die leibliche Mutter hatte. Mit der Textsorte der Beschreibung komprimiert Benjamin seine Verletzung in die Kindheitsvorstellung „böse, leibliche Mutter“. Im Gegensatz zu der einleitend rationalen Darstellung der Gründe der Adoptionsfreigabe seiner leiblichen Mutter präsentiert der Biograph jetzt auch seine emotionalen Anteile als Kind und Pubertätlicher. Mit anderen Worten: Der Biograph beschreibt an dieser Stelle der Selbstdarstellung die Unterscheidung der

verschiedenen Elternrollen: „Meine Eltern“ sind meine Adoptiveltern. Als Kind hatte ich wenig Ursprungswissen aber viele Phantasien. Mein leiblicher Vater war in diesen Phantasien ein „König von Afrika“ und ich sein Königssohn. Über meine leibliche Mutter wollte und konnte ich erst gar nicht nachdenken. In meiner Pubertät war sie die „Böse“, die das Kind weggibt.

Der Biograph beschreibt in den nächsten Sequenzen, dass in der Zeit der Pubertät sein Verhältnis zu „seinen Eltern“ angespannt war. Er präsentiert seinen Identitätsbedarf und seine Wut auf die leibliche Mutter. „*Trotzdem habe ich mit **meinem Vater** zum Beispiel immer **viel** darüber **gesprachen**.*“ (3/49 bis 3/50) Gleichzeitig argumentiert Benjamin, dass seine Adoptivmutter (mit heutigem Abstand betrachtet) sich aus diesen Gesprächen manchmal schnell zurückzog. Es ist auch die Hypothese zulässig, dass neben den typischen Konflikten der Pubertät zwischen Eltern und Kind ein zusätzlicher Konflikt aus der geäußerten Wut und den Zorn des Biographen auf seine leibliche Mutter entstand. Dieser Zorn und die Ablehnung wird im Widerspruch zu den christlichen Werten seiner Adoptiveltern gestanden haben. Der Biograph könnte in der Zeit der Pubertät über den „Rückzug“ der Adoptivmutter zusätzlich frustriert gewesen sein.

Benjamin erzählt weiter über die Identitätsauseinandersetzung der Pubertät und dass viele solcher Gespräche stattfanden, ohne auf den Inhalt und den Verlauf einzugehen. Der Biograph lenkt erneut mit der Textsorte der Erzählung und Evaluation den Fokus auf seine damaligen Gefühle, auf die Konfrontation seiner Adoptiveltern mit diesen Gefühlen und die Bedeutsamkeit dieser Gespräche für die eigene Bewältigung. Die Selbstpräsentation lautet: In der Pubertätszeit wollte ich mit meinen Eltern über alles wiederholt diskutieren. Das Verhältnis zu meinen Eltern war angespannt. Der Hauptkommunikationspartner war in dieser Zeit mein Vater, da sich meine Mutter oft schnell zurückzog. Damals war ich auch darüber sauer. Im Rückblick verstehe ich das heute besser.

In der nachfolgenden Erzählung und der Evaluation präsentiert Benjamin seine Entwicklung von der emotionalen Identitätsauseinandersetzung der Pubertätszeit in die Stufe der kognitiven Neugier. Er erzählt, dass er zwischen dem sechzehnten und achtzehnten Lebensjahr anfang, sich wirklich dafür zu interessieren, wer seine leibliche Mutter ist und was nach der Geburt passierte. Der Biograph benennt explizit, dass dieser Identitätsbedarf ab dieser Zeit ein Thema für ihn war. Benjamin sucht zuerst die Kommunikation mit Freunden. Diese Neugier ist für Benjamin nicht ständig präsent, sondern entwickelt sich in kleinen Schritten. Als weitere Bewältigungsstrategie kommuniziert der Biograph mit seinem Adoptivvater: „*Hab ich halt irgendwann beschlossen oder sogar mein Papa hat mir den Tipp gegeben.*“ (4/16 bis 4/17) Der noch unvollendeten Satz könnte als Hypothese mit „auf aktive Suche zu gehen“ vervollständigt werden. Der Biograph präsentiert also die Phasen der vorangestellten Kommunikation mit Freunden und anschließend die Auseinandersetzung und die „Erlaubnis“ des Adoptivvaters für die aktive Suche. Als ersten Schritt der Suche informiert sich Benjamin während des Zivildienstes im Internet. Der Biograph benennt deutlich zwei Bestandteile dieser Internet-Suche. Zum einen haben ihn die Foren nicht interessiert und auch keine weiteren Anregungen gegeben. Zum anderen findet er im Netz eine für ihn zusätzliche Motivation, „*dass man als Adoptivkind auch das **Recht haben muss**, seine Mutter zu finden*“ (4/20 bis 4/21). Als Hypothese dieser Botschaft ist möglich, dass sich aus seinem Recht (der

Neugier) für ihn auch die Pflicht der leiblichen Mutter (auf Aufklärung) ergibt. Auch in dieser Aussage verstecken sich neben der berechtigten Ursprungsneugier als Hypothese auch seine Verletzung und seine Wut auf die leibliche Mutter.

In der nächsten Sequenz wiederholt Benjamin die fortlaufende Kommunikation mit seinem Vater und dessen Tipp, sich an die Adoptionsvermittlungsstelle zu wenden. Der Biograph erzählt, dass er sich selbst für diese aktive Suche „einen Ruck“ geben musste. Woraus dieser Widerstand resultiert, das lässt Benjamin noch offen. Der Biograph lenkt den Fokus auf die Tatsache, dass dieser Prozess für ihn sehr spannend und auch mit Erwartungen und Ängsten verbunden war. Diese Evaluation leitet die Erzählung ein, dass es für die Adoptiveltern „spannend“ war, wie er in dieser aktiven Suche reagieren wird. Als Hypothese verweist diese Botschaft auf seine vergangenen Aggressionen und die Wut in der Pubertätszeit. Im gleichen Zusammenhang betont der Biograph, dass das Suchen für ihn selber „*nicht so eine wichtige Rolle*“ (4/33) gespielt hat. Durch diese Negation erreicht er das Gegenteil. Benjamin bestätigt eher die hohe eigene Bedeutsamkeit der Suche. Anschließend erzählt der Biograph erstmals von dem wichtigen Detail, dass es auch damals „Gerüchte“ gab. Damit erhöht die Spannung der fortführenden Erzählung. Trotz Schweigepflicht der Krankenschwestern gab es viele „Gerüchte und Gelabere“ während seines Krankenhausaufenthaltes vor seiner Adoption. Er präsentiert das im Interview ganz leise ausgesprochene Gerücht „verhungertes Kind“. Der Fokus liegt auch auf der Botschaft, „*man hat den Eltern irgendwie nicht erzählt, was eigentlich los war.*“ (4/38 bis 4/39) An dieser Stelle des Interviews präsentiert der Biograph erstmals offen die Gerüchte und die scheinbar geringen Informationen seiner Adoptiveltern. Als Hypothesen kann er in seiner Kindheit diese zusätzliche Verletzung „verhungertes und vernachlässigtes Kind“ nicht zulassen und verdrängt. Als Pubertierender bilden die Gerüchte vermutlich die Quelle seines Zorns und der Wut auf seine leibliche Mutter. Mit der Aussage, „*da haben sich so manche Gerüchte so eingeschleift*“ (4/40 bis 4/41) stellt er die Dynamik der Gerüchte dar. Er selbst wird diese Gerüchte oder Teile davon von seinen Adoptiveltern erfahren haben. Gleichzeitig präsentiert Benjamin den Sprung in die Gegenwart und seine aktuelle Erkenntnis: „*Und die wurden dann teilweise widerlegt ... von daher spielt das schon ne Rolle, aber nicht so, nicht so, nicht so emotional für mich halt.*“ (4/41 bis 4/43) Mit der Negation seiner emotionalen Anteile bestätigt der Biograph erneut die hohe emotionale Bedeutsamkeit der Themen leibliche Mutter und aktive Suche nach dieser. In der Selbstpräsentation stellt er dar: Als junger Erwachsener folge ich jetzt dem Rat des Adoptivvaters und wende mich an die Adoptionsvermittlungsstelle. Das fällt mir schwer, weil meine Eltern und ich wenig über die leibliche Mutter wussten. Aus der Klinik gab es das Gerücht, dass ich ein vernachlässigtes und verhungertes Kind war. Das hat mich als Kind sehr verletzt. Als Erwachsener fällt es mir mit diesem Gerücht schwer, auf aktive Suche zu gehen.

In der nachfolgenden Erzählung präsentiert Benjamin verkürzt den Weg (Briefwechsel) und dann sofort das Ergebnis „das Treffen“. Die Zeitschiene dieses längeren Prozesses und Details zu den Inhalten lässt er völlig weg. Dagegen evaluiert der Biograph gleich zum Treffen, „*ja, das war für mich eigentlich, ähm, sehr wichtig, aber wirklich sehr wichtig*“ (4/44 bis 4/45) und begründet dies länger einleitend und wiederum erst allgemein gehalten mit seinen jahrelangen Wahrnehmungen und der Erkenntnis, dass er in Bezug zu seinen Geschwistern und der ganzen Familie Herbst

abweichende Charakterzüge hat. Er setzt diesen Gedanken mit der ihn schon immer beschäftigten Frage fort, ob für diesen abweichenden Charakter die Erziehung oder die Vererbung die entscheidende Rolle spielt und dass ihn diese Themen auch im Studium interessieren. Ohne seinen eigentlichen, abweichenden Charakter zu benennen, präsentiert Benjamin die Metaebene der biologischen Vererbung versus der Erziehung und der sozialen Einflüsse. Abschließend zu dieser Sequenz evaluiert Benjamin, dass es für ihn total interessant war, sich mit seiner leiblichen Mutter zu unterhalten und ein paar Übereinstimmungen im Charakter und Verhalten zu entdecken, „**die einfach ähnlich sind**“ (5/5). All das klingt so, dass er mit der Betonung der biologistischen Haltung bei sich selbst etwas „entschuldigt“, nach Argumenten sucht und froh ist, diese bei der leiblichen Mutter als „geerbte Ähnlichkeit“ zu entdecken. Es kann auch ein Hinweis sein, dass er keine körperlichen Ähnlichkeiten feststellt und wenigstens Verhaltensähnlichkeiten sucht. Auch die Hypothese ist möglich, dass seine, erst als Überschrift dargestellte „Charakterunterscheidung“ zur Adoptivfamilie Herbst auch Bestandteil der vorher im Interview benannten Probleme der Pubertätszeit war. Der Biograph Benjamin präsentiert: Das Thema der geerbten Anlagen oder der sozialen Einflüsse hat mich schon immer interessiert. Das Treffen mit meiner leiblichen Mutter war für mich sehr wichtig. Ich habe Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten im Verhalten entdeckt und das ist für mich bedeutsam.

In der nächsten Sequenz argumentiert der Biograph erneut, dass es ihn bereits ab vierzehn beschäftigt hat, inwiefern er durch andere biologische Eltern anders ist und wie sich bestimmte Anlagen bei ihm auswirken, zum Beispiel bei den schulischen Leistungen. Benjamin beschreibt, dass er sich immer von der großen Schwester unterschieden habe. Diese sei zwar auch kein Genie, habe aber vorgelegt. Der Biograph beschreibt, dass er viel fauler als seine Schwester und dies ein „extremes Thema“ für die Adoptiveltern war. In dieser Aussage bestätigt sich das vorgenannte, vermutete Konfliktthema der Pubertät. Es verschmelzen auch die Themen schulische Leistungsgrenzen und Ablehnung einer bestimmten Schule wegen der vermuteten Diffamierung seiner schwarzen Hautfarbe. Wenn Benjamin die Leistungen auf dem Gymnasium nicht erfüllt, steht der notwendige Schulwechsel an. Und diese zusätzliche Belastung scheint auch für die Adoptiveltern ein Problem gewesen zu sein. Der Biograph präsentiert jedoch explizit seine Faulheit als das eigentliche Thema. Die Reduktion der Schul-Faulheit auf die biologische Ebene der Anlagen kommt ihm als Entschuldigung und heilsame Erklärung für den Selbstwert entgegen. Vielleicht wollte Benjamin auch seinen Adoptiveltern mit guten Leistungen „gefallen“, sich dankbar zeigen oder im Umkehrfall mit dem Widerstand gegen den Fleiß seine Unterscheidung in der Bewegung der noch „ursprungsoffenen Identitätssuche“ untermauern. Auch ist die Hypothese erlaubt, dass er als Adoptierter mit seiner reduzierten Leistungsbereitschaft die Zugehörigkeit, das Aushalten von Krisen, die Liebe der Adoptiveltern und die Zuwendung in dieser Konfrontation mit den Adoptiveltern provoziert. In dieser Sequenz findet sich als Hypothese ein weiterer Hinweis für seine vorher benannte Enttäuschung des Rückzuges der Adoptivmutter. Der Biograph präsentiert deutlich: Ich Benjamin bin auch in den schulischen Leistungen anders als meine große Schwester. Meine Faulheit war ein Teil des Konfliktes mit meinen Adoptiveltern. Für meine Faulheit muss es eine biologische Erklärung geben und dies beschäftigt mich seit meinem vierzehnten Lebensjahr.

Benjamin beschreibt weiter, dass seine kleine Schwester (so wie er) auch nicht ordentlich, dagegen in ihrer Leistungsbereitschaft konstant ist und in den schulischen Leistungen der großen Schwester ähnelt. Mit dieser Evaluation verstärkt Benjamin seine These der biologischen Anlagen und seine „Unterscheidung durch die Nicht-Leiblichkeit“. Gleichzeitig beschreibt er erneut, dass das Treffen mit seiner leiblichen Mutter für ihn wichtig war. Der Biograph präsentiert jetzt einen anderen Blickwinkel, nämlich seine Neugier auf die „Person leibliche Mutter“. Mit der Wahl der Textsorte Beschreibung versucht er, das Thema leibliche Mutter sowie seine Neugier auf rein kognitiver Ebene zu präsentieren und seine Emotionen zu verbergen. Die Hypothese ist zulässig, dass er sein Phantasiebild durch ein Realitätsbild ersetzen möchte. Benjamin beschreibt weiter, dass er selbst und unmittelbar wahrnehmen wollte, wie seine leibliche Mutter auf seine Frage reagiert: *„Warum du mich weggegeben hast, das war, so der Schlüssel denk ich, inhaltlich jedenfalls, also so mein Thema.“* (5/26 bis 5/27) Der Biograph präsentiert mit dieser Frage an dieser Stelle des Interviews seine Schlüsselfrage, sein Thema als Adoptierter, nämlich das „Warum“. Dieses „Schlüssel-Thema“ repräsentiert als Hypothese sowohl die fehlenden Informationen der Kindheit aber vor allem seine Grundverletzung „weggegebenes Kind“ und den Bedarf, die Gerüchte zu klären. Das sind die hoch emotionalen Themen. Dagegen beschreibt Benjamin, dass dies „*inhaltlich*“ sein Thema ist. In der Selbstpräsentation vermeidet und „verkleidet“ der Biograph das emotionale Thema des „weggegeben Kindes“. Er stellt sich so dar: Ich war (ab dem 20. Lebensjahr) neugierig auf meine leibliche Mutter. Ich wollte sehen, ob wir uns ähnlich sind. Und ich wollte ihr die „Warum-Frage“ stellen und sehen, wie sie darauf reagiert.

In der folgenden Sequenz beschreibt der Biograph seine Erkenntnis: Es wird ihm im Nachhinein bewusst, dass er auch Erwartungen und Enttäuschungen hatte. Auch diese Erwartungen und Enttäuschungen benennt Benjamin nur als Überschrift. Das heißt, er vermeidet die Darlegung seiner Emotionen. Benjamin argumentiert, *„dass bestimmte Dinge völlig irrwitzig sind, weil man halt die, **die Person gar nicht kennt, gar nicht einschätzen kann.**“* (5/30 bis 5/32) Der Biograph beschreibt, dass er Phantasien und auch Wünsche bezüglich der leiblichen Mutter hatte. In dieser Botschaft stecken erneut die Informationslücken und Gerüchte zur leiblichen Mutter, die nicht benannte emotionale Wirkung und sein Versuch, diese Lücken mit Phantasien und Wünsche in den jeweiligen Entwicklungsaltersstufen zu füllen. „Irrwitzig“ könnte auch heißen, dass diese Phantasien und Wünsche sowohl Positiv- als auch Negativpole ausgelöst haben. Weiterhin könnte „irrwitzig“ ein Hinweis auf die Eigendynamik der Gerüchte sein, die sich nach der Direktbegegnung und Auseinandersetzung mit den Gründen der Adoptionsfreigabe der Mutter auflösen. Auch die Kindheitszuschreibungen „böse leibliche Mutter“ und „Vater ist König in Afrika“ werden nach der Direktbegegnung mit der leiblichen Mutter entzaubert. Der Biograph präsentiert: In meiner Kindheit und Jugend habe ich Phantasien und Wünsche zur leiblichen Mutter, nach der Direktbegegnung mit ihr mehr Klarheit aber auch einige Enttäuschungen. Die leibliche Mutter ist mir als Person fremd und ich kann vieles nicht einschätzen.

Benjamin beschreibt und argumentiert auf der Metaebene am Ende des Hauptteils eine rückblickende Haltung und Deutung. Er benennt, dass er in der Pubertät Probleme entwickelt, Beziehungen aufzubauen. Benjamin argumentiert, dass andere

Adoptierte zu einer gleichen Erkenntnis gelangten und dies somit ein adoptionsspezifisches Thema sei. Weiterhin findet er im Studium und speziell in der Psychologie dazu die entsprechenden Erkenntnisse. An die Adresse des Adoptionsvermittlers als Interviewer sendet der Biograph den Appell, dass diese Erkenntnis Adoptiveltern vermittelt werden sollte. *„Na ja, das ist natürlich **auch** wiederum geprägt von meiner Einstellung dazu, dass ich schon denke, dass so ein Verlust auf jeden Fall irgendwie Konsequenzen hat.“* (5/48 bis 5/50). Der Biograph präsentiert sich als Adoptierter, der eine mit der Psychologie begründbare Haltung zum frühen Mutterverlust und seine daraus resultierende erschwerte Bindungsbereitschaft der Pubertät begründet. Ergänzend argumentiert er mit gleichen Erfahrungen anderer Adoptierter. Dies wäre dann sozusagen der empirische Beweis für seine Hypothese. Nach meiner Auffassung lenkt der Biograph mit dieser Präsentation jetzt am Ende des Interviews auch von sich selbst ab. Mit dieser Reduktion auf die Adoption als Grund für eine Bindungsstörung in der Pubertät lässt er den am Anfang angedeuteten „Eigen-Anteil“ aus. Hier präsentiert er nämlich, dass er sich mit dem Wechsel auf das Gymnasium zuerst selbst mehr an den Jugendlichen der „Randgruppe“ orientiert, bevor er sich der „Gruppe der Coolen“ anschloss. Hier vermute ich seine eigene Zurückhaltung und eine „Test- bzw. Orientierungsphase“, die aus der Grundschulzeit und den ersten, negativen Erfahrungen wegen seiner „schwarze Hautfarbe“ resultiert. Die verallgemeinerte Botschaft an die Adresse des Adoptionsvermittlers und künftiger Adoptiveltern, dass diese auf die Entwicklung der Kinder achten sollen, könnte im Umkehrschluss auch interpretiert werden: Trotz häufiger Kommunikation mit meinem Adoptivvater kamen in der Pubertät emotionale Themen zu kurz. Meine Adoptivmutter hat mir als Kommunikationspartnerin gefehlt.

Zusammenfassend kann ich konstatieren: Der Biograph präsentiert nach anfänglicher Verunsicherung und wiederholter Nachfrage seine Adoptions- und Familiengeschichte geordnet und in aufbauenden Sequenzen. Unmittelbar mit dem Geburtsdatum beginnt er sein Leben mit der Darstellung „Ich bin ein ab- und weggegebenes Kind“. Dabei präsentiert er rational distanziert die ihn jetzt bekannten Gründe der Adoptionsfreigabe, die Nachvollziehbarkeit und seine kognitive Akzeptanz zu der damals getroffenen Entscheidung. Im Fokus der ersten Sequenzen stehen die Darstellungen „Meine Mutter konnte mich nicht lieben“ und „Mein leiblicher Vater stand auch nicht zu mir“.

Der Biograph benennt einleitend den Fakt, dass er als Säugling im Krankenhaus war. Nachfolgend erzählt er von seinen Adoptiveltern, dem älteren, leiblichen Kind und der bewussten Familienplanung durch Adoption. Danach präsentiert er: „Ich bin ein Kind mit schwarzer Hautfarbe und von meiner Adoptivfamilie bewusst gewollt und erwünscht.“ Er erzählt weiter von der anfänglichen Geheimhaltung der Adoptionsabsichten „seiner Eltern“, von der anschließenden öffentlichen Bekanntgabe im Dorf und von der Konfrontation der Großeltern mit der Realität Adoption eines Kindes mit schwarzer Hautfarbe. Dabei richtet sich die Präsentation auf die Fakten: Alle im Dorf wussten ab diesem Zeitpunkt von der Adoption. Ich bin von den Großeltern anerkannt, akzeptiert und als Enkelkind geliebt. Ich hatte eine unbeschwerte, schöne Kindheit in der dörflichen Gemeinschaft und in meiner Familie. Mein Status aus „Nichtleiblichkeit“ mit erkennbarer schwarzer Hautfarbe wurde in meiner Kindheit nie hinterfragt oder angegriffen. Die Themen „Nichtleiblichkeit“

und „schwarze Hautfarbe“ haben mich trotzdem als Kind emotional beschäftigt. In meiner Wut habe ich auch den (Adoptiv-) Vater mit dem Vorwurf „nicht richtiger Vater“ verletzt.

In den folgenden Sequenzen erzählt der Biograph von den eingetretenen Veränderungen. Mit dem Umzug vom Dorf in die Kleinstadt ergeben sich für ihn neue Anforderungen. Er präsentiert, dass er bereits in der Grundschule sich und seinen Status ständig legitimieren muss und symbolisiert die zunehmende Diskreditierung mit den „Rechten“ aus der Realschule. Die Selbstpräsentation lautet: Ich hatte eine schöne, unbeschwerte Kindheit im Dorf. Alle kannten und akzeptierten mich mit meiner schwarzen Hautfarbe und als zugehöriges Familienmitglied meiner Familie. Mit dem Umzug in die Stadt veränderte sich das. Ich wollte nach der Grundschule gezielt auf das Gymnasium wechseln, um nicht ständig mit diesen Angriffen konfrontiert zu werden.

Fortführend stellt Benjamin dar, dass „meine Eltern“ und ich sehr wenig über den natürlichen Ursprung wussten. Auf Grund des fehlenden Ursprungswissens entwickelt Benjamin in der Schulzeit Phantasien bezüglich des leiblichen Vaters vom „König von Afrika“. Das Thema leibliche Mutter verdrängt er im Vorschul- und Schulalter und entwickelt später die Vorstellungen von „der Bösen“. Im Unterschied zur kognitiven Präsentation der Themen Adoptionsfeigabe und leibliche Mutter in der Intervieweinleitung präsentiert der Biograph das Thema „leibliche Mutter“ im Verlaufe des Interviews auch mit den emotionalen Anteilen seiner Kindheit und Jugend: Ich hatte wenig Wissen über meine leiblichen Eltern. Mein Status wurde wiederholt hinterfragt und ich musste mich ständig erklären. Für die anderen und für mich selbst entwickelte ich bezüglich meines leiblichen Vaters positive Phantasien. Damit konnte ich mich exotisch und wichtig machen. Auf meine Mutter, die mich weggeben hat, war ich wütend. Sie war für mich „die Böse“.

Der Biograph erzählt in weiteren Sequenzen des Hauptteils, dass es zwischen ihm und „seinen Eltern“ in der Pubertät viele Spannungen gab und dass er trotzdem mit „seinem Vater“ viel kommunizierte. Er präsentiert neben der Hauptkommunikationsperson „Vater“ auch die Gründe der Pubertätskonflikte, nämlich seine Faulheit in der Schule und vor allem seine Wut und die Konfrontation der Adoptiveltern mit seinem Zorn auf die leibliche Mutter. Der Biograph stellt sich als ein Adoptierter dar, der sein Unterscheidungsmerkmal „Faulheit in der Schule“ im Vergleich mit den beiden leiblichen Kindern seiner Adoptiveltern vordergründig mit dem Thema genetischer Veranlagung verbindet, entschuldigt und nach theoretischen Begründungen sucht. Das Thema der Nichtleiblichkeit aus der Kindheit verbindet sich in der Pubertät mit dem Thema Schule. In der Identitätsauseinandersetzung der Pubertät konfrontiert Benjamin seine Adoptiveltern mit seiner Verletzung des abgegebenen Adoptivkindes und mit seiner Wut auf die leibliche Mutter. Die Selbstdarstellung heißt: Mit dem Thema „Leiblichkeit“ habe ich mich weiter auseinandergesetzt. Ich war in der Schule fauler und schlechter als meine Schwestern und habe nach Erklärungen gesucht. In der Pubertät war ich sehr wütend auf meine leibliche Mutter. Mit dieser Wut habe ich meine Adoptiveltern konfrontiert. Mein (Adoptiv-) Vater hat trotz aller Spannungen und Konflikte mit mir über alles kommuniziert.

Die Entwicklung seiner genealogischen Neugier präsentiert der Biograph fortführend mit der Textsorte Erzählung. Die besondere Bedeutung und die emotionale Nähe zu den verschiedenen Themen werden in der Selbstdarstellung (trotz und

manchmal auch gerade wegen der verbalen Negation) deutlich. Der Adoptivvater rät Benjamin, sich aktiv auf Suche zu begeben. Ab dem achtzehnten Lebensjahr recherchiert Benjamin zuerst im Internet. Danach wendet er sich direkt an die Adoptionsvermittlungsstelle. Aus der Internetrecherche evaluiert und präsentiert Benjamin seine Haltung: Ich habe das Recht auf Ursprungswissen und meine leibliche Mutter hat die Pflicht, mir Informationen zu geben. Auch in dieser Selbstpräsentation „versteckt“ er eine Frustration. In den Erzählungen zur Identitätssuche steigert Benjamin die Spannung und offenbart abrupt und erstmalig das bisher zurückgehaltene Thema „Gerüchte aus dem Krankenhaus“ (verhungertes und vernachlässigtes Kind). Als Hypothese verletzen ihn bereits als Kind diese Gerüchte zusätzlich zu den Themen „Nichtleiblichkeit“, „weggegebenes Kind“ und verstärken im Kontext mit dem geringen Ursprungswissen seine Wut auf die leibliche Mutter. Fortführend „blockieren“ diese Gerüchte anfangs auch seine aktive Suche. Wie im tatsächlichen Verlauf seines Lebens präsentiert Benjamin in der Selbstdarstellung die versteckte Dynamik der Gerüchte. Diese sind mit dem Thema „leibliche Mutter“ für ihn so emotional, dass er diese Themen verdrängt, zurückhält, selbst tabuisiert und dann „platzen“ die Themen doch heraus.

Der Biograph erzählt abschließend von dem Treffen mit seiner leiblichen Mutter, benennt die hohe eigene Bedeutsamkeit und dass sich die Gerüchte nicht bestätigt haben. Er präsentiert: Für mich war es sehr wichtig, meine leibliche Mutter zu treffen und mit meinem Lebens-Thema „Warum hast du mich weggegeben“ zu konfrontieren. Ich wollte meine Fragen ihr selber stellen und sie dabei beobachten. Ich musste auch die Gerüchte überprüfen. Ich war auch neugierig auf die „Person leibliche Mutter“, auf ihr Aussehen und auf charakterliche Ähnlichkeiten. Mir war es wichtig, dass sie meine Fragen zum leiblichen Vater beantwortet. In der Kindheit hatte ich Phantasien und Wünsche zur leiblichen Mutter. Jetzt nach der Direktbegegnung habe ich mehr Klarheit, aber auch Enttäuschungen. Meine leibliche Mutter ist mir fremd.

7.4.3 Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben) Benjamin Herbst

7.4.3.1 Einleitung

Der Geburtsname des Biographen lautet Martin Meier (Phantasienamen). Mit der Adoption erhält der Biograph als Rechtsfolge den Familiennamen der Adoptivfamilie (Herbst) und auch den anderen Vornamen Benjamin (beides Phantasienamen). Eine Vornamensänderung zum Schutz des Kindes war in der DDR-Adoption nicht unüblich. Ein Wiedererkennen der Kinder sollte damit vermindert und der Vornamenswunsch der Adoptiveltern konnte respektiert werden. Benjamin Herbst ist das Kind einer deutschen Mutter und eines Vaters aus Mosambik. Benjamin verallgemeinert im Interview die Herkunft des leiblichen Vaters mit der Benennung des Kontinentes Afrika. Er selbst bezeichnet sich als „farbiges Kind“. Der Biograph kommt also im Lebensalter von sechs Monaten zu den Adoptiveltern, die bereits eine dreijährige, gemeinsame Tochter haben. Die Familie Herbst zieht vom Dorf in die Kleinstadt Weimar. Das zweite leibliche Kind Magdalena wird geboren. Benja-

min ist zu diesem Zeitpunkt sechs Jahre alt. Aus diesen Gegebenheiten benennt der Biograph seine subjektiv erlebten, bedeutsamen Themen. Im Hauptteil des Interviews deutet der Biograph seine emotionale Beteiligung zu bestimmten Themen nur an oder negiert diese. Im Nachfrageteil erzählt er dann auf Anfrage von seinem Erleben und seinen Gefühlen. Benjamin reflektiert seine subjektiven Erfahrungen zu seinen Themen „**Adoptivkind mit schwarzer Hautfarbe**“, „**schöne Kindheit im Dorf**“, „**Umzug in die Kleinstadt**“, „**Adoptiveltern**“, „**Ursprungsneugier und die leibliche Mutter**“ und „**leiblicher Vater**“.

7.4.3.2 Benjamin Herbst, Adoptivkind mit schwarzer Hautfarbe

Benjamin erzählt im Interview, dass seine Eltern ein „*farbiges Kind*“ (2/7) „*sogar und unbedingt*“ (2/8) wollten. Diese Botschaft der Eltern „Du bist mit deiner schwarzen Hautfarbe von uns bewusst gewollt und gehörst zu uns“ wird das Kind Benjamin als wohltuend und bedeutsam erlebt haben. Mit Bezug auf sein Lebensalter der Aufnahme in die Familie Herbst (sechste Lebensmonat) kann von einem gefestigten Bindungsaufbau und Bindungserleben ausgegangen werden. Durch das drei Jahre ältere, leibliche Kind der Adoptiveltern erlebt Benjamin sein Unterscheidungsmerkmal „schwarze Hautfarbe“ selbst sehr früh und wahrscheinlich vor der Statusoffenbarung „Adoptivkind“.

*natürlich=immer=mir=war=immer=klar dass ich nicht, das, leibliche Kind bin /I: Ja/ u:nd ´genau´, ich kann mich aber nich selber, äh, ((Wortgruppe unverständlich, ganz leise und äußerst schnell gesprochen)) ich=kann=mich=selber=immer=nicht=daran=erinnern, dass das, **irgendwie nen Problem** gewesen /I: Aja/ ich bin=zumindest, in der Verwandtschaft, **nie irgendwie dumm angemacht worden**, oder, noch nicht mal irgendwie **hinterfragt worden** (2/26 bis 2/31)*

Für den Biographen entwickelt sich mit Beginn seines Bewusstseins auch diese äußerlich erkennbare Unterscheidung. Benjamin erlebt seine ihn unterscheidende Hautfarbe in seiner Familie als Kind noch als „normal“ und selbstverständlich und sich selbst im weiteren Verlauf seines Lebens zu der Familie zugehörig. Das Kind Benjamin erfährt später die externe soziale Position der „Leiblichkeit“ und die damit verbundenen tradierten Werte. Bei der Geburt des zweiten gemeinschaftlichen Kindes der Eheleute Herbst ist der Biograph sechs Jahre alt. Er präsentiert im Hauptteil des Interviews sein vordergründiges Erleben zur Geburt von Magdalena im Kontext mit seinem Status und den erlebten Wertebildern.

***für mich** war=auf=der wegen=meiner=Hautfarbe=klar, dass ich **nicht**, das Kind meiner Eltern bin /I: Hm/ die aber auch damals schon, ´weiß=ich=nicht=so=genau´, aber es war **nie=irgendwie**: (2) **nen Problem**, oder (2) **für mich als Kind nich**, ich=weiß=auch=gar=nicht=mehr, ´das find ich bei mir so interessant´ ((ganz, ganz leise gesprochen)) ich weiß gar nicht mehr wann, ich=s=s erfahren habe (2/52 bis 3/1)*

Scheinbar ist das Erleben seiner schwarzen Hautfarbe als Unterscheidungsmerkmal beim Biographen intensiver und dauerhafter als das Adoptionsthema. Und zwar deshalb, weil seine „Herkunfts-Unterscheidung“ für alle Externen erkennbar und sein Status in der sozialen Umwelt zunehmend hinterfragt wird und „gefährdet“ ist. Mit

seinen Adoptiveltern fühlt sich der Biograph emotional verbunden. In der Erinnerung des Biographen gibt es keine einmalige Situation der Adoptionsoffenbarung. Scheinbar verläuft die eigene Akzeptanz seines Status „Adoptivkind“ im Kontext mit dem Erleben der Bindungen und Emotionen zu den Adoptiveltern im Alltag fließend und ohne emotionale Verletzungen. Das Unterscheidungsmerkmal der schwarzen Hautfarbe, die bereits besetzte Rolle der „älteren Schwester“ Maria und vor allem das Erleben der Geburt der „jüngeren Schwester“ Magdalene evozieren bei Benjamin wiederkehrend das extern gesetzte Thema der Leiblichkeit. Und jetzt wirken die Werte und Einflüsse der sozialen Umwelt. Das Thema der Leiblichkeit versus Nichtleiblichkeit ist ein gesellschaftlich tradiertes Thema in der Polarisierung von Akzeptanz, Zugehörigkeit oder der Ausgrenzung und Stigmatisierung per Geburt. Bei dem Biographen könnte dieses Thema der „Leiblichkeit“ die folgenden Gedanken entwickelt haben: „Ich muss meinen geliebten Eltern gefallen. Ich muss meinen Schwestern ähnlich sein“.

Der Biograph erfährt mit dem Umzug vom Dorf in die Kleinstadt einen gravierenden Wandel. Jetzt gerät er in Erklärungszwang, wird häufig gefragt und muss seinen Status wiederholt begründen. Mit diesem Ortswechsel und der Veränderung der Lebenswelt erlebt er wiederkehrend die Statusgefährdung durch die Reaktionen der sozialen Umwelt. Im Lebensalter zwischen elf und achtzehn Jahren verstärkt sich das Thema Leiblichkeit. Benjamin setzt sich mit seiner „Unterscheidung durch andere Eltern“ und den drängenden Fragen nach Vererbung oder Erziehung auseinander. Das Thema Schule steht auch im retrospektiven Erleben des Biographen in Verbindung zu dem Thema „Adoptiveltern“ (siehe Punkt 7.4.3.5).

Der Biograph wird vom Interviewer gefragt, ob er sich an den Zeitpunkt der Adoptionsoffenbarung oder an Geschichten erinnern kann (z. B. Abholen aus dem Krankenhaus), die ihm seine Adoptiveltern als Kind erzählt haben. Hierzu äußert sich Benjamin widersprüchlich:

das waren auf jeden Fall wiederkehrende (2) Geschichten /I: Hm/ und, an die ersten kann ich mich gar nicht mehr erinnern /I: Ja/ ä:hm, 'genau' die waren auch nicht so (2) ä:h, 'die warn glaub ich auch nicht so, mehr begreifen=oder=irgend=was' (6/7 bis 6/9)

Es klingt so, als ob diese Geschichten für sein Erleben nicht so bedeutsam, sondern nur einen klärenden, ordnenden Gehalt hatten. Vielleicht gab es auch keine wiederholt erzählte „Willkommens- oder Krankenhaus-Abhol-Geschichte“. Wahrscheinlich dominiert für den Biographen das Erleben der Adoptiveltern in den Rollen und in der emotionalen Zuwendung. Benjamin kann sich deutlich daran erinnern, „*dass ich, halt immer wieder so neue Fragen hatte, dazu, immer wieder neu, äh, neue Aspekte durchgespielt.*“ (6/13 bis 6/15) Der Biograph erlebt also in der Kindheit und im Schulalter wiederkehrende Fragen zu seinem Ursprung. Die Antworten der Adoptiveltern bilden dann die Basis und vor allen die Erlaubnis für weitere Fragen. Auch das ist ein Zeichen für eine sichere Bindung zwischen Adoptiveltern und Kind.

Die Urgroßmutter des Biographen konnte nicht begreifen, dass er jetzt das Kind seiner Eltern ist. An diese, ihm in der Kindheit erzählte Geschichte kann sich der Biograph im Interview lebhaft erinnern. Er fand diese Geschichte bereits als Kind sehr lustig. Benjamin verbindet dann diese Geschichte mit seiner Grundschulzeit,

dem fortlaufenden Erleben „anders zu sein“ und seinem Verhalten, auch gezielt aufzufallen:

ich war halt anders, als die anderen Kinder /I: Hm/ und=von=daher, konnt=hat=son, Ding, um aufzufallen /I: Mhm/ um Aufmerksamkeit zu bekommen /I: Mhm/ also, ich=hab=das=auch=schon=genutzt /I: Mhm/ 'ganz bewusst so' (6/37 bis 6/40)

Dahinter steckt das Erleben, als Kind mit schwarzer Hautfarbe (in der ehemaligen DDR) einerseits vom Normalitätsbild abzuweichen und gleichzeitig auch als „exotisch“ aufzufallen. Diesen „Vorteil der Exotik“ (und des niedlichen Aussehens eines hübschen Jungen mit Krauskopf) hat der Biograph als Kind auch bewusst eingesetzt und eventuell auch genossen. Später „kippt“ dieses angenehme Erleben durch die „Status-Anfragen“ und Diskreditierungen.

Weiterhin erinnert sich der Biograph an ein Kindheitserleben. Seine Eltern waren mit einer anderen Familie bekannt, die auch „zwei farbige“ (7/14) Kinder adoptiert hatten. Diese beiden Kinder waren auch ungefähr in seinem Alter und er hat sich mit ihnen gut verstanden. Im Fernsehen sah Benjamin einen Film über den Nationalsozialismus. Der Biograph hat den „Hitler-Gruß“ vor den beiden Kindern nachgemacht.

mir=war auf jedem Fall klar /I: Hm/ dass sich das gegen Ausländer richtet /I: Ja/ mir war aber nicht klar, dass=ich=selber=einer=bin /I: Ja/ und=das=ist=auch=wichtig, bei mir /I: Ja/ ähm, das, das ist bei mir eigentlich so:, äh, so=reibungslos, gelaufen ist, dass ich nie:, so:n (2) sn=sn=sn Rolle an, äh (2) angenommen habe=selber, oder annehmen musste /I: Hm/ ich=hab=schon=damit, dass genutzt, u=n damit, auch /I: Hm/ auch=äh, gespielt=und=so /I: Hm/ der Exotik=aber, trotzdem hab ich mich immer, als, Deutscher=gefühl /I: Aja/ als=ganz=normaler=so (7/20 bis 7/27)

Neben dem Gefühl der Exotik gibt es bei Benjamin noch ein stärkeres Gefühl. Nämlich das starke Gefühl und das Bedürfnis der uneingeschränkten Zugehörigkeit zu seiner Familie. Und in der Familie und im kindlichen Erleben spielt die unterscheidende Hautfarbe gar keine Rolle. Er verinnerlicht in seinem Selbstbild die erlebte, selbstverständliche Zugehörigkeit zur Adoptivfamilie und somit auch mit den Bestandteilen Geburt in Deutschland und Zugehörigkeit zur Nationalität. Im Vergleich mit den beiden „anderen farbigen Kindern“ möchte er sich selbst von diesen unterscheiden. Er fühlt sich zu seiner Adoptivfamilie und in der dörflichen Gemeinschaft zugehörig und im Eigenerleben als Deutscher. Dieses Bedürfnis der Unterscheidung symbolisiert der Biograph als Kind in der infantilen Nachahmung des „Hitler-Grußes“. Auch hier sind Hypothesen von der kindlichen Unwissenheit, Unbefangenheit bis zur bewussten Provokation möglich. Auf jeden Fall möchte er nur auf Grund seiner erkennbaren schwarzen Hautfarbe kein Ausländer oder Fremder sein. Das heißt im Umkehrschluss, dass er sich zunehmend bewusst wird, dass er sich durch seine schwarze Hautfarbe von der „normalen Bevölkerung“ unterscheidet und von anderen auch als „fremd“ oder „anders“ per se eingestuft werden kann. Neben diesem Erleben des Selbst bleibt die Fremdreflexion nicht aus. Bereits in der Grundschule erlebt Benjamin, dass die „anderen Leute, mich mehr als, Exoten gesehen haben als ich mich eigentlich.“ (7/39). Sein gegenteiliges „Selbst-Erleben als Deutscher“ bleibt bei Benjamin in den folgenden Entwicklungsaltersstufen erhalten. Der Biograph erlebt dies auch noch in der Gegenwart.

und=für=mich=isses=nach=wie=vor auch noch so, dass äh, wenn ich mit schwarzen Leuten zusammen bin //: Hm, hm/ dann=das=das=ist=das=für=mich, anders, als wenn ich mit=wei, also=es=ist=unnormale, 'sozusagen' (7/27 bis 7/30)

Der Biograph erlebt gleiches bei „**asiatischen Leuten**..“, die sind auch „...sozusagen, die anderen, für mich“ (7/32). Benjamin erfährt in der Kommunikation mit Menschen schwarzer Hautfarbe oder asiatischen Ursprungs, dass seine Gesprächspartner damit nicht klar kommen und auf gemeinsame Wurzeln verweisen.

*ich aber, bin dann, also=ich, für=mich=sind=das=die (3) ja, die **Ausländer**, quasi //: Hm/ für Leute, die von wo anders herkommen //: Aja/ und=so, obwohl, ich wahrscheinlich, denen relativ ähnlich sehe (7/35 bis 7/37)*

Der Biograph verbindet also seine Identität mit der Geburt, dem Erleben Familie und der Sozialisation in Deutschland. Diesem Identitätsempfinden stehen seine schwarze Hautfarbe und die externe Reflexion entgegen. Das Thema „schwarze Hautfarbe“ (als erkennbares Anders-Sein) überlagert die Statusfrage Adoptivkind. Verstärkt und als widersprüchlich erlebt der Biograph seine Identitätsentwicklung durch die Diskreditierungen und Angriffe in seiner Jugendzeit. So erzählt Benjamin eine Begebenheit, als er mit etwa dreizehn oder vierzehn Jahren von zwei älteren Jugendlichen als „Loser“ (9/6) und mit „geh zurück in dein Land“ (9/7) angepöbelt und dann auch verfolgt wird.

die ham mich halt, so verfolgt //: Ja/ erst, bin ich schnell gelaufen //: Ja/ und=hatte=natürlich=wahnsinnige=Angst, ich=habe=immer=wahnsinnige=Angst, in=solchen=Momenten, ich=bin=nie=ganz //: Hm/ cool oder der Draufgänger und irgendwas (9/8 bis 9/11)

Der Biograph versucht in der Bedrängung erstmals, jedoch vergeblich körperliche Gegenwehr. Benjamin wird von seinem Angreifer an der Schulter gepackt und mit „Nigger ..., ich mach dich fertig“ (9/20 bis 9/21) bedroht. Der Biograph „probiert“ in seiner Angst eine gewaltfreie Kommunikation. Zuerst sehr ängstlich und zögerlich, danach wiederholt er fortlaufend seine Frage: „Warum und so, warum willst du mich fertig machen“ (9/22). Benjamin erlebt beim Angreifer eine stupide Wiederholung der Drohung und bei sich selbst das Gefühl „ich hab eigentlich schon gewonnen, weil er eigentlich gar nicht mehr begründen kann.“ (9/26) Die Angreifer lassen dann schließlich den Biographen los und beschränken sich auf weiteres Beleidigen.

Benjamin erzählt im Interview beispielhaft von befreundeten Punks, die mit ihren Provokationen „Prügel bezogen“ (9/51). Auf Grund seiner ersten Erfahrungen der gewaltfreien Konfliktlösung wendet Benjam dieses Modell erneut erfolgreich an. Benjamin sitzt mit ungefähr 15 Jahren am Stadtrand von Weimar auf einer Wiese und „zwei ältere Glatzen ... haben mich da angemacht“ (9/33 bis 9/35). Zuerst spürt er wieder seine Angst und will spontan flüchten. Er schätzt aber schnell ein, dass er in diesem freien Gelände hätte kaum entkommen können. Stattdessen bietet er beiden eine Zigarette an:

*und da ham die, mich zwar immer mit, Neescher un=irgendwelchen, diskriminierenden //: Hm/ Worten //: Hm/ angedredet //: Hm/ und im Endeffekt, haben wir uns ganz normal unterhalten //: Hm, hm/ das war ein sehr **einprägsames** Erlebnis //: Hm/ das=hat=also=mich zum=Beispiel=immer (3) äh,*

hat mich so auf nen Weg gebracht, auf das=das=ich /I: Hm/ wenn=ich=äh, konfrontiert werde, und=so=was, ä:hm, so nachgebe /I: Hm/ und nicht provoziere /I: Hm/ und nicht provoziere /I: Hm/ das=hat=sich=mittlerweile=auch=geändert, aber=damals=halt /I: Ja/ wars auch sehr wichtig, glaub ich (9/40 bis 9/47)

Die verbalen Diskreditierungen der Angreifer (z. B. „he Nescher“ 9/53) gehören jedoch bis in die Gegenwart als für ihn zum Alltag. Benjamin entwickelt sich dahingehend weiter, dass er sich trotz innerlich erlebter Verletzung nicht provozieren lässt.

7.4.3.3 Benjamin Herbst, schöne Kindheit im Dorf

Benjamin lebt die ersten sechs Jahre seines Lebens in Niederzottdorf. Er erlebt dies als schöne Kindheit auf dem Dorf. Er fühlt sich zugehörig zu seiner Familie und zu der dörflichen Gemeinschaft. In dieser Lebenswelt sind seine schwarze Hautfarbe und der Adoptivstatus allen bekannt. Er erlebt Großeltern, die ihn als gleichwertigen Enkel akzeptieren und als Kind verwöhnen. Im damaligen und rückblickenden Erleben war für den Biographen sowohl die schwarze Hautfarbe als auch sein Adoptionsstatus als Kind kein Problem. Das Thema „erkennbar anders sein durch die schwarze Hautfarbe“ wird dem Biographen mit zunehmendem Lebensalter bewusst. Benjamin erfährt jedoch noch keine Diskreditierung bezüglich seines Status und der schwarzen Hautfarbe. Im Umkehrfall grenzt er sich erstmalig gegen eine von außen erkennbare Zuordnung ab und diskreditiert selbst Kinder aus dem Bekanntenkreis, die auch eine schwarze Hautfarbe und den gleichen Adoptionsstatus wie er selbst haben. Benjamin scheint einen starken Widerspruch zu erleben. Ich gehöre in diese Familie und in dieses Dorf und bin doch erkennbar anders. Mit diesem widersprüchlichen Verhalten könnte sein einerseits Abgrenzungs- und gleichzeitig Zugehörigkeitsbedürfnis interpretiert werden.

Benjamin erlebt in seiner Kindheit auf dem Dorf einen ihm sehr zugewandten Großvater. Dieser kam aus der Landwirtschaft und hatte im Erleben des Biographen „so rustikale Prollvorstellungen, so althergebracht“ (8/11). Diese Vorstellungen bezogen sich auf die Werte der Erziehung und der Freiheiten eines Jungen, der draußen spielt, kämpft, Abenteuer besteht, hart ist und sich zu einem harten Mann entwickelt. Benjamin erfährt diese Werte vom Großvater und authentisch dessen Solidarität und einen unausgesprochene Verbundenheit, wenn er „Streiche“ (8/17), „viel Quatsch ... irgendwie Scheiß“ (8/19) angestellt hat. Im Erleben des Biographen dominiert das Gefühl der „großväterlichen Solidarität“.

u:nd, ja, und dass find ich immer schön, dass er mit mir, so:n, mir das Ge=Gefühl ge=gegeben hat, ich wäre jetzt, irgendwie auf dem Weg, äh, ein harter Mann zu werden /I: Aja/ wie er=u:nd /I: Ja/ und=irgendwie, der nich irgendwie, am Rad hat (8/14 bis 8/16)

Benjamin erlebt vordergründig die Zuwendung und Bestätigung des Großvaters als angenehm und unterstützend.

Für das Kind Benjamin scheint noch nicht klar zu sein, wofür oder wogegen er stark sein muss. Als Hypothese könnte der Großvater seinen Enkel stark machen wollen für das Leben und die Anfeindungen der Lebensumwelt. Parallel dazu erlebt Ben-

jamin auch den Großvater, „*der der sehr strenge Opa war, wenn es darum ging, die Tür zuzumachen oder=so*“ (8/21). Also auch mit strengen, für Kinder nicht gleich verstehbaren Regeln. Im Vordergrund des Erlebens wirken jedoch der unsichtbare, für Benjamin bedeutsame Pakt und die hilfreiche Verbundenheit und Unterstützung des Großvaters:

auf der anderen Seite immer jemand, war, der immer nur, mich angegrinst hat, so: /I: Ja/ nachdem ich wie=wieder so, 'wie sagt man' ((Schnalzen mit der Zunge und Schnippen mit den Fingern)) so, brüderlich /I: Ja/ eingeschworen /I: Hm, hm/ 'das hät ich auch so gemacht, oder so' /I: Hm/ 'das war so', für mich, sehr schön, genau

7.4.3.4 Benjamin Herbst, Umzug in die Kleinstadt

Zwei Ereignisse prägen das Erleben des Biographen in der Lebensaltersstufe Übergang vom Kindergarten in die Schule. Als Benjamin sechs Jahre alt ist, wird die zweite, leibliche Tochter der Adoptiveltern geboren. Neben der Liebe und Zugehörigkeit erlebt Benjamin jetzt erneut zwei Unterscheidungsmerkmale. Die Themen der „Leiblichkeit“ und der „schwarzen Hautfarbe“ rücken mit der Geburt von Magdalena erneut in das bewusste Erleben des sechsjährigen Biographen. In der Retrospektive des Interviews reflektiert er die Geburt von Magdalena als „*eigentlich fast bei jedem Kind, wenn jemand geboren wird*“ (10/20). Dies verweist auf alterstypisches Eifersuchts- und vielleicht auch Regressionsverhalten. Benjamin lebt dann die nächsten Jahre mit seiner jüngeren Schwester in einem Zimmer. Es scheint sich ein altersgerechtes Geschwisterverhältnis entwickelt zu haben. Auf wiederholte Nachfrage erinnert sich Benjamin nur an eine Begebenheit, als er Magdalena als Kind von der Rutsche schuppt – aber das machen auch andere ältere Brüder! Stärker eingepägt hat sich in seiner Erinnerung, dass er sich mit Beginn der Pubertätszeit mit seiner drei Jahre älteren Schwester Maria wiederholt über Alltagsaufgaben (z. B. Tisch abräumen) streitet. Aber auch das ist typisch in der Geschwisterfolge und den wechselnden Lebensaltersstufen. Benjamin erlebt in der Beziehung zu seinen Adoptivgeschwistern keine Statusunterschiede.

Als er sechs Jahre alt ist, zieht die Familie vom Dorf in die Kleinstadt. Benjamin entwickelt wiederkehrende Fragen zu seiner genealogischen Herkunft und auf Grund der nicht vorhandenen Informationen „*Phantasien mit Bildern*“ (3/32), Träume und Wunschvorstellungen zum leiblichen Vater. Dabei orientiert er sich ausschließlich auf „*Positiv-Phantasien*“ des leiblichen Vaters als König von Afrika und er selbst als Königssohn. Der Biograph ordnet es zeitlich rückblickend so ein, dass er zwischen sieben und elf Jahren „*immer sehr angeregte Phantasien*“ (11/34) im Spielen draußen (*so Kämpfen zum Beispiel*“ 11/37) und beim Spielen mit Lego-Bausteinen hatte.

und dann ha=hab ich=mir=einfach vo=vorgestellt, zum Beispiel, so ne Geschichte=wie:, äh, ich komm nach Afrika /I: Ja/ und dort, werd ich halt ein König /I: Ja, ja/ sohn=sozusagen /I: Hm/ und, hab dann das ganze Land regiert und so /I: Ja/ und werde ganz groß empfangen, mit /I: Ja/ 'mit ganz viel tatarata=und=so' ((kurzes leises Lachen)) (11/39 bis 11/43)

In diesen Phantasie-Spielen wertet er im Erleben seine genealogische Herkunft und die schwarze Hautfarbe bewusst auf. Im Spiel erlebt er sich selbst als exotisch, mächtig und von allen im Status und Aussehen anerkannt. Dieses Phantasie-Erleben scheint der heilsame Gegenpol zum Realitäts-Erleben zu sein.

In seinen Kindheits-Erinnerungen hat Benjamin keine externen Verletzungen gespeichert, die „gab's halt in **meinen** **Leben nicht vor.**“ (7/6 bis 7/7). Im Gegensatz zu dieser „dörflichen Selbstverständlichkeit“ erlebt er bereits in der Grundschule in der Kleinstadt wiederholte Anfragen und Erklärungszwänge bezüglich seiner Herkunft und seines Status. Für sich hilfreich installiert der Biograph in der Grundschulzeit die oben genannten Positiv-Phantasien zum leiblichen Vater. Während der Grundschulzeit verstärkt sich das „Anders-Sein-Erleben“ des Biographen. Wahrscheinlich erfährt er auch erste Diskreditierungen. Benjamin erreicht nicht die Zugangsnoten für das Gymnasium und absolviert deshalb gezielt und erfolgreich den Probeunterricht. Seine Hauptmotivation bestand darin, nicht auf die Regelschule zu müssen. Dieser Schritt ist also gewollt und zielgerichtet. Benjamins Motivation für das Gymnasium resultiert aus den „Erlebens-Hintergründen“ und den wiederholten Statuts-Anfragen in der neuen Lebenswelt der Kleinstadt. Er erlebt die Schüler auf dem Gymnasium als „angesehener“ und möchte den Angriffen in der Realschule bewusst ausweichen.

Im Kindergarten hat Benjamin durchgängig das Gefühl, unangezweifelt zur dörflichen Gemeinschaft und Kindergartengruppe zugehörig zu sein. Für die Grundschulzeit reflektiert er auch noch ein ähnliches Erleben, jedoch schon wiederholt Erklärungszwänge. Auf dem Gymnasium kommt es zu einer Veränderung. In den ersten beiden Jahren auf dem Gymnasium zieht sich Benjamin zurück und nimmt zuerst eine Außenseiterrolle ein. Er hat zwar Freunde, aber die stehen auch so wie er am Rand der Gruppe. Danach orientiert sich der Biograph an den „Coolen“, die „das höchste Ansehen hatten“ (8/44) und wächst so langsam in diese stark angesehene „Clique“ (8/45) hinein. Benjamin betreibt diesen „Aufstieg“ und die Anerkennung gezielt.

*aber es hat, nie was, mit meiner, Hautfarbe, oder Herkunft //: Hm/ (oder eigentlich´) //: Ja/ ´mit anderen Dingen´ //: Ja, ja, hm/ (3) ´ja´, aber **darán**, ja=na=gut, fing=fing=das=dann=an , natürlich=auch, also=in=Weimar, mit der Stadt //: Hm/ irgendwie angepöbelt zu werden (8/46 bis 8/49)*

Auch wenn er es an dieser Stelle des Interviews negiert, resultiert der gewollte Bildungsweg Gymnasium vordergründig aus dem bisherigen Kindheitserleben „Anerkennung und Exotik“ im Dorf, danach „Status-Anfrage“ und Diskreditierung“ in der Kleinstadt. Aus diesem Erlebens-Wandel seines Status weicht er gezielt den Quellen der Diskreditierung (Schüler der Realschule) aus und möchte zu der „angesehenen Gruppe“ der Gymnasiasten gehören. Hier vermutet er weniger Diskreditierung und die erneute Anerkennung seiner „genealogischen Exotik“. Aber auch im Gymnasium muss er sich neu orientieren. Diese Aktivität und die Suche nach Anerkennung und Schutz in der „Gruppe der Coolen“ resultiert als Hypothese aus seinem früheren Erleben der Geborgenheit in der Familie und der dörflichen Gemeinschaft. Neben der Zugehörigkeit und Anerkennung war er trotzdem etwas „Besonderes“. In der Gruppe der „Angesehenen“ erfährt er die erneute Anerkennung, Solidarität, echtes Interesse und findet „positiv-interessierte“ Gesprächspartner bezüglich seiner schwarzen Hautfarbe und des Adoptivstatus.

7.4.3.5 Adoptiveltern Benjamin Herbst

Benjamin bezeichnet im gesamten Interview seine Adoptiveltern als „*meine Eltern, also meine Adoptiveltern*“ (z. B. 1/50; 4/5; 22/33). Ab dem sechsten Lebensmonat erlebt er seine Adoptiveltern in der Elternrolle. Die „Nach-Benennung“ Adoptiveltern ist eher eine Klarstellung für den Interviewer.

Im Lebensalter von fünf oder sechs Jahren provoziert der Biograph seinen Adoptivvater mit der Aussage, dieser wäre gar nicht sein richtiger Vater. Es ging um „*banale Dinge*“ (10/38), um den Bau eines Flitzebogens durch den Adoptivvater und um seinen Trotz und seine Wut, weil ihm der Vater in dieser Situation den Wunsch verwehrt. Das Kind Benjamin erlebt einprägsam die von ihm ausgelöste Verletzung: „*Darauf hin war er, aber **übelst**, verletzt, und hat auch, geweint.*“ (10/43) Statt mit Bestrafung oder Zurechtweisung „beschenkt“ der Vater den Sohn mit einer selbst gebauten Ritterrüstung. Der Biograph kann sich diese Reaktion des (Adoptiv-) Vaters nicht erklären, vermutet „*vielleicht Schuld, oder irgendwas*“ (10/45). Bei dem Biographen selbst bleibt als anhaltendes und gleichzeitig ihn künftig „abhaltendes“ Gefühl, dass er den Vater in dieser Situation bewusst verletzt hat:

*ich hab das, **nie wieder** gemacht /I: Ach so/ we=will, das=Gefühl, auch was ich noch so hab, ob=ich=das=schon=**damals** das gedacht hab /I: Hm/ das Gefühl, ist immer, das ich jemanden, dass ich **meinen Vater sehe**, wie er, **leidet** /I: Aja/ und dass ich ihn das Leid, so zugefügt habe /I: Hm/ und das habe ich /I: Hm/ **nie**=wieder gemacht (10/46 bis 10/50)*

Dieses Zitat verweist auf die Gesamtheit des bisherigen Erlebens des Adoptivvaters in der tatsächlichen, emotionalen und kindorientierten Vaterrolle. Das Thema lautet eigentlich „Verletzung des Vaters“. Dies wird dem Biographen erst im Erleben der Reaktionen des Vaters bewusst. Die Hypothese ist möglich, dass der Biograph eigentlich seinen Vater nicht bewusst verletzen wollte. Die erlebte Verletzung der Ablehnung seines Wunsches erzeugt unbewusst die immanenten Themen der „Adoption“ und „Leiblichkeit“. Weiterhin verweist das Lebensalter des Biographen auf die Geburt des zweiten ehelichen Kindes Magdalena und die vermutlich wiederholte Evokation des Themas „Leiblichkeit“. Als Hypothese könnte vor der Kränkung des Vaters die „eigene Verletzung der Nichtleiblichkeit“ des Biographen stehen. Die Stresssituation des unerfüllten Wunsches evoziert beim Adoptivkind das ihn beschäftigende Thema und die Verletzung. In dieser Situation spricht er die „Eigenverletzung“ (ich bin nicht dein richtiges Kind) in der „Umkehrung“ aus. Das jetzt erlebte Leiden des Vaters erzeugt beim Biographen das Negativgefühl, den geliebten Vater sehr tief emotional verletzt zu haben. Das Thema Adoption und Nichtleiblichkeit löst sich praktisch im Erleben der tatsächlichen Bindungen, Beziehungen und in dem jetzt von ihm selbst ausgelösten Leid des Vaters auf. Benjamin erlebt, dass er nicht den „Adoptiv-Vater“ mit der ausgesprochenen Verletzung „Nicht richtiger Vater“ konfrontiert, sondern seinen geliebten „Bindungs-Vater“ tatsächlich Leid zugefügt hat. Dieses Erleben bleibt als „Schlüsselerlebnis“ so einprägsam, dass Benjamin diese Verletzung nicht noch einmal wiederholt.

In der Pubertät durchlebt Benjamin emotional sehr stark die Verletzung „Adoptivkind“ (als Symbol für das „weggegebene Kind“) und seine Wut auf die leibliche Mutter. „*Und irgendwann bin ich dann, damit rausgekommen, ich glaube auch, zuerst, bei Freunden und so, und dann, die Eltern*“ (12/8 bis 12/9). Benjamin be-

gründet diese Reihenfolge mit seinem Umgang mit Gefühlen in der Pubertät. „Über die Gefühle, hab ich in der Zeit, nicht mit meinen Eltern gesprochen“ (12/26), „sondern immer, mit Freunden“ (12/29). Als Hypothese erlebt Benjamin bei seiner Freundin und bei Freunden tatsächliche Gefühlserleichterung durch Kommunikation der ihn beschäftigenden Themen und gleichzeitig Interesse. Vermutlich fällt es ihm leichter, in der Sicherheit der Freundschaften, in dem ihn entgegengebrachten Verständnis und der emotionalen „Neutralität“ der Freunde seinen Negativgefühlen zur leiblichen Mutter „freien Lauf“ zu lassen. Gleichzeitig exponiert er seine Exotik und seinen Status.

*ich=hab=mich=vor=Freunden da, konntest die Gefühle, auch so rauslassen, hab mich irgendwie da reingesteigert, oder=so /I: Hm/ das war auch **interessant**, für die Freunde, 'die ham auch', gefragt, 'also das war auch nen geiles Thema für die:' /I: Aja/ 'nich=so=nich die äh' /I: Hm/ genau, und=mit=meinen=Eltern=hab=ich=eher=so, die Fakten, irgendwie /I: Hm/ durch (2) (12/32 bis 12/36)*

Erst nach dieser emotionalen Entlastung konfrontiert er seine Eltern. Benjamin erlebt in dieser Kommunikation mit seinen (Adoptiv-) Eltern zu dem Thema „leibliche Mutter“ selbst einen Wandel. Der Biograph fragt zuerst „relativ vorsichtig“ (13/13) „wie wars eigentlich so“ (13/14). Hier dominiert seine Neugier nach den Wissen und Erleben der Adoptiveltern. Diese Frage impliziert auch die emotionale Ebene zu seinen Adoptiveltern und kann eher der Kindheit und Schulzeit zugeordnet werden. In der Pubertätszeit erlebt der Biograph mit Bezug auf seine leibliche Mutter bei sich weiter vordergründig Wut, die er auch in Provokationen der Adoptiveltern umwandelt.

in=der=Pubertät=hab=ich=immer=so, Provokationen (2) /I: Aja/ gemacht, also=ich=hab=nich=meine=Eltern=proviziert, sondern, ich=hab=meine=Eltern=damit=proviziert, dass ich (nich fei, äh) äh, ich wusste, dass sie mit meiner radikalen Haltung /I: Hm/ gegenüber meiner Mutter, nicht klar kommen, und das gut heißen (13/15 bis 13/19)

Diese Provokationen der Adoptiveltern reflektiert der Biograph später in der Interviewsituation auch als gezielte Provokation für neue Gespräche mit seinen Eltern. In dem Austausch mit den Adoptiveltern erfährt Benjamin auch Angebote zu einer kognitiven Auseinandersetzung. Seine Adoptiveltern hypothetisieren auf Grund der ihnen nicht bekannten Fakten mögliche Gründe der Adoptionsfreigabe. In diesen Diskussionen pocht Benjamin weiter auf sein Identitäts- und Konfrontationsrecht: „**Ich, habe das Recht, meine Mutter mit mir zu konfrontieren**“ (14/2). Hierin widerspiegelt sich seine Wut und die gegensätzlichen Ansätze des pubertierenden Adoptierten und die der Adoptiveltern. Der Adoptivvater wird vermutlich seinen Sohn in dem Recht auf Ursprungswissen unterstützt, sich jedoch gegen eine „Konfrontation“ und Vorwürfe der leiblichen Mutter positioniert haben. Neben den Gesprächen mit den Freunden über seine Gefühle „braucht“ der Biograph auch die kontroverse Kommunikation und Auseinandersetzung mit den Werten und Gegenpositionen der Adoptiveltern.

Der Biograph erlebt den Adoptivvater scheinbar durchgängig über alle Entwicklungsstufen als „Hauptkommunikationspartner:

also, 'das ist doch einfach' (2) das ist einfach so /I: Aja/ also ich kann mit meinen Vater, einfach viel besser /I: Hm/ ver-

steh=ich=mich=besser=mit=den=Vater /I: Hm/ kann mich besser, unterhalten (13/37 bis 13/39)

Seine (Adoptiv-) Mutter nimmt der Biograph als eine „*sehr eigenwillige*“ (13/42) und „*sehr schwierige Person*“ (13/42) wahr, die sich oft aus den Gesprächen herausnimmt. Dies scheint Benjamin in der Pubertät zu frustrieren und an den „totalen Rückzug“ und die „vermutete Ablehnung des Kindes“ durch die leibliche Mutter zu erinnern. In dieser Frustration „verschmilzt“ in seinem Erleben als Übertragung der „totale Rückzug“ der leiblichen Mutter auf das „Ausweichverhalten“ der Adoptivmutter. In der Retrospektive der Interviewsituation und seines bisherigen Lebens „entschuldigt“ Benjamin seine Adoptivmutter. Die Rolle des Adoptivvaters als Reibungspunkt und Kommunikationspartners in der Pubertät wird durch das erlebte „Ausweichverhalten“ der Adoptivmutter verstärkt.

Nach seiner schönsten Situation im Adoptionserleben und in der Familien- und Lebensgeschichte befragt, resümiert der Biograph die Erkenntnis, „*wie sehr ich meine Eltern liebe, und auch von meinen Eltern geliebt werde und auch meine **Geschwister**.*“ (22/33 bis 22/34) Der Biograph erlebt heute, dass diese Erkenntnis in der Pubertät nicht so klar war und sich erst jetzt mit Abstand einstellt. Heute begreift er, dass er in der Pubertät nicht die nötige Distanz hatte, um dies zu schätzen.

*ich begreife halt, so seit einiger Zeit, seit eins=zwei=Jahren oder so /I: Hm/ wie: **wertvoll** alles so ist /I: Ja/ vorher hab ich immer meine Familie eher, kritisch gesehen /I: Hm/ und kritisiert, und meine Eltern und /I: Hm/ wo=auch=immer /I: Hm/ und jetzt seh ich, da die **positiven** Seiten /I: Aja, hm/ und das=is, zu, das **Schönste** eigentlich (22/38 bis 22/43)*

In diesem Zitat widerspiegeln sich seine seit dem sechsten Lebensmonat erlebten familialen Bindungen und Beziehungen. Weiterhin verweist es auf die emotionale Auseinandersetzung des Biographen mit seinen „Adoptions-Lebens-Themen“ der „Leiblichkeit“, „leibliche Mutter“ (vordergründig in der Lebensaltersstufe Pubertät). Die mit den Adoptiveltern eingegangenen Bindungen und Beziehungen halten die Krisen und Reibungen der Pubertät aus. Auch im Rückblick ist seine Familie die Adoptivfamilie der wertvollste Bestandteil seines Lebens.

7.4.3.6 Ursprungsneugier und die leibliche Mutter Benjamin Herbst

Die Fragen zur leiblichen Mutter stellt der Biograph bereits in der Kindheit und im Schulalter. In dieser Zeit erlebt der Biograph neue Fragen und „*Vorstellungen, die ich so **aufgegeben** habe, was weiß ich, zum Beispiel, **wie** sich das auf mich **ausgewirkt** hat.*“ (6/16 bis 6/17) An dieser Stelle des Interviews deutet der Biograph das frühe Erleben seiner Verletzung „weggegebenes Kind“ und seine Fragen zur Wirkung der genetischen Veranlagung an. Mit dem Besuch des Gymnasiums, im Erleben seiner eigenen „Faulheit“ (im Vergleich mit den leistungsstarken Adoptivschwestern) „lebt“ das allgegenwärtige Thema „Leiblichkeit“ weiter und der Biograph entwickelt eine biologistische Haltung zu diesen Themen. Auch diese Haltung und der Drang nach Überprüfung (und Bestätigung) sind Bestandteile seiner späteren Neugier auf die leibliche Mutter.

Vor dem Thema „Mutter“ erlebt Benjamin das Thema „Ich selbst“, also seine eigenen Identitätsbestandteile. Zuerst in der Adoptivfamilie und danach mit den Antei-

len des genealogischen Ursprungs natürliche Eltern. Und hier in der „er-tragbaren“ Reihenfolge seiner Phantasiebilder „Vater, der König von Afrika“ und dann „leibliche Mutter, die Böse“.

ich hat immer nen Thema, ä:hm, oder auch, der Aspekt, dass äh, wie=wies=wie=meiner=Mutter=eigentlich=damit=geht, meiner leiblichen /I: Aha/ heute, und damals, der kam zum Beispiel erst relativ spät /I: Ja/ also=es dreht sich vorher eigentlich nur um mich, so /I: Ja/ und relativ spät, kam dann so /I: Ja, genau/ was, äh (2) sag ich mal (diesen Mensch hat) (6/17 bis 6/21)

Der Biograph erlebt wahrscheinlich bereits im Vorschul- und Schulalter erste Fragen und Phantasien zur leiblichen Mutter. Bestandteil dieser „inneren Thematisierung“ sind auch seine Phantasien zu den Gedanken der leiblichen Mutter: „Denkt sie an mich und wenn ja, WAS?“ „War ich ihr völlig gleichgültig?“ „Leidet sie unter der endgültigen Entscheidung?“ Diese und ähnliche Fragen könnten hypothetisch den Biographen als Kind und später als heranwachsenden Jugendlichen bewegt haben. Dies scheint aber so schmerzhaft zu sein, dass er dies zuerst verdrängt. An das Thema leibliche Mutter hat sich der Biograph dann „später rangewagt“ (3/35), so ab dem dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahr. Hinter dieser Formulierung „rangewagt“ stecken wahrscheinlich die tradierten Negativzuschreibungen „Rabenmutter“, seine Negativgefühle und ein Prozess der hoch emotionalen Auseinandersetzung. Anfänglich hat der Biograph diese emotionale Auseinandersetzung mit sich allein ausgemacht. Aus der Trauer entsteht Wut auf die leibliche Mutter:

am Anfang allein drüber nachgedacht /I: Ja/ hab nicht, mit anderen zusammen /I: Hm/ (2) da hab ich auch manchmal, geweint und hab mir irgendwas, ausgemalt /I: Hm/ (3) genau, und die, ich glaub die, Grundstimmung war=dann=auch eher, dass ich halt, einfach=wütend=war (11/56 bis 12/3)

Dieses Gefühl der Wut entspringt bei dem Biographen dem Gedanken „Was diese Person gemacht hat, ist **falsch**.“ (12/4 bis 12/5) Dieser Gedanke ist jedoch auch ein „Sozialisationsaspekt“ im Sinne des Erlebens des gesellschaftlichen Stigmas der „Rabenmutter“. Die Details der Adoptionsfreigabe sind den Adoptiveltern und ihm nicht bekannt. Aus diesem mangelnden Wissen und seiner Grundhaltung entstehen die Wut und das starke Bedürfnis, die leibliche Mutter mit sich (als adoptierten Sohn, mit seiner Wut und Verletzung) zu konfrontieren. Der Biograph möchte seine Verletzung an die leibliche Mutter zurückgeben. Konfrontation und Diskussion „passen“ einerseits in das Lebensalter Pubertät und andererseits können diese Formen der Interaktion die Seele „entlasten“. Hier ist auch die Querverbindung zum Thema Adoptiveltern (Punkt 7.4.3.5) und zu den Diskussionen mit diesen. Die kognitiven Hypothesen der Adoptiveltern reichen von „unterbemittelt, asozial, nicht sozialfähig, nicht beziehungsfähig“ (12/14 bis 12/15) bis zur Vermutung einer Suchtkrankheit. Dieser kognitive Dialog ist im Erleben neu für den Biographen und bildet als Hypothese auch einen Perspektivwechsel und die Basis für eine qualitativ breitere, emotionale Auseinandersetzung:

*das=dies sind so Dinge, die=ich=erst= mal gar nicht, durchgespielt=habe /I: Ja/ sondern nur **die**, die=diese=diese **Fakten** halt, so=bewusst, von **Frust**, von jemanden, weggegeben /I: Aja/ 'zu sein' (12/17 bis 12/19)*

Im Vordergrund seines pubertären Erlebens des Themas „leibliche Mutter“ stehen also die Wut und die Verletzung des Biographen, als Kind von seiner leiblichen

Mutter weggegeben worden zu sein. Die kognitive Auseinandersetzung mit den möglichen Gründen der Adoptionsfreigabe hilft, die Wut zu reduzieren. Die Adoptiveltern füllen das wenige Wissen mit Hypothesen. Einerseits wird ganz deutlich, dass Adoptiveltern Ursprungswissen haben müssen und dies in einer lebenslangen, altersgemäßen Kommunikation den Adoptierten vermitteln sollten. Andererseits können auch Hypothesen helfen, sich kognitiv mit den Gründen der Adoptionsfreigabe auseinanderzusetzen.

In den Diskussionen mit den Adoptiveltern erfährt der Biograph auch deren These, dass sich seine Mutter gegenüber dem suchenden Sohn verweigern könnte.

*in der Theorie /I: Hm, ja/ hat=hätte=sie, nicht das **Recht**, sich zu verweigern /I: Aja/ sie **müsste** sich eigentlich, oder **nicht sie**, aber sie, **ich**, müsste **das Recht haben** /I: Ja/ auf jeden Fall (2) **sie**, damit zu konfrontieren /I: Ja/ auch wenn sie, **nich will**, oder (2) nicht damit klar kommt /I: Ja/ das war mein=mein, mein, **und das wollt ich halt** (14/10 bis 14/14)*

Mit ihrer „These der Verweigerung“ werden sich die Adoptiveltern hypothetisch mit ihrem Sohn über die möglichen Erwartungen und Befürchtungen auseinandergesetzt haben. Die Adoptiveltern implizieren die Befürchtung aus dem vorherigen Erleben der Wut von Benjamin auf die leibliche Mutter. Und diese Befürchtung, dass die Wut sich mit einer Ablehnung durch die leibliche Mutter potenziert, ist berechtigt. Selbst in der Interviewsituation ist für den Biographen das Thema „Verweigerung der leiblichen Mutter“ in der Retrospektive noch hoch emotional. Dieser Gedanke, seine leibliche Mutter „mit **mir** zu konfrontieren“ (14/2), lässt den Biographen grundsätzlich nicht mehr los und wird für ihn zur Motivation. „Das war so, **klar** für mich, dass ich halt dann, mich auf den Weg gemacht habe.“ (14/17 bis 14/18)

Natürlich hat Benjamin auch Erwartungen an das Treffen mit der leiblichen Mutter: Er möchte sich gut mit ihr verstehen und hofft auf eine „Art Beziehung“. Daneben erlebt er seine Ängste. Diese beziehen sich darauf, dass die leibliche Mutter eine „irgendwie mental bekloppte oder negative Person ist, die ich nicht akzeptieren könnte.“ (14/26 bis 14/28). Diese Befürchtung hört sich für den Zuhörer im ersten Moment sehr „brutal“ an. Dahinter verbirgt sich aber eine noch größere Angst des Biographen:

*dann doch, irgendwie, doch dann, **hassen** sogar=oder=so /I: Ja/ oder, **verabscheuen**, zumindest /I: Ja/ 'das war ne Angst', Angst vor der, **Wahrheit** auch (3) /I: Angst vor der Wahrheit/ was, schlimmes zu=hören oder=so (14/28 bis 14/31)*

Diese Angst steht im Zusammenhang mit den Gerüchten zu seiner Herkunft und Geburt. Auf seine allerschlimmste Phantasie vom Interviewer angefragt, äußert Benjamin

*also=wenn=die (2) ((mit dem Finger schnipsen)) mich misshandelt hätte /I: Ach ja/ extrem /I: Ja, hm/ also irgendwie, extrem **geschlagen** hätte /I: Hm/ oder mir=halt=irgendwie=körperlich (2) richtig, krass, wehgetan hätte /I: Hm/ 'das=das warn so die (Kreise)' /I: Ja/ 'ja' (4) also das, hät ich nich so:: (2) das könnt=ich=nich=so, verzeihen (14/35 bis 14/39)*

In diesem Zitat zeigen sich die schlimmsten Befürchtungen des Biographen, die Dynamik der Gerüchte, die auf Grund des wenigen Wissens in seiner Phantasiewelt sich einnisten. Das Schlimmste für ihn wäre, die leibliche Mutter neben der Verlet-

zung weggegebenes Kind auch noch für körperliche Übergriffe zu hassen und ihr nicht verzeihen zu können. Der Biograph hat dabei noch eine andere Haltung und andere Gefühle: „*Also es geht darum, mir selbst, selber auch nicht (tun).*“ (14/40) Als Hypothese könnte dieser Satz vollendet werden, „sich selber nicht weh zu tun“. Der Biograph erlebt mit den Gerüchten eine Steigerung seiner tiefen Verletzung „weggegebenes Kind“ durch das Thema „misshandeltes Kind“. Er erlebt also die „*Angst vor der Wahrheit*“ (14/30), die er der leiblichen Mutter nicht verzeihen könnte. Vielleicht will er aber mit seiner Suche gerade das, nämlich Klarheit, der leiblichen Mutter auch verzeihen und für sie wenigstens Sympathie und angenehme Gefühle (statt Hass) empfinden zu können. Er erlebt vermutlich auch Neugier und die Hoffnung, dass die Gerüchte und seine allerschlimmsten Phantasien nicht stimmen. Das Thema „Gerüchte nach meiner Geburt“ ist für Benjamin in allen Entwicklungsaltersstufen und in der Retrospektive hoch emotional. Deshalb hält er dieses Thema im Interview lange zurück und antizipiert andeutend an mehreren Stellen des Interviews das Ergebnis seiner Suche: Das Treffen mit der leiblichen Mutter und dass „diese Dinge“ nicht zutrafen.

Das Kennenlernen zwischen Benjamin und seiner leiblichen Mutter beginnt mit einem Brief der leiblichen Mutter: „*Da ging es noch um die Erwartungen, da war ich erst mal enttäuscht.*“ (14/49 bis 14/50). Benjamin ist darüber enttäuscht, dass seine leibliche Mutter in dem ersten Brief fragt, wie sie ihn anreden soll, ob mit „Sie“ oder „Du“. Das scheint für ihn selbstverständlich zu sein! Auf diese Idee wäre er nie gekommen, dass seine leibliche Mutter eine solche Frage stellt. Benjamin ist ambivalent. Die Frage nach der Anrede von seiner leiblichen Mutter irritiert ihn sehr, andererseits hat er Verständnis und die Phantasie, dass seine leibliche Mutter den „*unsicheren Part hat ... denn sie weiß, ihr leiblicher Sohn sucht so nach ihr.*“ (15/2 bis 15/5). Der Biograph unterstellt ihr damit Selbstvorwürfe und hält zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich noch an dem Bild der „Rabenmutter“ fest. Der Biograph hat erwartet, „*dass sie schon, normaler, mit mir, mich normaler anspricht, also anders mit mir redet halt, nicht so, nicht so vorsichtig und so feinfühlig.*“ (15/6 bis 15/8). Diese Feinfühligkeit scheint nicht zu seinem Phantasiebild der „bösen, leiblichen Mutter“ zu passen. Benjamin hätte sich die leibliche Mutter „*gröber einfach vorgestellt, also mehr wie ich so.*“ (15/11) Andererseits verdeutlicht die Frage der leiblichen Mutter nach der „erlaubten Anrede“ auch die Realität der Trennung im Säuglingsalter und die tatsächlich eingetretene Distanz aus dem Blickwinkel der Mutter. Beim Biographen erzeugt diese Unsicherheit der Mutter erneut die Gefühle des „abgegebenen Kindes“. Trotz der Realitäten hätte er sich scheinbar ein „vertrautes Du“ gewünscht.

Der Biograph erlebt seine leibliche Mutter in dem ersten Brief „*schüchtern ... irgendwie ängstlich.*“ (15/15) In seiner ersten Antwort „*hab ihr das du halt, äh zugesichert*“ (15/17). Der Biograph stellt ihr in dem Brief auch Fragen und verweist darauf, dass sie diese nicht gleich beantworten muss. Er möchte ihr aber auf jeden Fall diese „*fünf oder so*“ (15/23) Fragen mitteilen, „*nur, damit sie mal weiß, so, was mich beschäftigt.*“ (15/24). Benjamin erlebt also drängende Fragen, die er vermutlich klassifiziert und loswerden muss. Er möchte unbedingt erst mal wissen „*wer sie so ist, also, heute, und vielleicht auch, wer sie so war.*“ (15/25 bis 15/26) Das sind die Fragen zur Vergangenheit, zu den Gründen der Adoptionsfreigabe und zu den Gerüchten. Und gleichzeitig stellt er auch Fragen zur gegenwärtigen Lebens-

situation der Mutter. Er spürt und weiß, dass diese Fragen für seine leibliche Mutter schwierig sein werden. Für ihn sind diese Fragen aber sehr wichtig, als Information, zur Steuerung seiner Gefühle und der nächsten Schritte. In diesen Fragen verbergen sich auch seine Ängste. Die „Angst vor der Wahrheit“ ist scheinbar so groß, dass er diese Informationen zwar direkt von ihr, jedoch nur in den von ihm erfragten „Dossierungen“ verarbeiten möchte. Es scheint fast so, als halte er sich einen „emotionalen Notausgang“ offen und möchte die Steuerung nicht verlieren.

Der Biograph sendet in seinem ersten Brief auch ein Foto von sich und erhält in dem Antwortbrief ebenfalls ein Foto von der leiblichen Mutter. „*Und dann, ging das, alles, lief nichts, fast ein Jahr oder so.*“ (15/33 bis 15/34) Dem Biographen ist bewusst, dass er jetzt antworten müsste. Er spürt aber ein anderes, stärker werdendes Gefühl. Einerseits, „*dass ich natürlich das Interesse habe*“ (15/37) und auf der anderen Seite hat er auch an seine leibliche Mutter die Erwartung, dass sie starkes Interesse an ihm zeigt, über den Brief und die Reihenfolge der Antworten hinaus. Es scheint so, als ob er regelrecht auf eine Botschaft seiner leiblichen Mutter wartet:

is=auch=so ne Erwartungsgeschichte, ä:hm, ist zwar auf der einen Seite immer nen Wechselspiel /I: Hm/ (3) aber auf der anderen Seite, denk=ich=dann einfach=zu=ihr=rüber, sie=hat=einfach, viel=Angst, glaub ich /I: Hm, genau/ ich glaub echt, sie hat viel Angst /I: Hm, hm/ und das ist halt, was=ich, was es für mich, einfach schwierig macht, weil (2) ich, gerade, jedes Mal, äh=äh auf sie zugehen muss /I: Hm/ und das, 'is was, was mich auch nen bisschen', ärgert, weil da kommt, wieder dieses Fordernde durch, irgendwie, also ((kurzes, leises Lachen) (15/38 bis 15/43)

Der Biograph spürt seinen Ärger, dass die leibliche Mutter nicht auch auf ihn zugeht und die Reihenfolge der jeweiligen Antwort-Briefe unterbricht. Eigentlich möchte er als adoptierter Sohn von der leiblichen Mutter gesucht werden und nicht umgekehrt. Dieser Gedanke und diese Gefühle lösen wahrscheinlich seine Verärgerung aus. Die Wut seiner Kindheit und Pubertät überträgt er in die Phase des vorsichtigen Kennen Lernens. Neben der vorher erlebten „Angst vor der Wahrheit“ ist er jetzt ungeduldig und hat eine hohe Erwartung an die leibliche Mutter. Er zeigt wenig Empathie für ihre Ängste und ihrem Rhythmus der Bewältigung.

Der Biograph wartet so lange, bis die leibliche Mutter erneut nachfragt. Der Biograph möchte jetzt keine weitere Korrespondenz, sondern das direkte Treffen. Seine nicht erfüllte Erwartung und der Wunsch (gesucht zu werden und gewollt zu sein) sind scheinbar so groß, dass er im Interview die Realität verdreht: „*Ob wir uns treffen wollen, oder, von ihr, kam die Anfrage.*“ (15/50)

Der Biograph reflektiert, dass er sich nicht in seine leibliche Mutter einfühlen kann. Er ist zwar ein Mensch, der versucht, andere Leute zu verstehen. Andererseits wurde er noch nie richtig im Stich gelassen. Benjamin kann sich nicht hineinversetzen, dass seine leibliche Mutter ihn nicht lieben konnte.

also, ich als Vater, wenn ich nen Kind weggeben würde /I: Hm/ weil, ich es, nicht lieben kann /I: Hm/ da::n, würd ich va=vielleicht auch denken, aber 'es ist doch meine Pflicht, es zu lieben, als Vater', und=so (16/12 bis 16/14)

Der Biograph kann es nicht nachvollziehen, von der leiblichen Mutter damals als Säugling nicht geliebt und weggegeben worden zu sein. Mit dem Thema „leibliche Mutter“ verzahnt sich das emotionale Thema „ungeliebtes Kind“. In der Vernetzung dieser Themen in der Gegenwart spürt Benjamin seine Ambivalenz. Er erlebt seine

leibliche Mutter jetzt nach 21 Jahren „*sehr emotional, ... das bewegt sie sehr*“ (16/19), wenn er nach den Gründen ihrer damaligen Entscheidung fragt. Benjamin hat die Erwartung, dass sie ein „*bisschen offener damit umgeht*“ (16/18). Der Biograph hatte sich vorgestellt, dass seine leibliche Mutter damit abgeschlossen hat. Er ist deshalb über diese hohe Emotionalität seiner leiblichen Mutter irritiert und dies passt nicht in sein „Vergangenheitsbild böse Mutter“.

Beim ersten Treffen mit seiner leiblichen Mutter ist der Biograph sehr aufgeregt und erlebt diese Begegnung in der Überschrift „*sehr krass, also wahnsinnig krass, so emotional ... und sehr interessant, auf jeden Fall, sehr interessant.*“ (16/30 bis 16/31). Darauf angefragt, äußert Benjamin, dass es für ihn schlimm war, von der leiblichen Mutter selbst zu hören, „*dass sie mich nicht lieben konnte.*“ (16/43). Als interessant findet der Biograph, seine leibliche Mutter persönlich Fragen zu stellen und diese „*oder wie sie so ... bisschen sie zu erleben halt auch.*“ (16/47 bis 16/48). Für Benjamin ist es wichtig und interessant, seine leibliche Mutter nach 21 Jahren Fragen zu stellen und selbst zu erleben, wie sie darauf reagiert. In der Interviewsituation reflektiert Benjamin, dass er höhere Erwartungen an eine Unterhaltung gehabt habe. Gleichzeitig resümiert er, „*dass das nicht funktioniert, das kann sich, wenn überhaupt, nur aufbauen.*“ (16/52). Benjamin erlebt also auch die Außergewöhnlichkeit, die Fremdheit und Kommunikationshemmungen des ersten Treffens. Mit Abstand betrachtet ist er von sich selber überrascht, „*dass ich selber auch eher eine sehr sachlich Ebene hatte.*“ (16/54)

Benjamin erlebt im ersten Treffen auch Ähnlichkeiten mit der leiblichen Mutter. Er vergleicht seine leibliche Mutter mit den Familienmitgliedern der Adoptivfamilie. Er stellt bei sich und bei seiner leiblichen Mutter als Übereinstimmung und Unterscheidungsmerkmal zur Adoptivfamilie „*so eine Schüchternheit*“ (17/23) fest. Weiterhin hat seine leibliche Mutter genau so wie er auch Probleme mit dem Umgang mit Geld. Einerseits amüsiert ihn diese Übereinstimmung. Andererseits empfindet er das „*als einen sehr spannenden Punkt*“ (17/43). Diese Übereinstimmung passt gut in seine biologistische Haltung der Erbanlagen.

Der Biograph stellt seiner leiblichen Mutter auch die Fragen nach den Gründen der Adoptionsfreigabe.

*Na ja, ich=hab=ja=am=Anfang die, die, die klassische Warum Frage gestellt, und da hat sich das so entwickelt /I: Hm/ und da hat sich das so aufge, (3) 'breitet' /I: Ja/ verschiedene (och) /I: Hm/ gabs halt für mich die verschiedenen Ebenen, einmal ihre Person /I: Hm/ ihre Situation, also die familiäre ... und **das**, find ich=hab=ich 'wirklich (2) 'gut beantwortet bekommen (18/22 bis 18/27)*

Der Biograph erlebt in der Erzählung der leiblichen Mutter den damaligen Verlauf, die einzelnen, sich bedingenden Ereignisse und schließlich die Entscheidungsgründe seiner leiblichen Mutter. Diese Aussagen der leiblichen Mutter beantworten die Fragen seiner Kindheit und Pubertät. Als erwachsener Adoptierter kann er die Gründe heute kognitiv nachvollziehen. Emotional erlebt Benjamin seine Mutter nach 21 Jahren sehr betroffen. Dieses „Eigen-Erleben“ in der direkten Interaktion könnte die „Wut der Pubertät“ jetzt beim erwachsenen Adoptierten „heilen“.

Der Interviewer fragt den Biographen, ob dieser seine leibliche Mutter tatsächlich mit seiner Person „konfrontiert“ hat. Im Nachhinein reflektiert Benjamin ein Gefühl:

Also, ich=äh, hab so=das Gefühl /I: Hm/ dass sie, na=ja das=is=schon=so, Fassung gerungen hat, ich=ja=auch /I: Hm/ und von daher, war es schon ne Konfrontation /I: Hm/ also, es war einfach (3) so sehr, 'intensiv, äh, so ne Konfrontation (auch ne)' (2) äh, ja man hat gemerkt, das=man=halt die (Level) des andern, mit wirklich, 'äh, wichtigen, Dingen, konfrontiert' /I: Hm/ 'also', mit der Frage allein (20/19 bis 20/23)

Benjamin erlebt seine Mutter in ihrer Gefühlsambivalenz. Einerseits fällt es ihr sehr schwer, sich mit der Vergangenheit so gegenüber ihrem adoptierten Sohn zu öffnen. Andererseits will sie aber auch, dass er alles weiß. Benjamin erfährt bei dem Treffen mit seiner leiblichen Mutter auch Interesse an ihm. Auch das scheint „heilsam“ für ihn zu sein. Gleichzeitig überwiegt bei ihm das Gefühl, dass bei seiner leiblichen Mutter „**die Erleichterung überwiegt**“ (20/44). Bei sich selbst erlebt Benjamin jetzt im Rückblick des Wissens eher Interesse an seiner leiblichen Mutter und das Bedürfnis, sich ein weiteres Mal zu treffen.

Benjamin und seine leibliche Mutter verabschieden sich nach dem ersten Treffen mit der Zusage eines nächsten Telefonates. „*Ende Sommer, ... das hab ich aber nicht über mich gebracht.*“ (21/2 bis 21/3). Der Biograph erlebt also nach dem Treffen bei sich selbst einen Widerstand. Im Oktober erhält Benjamin einen Brief von seiner leiblichen Mutter. Diese teilt ihm mit, dass sie sich jetzt scheiden lässt und dafür Zeit braucht. Sie schreibt an Benjamin auch ihre Vermutung, „*dass ich, mich nicht gemeldet habe, würde ihr ja zeigen, dass wir **beide** noch **Zeit** brauchen.*“ (21/9 bis 21/10). Benjamin beredet die aktuelle Entwicklung jetzt mit seiner Freundin. Er selbst nimmt die Position ein, „*na gut, dann gebe ich ihr halt die Zeit*“ (21/18). Die Freundin rät ihm, dass er „*Druck ausüben könnte ... und auch mal was einfordern könnte*“ (21/19 bis 21/20). Benjamin erlebt dazu seine Ambivalenz. Einerseits stimmt er der Freundin zu, andererseits hat er „*nicht so einen zeitlichen Druck, ... nicht so das Gefühl, ich muss jetzt irgendwie, dann und dann wieder sehen*“ (21/23 bis 21/24). Gleichzeitig spürt Benjamin bei sich das Gefühl, dass er sich nicht überwinden kann und dass es auch für ihn schwer ist, sie anzurufen. Daraus ergeben sich sein aktuelles Erleben und seine aktuelle Haltung, seine leibliche Mutter nicht mit „*Druck und Anklage*“ (21/32) zu bedrängen. Benjamin erlebt nach dem ersten Treffen, dass es auch für ihn „*wahnsinnig schwer ist*“ (21/34) seine leibliche Mutter anzurufen.

*ich=hätt=nicht=gewusst, was=ich=sagen=sollte /I: Ja, hm/ und ich hätte, ähm, kein Grund gehabt /I: Hm/ zu sagen, wir treffen uns noch mal /I: Hm/ **obwohl ich schon, mich gern noch mal** mich mit ihr treffen würde /I: Hm/ aber=ich=ka, ha=ha=habs auch nicht über mich gebracht /I: Hm/ einfach=zu=sagen, ja, ich=würd=mich=einfach=so, noch=mal mit ihr treffen /I: Ja/ das, ging=irgendwie=auch=nicht, von=mir=aus (21/35 bis 21/40)*

Benjamin hat von seiner leiblichen Mutter im ersten Treffen seine Fragen zu seiner Herkunft beantwortet bekommen. Er hat auch Fotos von seinen Halbgeschwistern gesehen. Hier erlebt er „*wahnsinnige Neugier ... inwiefern die mir irgendwie ähnlich sind und so.*“ (21/50 bis 21/52) Auch den Familiennamen des leiblichen Vaters hat er von seiner leiblichen Mutter erfahren. Bei einem weiteren Treffen würde er aus heutiger Sicht seiner leiblichen Mutter noch viele Fragen zum leiblichen Vater stellen. Vordergründig spürt er aber auch seine eigenen Anteile einer erlebten

Fremdheit zur Person der leiblichen Mutter und seine sich daraus ergebende eigene Zurückhaltung.

7.4.3.7 Leiblicher Vater Benjamin Herbst

Benjamin erlebt in seinem Leben auch die Fragen zum leiblichen Vater. In der Kindheit nutzt er seine Phantasie. Damit überbrückt er das „Nichtwissen“ und schafft sich Positiv-Bilder. In der Begegnung mit der leiblichen Mutter stellt der Biograph auch die Fragen zum leiblichen Vater. „*Aber das war mir irgendwie nie so wichtig, ist mir immer noch nicht wichtig.*“ (19/41 bis 19/42). Scheinbar ist das Thema „leiblicher Vater“ ein eher untergeordnetes Thema seines Erlebens als Erwachsener und im Prozess seiner Identitätssuche. Er erlebt es als „*total schade, dass sie kein Foto hat.*“ (19/43). Er spürt seine Neugier und sein Interesse, als die leibliche Mutter den leiblichen Vater als groß, schlank und athletisch beschreibt, weil er auch gerne Sport treibt. Benjamin spürt auch die Neugier, dass er diesen unbekanntem Vater gern mal sehen würde und etwas über dessen Lebensalter wüsste. Er ist sich unsicher, ob er sich mit ihm unterhalten würde. Im Gegensatz zu den Gefühlen zur leiblichen Mutter entwickelt er bei dem Gedanken zum leiblichen Vater keinen Vorwurf oder den Wunsch nach Konfrontation im Sinne von „*Du hast mich verlassen.*“ (19/49) Nur einen Gedanken findet er interessant. Und mit diesem Gedanken spricht er auch seine Gefühlsambivalenzen aus:

vielleicht, in=ein=Punkt, fänd ichs interessant, wie er, damit umgegangen is //: Hm/ äh=wä einfach=nen=Arschloch=is //: Hm/ in=dem=er=die=Frau ausgenutzt hat //: Ja/ oder ob er, damit klar gekommen is, dass die jetzt schwanger is (19/52 bis 19/55)

Hier widerspiegelt sich sein Interesse zum Charakter des leiblichen Vaters und zum damaligen Verhältnis seiner leiblichen Eltern. Der leibliche Vater ist im Erleben des Biographen emotional „unbedeutender“.

Aus den Erzählungen seiner Eltern und von Fotos kennt der Biograph „*einen Patenonkel aus Mosambik, der ist dann, aber auch spurlos verschwunden.*“ (7/9 bis 7/10) Dieser Satz könnte als Hypothese fortgesetzt werden „wie mein leiblicher Vater“. Als Metathema steht über diesen Kindheits-Erzählungen: Die Männer mit schwarzer Hautfarbe sind nicht präsent. Sie übernehmen keine Verantwortung für die Kinder und verschwinden. Das scheint Benjamin bereits als Kind verinnerlicht und akzeptiert zu haben. In seinem aktuellen Erleben mit Afrikanern findet Benjamin sein damaliges Erleben erneut bestätigt und entwickelt die kognitive „Entschuldigung“:

*ich kenne, son paar Afrikaner, und das is, 'auch ne, andere Kultur' //: Hm/ 'und so isses' //: Hm/ 'glaub ich, nich viel anders' //: Hm/ so dass ich da, eigentlich=gar=nich, son, gar nich **den Vorwurf klar** formulieren kann irgendwie=wenn=ich //: Hm/ selbst wenn=ich //: Hm/ einen, haben wollen würde, oder so //: Hm/ na=ja, is nur son Interesse (19/56 bis 20/4)*

Im Gegensatz zur Sozialisationsrolle „Rabenmutter“ toleriert Benjamin aus eigenem Erleben von afrikanischen Männern deren kulturelle Werte und mit Bezug auf seinen leiblichen Vater dessen „Rückzugsrolle“ und Verschwinden. Bei dem Biographen dominiert nur das Gefühl des Interesses. Benjamin kennt von der leiblichen

Mutter den Nachnamen seines leiblichen Vaters. Zum einen vermutet der Biograph, dass es fast aussichtslos ist, diesen Mann „in Afrika, da irgendwo“ (22/10) zu finden. Zum anderen scheint dieses Interesse auch nicht so ausgeprägt zu sein, dass er tatsächlich auf Suche gehen möchte. Hier sehe ich die Querverbindung zu dem Thema „Adoptivkind mit schwarzer Hautfarbe“ und „Adoptiveltern“. Der Biograph hat sich trotz „der Exotik ... immer als Deutscher gefühlt“ (7/26). Die „schwarzen Leute“ (7/28), mit denen er manchmal zusammen ist, spiegeln ihm ihre Gedanken zur Herkunft Afrika „das sind doch deine Wurzeln“ (7/37). Diese Zuordnung nimmt der Biograph nicht an. Im vergangenen und aktuellen Erleben fühlt er sich mit seiner Adoptivfamilie und durch die Sozialisation in Deutschland auch mit diesem Land verbunden.

7.4.3.8 Zusammenfassung Rekonstruktion der Fallgeschichte Benjamin Herbst

Der Biograph wird von den Adoptiveltern als Säugling im Alter von sechs Monaten aufgenommen. Ab diesem bindungsrelevanten Alter erlebt er durchgängig seine Adoptiveltern in den Elternrollen und baut tragfähige und emotionale Beziehungen auf. Für den Biographen sind zweifelsfrei und selbstverständlich die Adoptiveltern „meine Eltern“. In seiner Kindheit erfährt er das starke Gefühl der familiären Zugehörigkeit und auch die Anerkennung als gleichwertiges Mitglied der gesamten Familie Herbst und der dörflichen Gemeinschaft. Mit zunehmender Entwicklung seines Selbst wird ihm seine schwarze Hautfarbe als erkennbares Unterscheidungsmerkmal bewusst. Die Adoptionsoffenbarung erlebt Benjamin nicht in einem einmaligen Gespräch oder durch Externe, sondern „eingebettet“, scheinbar fließend und in wiederkehrenden Sequenzen in dieser erlebten Liebe der Eltern und in der gesicherten sozialen Zugehörigkeit. Der Status Adoptivkind wird in der Adoptivfamilie nie hinterfragt oder diffamiert. Benjamin erfährt bei den Verwandten sowie im Verhältnis zu seinen Schwestern keine unterschiedliche Behandlung.

Daneben wirken mit zunehmendem Lebensalter des Biographen die aus der sozialen Umwelt transportierten, tradierten gesellschaftlichen Werte. Benjamin erlebt seine schwarze Hautfarbe als ein von „Familien-Externen“ erkennbares Unterscheidungsmerkmal. Das Thema „Leiblichkeit“ rückt sowohl mit der Geburt seiner jüngeren Adoptivschwester als auch mit dem Umzug vom Dorf in die Kleinstadt zunehmend in die bewusste Auseinandersetzung des Biographen. In diesem Zeitabschnitt verletzt Benjamin in einer Alltagssituation den Adoptivvater mit der Aussage „Du bist ja gar nicht mein richtiger Vater“. Dieses Beispiel verdeutlicht die „innere Konfrontation“ in der Polarisierung der erlebten Bindungen und erkennbaren „Nicht-Zugehörigkeit“, das emotionale Erleben des Biographen und die zunehmende Bedeutsamkeit des immanenten Themas „Leiblichkeit“. Sein nachfolgendes Erleben, dass er mit dieser Formulierung dem geliebten Vater eine so starke emotionale Verletzung zufügt, ist für Benjamin wiederum sehr tief und anhaltend. Die Bindungen, das bisherige Erleben des Adoptivvaters in der tatsächlichen Vaterrolle verhindern in und nach dem aktuellen, kindlichen Erleben der von ihm ausgehenden Verletzung künftige Frustrationsbotschaften an die Bindungsperson Adoptivvater.

Mit dem Ortswechsel vom Dorf in die Kleinstadt (6 Jahre alt) ist dieser bisher sichere Status abrupt gefährdet. Das Unterscheidungsmerkmal der „schwarzen Hautfarbe“ wird zu dem für alle erkennbare Symbol, dass Benjamin in dieser Familie kein leibliches Kind sein kann. Benjamin erlebt, dass er sich in den folgenden Entwicklungsaltersstufen wiederholt legitimieren muss. Auf seine Gefühlswelt wirken die gesellschaftlich tradierten Werte der „Nichtleiblichkeit“ und der „Rabennutter“. Um dies zu kompensieren, exponiert der Biograph seine „Exotik“, entwickelt „Positiv-Phantasien“ vom unbekanntem leiblichen Vater und verdrängt das schmerzliche Thema „leibliche Mutter“.

Auf Grund erster Diffamierungen spürt Benjamin am Ende der Grundschulzeit in sich einen großen Widerstand und Hass auf eine bestimmte Realschule. Wegen der bereits erlebten öffentlichen Diskriminierung und seiner Vorstellung, dass Schüler des Gymnasiums per se ein höheres Ansehen haben, wechselt Benjamin (durch den erfolgreich bestandenem Probeunterricht) gezielt auf das Gymnasium. Nach einer anfänglichen „Außenseiterrolle“ sucht der Biograph gezielt Anerkennung bei der „Gruppe der Coolen“. Hier erlebt er positives Interesse bezüglich seiner Herkunft und seines Status, Gleichbehandlung, auch Neugier und erste Kommunikationspartner für seine Gefühle der Wut auf seine leibliche Mutter. In diesem Erleben wiederholen sich die Gefühle aus seiner Kindheit: Die Zugehörigkeit und Selbstverständlichkeit seines Status und seiner schwarzen Hautfarbe in einer sozialen Gemeinschaft mit gleichzeitigem Erleben seiner Exotik. Benjamin ist auf dem Gymnasium fauler und leistungsschwächer als seine beiden „Adoptiv-Schwestern“. Somit dominiert im selbst- und fremdreflektierten Erleben erneut das Thema „Leiblichkeit“.

Benjamin erfährt im Schul- und Jugendalter Diffamierungen und Angriffe wegen seiner schwarzen Hautfarbe. Hier erlebt er seine Angst, versucht sich auch ansatzweise in der körperlichen Auseinandersetzung. In verschiedenen Situationen probiert Benjamin mit Erfolg die Konflikt reduzierende „verbale Auseinandersetzung“ und wendet diese auch künftig als Bewältigungsmodell an. Auch in der Gegenwart erlebt Benjamin die externen Beleidigungen innerlich als Verletzung. Er lässt sich jedoch nicht provozieren.

In der Pubertätszeit spürt Benjamin zunehmend seine Wut auf die leibliche Mutter. Er sucht jetzt auch die Gespräche mit seinen Adoptiveltern. Er provoziert diese mit seiner Wut auf die leibliche Mutter und mit seinem Recht, diese mit seiner Person gezielt konfrontieren zu wollen. Er erlebt dabei den Adoptivvater als den Hauptgesprächspartner. In der Auseinandersetzung stellen die Adoptiveltern dem Biographen kognitive Erklärungsversuche für die Gründe der Adoptionsfreigabe der leiblichen Mutter zur Verfügung. Benjamin erlebt in der wiederholten Kommunikation mit seinen Adoptiveltern einen neuen, hilfreichen Gegenpol zu seiner vorher ausschließlich hoch emotionalen Auseinandersetzung mit dem Thema „leibliche Mutter“. Zum Thema „leibliche Mutter“ hat der Biograph bereits in seiner Kindheit Fragen und Gedanken. Die Gerüchte aus der Klinik, dass er als Säugling vernachlässigt und misshandelt wurde, führen beim Biographen zuerst zu einer Verdrängung des Themas „leibliche Mutter“ und später zu einer Verstärkung seiner Verletzung „weggegebenes Kind“. In der Pubertät wird aus dieser Grundverletzung und den Gerüchten seine große Wut auf die leibliche Mutter.

In der ersten Begegnung erlebt Benjamin seine leibliche Mutter ambivalent. Er entwickelt kognitives Verständnis für die Gründe der Adoptionsfreigabe und kann

gleichzeitig empathisch nicht nachvollziehen, dass sie ihn nicht lieben konnte. In der Interaktion der ersten Begegnung nimmt der Biograph bei der leiblichen Mutter eine nach wie vor aktuelle Emotionalität zu den Themen der Vergangenheit wahr. Einerseits irritiert ihn das, andererseits findet er hier den emotionalen Anteil, dass er ihr nicht gleichgültig war und sie ihm als Säugling auch nicht misshandelte. Das ist der Anfang der emotionalen Bewältigung des Themas „leibliche Mutter. In der Identitätsauseinandersetzung und in der Begegnung mit der leiblichen Mutter erlebt der Biograph ein stärkeres Interesse an den tatsächlichen Gründen der Adoptionsfreigabe und an der Person der leiblichen Mutter. Das Thema „leiblicher Vater“ wird zum „Sekundär-Thema“.

Bereits als Kind hat der Biograph ein Gefühl, sich von anderen Kindern mit schwarzer Hautfarbe unterscheiden zu wollen. Als Jugendlicher erlebt Benjamin wiederholt Diskreditierungen und Angriffe wegen seiner schwarzen Hautfarbe. Als Kind, als Jugendlicher und auch als Erwachsener fühlt er sich sehr stark mit seiner sozialen Familie (der Adoptivfamilie) verbunden. Mit dem heutigen Abstand schätzt er die Liebe zu seinen (Adoptiv-) Eltern und zu seinen (Adoptiv-) Geschwistern als sehr hoch und für sein Leben als sehr bedeutsam ein. Der Biograph fühlt sich in allen Entwicklungsaltersstufen als „Deutscher“ mit einer schwarzen Hautfarbe. Entgegen den Haltungen von anderen, ihn gut bekannten „Afrikanern“ sieht er nicht seine „Wurzeln“ in Afrika, sondern es dominiert in seinem Erleben das Gefühl der Zugehörigkeit und der „Verwurzelung“ in „seiner Familie“ in Deutschland.

7.4.4 Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte Benjamin Herbst

Gleich nach der Benennung seines Geburtsdatums präsentiert der Biograph zu Beginn des Interviews: Ich bin ein ab- und weggegebenes Kind. Der Biograph verstärkt diese Darstellung mit einem Sprung in die Gegenwart: Ich bin ein Kind, das von seiner leiblichen Mutter nicht geliebt werden konnte. Diese beiden Fakten sind für ihn entscheidend für die Benennung seines Status „Adoptivkind“. In dieser Selbstdarstellung und dem zusammenfassenden Eigen-Erleben der leiblichen Mutter verbirgt sich sein emotionales Erleben als Kind, Jugendlicher und suchender Erwachsener. Diese Gefühle kann der Biograph am Anfang des Interviews noch nicht präsentieren. Erst auf Nachfragen im zweiten Teil des Interviews erzählt Benjamin von seinen Gefühlen. Der Biograph beschreibt erst rational die Gründe der Adoptionsfreigabe mit den ihm jetzt zur Verfügung stehenden Details und erzählt emotional distanziert von der leiblichen Mutter. Im Gegensatz zum natürlichen Ursprung leibliche Eltern präsentiert Benjamin seine Adoptiveltern ausführlich in deren damaligen beruflichen Rollen, mit der gemeinsamen Tochter Maria und mit ihrer Adoptionsmotivation. Der Biograph hebt dabei die bewusste Entscheidung der Adoptiveltern Herbst hervor: „Meine Eltern“ haben sich für ein „farbiges Kind“, also bewusst für mich Martin Meier, ein Kind mit schwarzer Hautfarbe entschieden. Diese Tatsache, dass er ein von den Adoptiveltern bewusst gewolltes Kind ist, exponiert Benjamin nach der Darlegung seines Status als herausragendes Ereignis seines Lebensverlaufes. Diese Präsentation beinhaltet zusammenfassend die (auf An-

frage später erzählten) Lebensthemen der Verletzung des „weggegebenen“ Kindes und die erlebte Liebe und Zugehörigkeit in der Adoptivfamilie.

Benjamin präsentiert zu Beginn des Interviews, dass sein leiblicher Vater aus Afrika kommt und nicht zu der Schwangerschaft und dem Kind stand. Der Biograph zeigt also rational die Summe der Gründe, die zur Entscheidung Adoptionsfreigabe führten. In verschiedenen Sequenzen des Interviews erzählt er, dass er in seiner Kindheit und Grundschulzeit Positivphantasien und Geschichten zum leiblichen Vater entwickelt. In der Selbstpräsentation als auch in der Analyse des „erlebten Lebens“ stimmt überein, dass der Biograph seinen afrikanischen Ursprung als Kind für andere interessant darstellt. Für sich selbst entwickelt er auf Grund der fehlenden Informationen angenehme Phantasien zum natürlichen Ursprung „afrikanischer Vater“. Die Exotik seiner Herkunft exponiert der Biograph in der Kindheit und im anerkannten und geschützten Rahmen der damaligen sozialen Umwelt. Im Schulalter muss dann der Biograph seine Herkunft wiederholend erklären und legitimieren. Er erlebt erste Diffamierungen zu seiner schwarzen Hautfarbe. Auch jetzt helfen die Phantasien, das Negativerleben heilsam zu kompensieren. In seiner Clique wird Benjamin in der Pubertätszeit mit seinem afrikanischen Ursprung väterlicherseits erneut anerkannt. Parallel dazu erlebt er extern zunehmend Diskreditierungen und Angriffe wegen seiner schwarzen Hautfarbe. Das Thema „leiblicher Vater“ widerspiegelt sich deckungsgleich in der Selbstdarstellung und im „erlebten Leben“ des Biographen.

Im Gegensatz zu dem Thema „leiblicher Vater“ präsentiert und erlebt der Biograph das Thema „leibliche Mutter“. Zu Beginn des Interviews präsentiert der Biograph seine leibliche Mutter ebenfalls erst rationalisierend mit der Darstellung der Gründe der Adoptionsfreigabe. Hier zeigt der Biograph sein aktuelles Wissen und die rein kognitive Ebene. Später benennt er im Interview seine Zuschreibung der leiblichen Mutter mit „die Böse“. Hier widerspiegeln sich die erlebten, tradierten, gesellschaftlichen Werte zur „Rabenmutter“. Dies beeinflusst seine Gefühle zu der „Grundverletzung weggegebenes Kind“. Der Biograph erzählt in vielen Sequenzen des Interviews von der „Wut auf die Mutter“. Das Thema „leibliche Vater“ dagegen „verbleibt“ in der Präsentation und im Erleben in der Kindheit in den Positivphantasien, reduziert sich in seiner Identitätssuche als junger Erwachsener auf die Neugier. Für den Biographen dominieren als junger Erwachsener im Prozess der Ursprungssuche das Interesse an den Fakten der Vergangenheit und der ausschließliche Bedarf an der Kommunikation mit der leiblichen Mutter. Die leibliche Mutter ist das Symbol von Zeugung, Geburt, Leben, „Weggabe“ und Ursprungssuche.

In unterschiedlichen Sequenzen des Hauptteils und auch im Nachfrageteil wird im Vergleich mit den biographischen Daten erkennbar, dass der Biograph Daten und Fakten teilweise unsicher oder zeitlich und inhaltlich abweichend darstellt. Das resultiert daraus, dass seine Adoptiveltern und somit auch er nur wenige Informationen hatten. Dieses geringe Ursprungswissen spiegelt der Biograph sowohl im Haupt- als auch im Nachfrageteil des Interviews. Der im Interview von Benjamin präsentierte Verlauf und die Fakten ergeben sich aus dem eruierten Wissen des Biographen als Erwachsener. Dieses hat er aus dem Aktenmaterial und von den Erzählungen seiner leiblichen Mutter. Der Status Adoptivkind und die späteren tradierten Werte „Rabenmutter“ erzeugen in der Kindheit ohne das detaillierte Wissen der Gründe die Grundverletzung des Adoptierten. Die Gerüchte „misshandeltes Kind“

verstärken die Verletzung und erzeugen weitere Negativgefühle. Dieser Zusammenhang ist sowohl in der Selbstpräsentation als auch in der Analyse des „erlebten Lebens“ erkennbar.

Die Reaktionen der Großeltern auf die unvorbereitete, überraschende Konfrontation mit dem „Adoptivkind mit schwarzer Hautfarbe“ als zweites Enkelkind hält der Biograph in der Präsentation des Hauptteils zurück. Den (Adoptiv-) Großvater väterlicherseits präsentiert der Biograph einleitend als Mensch, der seine Jugend in der Zeit der Nazidiktatur erlebt. Beim Zuhörer löst diese Botschaft verschiedene Assoziation aus. Im Gegensatz zu dieser Eingangs-Präsentation erzählt Benjamin dann vom liebevollen Großvater, den die „schwarze Hautfarbe“ und die „Nichtleiblichkeit“ des einzigen männlichen Nachkommens seines Sohnes überhaupt nicht stören. Benjamin erlebt diesen Großvater auch als zuverlässigen „Verbündeten“ für seine Jungenstreiche. Die vom Großvaters vermittelten Werte, dass sich ein Junge im Kampf und Spiel erproben muss, um später ein harter Mann zu werden, wirken in der Selbstpräsentation fast schon wegweisend für die Zukunft des Biographen.

Nach der schönen, seinen Status nie angefragten Kindheit im Dorf erlebt der Biograph mit dem Umzug in die Kleinstadt Veränderungen. Nach den wiederholt notwendigen Erklärungen zu seiner schwarzen Hautfarbe, seiner Herkunft und zu seinem Status in der Grundschulzeit erfährt er dann Diskreditierungen und Angriffe bezüglich seiner schwarzen Hautfarbe als Jugendlicher und junger Erwachsener. Hier scheint sich die Prognose und der Wunsch des Großvaters zu erfüllen, dass sein Enkelkind ein „starker Mann“ werden muss. Das Thema „schwarze Hautfarbe“ überlagert im Erleben des Biographen in großen Teilen der Schulzeit das Thema „Adoption“. Erst in der Pubertätszeit gewinnt der Adoptionsstatus neue, emotionale Dynamik.

Der (Adoptiv-) Vater ist für Benjamin die Hauptbezugs- und Hauptkommunikationsperson. Hier stimmen auch die Selbstdarstellung und das Erleben überein. Der Biograph präsentiert eine als Kind bewusst gesetzte Verletzung des Adoptivvaters mit der Formulierung „Du bist nicht mein Vater“. In dieser Schlüsselsituation widerspiegeln sich als Hypothese sein früh erlebtes Unterscheidungsmerkmal „Nichtleiblichkeit“ mit dem Thema „weggegebenes Kind“ und gleichzeitig sein eingeforderter hoher Bedarf an Zuwendung und Liebe. Benjamin evaluiert selbst mit Bezug auf dieses erzählte Beispiel, dass er sich als Kind wahrscheinlich doch mit diesem Thema „Leiblichkeit“ auseinandersetze. Auf Nachfrage erzählt er dann von seinen eigenen Gefühlen. Benjamin hat auch erlebt, dass er durch seine Botschaft beim geliebten Vater eine tiefe Verletzung auslöste. Dieses Erleben wirkt auf das weitere Leben und Verhalten des Biographen so einprägsam, dass er diese einmalige Situation in seinem Erleben speichert und in der Präsentation im Interview exponiert.

In der Selbstpräsentation erläutert Benjamin, dass er gezielt auf das Gymnasium wollte. Als Grund benennt er seinen „Hass auf die Rechten“ einer bestimmten Realschule. Im Nachfrageteil ergänzt er diesen Fakt durch sein Erleben (und durch sein Bedürfnis), dass Gymnasiasten grundsätzlich anerkannter sind. In den ersten beiden Jahren auf dem Gymnasium orientiert sich der Biograph selbst an den Außenseitern der Schulklasse, danach sucht er Anschluss an die Gruppe der „Coolen“. Außerhalb der Schule erfährt Benjamin wiederholt ausländerfeindliche Angriffe wegen seiner schwarzen Hautfarbe. In „der Gruppe der Coolen“ erfährt er Anerkennung, Gleichstellung, Verständnis und ein Forum für seine Wut auf die leibliche Mutter. Im

Hauptteil präsentiert Benjamin, dass er in der Pubertätszeit Konflikte mit „seinen Eltern“ wegen der schulischen Leistungen hatte. Das Thema Schule steht auch in Verbindung mit dem Thema „schwarze Hautfarbe“ und dem Thema „Leiblichkeit“. In den Schulleistungen unterscheidet sich der Biograph von der älteren und der jüngeren „Adoptivschwester“. Er verbindet seine „Faulheit“ mit dem Thema der „Leiblichkeit“ und sucht Erklärungen bei den „anderen Eltern“.

In der Pubertät erzeugt das Thema „Schulleistungen“ erneut das Thema der „Leiblichkeit“ und unterschiedliche, emotionale Bedeutsamkeit für die Akteure Adoptiveltern und Adoptierter. Diese benennt Benjamin auch in der Selbstdarstellung. Im damaligen und retrospektiven Erleben dominieren jedoch für Benjamin nicht der Konflikt mit seinen Adoptiveltern wegen seiner Schulleistungen, sondern die Konflikte wegen seiner „Wut“ und seiner „radikalen Haltung“ zur leiblichen Mutter. Benjamin präsentiert im Hauptteil, dass er dieses Thema „leibliche Mutter“ verdrängt und sich erst später „ranwagt“. Die Auseinandersetzung mit den Themen „Adoption“ und „leibliche Mutter“ erfolgt auf verschiedenen Ebenen. Zuerst kognitiv mit einer Internetrecherche. Bei dem Biographen vertieft sich das Thema des „Rechtsanspruchs des Adoptierten auf seinen genealogischen Ursprung“. Diesen Rechtsanspruch wandelt Benjamin für sich um. Im Nachfrageteil zeigt er dann ganz deutlich seine Gefühle. Das Kindheitsgefühl „weggegebenes Kind“ verstärkt sich negativ durch das Gerücht „misshandeltes Kind“. Der Biograph durchlebt in der Pubertät erst mit sich selbst diese Trauer, diesen Schmerz. Danach sucht er die entlastende Kommunikation mit Freunden und provoziert anschließend seine Adoptiveltern mit seiner radikalen Wut. Durch die Diskussionen mit den Adoptiveltern, durch die eher rationalen Argumente und durch den ununterbrochenen Dialog mit dem (Adoptiv-) Vater erlebt der Biograph in der damaligen Situation auch eine neue Seite des Themas „leibliche Mutter“. Die Diskussionen mit den Adoptiveltern bilden also den kognitiven Gegenpol zu seiner ausschließlich emotionalen Auseinandersetzung. Als erwachsener Adoptierter reflektiert Benjamin, dass diese Auseinandersetzung mit den Adoptiveltern für ihn und den weiteren Verlauf seiner Suche bedeutsam war.

Mit zwanzig Jahren sucht der Biograph gezielt nach der leiblichen Mutter. In der Präsentation des Hauptteils geht Benjamin nur sehr verkürzt auf den vorangestellten Briefwechsel ein. Erst auf Nachfragen erzählt er dazu detaillierter und von seinen Gefühlen. Benjamin ist enttäuscht, dass seine natürliche Mutter ihn, den leiblichen Sohn überhaupt fragt, wie sie ihn anreden soll. Für ihn ist die persönliche Anrede „Du“ so selbstverständlich, dass ihn diese Frage verärgert. Weiterhin ist er irritiert über die Feinfühligkeit, Schüchternheit und auch über die Ängste der leiblichen Mutter. In seinem Antwortbrief stellt Benjamin gezielt seine ihn drängenden Fragen zu den Gerüchten „misshandelt und vernachlässigt“. In der Selbstpräsentation negiert er noch die eigene, emotionale Betroffenheit dieser Gerüchte. Er präsentiert vorwegnehmend seine aktuelle Erkenntnis, dass die Gerüchte so nicht zutreffen. Im Nachfrageteil dagegen erzählt er von diesen hoch emotionalen Lebensfragen und Gefühlslagen, die unter anderem auch aus den „Gerüchten“ resultieren. Benjamin spürt seine eigene „Angst vor der Wahrheit“ und davor, dass er seine leibliche Mutter hassen müsste. Er erlebt in der Befürchtung des Hasses auf die Mutter eigentlich auch sein Bedürfnis nach Liebe oder wenigstens Sympathie für die unbekannt, leibliche Mutter. Der Biograph hat Angst, von seinen Gefühlen überrollt zu werden.

Deshalb stellt er seine Fragen im Brief in einer bestimmten Reihenfolge, um seine Gefühle durch die Informationen und Antworten der Mutter ordnen und bewältigen zu können. Dabei erlebt er selbst das Gefühl, dass die von ihm gestellten Fragen für die leibliche Mutter „schwierig“ sein werden. Nach dem zweiten Brief der Mutter legt Benjamin fast ein Jahr Pause ein und erlebt bei sich zunehmend Widerstand und erneut das Gefühl der Kindheit, ein „weggegebenes Kind“ zu sein. Der Biograph möchte wenigstens jetzt als erwachsener Adoptierter das Interesse der leiblichen Mutter, ihre Aktivität und ihre Suche nach ihm, den Sohn spüren. Das Bedürfnis, von der Mutter gesucht zu werden, ist das „Ergänzungs-Gefühl“ des erwachsenen Adoptierten zum Kindheitsgefühl „weggegebenes Kind“. Benjamin empfindet Widerstand und beantwortet deshalb nicht den Brief.

In der Selbstdarstellung des Hauptteils präsentiert Benjamin, dass das Treffen mit der leiblichen Mutter für ihn sehr wichtig und interessant war. Der Biograph wiederholt seine Unterscheidung zu den Adoptivschwestern in den schulischen Leistungen. Er sucht nach biologischen Begründungen und in der Begegnung mit der leiblichen Mutter nach Übereinstimmungen. Nach diesem „Umweg“ präsentiert er sein eigentliches Schlüsselthema „Warum hat sie mich weggegeben“. Im Nachfrageteil erzählt Benjamin von seinen Gefühlen zu der „Warum-Frage“. Er möchte endlich selbst diese Fragen stellen und die Reaktionen der leiblichen Mutter erleben. Benjamin spürt in den Erzählungen der leiblichen Mutter auch noch nach 21 Jahren, dass sie sehr bewegt und emotional stark beteiligt ist. In dieser Emotionalität der Mutter erlebt Benjamin jetzt als Erwachsener, dass er nicht das (nur mal so, wie ein Gegenstand) weggegebene und seiner Mutter gleichgültige Kind war. In der aktuellen Betroffenheit seiner leiblichen Mutter spürt er die Schwere der damaligen Entscheidung. Auch hier hatte er eine andere Erwartung. Den als „schlimm“ erlebten Satz seiner leiblichen Mutter, dass sie ihn nicht lieben konnte, kann er in der vorgenannten Interaktion etwas kompensieren. Es gelingt ihm aber nicht, sich mit dem Versuch der Empathie in die Gefühlswelt seiner leiblichen Mutter hineinversetzen. Er verbindet im Nachfrageteil kognitiv elterliche Liebe mit elterlicher Pflicht zur Liebe. Der Biograph erhält aber auch auf jede seiner Fragen Antworten und das löst eine emotionale Entspannung und „Zu-Frieden-heit“ aus. Nach diesem ersten Treffen kann Benjamin somit die Lücken seiner Vergangenheit mit den Informationen seiner leiblichen Mutter füllen und bewältigt die „Wut der Pubertät“. Er erlebt bei seiner leiblichen Mutter auch endlich Interesse an ihm als Person, aber vordergründig auch deren Erleichterung.

Benjamin reflektiert nach dem ersten Treffen mit seiner Mutter seine nicht erfüllten Erwartungen bezüglich einer Kommunikation. Im Rückblick resümiert er, dass dies (wenn überhaupt) nur aufbauend möglich sei. Nach dem ersten Treffen erlebt er die tatsächliche Distanz und die Fremdheit zur leiblichen Mutter. Gleichzeitig spürt er noch Neugier.

Benjamin präsentiert, dass er sich bereits als Kind, trotz des übereinstimmenden „Er-Kennungs-Merkmal schwarze Hautfarbe“ von anderen „farbigen Kindern“ bewusst distanziert. Auch in den Situationen, in denen er wegen seiner schwarzen Hautfarbe angegriffen und verbal beleidigt wird, fühlt er sich nicht als Ausländer. In den Entwicklungsaltersstufen Pubertät und als Erwachsener setzt sich dieses Erleben fort. Benjamin präsentiert die ihm von anderen Afrikanern zugeschriebenen „afrikanischen Wurzeln“. Er fühlt sich im Gegensatz zu dieser Zuschreibung als

Deutscher, der in Deutschland geboren wurde, zur Schule ging und mit seiner Familie verbunden ist. In der Selbstdarstellung des Hauptteils präsentiert Benjamin diese Themen, die er auf Nachfragen im zweiten Teil des Interviews durch sein Erleben in den jeweiligen Entwicklungsaltersstufen ergänzt. Als Adoptierter auf sein schönstes Erleben in der Adoptivfamilie angefragt, benennt der Biograph am Ende des Interviews: Das schönste Erleben ist für ihn die Liebe zu seinen Eltern, zu seinen Schwestern und das Gefühl, auch von diesen geliebt zu werden und zu dieser Familie zu gehören. Erst jetzt, mit dem nötigen Abstand zur Pubertät, kann er diese Liebe und Zugehörigkeit richtig würdigen und schätzen.

Der Biograph präsentiert in der Selbstdarstellung die Themen „Adoptionsstatus“, die Personen leibliche Elternteile, Adoptiveltern, Adoptivschwestern, Adoptivfamilie sowie die Ereignisse in der zeitlichen Abfolge Kindheit, Schulzeit, Pubertät und als junger Erwachsener. In der Selbstpräsentation und im Erleben fokussieren sich die komplementären Themen „leibliche Eltern“, „schöne Kindheit im Dorf“, „Großeltern“, „Adoptiveltern“ sowie das Thema „Wohnortswechsel“. Aus dem Thema „Adoptivkind mit schwarzer Hautfarbe“ entwickelt sich sein Thema der „erkennbaren Nicht-Leiblichkeit“. Die Themen „Adoptiveltern“ und „leibliche Mutter“ nehmen im Erleben des Biographen einen sehr großen Rahmen ein.

7.4.5 Typenbildung Benjamin Herbst

Der Biograph Benjamin Herbst gehört zu dem Typus: **In der Kindheit aufgeklärter Adoptierter**, der durch das **Unterscheidungsmerkmal seiner schwarzen Hautfarbe**, der durch das Erleben der **älteren und durch die Geburt der jüngeren leiblichen Tochter der Adoptiveltern früh mit dem Thema „Leiblichkeit“** konfrontiert wird und als **junger Erwachsener aktiv auf Ursprungssuche seiner leiblichen Mutter** geht.

Die Adoption Benjamin Herbst ist durch die Wiedervereinigung der beiden Deutschen Staaten 1990 eine typische „Vor- und Nachwendeadoption“. Die Adoptiveltern wurden – wie in der DDR-Adoption üblich – kaum auf die soziale Elternschaft vorbereitet. Die Eheleute Herbst sind aber insofern geeignet und die „richtigen“ Adoptiveltern für Benjamin, da sie sich bewusst für ein Kind ausländischer Herkunft entschieden und dieses somit auch tatsächlich emotional „annehmen“ konnten. Weiterhin ist für die DDR-Adoptionsvermittlung typisch, dass den Adoptiveltern nur sehr geringes Wissen über die leiblichen Eltern vermittelt wurde. Im Gegensatz zu anderen DDR-Adoptionen lässt sich der Adoptivvater in der Pubertätszeit von Benjamin (1999) durch die Adoptionsvermittlungsstelle beraten. Die Adoptiveltern unterstützen aktiv und im Austausch mit ihrem Sohn den Prozess der Ursprungs- und Identitätssuche.

Da die Adoptiveltern nur sehr wenige Informationen zu den leiblichen Eltern haben, können sie die Fragen des Adoptierten in den verschiedenen Entwicklungsaltersstufen unzureichend beantworten. Das geringe Wissen über die leiblichen Eltern wird durch Gerüchte negativ verstärkt. In der Kindheit entwickelt Benjamin Positivphantasien zum leiblichen Vater und eine Ablehnung und Verdrängung des Themas leibliche Mutter. In der Pubertät steigert sich der Biograph ausgehend von seiner Grundverletzung „weggegebenes Kind“ und ergänzt durch die Wirkung der Gerüchte

te in eine starke Wut auf die leibliche Mutter. Der Biograph „bearbeitet“ in der Pubertät seine Gefühle der Trauer und des Schmerzes erst mit sich selbst, sucht dann in der Kommunikation mit Freunden Trost und Entlastung und konfrontiert provozierend seine Adoptiveltern mit der Wut auf seine leibliche Mutter. Die Adoptiveltern eröffnen dem Biographen in diesem Prozess neben der ausschließlich emotionalen Ebene die Möglichkeit der kognitiven Auseinandersetzung. Auf Anregung des Adoptivvaters setzt sich Benjamin mit der Adoptionsvermittlungsstelle in Verbindung. Nach einem Briefwechsel (Prozess von einem Jahr) drängt Benjamin auf die direkte Begegnung. Der Biograph hat Erwartungen und Ängste, erlebt Irritationen und erneut Ärger auf die leibliche Mutter. Sowohl im Brief als auch in der ersten direkten Begegnung stellt Benjamin seine Schlüsselfrage „Warum hast du mich weggegeben?“ Der Biograph erhält auf jede Frage eine Antwort, kann jetzt als erwachsener Adoptierter Zusammenhänge und Verständnis für die damalige Lebenslage der leiblichen Mutter herstellen. Er erlebt die leibliche Mutter auch noch nach 21 Jahren als feinfühlig und emotional beteiligt. Nach dieser emotionalen und kognitiven Auseinandersetzung in der Direktbegegnung mit der leiblichen Mutter hat der Biograph als Erwachsener Antworten und kann „seinen Frieden“ mit dem Thema leibliche Mutter schließen. Das Thema „leiblicher Vater“ verliert für Benjamin an Bedeutung. Zur leiblichen Mutter erlebt Benjamin weiterhin Distanz, das Fehlen von gemeinsamen Themen, seinen eigenen Widerstand und die Schwierigkeit, eine fortlaufende Kommunikation einzugehen.

Der Adoptierte wird mit einer schwarzen Hautfarbe geboren. Das Leben als Adoptierter beginnt mit der Aufnahme des Biographen im Lebensalter von sechs Monaten in die Adoptivfamilie. Benjamin präsentiert und erlebt eine schöne, sorgenfreie Kindheit, in der sein Status und seine schwarze Hautfarbe nicht negativ hinterfragt werden. Mit dem Umzug vom Dorf in die Kleinstadt beginnen für den Biographen die wiederholten Erklärungszwänge und später Diffamierungen und Angriffe wegen seiner schwarzen Hautfarbe. Das Thema „Adoptivkind“ wird in Lebensalterstufen Schulzeit und Pubertät durch die Themen „schwarze Hautfarbe“ überlagert. Als erwachsener Adoptierter reflektiert Benjamin als schönstes Erleben die Liebe zu seinen Eltern und Schwestern und dass er auch von diesen geliebt wird. In allen Lebensalterstufen erlebt und identifiziert Benjamin sich selbst als Deutscher.

7.5 Biographische Rekonstruktion Rico Freier

7.5.1 Analyse der biographischen Daten (gelebtes Leben) Rico Freier

Zur besseren Übersicht und zum „Draufblick“ verweise ich auf das Genogramm auf Seite 316.

7.5.1.1 Sammlung der biographischen Daten (Ereignisdaten) Rico Freier

Jahr	Daten
1988	Herkunftsfamilie Frau Andrea Schulze (geb. 11/67) ist geschieden, lebt mit dem geschiedenen Ehemann Knuth Schulze (geb. 5/68) und Vater des erstgeborenen Kindes Kevin (geb. am 18.02.1986) in einer Zweiraumwohnung.
1988	Der Haushalt wird von der Jugendfürsorgerin der Mütterberatung als „sehr liederlich“ eingeschätzt. Der Vater des Kindes wird durch die Jugendfürsorgerin Frau K. (Referat Jugendhilfe der Stadt Erfurt) als gewalttätig eingestuft.
1988	Das Kind Kevin betreut vorwiegend die Großmutter mütterlicherseits.
4/1988	Rico Schulze (Biograph) wird am 07.04.1988 in Erfurt als zweites Kind der Eltern Andrea und Knuth Schulze geboren. Die Schwangerschaft und Geburt verläuft unauffällig.
1988	Es kommt zu Auseinandersetzungen zwischen den Eltern. Frau Schulze bekommt eine Wohnung zugewiesen. Diese Wohnung kann sie dann wegen Baufälligkeit nicht beziehen.
5/1988 bis 6/1988	Rico kommt in stationäre Behandlung in die Kinderklinik. Die Diagnostik lautet: Darm- und Hauterkrankung, deutlich reduzierter Allgemeinzustand; nach 41 Behandlungstagen Entlassung in gutem Allgemeinzustand, Benachrichtigung der Gesundheitsfürsorgerin.
6/1988 bis 9/1988	Nach einer Impfung hat Rico Fieber, Durchfall und Erbrechen. Es erfolgt ein erneuter stationärer Aufenthalt. Nach dem Nahrungsaufbau erfolgt die Entlassung in gutem Allgemeinzustand nach Hause. Die wiederholende Vorstellung in der Mütterberatung wird empfohlen.
3/1989	Die Mütterberatung stellt am 13.03.1989 beim Referat Jugendhilfe den Antrag auf Heimerziehung. Begründung: Starke Kindeswohlgefährdung wegen grober Vernachlässigung.
3/1989 bis 5/1989	Der dritte stationäre Aufenthalt in der Kinderklinik. Diagnose: Kindesvernachlässigung, großer Wasser- und Elektrolydverlust, Atemwegserkrankung. Die Klinik gibt eine Meldung an den Bezirksstaatsanwalt und an das Referat Jugendhilfe.
4/1989	Nach Beschluss des Jugendhilfeausschusses beim Rat des Stadtbezirkes Erfurt West (am 12.04.1989) Anordnung der Heimerziehung mit Auflagen und Empfehlungen für die sorgeberechtigte Mutter.

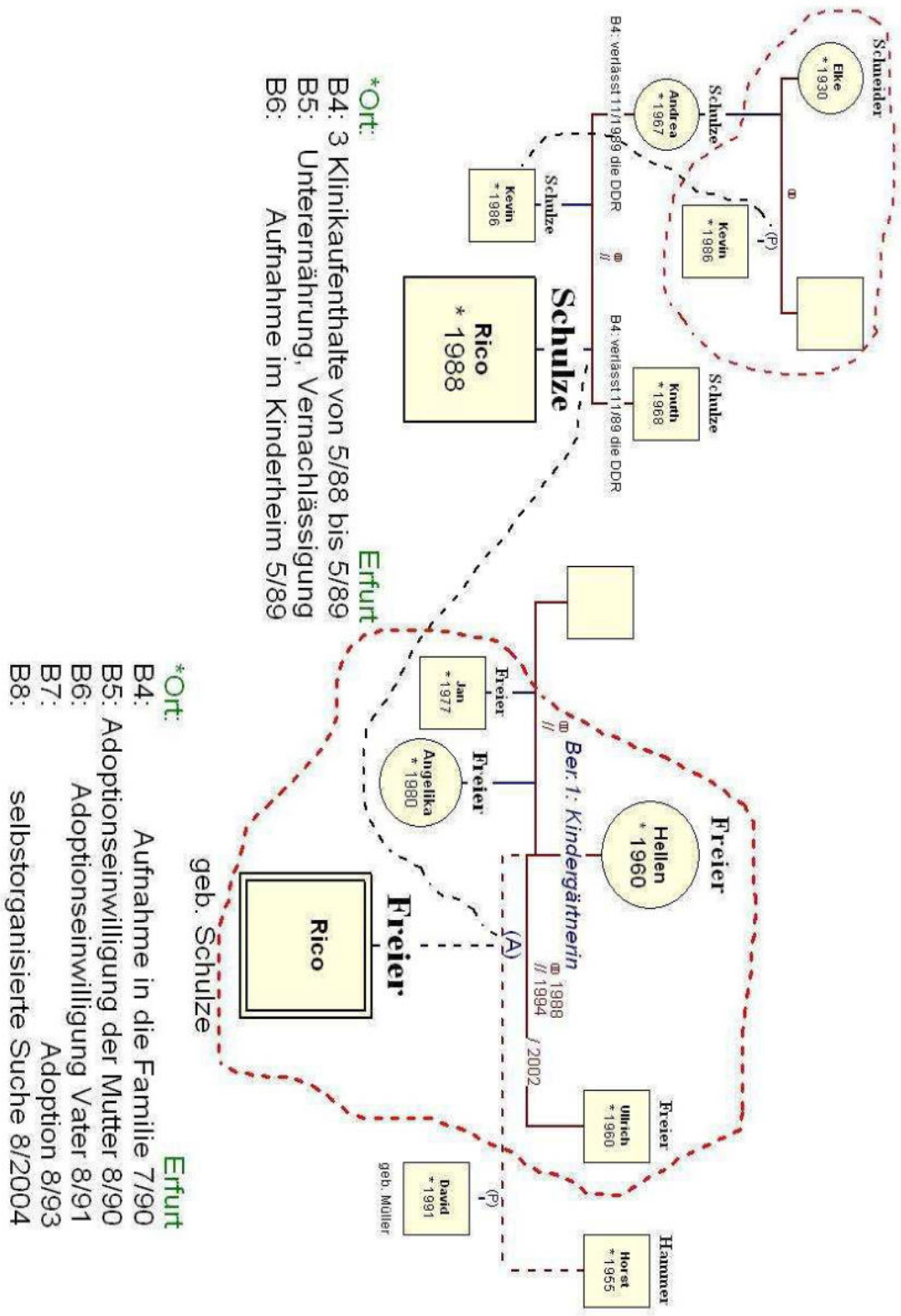
5/1989	Im Mai Gesundheitsstabilisierung, Gewichtszunahme und Entlassung aus stationärer Behandlung ohne Infektzeichen und mit gutem Allgemeinzustand. Am 19.05.1989 Aufnahme im Dauerheim Erfurt.
1989	Frau Schulze zieht mit Kevin zu ihren Eltern in die Wohnung. Für Kevin erhält Frau Schulze einen Kindergartenplatz und für sich ab dem 20.9.1989 einen Arbeitsplatz im VEB Essig und Senf. Sie nimmt die Arbeit nicht auf, kommt auch nicht zu den bestellten Gesprächen ins Jugendamt. Frau Schulze besucht Rico bis zum 05.11.1989 im Kinderheim.
11/1989	Am 10.11.1989 teilt die Großmutter, Frau Schneider dem Jugendamt Erfurt mit, dass ihre Tochter die DDR verlassen habe und in die BRD übergesiedelt sei. Auch der Vater ist unbekanntes Aufenthaltes.
1989	Frau Schneider möchte beide Geschwister aufnehmen. Aufgrund ihres Gesundheitszustandes und Alters (55 Jahre) sieht das Referat Jugendhilfe die Überforderung für die Erziehung und Betreuung beider Kinder.
11/1989	Ergänzungsbeschluss des Jugendhilfeausschusses des Stadtbezirkes West beim Rat der Stadt Erfurt vom 29.11.1989: Die weitere Heimerziehung für Rico wird bestätigt. Die Großmutter Frau Schneider soll zu Rico keinen Kontakt aufnehmen. Kevin (geb. am 18.02.1986) verbleibt im Haushalt und unter Obhut der Großmutter Frau Schneider.
5/1990	Beurteilung aus dem Kinderheim: Die Eltern von Rico haben sich bisher nicht gemeldet. Rico hat seine Mutter auch nicht vermisst und zeigt Verhaltensauffälligkeiten. Das Kinderheim befürwortet die Aufnahme in eine Pflegefamilie.
7/1990	Adoptiveltern / Pflegeeltern Am 17.07.1990 fragt das Jugendamt Erfurt beim Jugendamt Weimar bezüglich einer geeigneten Pflegefamilie für Rico an. Das Jugendamt Weimar stellt dem Bewerberpaar Sigrid Freier (geb. 11.02.1960) und Uwe Freier (geb. 25.03.1960) den Einzelfall Rico Schulze vor. Die Eheleute Freier sind sowohl Pflegeeltern- als auch Adoptivbewerber. Frau Freier ist in zweiter Ehe seit 7/88 mit Herrn Freier verheiratet. Aus der ersten Ehe stammen die Kinder Jan (geb. 2/77) und Angelika (geb. 3/80)
7/1990	Das Ehepaar Freier fährt am 18.07.1990 nach Erfurt und erhält nähere Informationen. In dem Gespräch wird explizit die Rechtslage benannt und die Perspektive Pflegekind. Die Adoptionsvoraussetzungen sind zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht gegeben und auch die Perspektive Adoption ist völlig offen.
7/1990	Die Jugendfürsorgerin vom Referat Jugendhilfe Erfurt wendet sich am 20.07.1990 an das Jugendamt Weimar. Die Familie Freier habe sich für Rico entschieden und nimmt diesen am 20.07.1990 in ihren Haushalt auf.

7/1990	Die Jugendfürsorgerinnen Frau K. und Frau S. vom Jugendamt Weimar machen bei Familie Freier einen Hausbesuch. Die Familie hat alle Voraussetzungen zur Aufnahme des Kindes. Rico hinterlässt bei den Fürsorgerinnen einen aufgeweckten Eindruck. Zwischen Frau Freier und Rico und zwischen den älteren Kindern Jan und Angelika und Rico habe sich bereits ein liebevolles Verhältnis entwickelt. Frau Freier arbeitet in der Kinderkrippe „Zwergenwelt“. Frau Freier wird anfragen, ob Rico dort untergebracht werden kann.
7/1990	Am 27.07.1990 werden die Eheleute Freier gemäß der §§ 42, 43 FGB der DDR durch das Referat Jugendhilfe beim Rat der Stadt Weimar zum Pfleger bestellt.
7/1990	Das Referat Jugendhilfe der Stadt Weimar erhält durch das Jugendamt Erfurt die letzte bekannte Anschrift des leiblichen, nichtsorgeberechtigten Vaters in Offenbach am Main.
8/1990	Der Jugendhilfeausschuss beim Rat der Stadt Erfurt, Außenstelle West beschließt am 01.08.1990 für die Geschwister Kevin und Rico gemäß § 104 FGB in Verbindung mit § 23 JHVO Pflegschaft mit Familienerziehung. Kevin verbleibt bei den Großeltern mütterlicherseits, die zum Pfleger bestellt werden. Rico befindet sich seit 20.07.1990 in der Pflegefamilie Freier in Weimar.
8/1990	Am 06.08.1990 erscheint die sorgeberechtigte Mutter, Frau Andrea Schulze unangekündigt im Jugendamt Erfurt und unterzeichnet ihre Einwilligungserklärung zur Annahme an Kindes statt (noch gültige Rechtsform nach dem Rechtsrahmen der DDR).
2/1991	Das Jugendamt der Stadt Weimar schreibt im Februar 1991 an die Stadt Offenbach. Das Amtshilfeersuchen bezieht sich auf die Weiterleitung eines Briefes an den leiblichen Vater und auf dessen Beratung bezüglich der möglichen Adoption von Rico. Die Stadt Offenbach leitet das Amtshilfeersuchen weiter an den Kreis Offenbach.
3/1991	Am 05.03.1991 erklärt Herr Knuth Schulze im Jugendamt des Kreis Ausschusses Offenbach sein Einverständnis und die beabsichtigte notarielle Einwilligung in die Adoption.
3/1991	Am 19.03.1991 stellen die Pflegeeltern Freier beim Kinder- und Jugendamt der Stadt Weimar den Antrag auf Adoption des Kindes Rico Schulze.
7/1991	Die Adoptionsvermittlungsstelle der Stadt Weimar fragt mit dem Anschreiben vom 26.07.1991 bei der Adoptionsvermittlungsstelle des Kreises Offenbach über den aktuellen Stand nach. Als Zwischenmitteilung antwortete die Vermittlungsstelle des Kreises Offenbach, dass Herr Schulze nicht erreicht werden konnte. Herr Schulze ist umgezogen und hat sich nicht angemeldet.

7/1991	Mit Schreiben vom 24.07.1991 wendet sich das Jugendamt Weimar mit Amtshilfeersuchen an die Stadt Köln und direkt an Frau Schulze. Die Mutter erhält eine Kurzbeschreibung der Lebenssituation von Rico und der geänderten Rechtslage. Nach geltenden Recht (BGB) muss Frau Schulze als Mutter in notarieller Form in die Adoption einwilligen. Frau Schulze kann sich beim zuständigen Jugendamt Köln oder im Jugendamt Weimar beraten lassen.
7/1991	Der an die Mutter adressierte Brief kommt mit dem Vermerk „verzogen“ nach Weimar zurück (30.07.1991). In Amtshilfe ermittelt das Jugendamt Köln (1/92) die neue Anschrift der Mutter. Ein zweiter Brief mit Postzustellungsurkunde kann nicht zugestellt werden, da Frau Schulze bereits verzogen ist.
11/1991	Die notarielle Einwilligung in die Adoption durch Herrn Schulze erfolgt am 08.11.1991.
1/1992	Mit Niederlegung vom 31.01.92 kann das Schreiben der Adoptionsvermittlungsstelle Weimar mit Postzustellungsurkunde Frau Schulze zugestellt werden. Dieses Schreiben erhält auch die Belehrung der Möglichkeit der Ersetzung der Einwilligung gemäß § 1748 BGB.
3/1992	Die Eheleute Freier stellten am 05.03.1992 in notarieller Form den Antrag auf Adoption des Kindes Rico Schulze. Der Amtsvormund erteilt am 8.7.1992 in notarieller Form die Einwilligung des Kindes und des gesetzlichen Vertreters in diese Antragstellung.
5/1992	Mit Schreiben vom 19.05.1992 stellt das Jugendamt Weimar beim Kreisgericht Weimar nach Ablauf der Frist des § 1748 BGB (3 Monate nach Zustellung) den Antrag auf Ersetzung der Einwilligung der leiblichen Mutter in die Adoption.
8/1992	Mit Beschluss vom 17.08.1992 ersetzt das Kreisgericht Weimar die Einwilligung der Mutter in die Adoption. Der Beschluss mit Rechtsmittel wird Frau Schulze zugestellt.
8/1993	Mit Beschluss vom 30.08.1993 des Kreisgerichtes Weimar erfolgt die Adoption des Kindes Rico Schulze durch die Eheleute Sigrid und Uwe Freier. Im Gespräch mit dem Adoptionsvermittler in Vorbereitung auf die Stellungnahme der Adoptionsvermittlungsstelle resümieren die Adoptiveltern in der Retrospektive eine schwierige Zeit nach der Aufnahme im Juli 1990 (Einnässen, viel Weinen, viel Zuwendungsbedarf etc.).
1993	Die Adoptiveltern reden mit Rico im Vorschul- und Schulalter über die Adoption und erzählen ihm von dem älteren Bruder und der Oma in Erfurt. Frau Freier besucht mit Rico das Kinderheim in Erfurt.
1994 bis 2001	Die Ehe Freier wird 1994 geschieden. Frau Freier geht 1994 mit Herrn Hammer eine Lebensgemeinschaft ein. 1998 nehmen sie das Pflegekind David (geb. 6/91) auf. Im Jahr 2001 trennen sich Frau Freier und Herr Hammer. David zieht mit zu Herrn Hammer.
2002	Frau Freier lebt seit 2002 mit einem neuen Lebenspartner zusammen. Frau Freier hat ab 2002 wiederholt Kinder in Kurzzeitpflege. Frau Freier besucht regelmäßig Gruppenveranstaltungen der Adoptionsvermittlungsstelle zu den unterschiedlichen Adoptionsthemen.

10/2002	Im Oktober 2002 besucht Rico mit der Adoptivmutter die Adoptionsvermittlungsstelle in Weimar. Frau Freier benennt ihre Erlaubnis, dass Rico jederzeit auf Suche gehen darf. Rico erhält Informationen zu seiner Biographie und das Angebot einer begleiteten Suche mit Hilfe der Adoptionsvermittlungsstelle. Rico äußert, dass dies für ihn jetzt aber noch nicht „angesagt“ ist.
1/2004	Die „Freundin Helena“ (aus Erfurt, ca. 200 000 Einwohner) erzählt Rico (jetzt 15,8 Jahre alt), dass er einem Jungen aus Erfurt sehr ähnlich sieht. Durch die Namens- und Altersübereinstimmung kann das nur der ältere Bruder Kevin sein.
3/2004	Rico schreibt über Jahre Weihnachts- und Urlaubskarten an das Kinderheim in Erfurt. Im März 2004 fährt er persönlich hin.
8/2004	Die ältere Adoptivschwester Angelika (24 Jahre alt) aktiviert im August 2004 die Suche. Im Beisein von Rico greift sie zum Telefonbuch und sucht mit Ricos Familienname Schulze (Geburtsname) in den Seiten des Telefonbuches der Geburtsstadt Erfurt – und ruft an.
8/2004	Am 10.08.2004 besucht Rico mit seiner älteren Adoptivschwester Angelika den leiblichen Bruder und die Oma in Erfurt.
12/2004	Das Interview von Rico Freier findet am 13.12.2004 im Zimmer von Rico statt.

Genogramm Rico, geborener Schulze, adoptierter Rico Freier



7.5.1.2 Zusammenfassung Analyse biographischer Daten Rico Freier

Der Biograph wird am 07.04.1988 als zweites eheliches Kind geboren. Die Eltern haben früh geheiratet. Die damalige DDR hat wirtschaftliche Probleme. Der „real erlebte Sozialismus“ widerspricht den offiziellen Parolen, Berichten und Direktiven. Die ausreichende Versorgung der Bevölkerung mit Wohnraum ist trotz jahrelanger „Wohnungsbauprogramme“ nicht möglich.⁷⁷ Das sozialpolitische Programm der Regierung und Parteiführung orientiert seit Jahren auf die Unterstützung von Familien. Somit sind die Ehe und Kinder für die Wohnraumvergabe bedeutsame Kriterien. Im Umkehrfall müssen in Scheidung lebende Paare eine räumliche Trennung innerhalb der ehelichen Wohnung für längere Zeiträume „organisieren“. Die räumliche Nähe verstärkt häufig die vorhandenen Erwachsenenkonflikte und hat somit auch eine Negativwirkung auf die Kinder.

Frau Andrea Schulze ist bei der Geburt von Kevin 19 und bei der Geburt von Rico noch keine 21 Jahre alt. Der Vater Knuth Schulze hat bei der Geburt des ersten Kindes Kevin ein Lebensalter von 18 und bei der Geburt von Rico ein Lebensalter von 20 Jahren. Die Eheleute Schulze sind zum Zeitpunkt der Geburt von Rico geschieden und leben in einer Zweiraumwohnung. Die Ehe ist nur von kurzem Bestand. Das lässt die Schlussfolgerung zu, dass die Eltern vom Blickwinkel des Lebensalters und der Lebenserfahrung frühzeitig geheiratet haben, ihre Familie mit Kind erweiterten und eine Wohnung bekamen. Das zweite Kind Rico wird vermutlich kein Wunschkind sein. Das Familienmodell „junge Eltern mit Kind“ entspricht dem überwiegenden Sozialisationsbild von Familien in der damaligen DDR.

Die biographische Aussage der Aktennotiz der Jugendhilfeakte, dass der Haushalt der Eheleute Schulze von der Jugendfürsorgerin als „sehr liederlich“ und der Vater als „gewalttätig“ eingestuft wird, verweist auf die vermutlich schwierigen Sozialisationserfahrungen der leiblichen Eltern, auf die angespannte Familien- und Lebenssituation zum Zeitpunkt der Geburt des Biographen und auf die Gefährdungselemente des Kindeswohls im Familiensystem. Das Trennungsthema der Eltern und die vorgenannte Wohnungsproblematik potenzieren vermutlich die Problemlage.

Bereits mit diesem Datenmaterial ist die Vermutung der Überforderung der Eltern, deren Lebensunzufriedenheit und eine eingeschränkte Bewältigung der Problemlagen zu vermuten. Daraus abzuleiten sind auch die potentiellen Gefährdungselemente für Rico.

Der erstgeborene Sohn Kevin wird laut Aktenlage vorwiegend von den Großeltern mütterlicherseits erzogen. Dies verweist auf den bereits bestehenden „Hilfebedarf“ der Eltern beim ersten Kind. Als Gegenpol wäre die Hypothese dominanter und eingreifender Großeltern möglich. Unabhängig davon kann jedoch von einem Bin-

⁷⁷ „Wie es dem Sinn des Sozialismus entspricht, nutzen wir die beträchtlich gewachsene Leistungskraft unserer Volkswirtschaft dafür, das materielle und kulturelle Lebensniveau des Volkes zu sichern und weiter zu erhöhen. In 15 Jahren entstanden 2,4 Millionen neugebaute und modernisierte Wohnungen, wodurch die Wohnbedingungen für 7,2 Millionen Bürger verbessert werden konnten. Zwei Drittel aller fertig gestellten Neubauwohnungen wurden an Arbeiter vergeben, jede vierte Neubauwohnung an junge Ehepaare.“ (vgl. Bericht Genosse Erich Honecker zum XI Parteitag der SED 1986, S. 24)

„Das Wohnungsbauprogramm ist als Kernstück der Sozialpolitik so weiterzuführen, dass bis 1990 die Wohnungsfrage als soziales Problem in der DDR gelöst wird.“ (vgl. Direktive des XI Parteitages der SED zum Fünfjahrplan in den Jahren 1986 bis 1990, S. 93)

dungsaufbau zwischen Großeltern und Kevin und einer distanzierten Bindung zwischen Eltern und Kevin ausgegangen werden. In ihrer Rolle als Eltern konnten sich Frau und Herr Schulze nicht weiterentwickeln. Die Eltern väterlicherseits werden in der Jugendhilfeakte nicht benannt. Somit stehen sie als familiäre Unterstützung scheinbar nicht zur Verfügung.

Das zweite Kind Rico kann das Ergebnis eines „Versöhnungsaktes“ oder „Versehens“ der geschiedenen aber zusammen in einer Wohnung lebenden Eltern sein. Auch der Gedanke des erzwungenen und gewalttätigen Beischlafes ist zulässig. Selbst die Hypothese der gewollten zweiten Schwangerschaft mit dem Ziel des Neubeginns als Paar und Familie ist zum Zeitpunkt der Geburt möglich. Anhand der vorhandenen biographischen Daten ist nicht eindeutig nachvollziehbar, ob Rico ein „gewolltes“ oder „ungewolltes“ Kind ist. Der weitere biographische Verlauf spricht eher für die Variante einer nicht geplanten und ungewollten Schwangerschaft. Unabhängig von diesen Möglichkeiten der Zeugung, aber im Kontext mit der Hypothese „ungewollt“ wird der Biograph mit Bezug auf vorgenanntes in eine belastete und schwierige Familien- und Lebenssituation hineingeboren. Das zweite „ungewollte“ Kind in einer gescheiterten Beziehung kann von den leiblichen Eltern als Last, von der „unerfahrenen Mutter“ als Überforderung und von beiden als „Bedrohung“ erlebt werden. Diese Ausgangsposition der Eltern verstärkt die potentiellen Gefährdungselemente für das Kindeswohl.

In der Dateninformation „Auseinandersetzung zwischen den Eltern“ bestätigt sich dann die schwierige Lebens- und Familiensituation und die Eskalation der Paarbeziehung in der gemeinsamen Wohnung. „Flucht“ wird für einige Menschen zur Alternative, wenn sie Problemlagen nicht bewältigen können. Die „Flucht der Eltern“ hat Wirkungen auf die Gesundheit und das Wohl des Kindes Rico. Die Diagnostik des ersten Klinikaufenthaltes von Rico im Lebensalter von zweiten bis vierten Lebensmonat (Darm- und Hauterkrankung, deutlich reduzierter Allgemeinzustand) bestätigen die Hypothesen und die Vermutung der Vernachlässigung des Kindes. Der zweite Klinikaufenthalt schließt sich unmittelbar am ersten an (vierte bis sechste Lebensmonat). Rico wird nach beiden stationären Behandlungen im guten Allgemeinzustand entlassen. Dies bestätigt die Gefährdung des Kindes vordergründig aus der psychosozialen Situation der Vernachlässigung heraus. Die längeren Klinikaufenthalte in kurzen Zeitabständen im Kontext mit der Diagnostik und dem Entlassungsstatus verweisen auch auf eine mögliche „Überforderung“ der „unerfahrenen“ Mutter und auf die Tendenz der Gleichgültigkeit. Das Netz der Nachbetreuung von Säuglingen ist in der DDR gut ausgebaut (Mütterberatung). Vernachlässigungen von Kindern können früh erkannt und interveniert werden. Mit Bezug auf den strukturellen Rahmen des Gesundheitswesens der DDR mit Informationsweitergabe an die Volksbildung (Referat Jugendhilfe) ist der Antrag der Mütterberatung (3/89) auf Heimerziehung wegen Vernachlässigung der übliche Verfahrensweg zur Abwendung von Gefährdungssituationen. Im dritten stationären Klinikaufenthalt im elften bis zum dreizehnten Lebensmonat bestätigt die medizinische Diagnostik (hoher Wasser- und Elektrolydverlust) die Vernachlässigung des Kindes. Mit Bezug auf das Lebensalter des Kindes Rico (11. Lebensmonat) im Kontext mit der Vernachlässigung und im Rückblick auf die 8 Monate stationärer Klinikaufenthalt kann von traumatischen, frühkindlichen Erlebnissen und von einer Bindungsstörung ausgegangen werden. Für den Biographen bedeutet die Antragstellung Heimerziehung im

elften Lebensmonat einerseits das „Ende des Leidens“ in der Herkunftsfamilie, andererseits der mögliche Beginn einer langen Heimerziehung.

Mit der Anordnung der Heimerziehung werden den sorgeberechtigten Eltern Pflichten und Auflagen⁷⁸ erteilt. Frau Schulze zieht nach der Heimeinweisung von Rico zu ihren Eltern. Dies resultiert vermutlich aus der „Wohnungsnot“ und ist die einzige Alternative. Auch könnte die Großmutter das Hilfsangebot unterbreitet haben. Der Kindergartenplatz für das erstgeborene Kind Kevin und die Zuweisung eines Arbeitsplatzes für Frau Andrea Schulze sind die in der DDR-Gesellschaft bereitgestellten Rahmenbedingungen und gleichzeitig Bestandteil der „Auflagen“ für Frau Schulze. Dadurch können die materiellen und pädagogisch unterstützenden Voraussetzungen für die allein erziehende Mutter und die Möglichkeit der Kontaktgestaltung mit Rico entstehen. Die Akten Daten bezüglich der leiblichen Mutter Frau Schulze, dass diese den zugewiesenen Arbeitsplatz nicht aufnimmt und auch zu den Gesprächen ins Jugendamt nicht erscheint, lassen die Vermutung einer unveränderten Lebenshaltung und einer „Fluchttendenz“ aus der Verantwortungs- und Mutterrolle für zwei Kinder zu. Die Kinder sind „untergebracht“. Die einundzwanzigjährige Frau Schulze könnte diese Situation auch als „Befreiung erleben und lebt jetzt ihr Leben ohne Kinder. Die Mutter besucht Rico bis 11/89 in größeren Abständen im Kinderheim. Für den Biographen bedeutet das „Nichteinhalten“ der Auflagen durch die leibliche Mutter die Fortsetzung der stationären Heimerziehung.

Mit der Mitteilung (November 1989) der Großmutter mütterlicherseits an die Jugendhilfe⁷⁹, dass ihre Tochter die DDR verlassen habe und auch der Vater unbekanntes Aufenthaltes sei, verfestigt sich die bereits begonnene institutionalisierte Perspektivplanung Heimerziehung für Rico und der Verbleib von Kevin bei den Großeltern. Auch die endgültige Trennung der Eltern von der „Last und Verantwortung“ der Kinder kann zu diesem Zeitpunkt als Hypothese genutzt werden.

Im November 1989 sind die innerdeutschen Grenzen offen. Daneben existieren jedoch noch alle staatlichen und juristischen Rahmenbedingungen der ehemaligen DDR. Neben der Aufbruchstimmung gibt es „alte Haltungen“ und große Verunsicherung bei den Verantwortungsträgern und Mitarbeitern der staatlichen Institutionen. Der Ergänzungsbeschluss der Stadt Erfurt vom November 1989 auf weitere Heimerziehung ist die noch gültige, zwangsläufige Rechtsfolge auf die „Flucht“ der Eltern. Zu diesem Zeitpunkt ist den Verantwortlichen und wahrscheinlich auch den Großeltern unklar, ob die Eltern für immer oder nur zeitweilig verschwunden sind, ob sie ihre Kinder nachholen wollen oder zurückgelassen haben.

Die Großmutter Frau Schneider möchte im November 1989 nach dem „Verschwinden“ der Eltern auch Rico aus der Heimerziehung zu sich nehmen. Das resultiert vermutlich aus ihrer Verantwortungshaltung und den emotionalen Bezug zum zweiten Enkelkind. In der Jugendhilfeakte erscheint namentlich die Großmutter. An anderer Stelle werden die Großeltern im Plural genannt. Es ist also offen, ob die Großmutter verheiratet oder mit dem Enkelkind Kevin „allein erziehend“ ist. Die

78 Vgl. § 23 JHVO

79 Am 09.11.1989 wurden durch die DDR die innerdeutschen Grenzen geöffnet. Nach dem „Mauerfall“ erhöhte sich die „Fluchtwelle“ und die „Wanderbewegung Ost – West“ erneut. Nach Otto (1991) finden sich widersprüchliche Angaben. Nach Aussagen des BRD Innenministeriums haben 1989 insgesamt 344.000 Personen die DDR verlassen, die amtlichen Angaben der DDR weisen dagegen ungefähr 90.000 Übersiedlungen weniger aus. In einem Papier des Zentralen Runden Tisches werden 278.341 Personen genannt, die 1989 die Staatsbürgerschaft der DDR aufgaben.

Großmutter scheint der aktive Großelternteil zu sein. Die Großeltern mütterlicherseits sind für das Referat Jugendhilfe keine familiäre Alternative für Rico. Es ist auch die Hypothese zulässig, dass die damaligen Jugendfürsorgerinnen bei den Großeltern mit Bezug auf deren Lebensalter, deren sozialen und erzieherischen Kompetenzen Grenzen sahen. Die verantwortbaren Möglichkeiten der Großeltern scheinen mit der Erziehung auf den älteren Bruder Kevin aus dem Blickwinkel der Jugendhilfe bereits erreicht zu sein. Vermutlich hat man diesen Fakt der Großmutter direkt oder indirekt benannt. Die Großmutter nimmt nach dem Beschluss „weitere Heimerziehung für Rico“ im November 1989 keinen weiteren Kontakt zu Rico auf. Damit verstärkt sich die mögliche institutionalisierte Perspektivplanung für Rico. Die Beurteilung des Kinderheims vom Mai 1990 widerspiegelt die Veränderung der „Wendezeit“ auch in der Jugendhilfe⁸⁰. Die Erzieherin des Kinderheims befürwortet eine Perspektive in einer Pflegefamilie. Des Weiteren kommt in der Beurteilung der von den Erzieherinnen erkannte Bindungsbedarf von Rico, die erlebte und eingetretene Entfremdung zwischen Mutter und Kind und die Grenzen der Heimerziehung zum Ausdruck. Zu diesem Zeitpunkt konkretisiert sich für den Biographen der hypothetisch bereits angedeutete Perspektivwechsel in Richtung Vollzeitpflege oder Adoption.

Auf Grund der Bindungsbedarfe des Kindes, der Abwesenheit und der sich verstärkenden Gleichgültigkeit der Eltern sucht im Juli 1990 das Jugendamt Erfurt soziale Eltern für Rico, die sowohl Pflegeeltern auf Dauer oder auch Adoptiveltern sein könnten. Das Ehepaar Freier aus Weimar fährt als Interessenten am 18.07.1990 in das Jugendamt Erfurt. Sie nehmen Rico bereits am 20.7.1990 in ihren Haushalt auf. Für die Erwachsenen scheint es eine „klare“ Entscheidung zu sein, vielleicht auch „Liebe auf den ersten Blick“. Aus dem Blickwinkel des Kindes wird der Wechsel dagegen eine abrupte und „gravierende“ Veränderung bedeuten. Ohne schrittweise Annäherung zu den neuen erwachsenen Bezugspersonen bedeutet dieser „unmittelbare Wechsel“ für Rico einen Bindungsbruch zu den Bezugspersonen des Kinderheimes, unbekannte neue Erwachsene in der Elternrolle, unbekannte „ältere Geschwister“ – also eine abrupt „andere Welt“. Daraus ergibt sich für den Biographen eine sich wiederholende Verlust-Erfahrung und eine erneut notwendige Anpassungsleistung. Neben der Anpassung zeigen Kinder in Verlustsituationen u. a. Regressionsverhalten, Rückzugstendenzen, Distanzlosigkeit, Überanpassung oder eine Vielzahl von Verhaltensauffälligkeiten. Rico hinterlässt bei den Jugendfürsorgerinnen der Stadt Weimar bei deren Besuch nach der abrupten Aufnahme in die Familie Freier einen „aufgeweckten“ Eindruck. In diesem „Ausschnitt“ der einen Aktennotiz widerspiegelt sich scheinbar das Verhalten der ersten Anpassungsphase (vgl. Nienstedt/Westermann 2007).

Die Bestellung der Eheleute Freier durch das Referat Jugendhilfe Weimar zum juristischen Pfleger ist die im Juli 1990 noch gültige Rechtsform. Ergänzend dazu

80 In der Jugendhilfe der DDR galt die Heimerziehung als die Regelmaßnahme der Fremdunterbringung (§ 23 Abs. 1 Punkt f JHVO). Die Anordnung der Familienerziehung mit gleichzeitiger Anordnung der juristischen Pflegschaft (§ 104 FGB in Verbindung mit § 23 Abs. 1 Punkt e JHVO) wurde in den Fällen der Verwandtenpflegschaft (Großeltern) häufig genutzt. Es gab keinen Pflegekinderdienst in der Struktur der Referate Jugendhilfe (Jugendamt). Das neue KJHG (SGB VIII) vom 26.6.1990 (BGBl I S 1168) tritt mit dem Beitritt der DDR nach Artikel 23 GG am 03.10.1990 für die neuen Bundesländer und am 01.01.1991 für die Alt-Bundesländer in Kraft.

beschließt der für das Kind örtlich zuständige Jugendhilfeausschuss beim Rat der Stadt Erfurt die Jugendhilfemaßnahme Pflegerschaft mit Familienerziehung. Für den Biographen bedeuten diese Maßnahmen die Vorbereitung einer scheinbar dauerhaften Perspektive. Ob die Maßnahme auf Dauer hält, hängt noch von vielfältigen anderen Faktoren ab. Offen ist z. B. die Motivation des Paares Freier, die Stabilität der Paarbeziehung, deren Belastbarkeit und Bewältigungsmöglichkeiten als Familie mit dem Blick auf den „Neuzugang“ mit seinen biographischen Vorerfahrungen (Vernachlässigung, langer Klinikaufenthalt mit wechselnden Bindungspersonen, Bindungsabbrüche etc.).

Am 06.08.1990 erscheint die sorgeberechtigte Mutter von Rico unerwartet im Jugendamt Erfurt. Frau Andrea Schulze erklärt und unterzeichnet dort ihre Einwilligung zur Adoption in die bisher gültige Rechtsform (Formblatt des Referates Jugendhilfe). Für die Jugendfürsorgerin, für die die Eheleute Freier und in der unmittelbaren Wirkung auch für Rico bedeutet dieser Schritt Klarheit in der Perspektivplanung. Aus dieser bewussten Einwilligung von Frau Schulze in die Adoption ergeben sich die endgültige Trennung der leiblichen Mutter vom Kind und die Möglichkeit der Adoption. Die vorherigen Hypothesen der ungewollten Schwangerschaft, der Bindungslosigkeit zum Kind und der Lebensplanung ohne Kinder bestätigen sich in diesem Rechtsakt.

Das Referat Jugendhilfe der Stadt Weimar erhält von der Jugendhilfe der Stadt Erfurt die letzte bekannte Anschrift des leiblichen Vaters und „sucht“ diesen seit Februar 1990. Mit persönlichem Anschreiben und mit Amtshilfeersuchen soll der leibliche Vater informiert und an der Perspektivplanung beteiligt werden. Im März 1991 erklärt der Vater im Kreisjugendamt Offenbach mündlich sein Einverständnis für die beabsichtigte notarielle Einwilligung in die Adoption. Somit sind die juristischen Weichen für die Perspektive Adoption aus dem Blickwinkel der Beteiligten „gestellt“. Die Pflegeeltern Freier wollen Rico adoptieren und stellen beim Jugendamt Weimar den Antrag auf Adoption des Kindes Rico Schulze. Diese Antragstellung orientiert noch an der „alten Zuständigkeit“ der Referate Jugendhilfe für die Adoptionsbeschlüsse.

Im Juli 1991 wird die Adoptionsvermittlungsstelle der Stadt Weimar erneut aktiv und hinterfragt bei der Adoptionsvermittlungsstelle des Kreisjugendamtes Offenbach den Stand der Umsetzung der vom Vater benannten und geplanten Einwilligung. Dieser ist jedoch wieder verzogen. Für die Antragsteller Eheleute Freier bedeutet dies wahrscheinlich eine erneute Ungewissheit. Die Hypothesen reichen von der Ambivalenz des leiblichen Vaters bis hin zur Gleichgültigkeit und dem bewährten Modell des Ausweichens. Endgültige Klarheit entsteht durch die notarielle Einwilligung des leiblichen Vaters in die Adoption am 08.11.1991. Für den Biographen kann diese Einwilligung im späteren Suchprozess das Symbol der „bewussten Entscheidung Adoptionsfreigabe“ bedeuten. Zum Zeitpunkt der Einwilligung des leiblichen Vaters ist der Biograph drei Jahre und sieben Monate alt und lebt seit einem Jahr und drei Monaten in der Familie Freier. In dieser Phase der Anpassung und des neuen Bindungsaufbaus wird das Paar Freier dem Kind Rico wahrscheinlich nicht die Tatsache Einwilligung des leiblichen Vaters benannt haben. Die Eheleute Freier füllen die Elternrolle aus und leben das „normale Bild“ Familie.

Die DDR tritt am 03.10.1990 der Bundesrepublik Deutschland bei. Mit dem Wirksamwerden des Vertrages tritt im Gebiet der ehemaligen DDR Bundesrecht in

Kraft.⁸¹ Die Unsicherheit aus den Übergangsregelungen, der Status „Gültigkeit“ oder „Ungültigkeit“ der Einwilligungserklärung in die Adoption der leiblichen Mutter nach DDR-Recht widerspiegelt sich in den Aktivitäten des Kinder- und Jugendamtes und des Amtsgerichtes Weimar. Die Adoptionsvermittlungsstelle „sucht“ ab Juli 1991 die leibliche Mutter, um die nach DDR-Recht erteilte Einwilligung in die Adoption juristisch und nach den Vorschriften des nun gültigen BGB⁸² zu legitimieren. Die Eheleute Freier „erneuern“ im März 1992 nach neuer Rechtslage in notarieller Form⁸³ ihren Antrag auf Adoption und bestätigen damit ihren Adoptionswunsch. Im Juli 1992 erteilt der Amtsvormund die notarielle Einwilligung des Kindes und die des gesetzlichen Vertreters⁸⁴. Die leibliche Mutter wird wiederholt angeschrieben. Das Schreiben vom 31.01.1992 enthält die Belehrung zur Möglichkeit der Ersetzung der Einwilligung in die Adoption wegen Gleichgültigkeit. Dieses Schreiben wird mit Postzustellungsurkunde zugestellt. Nach Ablauf der gesetzlich vorgegebenen Frist (Drei-Monats-Frist) stellt das Kinder- und Jugendamt Weimar beim zuständigen Amtsgericht im Mai 1992 den Antrag auf die Ersetzung der Einwilligung der leiblichen Mutter in die Adoption⁸⁵. Mit Beschluss vom 17.08.1992 ersetzt das Kreisgericht Weimar die Einwilligung der Mutter und beschließt am 30.08.1993 die Adoption des Kindes Rico Schulze durch die Eheleute Freier.

Rico lebt im August 1992 seit zwei Jahren und einem Monat in der Familie Freier und ist neue Bindungen eingegangen. Die leibliche Mutter hat im August 1990 in die Adoption eingewilligt. Diese „Einwilligung im Jugendamt“ ist für Frau Schulze die letzte Aktivität und die „endgültige Entscheidung“. Für den Biographen werden später neben der Rechtsform (nach Familiengesetzbuch der DDR oder nach BGB) vor allem die damaligen Lebensumstände, das Verhalten der leiblichen Eltern (Vernachlässigung, wiederholter Klinikaufenthalt) und die die Lebensstationen (Heimerziehung, Pflegefamilie) eine größere Bedeutung haben.

Zum Zeitpunkt der Adoption im August 1993 hat der Biograph ein Lebensalter von fünf Jahren und fünf Monaten und lebt seit drei Jahren und einem Monat im Familiensystem Freier. Mit Bezug auf diesen Zeitraum und den Aussagen der Bindungstheorie kann von neu entstandenen Bindungen ausgegangen werden. Die Adoption bedeutet die juristische Legitimation der bereits emotional und sozial vollzogenen Verbundenheit in der neuen Familie und die Befriedigung seiner Sicherheits- und Zugehörigkeitsbedürfnisse.

Im Vorschul- und Schulalter kommunizieren die Adoptiveltern Freier mit Rico die Themen Adoption und „anderer, natürlicher Ursprung“. Dabei benennen sie auch die Tatsache, dass in Erfurt die Großmutter und der ältere Bruder Kevin lebt. Für den Biographen bedeutet diese Kommunikation erst einmal eine frühe, innerfamiliäre Offenbarung und die Möglichkeit, seine (Adoptiv-) Eltern nach seinen Bedürfnissen erneut zu fragen, sich mit den biographischen Stationen Kinderheim und den Statusfragen auseinander zu setzen. Mit Bezug auf die Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie und Adoptionsforschung ergeben sich für den Biographen aus

81 Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik (Einigungsvertrag), Kapitel III Rechtsangleichung, Artikel 8, Überleitung von Bundesrecht, Bulletin, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bonn 06.09.1990

82 Die Einwilligung in die Adoption erfolgt in notarieller Form gem. §§ 1747, 1750 BGB

83 Beschluss Vormundschaftsgericht, Antrag auf Adoption gem. § 1752 BGB

84 Einwilligung des Kindes oder gesetzlichen Vertreters gem. § 1746 BGB

85 Ersetzung der Einwilligung eines Elternteils gem. § 1748 BGB

dieser Kommunikation in den folgenden Entwicklungsaltersstufen neue Fragen und Bedarfe.

Die Ehescheidung Freier (1994) bedeutet für den Biographen im Lebensalter von 6 Jahren den Verlust des sozialen Vaters. Rico wird in eine vollständige Familie aufgenommen und erlebt Herrn Freier über vier Jahre in der Vaterrolle. In der Analyse der biographischen Daten bleibt jedoch offen, wie engagiert oder zurückhaltend der (Adoptiv-) Vater die Vaterrolle tatsächlich ausfüllt, wie stark oder oberflächlich die Vater-Kind-Beziehung war, in welcher Form sich die Konflikte der Erwachsenen auf die Kinder auswirkte und ob es nach der Trennung einen Umgang oder keinen Umgang gab. Als Hypothese wird der Biograph die Ehescheidung vermutlich als Verlust erlebt haben.

Frau Freier geht 1994 eine neue Lebenspartnerschaft mit Herrn Hammer ein. Das siebenjährige Pflegekind David wird 1998 in die Familie aufgenommen. Für den achtjährigen Rico kann dieser jüngere Bruder ein willkommener Spielkamerad und gleichzeitig auch Konkurrenz bedeutet haben. Im Jahr 2002 trennen sich Frau Freier und Herr Hammer und David verlässt mit Herrn Hammer das Familiensystem Freier. Seit 2002 lebt Frau Freier mit einem dritten Mann in Lebensgemeinschaft und nimmt wiederholend Kinder in Form der Hilfe zur Erziehung in Vollzeitpflege auf. Der Biograph erlebt in 12 Jahren drei wechselnd besetzte Vaterrollen, wiederkehrende Anpassung, Neuorientierung und Trennung. Das einzig Verlässliche und Dauerhafte im System der Adoptivfamilie sind die Adoptivmutter und die älteren Adoptivgeschwister.

Die Adoptivmutter besucht regelmäßig Gruppenveranstaltungen der Adoptionsvermittlungsstelle Weimar. Hier holt sie sich das fachliche Wissen und die Erfahrungen anderer Adoptiveltern. Für den Biographen ergibt sich daraus eine unterstützende Haltung der Adoptivmutter zu den Identitätsthemen und Bedürfnissen des Adoptivkindes. Frau Freier besucht 2002 mit Rico die Adoptionsvermittlungsstelle Weimar. Rico erhält Antworten auf seine Fragen und für die mögliche Ursprungssuche die Erlaubnis der Adoptivmutter. Der Adoptionsvermittler zeichnet einen möglichen Weg der aktiven und begleiteten Identitätssuche auf. Mit vierzehn Jahren ist eine direkte Suche für den Biographen noch nicht „angesagt“.

Eine Freundin aus Erfurt erzählt Rico mit fünfzehn Jahren, dass er einen Jungen in Erfurt sehr ähnlich sieht. Dieser Junge heißt Kevin. Diese Erzählung der Freundin und die zugeschriebene Ähnlichkeit mit Kevin faszinieren den Biographen und er wird vermutlich sehr neugierig. Jetzt scheint das Thema leiblicher Bruder „angesagt“ zu sein und der Identitätsbedarf und die Neugier des Biographen bestimmen vermutlich seine Gedanken und Kommunikation mit Vertrauten.

Im März 2004 fährt Rico in das Kinderheim nach Erfurt. Für den Biographen bedeutet dies, eine Station seiner Vergangenheit erneut zu besuchen. Die ältere (Adoptiv-) Schwester Angelika ergreift im August 2004 die Initiative und sucht im Telefonbuch nach dem Familiennamen Schulze in Erfurt. Angelika erreicht die Großmutter. Für den Biographen ist dies ein „schnellerer“ Weg als der über die Adoptionsvermittlungsstelle. Außerdem hat er die Unterstützung und Begleitung der wichtigen emotionalen Vertrauensperson der älteren Schwester. Beide besuchen zusammen unmittelbar nach dem Telefonat die Großmutter und den Bruder in Erfurt.

Für den Biographen bedeutet dieser Besuch in Erfurt die direkte Begegnung mit seinen natürlichen Verwandten und die aktive Auseinandersetzung mit den „Wa-

rum-Fragen“. Diese „Flut der Ereignisse“ und die Begegnungen vom August 2004 wirken auch noch im Interview im Dezember 2004. Rico ist jetzt sechzehn Jahre und acht Monate alt.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass Rico als zweites eheliches Kind in schwierige soziale und häusliche Verhältnisse geboren wird. Der ältere Bruder Kevin wird von der Großmutter mütterlicherseits erzogen. Die Eltern leben in Trennung, bewohnen aber noch gemeinsam eine Wohnung. Rico muss im Lebensalter vom zweiten bis elften Lebensmonat wegen Vernachlässigung dreimal stationär in die Kinderklinik. Nach dem dritten Klinikaufenthalt (elfte bis dreizehnte Lebensmonat) erfolgen eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft wegen Kindeswohlgefährdung und die anschließende Heimerziehung für Rico als Jugendhilfemaßnahme. Durch die Vernachlässigung im Haushalt erlebt der Biograph vermutlich traumatisierende Erfahrungen und durch die wiederholten Klinikaufenthalte und die anschließende Heimerziehung Bindungsbrüche zu den leiblichen Eltern. Mit der Grenzöffnung der innerdeutschen Grenzen im November 1989 „entfliehen“ die leiblichen Eltern ihrer elterlichen Verantwortung und haben längere Zeit unbekannte Aufenthalte. Beide Elternteile erkundigen sich nicht mehr nach ihren Kindern. Die Großmutter mütterlicherseits kommt aus dem Blickwinkel des Referates Jugendhilfe als familiäre Alternative nur für den vierjährigen Kevin in Betracht. Eine Erziehung beider Kinder bedeutet eine Überforderung der Großmutter und letztlich eine neue Gefährdung der Kinder.

Nach einem Jahr und zwei Monaten Heimerziehung wechselt Rico im Juli 1990 ohne Kennenlernphase in die Pflegefamilie Freier. Dies ist ein weiterer, abrupter Bindungsbruch. Rico ist jetzt im Alter von zwei Jahren und drei Monaten das jüngste Kind der Familie Freier. In der Adoptivfamilie leben die zehnjährige Angelika und der dreizehnjährige Jan. Rico baut zu den neuen sozialen Bezugspersonen Bindungen auf.

Die sorgeberechtigte Mutter, Frau Andrea Schulze erscheint im August 1990 unerwartet im Referat Jugendhilfe Erfurt und willigt nach noch geltendem DDR-Recht in die Adoption ein. Der Versuch der Legitimation dieser Entscheidung im „neuen“ Rechtsrahmen des BGB scheitert an der Verweigerungshaltung der Mutter. Ihre Einwilligung in die Adoption wird durch das Amtsgericht Weimar 8/92 ersetzt. Der Vater willigt nach wiederholter Suche durch das Jugendamt 11/91 in die Adoption ein. Rico wird im August 1993 durch die Familie Freier adoptiert. Mit der Ehescheidung Freier (1994) erlebt Rico einen erneuten Bindungsabbruch. Von 1994 bis 2002 lebt Frau Freier in Lebenspartnerschaft mit Herrn Hammer. Dieses Familiensystem erfährt eine „Erweiterung“ durch die Aufnahme eines jüngeren Pflegekindes.

Das Thema Adoption und natürliche Verwandte bespricht die Adoptivmutter wiederkehrend mit Rico. Dieser besucht mit 15 Jahren mit seiner (Adoptiv-) Mutter die Adoptionsvermittlungsstelle. Rico hat die Erlaubnis der Adoptivmutter und das Angebot der Adoptionsvermittlungsstelle, bei Bedarf eine begleitete Suche umzusetzen. Rico möchte das noch nicht. Die 24-jährige (Adoptiv-) Schwester organisiert ein Jahr später einen spontanen Kontakt und den Besuch der Großmutter in Erfurt.

7.5.2 Text- thematische Feldanalyse (erzählte Leben) Rico Freier

Der Biograph präsentiert unmittelbar nach der Erzählaufforderung den Adoptionsstatus und sein damaliges Lebensalter mit der Kurzbeschreibung mit „*zweieinhalb wurde ich ja adoptiert*“. (1/19)“ Rico stellt also nicht die Geburt, sondern die Adoption am Anfang seines Lebens. Die Benennung des Lebensalters beinhaltet als Hypothese auch die im Kleinkindalter unbewussten Personenabspeicherungen, die bewussten Erinnerungen, Traumata und Beziehungsabbrüchen. All dies und die gesamte Emotionalität fokussiert und versteckt der Biograph in der nachfolgenden Evaluation „*das war ja eigentlich mehr oder weniger anfangs ein **Knackpunkt***.“ (1/20 bis 1/21) Der Biograph präsentiert den Wechsel vom Kinderheim in die Familie Freier als „Knackpunkt“. Als Hypothese könnte dieser „Knack“ auch die davor gespeicherten Wechsel und Bindungsbrüche (Alleingelassensein als Säugling, wiederholte Krankenhausaufenthalte und Trennung von den Eltern, die seelische Verletzungen und körperliche Schmerzen der Vernachlässigung) implizieren bzw. die vorherigen Erlebnisse werden im Wechsel vom Kinderheim in die Familie evoziert. Der „Knackpunkt“ könnte also in der Präsentation auch heißen: Es gab ein schmerzhaftes Leben vor der Adoption und der Wechsel vom Kinderheim in die Adoptivfamilie ist ein weiterer „Knack-Wechsel“ in meinem Leben.

Unmittelbar danach präsentiert Rico seine „Adoptivmutter“ mit einer bestimmten Leistung und Eigenbewertung. „*Was ich positiv fand, das war, dass meine **Adoptivmutter** mir von vornherein gesagt hat*.“ (1/22 bis 1/23) Dieser angefangene Satz könnte mit „das sie mich adoptiert hat“ vervollständigt werden. Aber auch die Erweiterung „dass sie mich liebt und dass ich jetzt zu ihnen gehöre“ wäre hypothetisch möglich. Der emotionale Bezug zur Adoptivmutter steckt aber bereits in der präsentierten Formulierung „meine Adoptivmutter“. Der Biograph vervollständigt diesen angefangenen Satz nicht unmittelbar sondern springt zu der Evaluation, „*irgendwie blöd gewesen wenn man es so erfahren hätte*“ (1/25) und betont das „**Vertrauen**“ (1/26). Für ihn heißt Vertrauen in dem Zusammenhang, dass er den Adoptionsstatus nicht von jemand anderem gesagt bekommt („*Du bist ja halt adoptiert, oder so*“, 1/28), dass er „*alles fragen*“ durfte (1/34) und dass seine Adoptivmutter ihn von der Oma und den Bruder von Anfang an erzählt. Der Biograph präsentiert seine Zugehörigkeit, die Zusicherung der Unterstützung („*die haben mir auch immer das Gefühl gegeben, ich kann mit ihnen reden*“, 1/33 bis 1/34) und die frühe Erlaubnis, Nachforschungen an- und Kontakte herzustellen. Die Selbstpräsentation könnte lauten: Im Lebensalter von zweieinhalb wurde ich adoptiert. Meine Adoptivmutter ist meine emotionale Bezugsperson. Meine Adoptivmutter hat mir von der Adoption, von der Oma und den Bruder in Erfurt erzählt. Das war für mich sehr bedeutsam und besser, als wenn ich das von Fremden erfahren oder selbst herausbekommen hätte. Dies bedeutet für mich Vertrauen.

Im Feld „frühe Adoptionsoffenbarung“ zeigt Rico die neue tragfähige Mutter-Kind-Bindung und die exponierte Rolle der Adoptivmutter. Das Weglassen des Adoptivvaters kann mit der Ehescheidung der Adoptiveltern im Lebensalter von 6 Jahren zusammenhängen. Rico hat den Adoptivvater im Lebensalter von zwei bis sechs Jahre in der Vaterrolle kennen gelernt. Generell kann von einer „neuen Vater-Kind-Beziehung“ ausgegangen werden. Den möglichen, schmerzhaften Verlust des Adoptivvaters setzt der Biograph als Hypothese so um, dass er den Adoptivvater in

der Selbstpräsentation auslöst. Im Kontext mit dem Lebensablauf scheinen Frauen als Bezugs- und Vertrauenspersonen für den Biographen eine bedeutendere Rolle einzunehmen als Männer. Dies könnte aus den Lebensstationen lange Klinikaufenthalte (pflegende Krankenschwestern) und Kinderheim (Erzieherinnen als Hauptbezugspersonen) resultieren. (Diese „Rolle der Frauen“ wiederholt sich auch bei der älteren Adoptivschwester.)

Mit der Adoptionsoffenbarung verbunden ist die Information über die Existenz der leiblichen Oma und des älteren Bruders. Der Biograph präsentiert, dass diese Information für ihn als Kind zwar „schön“ ist und dass er nicht „zu der Familie“ gehört. Diese Information im Vorschulalter löst auch keine Neugier und Euphorie beim Biographen aus. Das Thema „leibliche Eltern“ grenzt der Biograph bereits in der Präsentation des Feldes „Verwandte“ aus. Die Hypothese einer starken emotionalen Verletzung, einer frühen Deprivations- oder traumatischen Erfahrung ist zulässig. An dieser Stelle ist offen, ob und mit welcher Bewertung der Biograph die Informationen über die leiblichen Eltern von den Adoptiveltern erhalten hat. Mit der Präsentation der Verwandten Oma und Bruder und dem Ausklammern der leiblichen Eltern könnte der Biograph auch seine Bewertung von „gut und böse“ oder ein Tabu präsentieren. Der Biograph zeigt als Hypothese mit dem Weglassen der leiblichen Eltern an dieser Stelle eine mögliche „Vor-Bewertung“ (resultierend aus seinem aktuellen, noch nicht präsentierten Ursprungswissen). Weiterhin präsentiert er das angenehme Gefühl über das Wissen und die Erreichbarkeit von Verwandten aus der Ursprungsfamilie und gleichzeitig seine klare Zugehörigkeit zu der Adoptivfamilie. Die Selbstpräsentation könnte lauten: Ich gehöre zu meiner (Adoptiv-) Familie. Ich habe aber auch noch eine Oma und einen Bruder. Über meine leiblichen Eltern schweige ich erst einmal.

Mit den Themen „frühe Adoptionsoffenbarung“ und „Existenz von Oma und Bruder“ korrespondiert auch eine „Auf-Forderung“ dritter, diese Verwandten vielleicht später einmal kennen zu lernen. In dieser Sequenz zeigt der Biograph sein Wissen über die Adoption und über die Verwandten Oma und Bruder. Diese Präsentation zeigt auch, dass Rico im Kleinkind- und Vorschulalter noch kein eigenes Bedürfnis nach Identitätssuche hatte (*„wenn ich gewollt hätte, Kontakt wäre ja auch jederzeit möglich gewesen, 1/37*). Für den Biographen sind im Vorschulalter die neuen familialen Bindungen entscheidend und bedeutsamer als die „fremden Verwandten“ Oma und Bruder. Als Hypothese entstehen in den folgenden Lebensalterstufen beim Biographen mögliche Phantasien zu den getrennten Lebenswegen der Oma und des Bruders und zur Adoptionsfreigabe. Die Selbstpräsentation lautet: Ein Kennenlernen der Oma und des Bruders wäre immer möglich gewesen. Als Kind wollte ich das aber nicht, sondern eher die anderen. Ich wusste von der Adoption aber ich kannte nicht die Details. Das Wissen über die Verwandten und die Erlaubnis der Erreichbarkeit ist schön.

Im Kontext mit der Zugehörigkeit zur Adoptivfamilie (und Nichtzugehörigkeit zur Familie Oma und Bruder) präsentiert der Biograph ein „durchgängiges“ Gefühl. Der Biograph beschreibt, dass er wie jeder andere bestraft wurde, wenn er Dummheiten anstellte. Rico hat nie den Vorwurf gehört, *„hätte ich dich nur im **Heim** gelassen oder so“* (1/43). Rico präsentiert mit diesen einleitenden Beispielen die entscheidende Lebenserfahrung in der Adoptivfamilie mit einer anschließenden Bewertung: *„Man hat mich immer so akzeptiert, als wäre ich das leibliche Kind, das fand ich*

sehr gut.“ (1/45 bis 1/46). Die Selbstpräsentation lautet: Ich habe keine Unterschiede erlebt. Ich bin wie ein leibliches Kind behandelt worden. Diese Präsentation ist für den Biographen sehr bedeutsam. Denn der Biograph evaluiert anschließend seine Zufriedenheit mit der Aufnahme in die Adoptivfamilie und präsentiert als Umkehrschluss, dass er, wenn er im Heim geblieben wäre, einen „*Schaden oder so*“ (1/50) genommen hätte. Diese Präsentation impliziert als Hypothese auch die Leistung der Adoptivfamilie. Erweitert könnte die Selbstpräsentation lauten: Ich habe wie ein leibliches Kind Liebe und Bindungen und eine familiäre Alternative zum Kinderheim erfahren. Somit habe ich keinen „Schaden“ für mein weiteres Leben.

Der Biograph beginnt einen weiteren Halbsatz: „*Wäre es nicht so schlimm gewesen, hätte man*“ (1/50 bis 2/1) Der Inhalt scheint ihn so betroffen zu machen, dass der Biograph den Rest des Satzes weglässt. Als Hypothese könnte das Ende des Satzes lauten „hätte man mich bei meinen leiblichen Eltern lassen können“ oder „hätte man mich nicht ins Heim geben müssen“. An dieser Stelle der Selbstpräsentation deutet der Biograph die ihn jetzt als jugendlichen Adoptierten bekannten Problemlagen seiner leiblichen Eltern, die Details seines vergangenen Lebens in der Herkunftsfamilie und seine hohe emotionale Betroffenheit an. In diesem Kontext zählt der Biograph die Familienmitglieder einleitend auf („*meine Schwester, Adoptivschwester mein ich, und Adoptivbruder, die Adoptivmutter, der Adoptivvater*“, 2/2 bis 2/3) und präsentiert „*also ich hab nie zu spüren gekriegt*“ (2/3). Auch der Satz kann ergänzt werden, „dass ich nicht das leibliche Kind bin“ oder „dass ich nicht ganz dazu gehöre“. Rico präsentiert deutlich seine Evaluation: „*Das fand ich sehr positiv.*“ (2/4) Dem Biographen scheint es wichtig zu sein, alle Mitglieder der Adoptivfamilie zu benennen und dass diese ihn als gleichwertiges Familienmitglied angenommen haben. Die Selbstpräsentation lautet erneut: Alle Familienmitglieder haben mir das Gefühl gegeben, dass ich gleichwertig zur Familie gehöre. Mit allem was zu mir gehört und unabhängig von der schlimmen Vorgeschichte.

Die Adoptivschwester scheint für den Biographen eine besondere Bedeutung zu haben, da Rico beim Aufzählen der Familienmitglieder die Benennung „Adoptiv“ bei der Schwester zuerst auslässt. In der nächsten Sequenz präsentiert Rico die besondere Rolle mit der Beschreibung der Leistung der Schwester: „*Das grösste, das Beste, das hatte ich von meiner Schwester, mit der hab ich mich über alles unterhalten, deswegen, halt, die war halt so, meine seelische Stütze.*“ (2/5 bis 2/7) Der Biograph argumentiert, dass die Schwester einerseits mit dem jüngeren Lebensalter (im Vergleich zu den Adoptiveltern) und vor allem mit ihrem Verständnis für seine Themen ihm sehr nahe stand. Hypothetisch ist diese Aussage auch im Kontext mit den Rollen zu sehen. Die acht Jahre ältere „große Schwester“ Angelika „versteh“ den pubertierenden Jugendlichen gegebenenfalls besser als die (Adoptiv-) Mutter. Im Pubertätsalter des Biographen ist durch die Scheidung der Adoptiveltern die Vaterrolle eigentlich „unbesetzt“ bzw. durch einen anderen Mann „neu besetzt“. In diesem Lebensalter der Pubertät könnte auch zwischen Adoptivmutter und Rico eine mögliche Distanz oder „Unverständnis“ in der Kommunikation eingetreten sein. Auch die Hypothese ist zulässig, dass durch die „frühe Erlaubnis zu den Ursprungsfragen“ im Vorschulalter die Adoptivmutter im Lebensalter der Pubertät diese Erlaubnis nicht aktualisiert und als Kommunikationspartnerin von Rico nicht gesucht wird. Rico präsentiert sich als Adoptierter, der diese „seelische Stütze“ und innerfamiliäre Kommunikation in der Schwester findet. Das Thema „leibliche Eltern“ könnte aus

dem Blickwinkel des Biographen gegenüber der (Adoptiv-) Mutti auch mit Befürchtungen und Verlustängsten besetzt sein (Ich verletze meine Mutti mit meinem Bedürfnis der Suche). Somit ist das Thema bei der Adoptivschwester „neutraler“ aufgehoben.

In einer Kurzbeschreibung präsentiert Rico die große Leistung der Schwester, *„die hat mir och geholfen, mein Bruder und meine Oma kennen zu lernen.“* (2/16 bis 2/17) Der Biograph zeigt in der Selbstdarstellung die Leistung der Schwester und ausschließlich die Ergebnisse und die Bedeutsamkeit. Der Biograph präsentiert jedoch nicht den Verlauf des Kennenlernens und ob die Initiative der Suche aus seinem Bedürfnis oder aus der Aktivität der Schwester resultiert. Die eigene Bedeutsamkeit benennt Rico einleitend mit der offenen Formulierung *„was auch sehr interessant war“* (2/18). Anschließend evaluiert der Biograph, *hätte ich das gewusst, dass das so ist, ich hätte es schon vor Jahren gemacht.“* (2/18 bis 2/19). Diese auch noch allgemein gehaltene Formulierung lässt die Hypothese zu, dass dieses Treffen für ihn grundsätzlich ein „erfolgreicher Schritt“ war. In der nächsten Sequenz präsentiert Rico seine vergangenen und aktuellen Gefühle in der Metapher *„Es war also wirklich, also sehr befreiend irgendwo, man hat ja irgendwo ein Stein am Herzen, und der dann wirklich, der fällt ja dann vom Herzen, wenn man ihn kennen lernt.“* (2/20/ bis 2/22) Der Biograph präsentiert mit „ihn“ seinen älteren Bruder als Ziel seiner Suche. Gleichzeitig benennt der Biograph als Hypothese verschlüsselt auch seine vergangene Belastung und die aktuelle Befreiung zum Thema „leiblicher Ursprung“. Denn der „leiblicher Bruder“ könnte auch „stellvertretend“ für das Thema „leibliche Eltern“ stehen. Der ältere Bruder scheint jedoch die Person zu sein, die den Biographen in der Pubertät stark interessiert. Wahrscheinlich auch im Kontext mit dem Wissen, dass dieser zwei Jahre ältere Bruder bei der Oma aufwächst, ihm vom Lebensalter sehr nahe ist und wahrscheinlich auch als „authentische Quelle“ oder von der Oma die Details zu den „leiblichen Eltern“ kennt. An dieser Stelle der Selbstdarstellung klammert der Biograph das Thema „leibliche Eltern“ noch ganz aus. Die Selbstpräsentation könnte heißen: Mit Hilfe meiner Schwester habe ich meine Oma und meinen Bruder kennen gelernt. Das war nicht nur interessant, sondern auch befreiend.

In der letzten Sequenz des Hauptteils präsentiert Rico das Thema „leiblicher Vater“. Hierbei beschreibt der Biograph verkürzt, dass er „dadurch“ (wahrscheinlich als Folge des Treffens mit dem Bruder und Oma) auch den leiblichen Vater kennengelernt hat. Rico evaluiert grundsätzlich, *„also es ist gut, dass ich ihn kennen gelernt hab, ich tu es nicht bereuen.“* (2/25 bis 2/26) Der Biograph argumentiert mit der generellen Ursprungsneugier (*„und ich hab ihn wenigstens kennen gelernt, und ich weiß, wo mein, es ist schon wichtig, das ich es weiß“*, 2/27 bis 2/29). Gleichzeitig benennt der Biograph rationalisierend die erlebte Störung: *„Aber es ist Ansichtssache, man, ich komm halt nicht so sehr mit ihm aus.“* (2/26 bis 2/27) Durch die Wahl der Textsorte Beschreibung und Argumentation hält Rico die eigene emotionale Betroffenheit und die Gründe der Störung zurück. Er stellt sich als „stark und cool“ dar, dem es scheinbar nichts ausmacht, mit dem leiblichen Vater nach einer Erstbegegnung „nicht auszukommen“. Das emotionale Erleben dieser Erstbegegnung, die Verletzung und die Störung selbst werden rationalisiert und nicht präsentiert. Die Selbstpräsentation lautet. Ich habe meinen leiblichen Vater kennengelernt. Das ist für mich grundsätzlich wichtig. Wir kommen aber nicht miteinander klar.

Zusammenfassend stellt Rico als Adoptierter die einzelnen Themen in einer bestimmten Reihenfolge dar: Der Biograph beginnt mit der Adoption mit zweieinhalb Jahren, beschreibt die frühe Adoptionsoffenbarung durch die Adoptivmutter und seine Zugehörigkeit zu der Adoptivfamilie. In diesem Kontext betont der Biograph die familiäre Akzeptanz wie die eines leiblichen Kindes und die Annahme durch alle Familienmitglieder der Adoptivfamilie. Anschließend betont Rico die besondere Beziehung zu der (Adoptiv-) Schwester Angelika und hebt deren Leistung hervor, dass sie sich gut in ihn hineinversetzen kann, seine seelische Stütze ist und bei der Suche nach der Oma und den älteren Bruder hilft. Der Biograph benennt die wichtigen Personen, beschreibt den Ablauf und die Inhalte. Das Erleben und die zugehörigen Emotionen hält Rico in der Selbstdarstellung kontrollierend zurück. Der Biograph verwendet die Textsorte Erzählung selten. Emotionale Themen verschlüsselt der Biograph (z. B. Adoption als „Knackpunkt“, Kennen Lernen des Bruders und „es fällt ein Stein vom Herzen“). Das originäre Ursprungsthema „leibliche Mutter“ grenzt Rico ganz aus und scheint sich dadurch schützen zu wollen. Der Biograph beendet den relativ kurzen Hauptteil des Interviews mit der Darstellung, dass es nichts wichtiges mehr zu sagen gibt. Rico präsentiert sich somit als Adoptierter, für den das Thema „leibliche Mutter“ (scheinbar) nicht wichtig ist. Als Hypothese verweist das durchgängige Ausgrenzen des Themas leibliche Mutter gerade auf die hohe emotionale Bedeutsamkeit und auf eine mögliche, tiefe Verletzung. Das Thema leibliche Mutter ist „so heiß“, dass Rico von alleine nicht darüber redet. Das Thema leiblicher Vater rafft der Biograph in der Selbstdarstellung. Ich habe meinen leiblichen Vater kennengelernt. Das ist für mich wichtig. Wir haben andere Meinungen und verstehen uns nicht. Auch hier beschränkt sich die Selbstdarstellung auf die inhaltlichen Überschriften und die Darstellung einer Distanz und dem „Nicht-Verstehen“.

7.5.3 Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben) Rico Freier

7.5.3.1 Einleitung

Rico Schulze (erster Phantasienamen) wird als Säugling durch die Eltern vernachlässigt und muss wiederholt in die Klinik eingewiesen werden. Entsprechend der DDR-Gesetzgebung wird Heimerziehung für das einjährige Kind 1989 angeordnet. Vierzehn Monate lebt Rico im Kinderheim und wechselt von einem Tag auf den anderen zu den Pflegeeltern Freier (anonymisierter Phantasienamen). Die Eheleute Freier sind Adoptivbewerber, die eigentlich ein Kind adoptieren möchten aber auch mit dem Status „Dauerpflege ohne Adoption“ umgehen können. Im Alter von fünf Jahren adoptieren die Pflegeeltern Freier das seit drei Jahren in der Familie lebende Pflegekind Rico Schulze. Den Vornamen Rico lassen die Adoptiveltern Freier bestehen. In der Aufschichtung seines Erlebens der Ereignisse präsentiert der Biograph im Lebensalter von 16 Jahren die Themen **Adoption und Identitätssuche**, **Adoptionsoffenbarung**, **Kinderheim** und **die Adoptivschwester Angelika** mit ihren Aktivitäten bei der Identitätssuche. Daraus ergeben sich Themen **Bruder und Oma**, **leibliche Mutter** und **leiblicher Vater**.

7.5.3.2 Adoption und Identitätssuche Rico Freier

Rico hat bei der Aufnahme in die Adoptivfamilie ein Lebensalter von zwei Jahren und vier Monaten. Die Adoption erfolgt im August 1993 (5 Jahre alt). In der Retrospektive im Interview 2004 ist der Biograph sechzehn Jahre und acht Monate alt. Rico benennt die Adoption in der Retrospektive als einen „Knackpunkt, weil sich ja doch sehr, gravierend im Leben“ (1/21) alles änderte. Hinter dieser Metapher „Knackpunkt“ steckt das damalige Erleben als zweijähriges Kind. Die unmittelbare Aufnahme in die Pflegefamilie ohne eine Phase der Annäherung muss der Biograph als einen abrupten Orts- und Personenwechsel erlebt haben und Bindungsabbrüche aus der Vergangenheit werden zwangsläufig evoziert.

Ja, weil man, also ich wusste 'ts' /I: erzähl mal/ es kam ne neue Familie, ich wollte aber nicht weg /I: Aha/ weil sag ich schnell, ich hatte, weil, als erstens war ich ja zu Hause /I: Ja/ dann war ich erst im Krankenhaus, dann war ich im Kinderheim, und dann die neue Familie, ich=wusste=zuerst=gar=nicht=mehr=wo=ich=hingehöre, /I: Ähä/ erst mal da äh den Punkt zu suchen, wo, gehör, ich eigentlich hin /I: Aja/ und das ist och halt richtig schwer, /I: Aha/ weil, da wusste ich absolut nicht (4/24 bis 4/30)

Der Biograph hat also den Wechsel der Lebensstationen von „zu Hause“, über „Krankenhaus“, über „Kinderheim“ und dann in die „neue Familie“ gespeichert oder im Nachhinein vermittelt bekommen. Der abrupte Wechsel von Kinderheim in die Familie stellt für den Biographen auch ein Verlusterleben dar. Neben den Verlust der bestehenden Bindungen geht Rico im Erleben auch das Gefühl der Zugehörigkeit verloren. Der erneute (vierte!) Wechsel der Bezugssysteme bedeutet eine wiederholte Anpassungs- und Orientierungsleistung als Bewältigungsaufgabe des Kindes.

auch wenn man noch im Heim wohnt, find ichs schön, wenn man sich an, die Familie langsam gewöhnen könnte, weil, jeder Mensch reagiert anders, die=einen=gewöhnen=schneller=dran=und=der=andere=so:, /I: Hm/ deswegen sag ich ja, richtig, entscheidendes Erlebnis manchmal, son Knackpunkt /I: Das meinst du mit Knackpunkt/ no:, das also: (2) man bräuchte dann halt wie bei, Pflegekindern so ne Eingewöhnungszeit (2) wo man selber, sich ersteinmal daran gewöhnt, das ist deine neue Familie, da lebst du dann für immer (5/36 bis 5/44)

Dieses Zitat des fast siebzehnjährigen Biographen resultiert aus seinem nachfolgenden Erleben als Kind und Jugendlicher. Ab seinem zehnten Lebensjahr erlebt Rico die Aufnahme von Pflegekindern, die mit gestalteten Kennenlern-Phasen in die Familie Freier kommen. Der Vergleich seines abrupten Wechsels mit der gestalteten Aufnahme erzeugt beim jugendlichen Adoptierten die Argumentation, Kognition und den rückblickenden Wunsch einer Eingewöhnungszeit.

Rico erzählt sein Verlusterleben und den Bindungsbruch am Beispiel des Hausmeisters Lorenz aus dem Kinderheim

Zum Beispiel, ehm, also, ich hatte ja den Lorenz im Kinderheim /I: Mhm/ u::nd der wollte, sagsch schnell, ehm, an dem hab ich mich so gehangen, weil er mir so seelisch Kraft gegeben hat /I: Aha/ da wollte mich meine Adoptivmutter, die ich jetzt hab, holen, und was hab ich gemacht, von der

Fahrt, wo ich ehm war, das sind zwanzig Kilometer bis hier her, ungefähr, nur geplärrt, auf der Autobahn, äh hier auf der Bundesstraße da, die Leute müssen wohl gedacht haben, die stelln sonst was mit mir im Auto an /I: Ja/ wie gesagt, die () oder so, ich hab die ganze Zeit nur geplärrt, no und /I: Das hat dir die Mutti dann erzählt/ ne, das weiß ich noch, das ich geplärrt hab wie sonst was (4/35 bis 4/44)

Der Biograph erzählt fortführend, dass es zwischen ihm und der Adoptivmutter eigentlich gar kein Kennenlernen gab und die Aufnahme „von einem zum anderen Tag“ (5/17) erfolgte. Hier widerspiegelt sich die im Beispiel „Hausmeister Lorenz“ erlebte Erfahrung des Beziehungsabbruches und der abrupten Trennung.

Neben den Schmerz der abrupten Trennung erfährt Rico unmittelbar mit der Aufnahme in die Familie Freier einen überraschenden „Trost“, eine erlebte Willkommensumarmung durch den in der Familie auf ihn wartenden Hund.

und=da=war=ich=noch=hab=mich=mich (2) ich hab die ganze Zeit geplärrt, aber kaum=sehe=ich=den=Hund war ich ruhig, das war richtig witzig /I: Also so wie du bist willkommen, so ungefähr/ no, wie, der hat mich angesprungen so wie ungefähr, ja:: ich freue mich, ja wie so ungefähr, den nehme ich jetzt mit nach Hause, sondern wie, willkommen hier, so ungefähr (2), das war wie, es ist immer schön, wenn man, zum Beispiel da hinkommt und, gleich im Arm nehmen u::nd wer bist denn du und so ungefähr, und so hab ich mich bei den Hund gefühlt, als ich so ankam (5/3 bis 5/11)

Auch die beiden in der Familie lebenden leiblichen, älteren Kinder Jan (11 Jahre alt) und Angelika (8 Jahre alt) heißen den Biographen willkommen und verbringen viel Zeit mit dem „kleinen Bruder“. Rico erlebt diese Zuwendung und gleichwertige Annahme. Dies gibt dem Biographen Sicherheit und Halt. Beim Biographen entsteht ein Gefühl der Zugehörigkeit zur neuen Familie: „Meine Schwester, Adoptivschwester und Adoptivbruder und so, die haben mir halt den **Halt**, gegeben, **du** gehörst zu unserer **Familie**.“ (7/6 bis 7/8)

Dieses Zugehörigkeits- und Gleichwertigkeitserleben wiederholt und verstärkt sich im fortlaufenden Leben in der Familie Freier. „Man hat mich immer so akzeptiert, als wär ich das leibliche Kind, das fand ich sehr gut“ (1/45 bis 1/46). Rico erzählt im Nachfrageteil des Interviews als Beispiele der Gleichbehandlung sein Erleben der gleichen Rechte bei der Auswahl der Zimmer nach verschiedenen Umzügen und die Gleichstellung bei Geschenken zu Weihnachten.

Innerhalb der Familie ist der Status Adoptivkind im Kontext mit der vorgenannten erlebten Zugehörigkeit für Rico selbstverständlich. Aus der Tatsache Adoption macht der Biograph extern jedoch ein Geheimnis. „Na ja, da wußt es keiner, also ich hab mehr oder weniger immer ein **Geheimnis** draus gemacht.“ (16/24 bis 16/25) Das zeigt den Bedarf des Biographen, dem „Normalitätsbild Familie“ im sozialen Umfeld zu entsprechen. Es stört den Biographen, wenn „irgendjemand“ den Adoptionsstatus kennt und vor allem, „wenn manche Leute so locker damit umgehen.“ (16/30 bis 16/31). Als Beispiel erzählt Rico die Begebenheit mit der Lehrerin, die die Adoptionstatsache zufällig in den Schulunterlagen findet, seine Adoptivmutter und ihn dann anspricht und die Adoption öffentlich im Unterricht verwenden möchte.

und is das nen Geheimnis, da habsch gesagt, na oh, außerfamiliär schon (2) /I: Aja/ da habsch gesagt, so dass sie=äh, zum Beispiel, bei:, so was nicht

anspricht halt //: Ja/ nicht=speziell, weil, das=find=ich=dann=schon=blöd, äh, so was anspricht, im Unterricht (16/49 bis 17/2)

Im Gefühls-Erleben außerhalb des Schutzraumes Familie bedeutet die Offenlegung Adoption eine Störung mit Negativgefühlen. Der Biograph hat scheinbar die Phantasie, dass mit der Offenlegung des Status „Adoptivkind“ sozial tradierte Stigmata auf ihn übertragen werden. *„Man fühlt sich dann irgendwie unwohl, weil die Leute kennen einen so.“ (17/3 bis 17/5)*. Das heißt, die Leute kennen mich eigentlich als „normales, leibliches Kind“ der Familie Freier. Vielleicht befürchtet Rico auch neben der Stigmatisierung die Fragen der Externen. Für den Biographen ist Adoption *„kein lockeres Thema“* sondern *„mehr oder weniger bitterer Ernst“ (16/31 bis 16/34)*. Damit weist Rico auf die Gefühls- und Identitätsbewegung der Pubertät, die von der „lockeren Theorie“ des Nicht-Betroffenen abweicht. Sein Empfinden „Ich fühle mich unwohl“ begründet der Biograph am Beispiel seines Freundes. Seinem besten Freund erzählt Rico in diesem Lebensalter von seiner Adoption. Die Reaktion des Freundes dokumentiert seine eigene Identitätsbewegung:

*das=habsch=ja=auch=beim=besten=Freund=erlebt,
wo=ich=den=das=erzählt=habe //: Hm/ weil dadurch //: Hm/
weil=der=hat=och=gefragt, und=wer=bist=du=jetzt=eigentlich //: Hm/
weil, **eigentlich** bist du doch **jemand anders**, oder wer bist du nun, also=der=konnte, bei dem kam die **Frage auf, wer bist du nun eigentlich**,
was=oh=mhm (2) (17/9 bis 17/14)*

„Wer bist du?“ bzw. „Wer bin ich?“ - diese Fragen bewegen den Biographen in der Zeit der Vorpubertät und Pubertät selbst sehr stark. Der Biograph erzählt von seiner „Depriphase“ (17/19) und dass er bei einem Besuch in Erfurt mit dem Freund zum ehemaligen Kinderheim geht. *„Mich hat der Weg auch immer da hingeführt und dann kam es mir in Gedanken ... ich kam mir da so richtig, hoch, deswegen.“ (17/27 bis 17/30)*. Diese Erzählung symbolisiert deutlich das Gefühls-Erleben bei dem „Auf-Suchen“ vergangener Lebens-Orte. Der Ort Kinderheim in Erfurt ist eine Station seines Lebens als Kind und jetzt auch eine Station in seiner Identitätssuche. Neben der Gefühlsbelastung und den Phantasien beim Besuch „der Vergangenheit“ erlebt der Biograph nach der aktuellen Kommunikation mit dem Freund auch Entlastung und Trost (*„war es sehr gut, Trostspender und so“*, 17/32 bis 17/33).

Im August 2004 hat Rico die erste Begegnung mit seinem leiblichen Bruder, der Großmutter mütterlicherseits und später mit dem leiblichen Vater. Im Dezember 2004 findet das Interview statt. Diese relativ kurze Zeitspanne und die damit verbundenen Gefühlsschwankungen im Kontext mit der Identitätsbewegung zeigen sich im aktuellen „Erleben Adoption“ im Interview. Im Hauptteil präsentiert Rico zusammenfassend die Zufriedenheit mit der Adoption und seine Zugehörigkeit zur Adoptivfamilie. Im Erleben der aktuellen Begegnung mit den leiblichen Verwandten widerspiegelt sich seine „doppelte Zugehörigkeit“ (*„ich bin ein Teil von beiden Familien“ 7/13*). Im Nachfrageteil stellt sich Rico die Frage, wenn er die Wahl der Entscheidung für beide Lebenswege Adoption oder alternativ Leben mit Bruder und Oma gehabt hätte, wie dann wohl sein Leben verlaufen wäre. Als jugendlicher Adoptierter resümiert Rico, dass er sich nicht hätte entscheiden können. Dies verweist auf die aktuell erlebten beiden Anteile seiner Identität. Zum einen gehören zu ihm als Adoptierten die bedeutsamen Bindungen in der Adoptivfamilie und zum anderen die Verwandten Bruder, Oma und leiblicher Vater als Teile seiner Ur-

sprungsfamilie. Zum aktuellen Erleben des jugendlichen Adoptierten gehören auch die Phantasien, Wünsche und Befürchtungen bezüglich der Hypothese, wie sein Leben hätte auch anders ablaufen können. Im Ergebnis präsentiert Rico dies zusammenfassend: „*Aber die Adoption hat was gutes mit sich gebracht, weil ich weiß, mir hat man geholfen dadurch, also, ich bin nicht im Heim groß geworden.*“ (15/37 bis 15/39) Der Biograph benennt in diesem Kontext auch seinen Wunsch, später selbst ein Kind zu adoptieren.

7.5.3.3 Adoptionsoffenbarung Rico Freier

Der Biograph benennt zu Beginn des Interviews, dass er es positiv fand, dass die Adoptivmutter das Thema Adoption von Anfang an mit ihm bespricht. Diese Form der Adoptionskommunikation durch die (Adoptiv-) Mutter empfindet Rico in der Retrospektive seines gesamten Adoptions-Erlebens als Vertrauen und besser als die Offenbarung durch dritte.

Im Nachfrageteil erzählt Rico von dem Erleben zur Adoptionsoffenbarung. „*Also, erstmal wars so wie so ein kleines schwarzes Loch, man weiß nicht mehr wo man hingehört.*“ (7/1 bis 7/2) Rico schätzt auf die Frage zum Zeitpunkt dieser Offenbarung ein, dass die Adoptivmutter im Vorschulalter den Adoptionsstatus benennt („*fünf, vier, fünf ungefähr, das war eins zwei Jahre vor der Schule*“, 19/23 bis 19/24). Der Biograph ist bei der Aufnahme in die Adoptivfamilie etwas älter als zwei Jahre und wird mit dem Status Pflegekind aufgenommen. Im August 1993 (Adoptionsbeschluss) ist der Biograph fünf Jahre alt. Dass heißt, Rico erlebt in der Zeit von zwei bis fünf Jahren eine „neue Familie“ und geht neue Bindungen ein. Mit Bezug auf das Lebensalter des Biographen bei der Aufnahme in die Familie Freier nimmt Rico den Wechsel vom Kinderheim in die Familie bewusst und intensiv wahr. Da die Aufnahme von einem Tag auf den anderen erfolgt, bedeutet dieses „neue Erleben“ im unbekanntem Familiensystem Freier erst einmal ein Bindungsbruch zum Kinderheim und eine notwendige Anpassungs- und Orientierungsleistung des Kindes Rico. Die Aussage des Biographen „schwarzes Loch“ bezieht sich als Hypothese somit nicht auf die „Adoptionsoffenbarung“ oder den Zeitpunkt der juristischen Umsetzung der Adoption mit fünf Jahren, sondern auf den abrupten Wechsel vom Kinderheim in die Familie. In Erleben des Kindes und des jugendlichen Adoptierten beginnt seine Adoption bereits mit der Aufnahme in die Familie Freier.

Nach einer Anpassungsphase geht der Biograph in der Pflege- und Adoptivfamilie Bindungen ein. Rico erlebt Vertrauen und Zugehörigkeit. Der Biograph weiß, dass er nicht in der Familie Freier geboren ist. Die Bindungen werden durch die „Statusoffenbarung“ bzw. durch die Benennung der „juristischen Adoption“ grundsätzlich nicht gefährdet. Nicht der erreichte Adoptionsstatus löst die Gefühle (Knackpunkt, schwarzes Loch) aus, sondern der mit der expliziten Adoptionsbenennung kommunizierte und verdrängte Zusammenhang, das Aufleben der vergangenen Traumata und ggf. neue Verlustängste. Beim Wechsel vom Kinderheim in die Familie Freier werden die Ängste der vergangenen Ereignisse und das verinnerlichte Gefühl, nirgends zugehörig zu sein, neu erweckt.

Das bereits in der Selbstpräsentation (im Punkt 7.5.2) benannte Erleben des Verlustes und der notwendigen Neuorientierung wird abgelöst durch das anschließende Erleben der gleichberechtigten familialen Zugehörigkeit. Auf die Nachfrage des Interviewers erzählt Rico erneut von der Adoptivschwester und dem Adoptivbruder, die ihm beide dieses Zugehörigkeitsgefühl und somit den notwendigen Halt und Orientierung vermitteln. Nach dem abrupten Wechsel vom Kinderheim in die Familie werden die Negativgefühle der Vergangenheit im Erleben der „neuen Familie“ verdrängt und Rico kann neue Bindungen eingehen („*Also in dem Alter würde ich sagen, so, so vom Gefühlsmäßigen her, aber, das hab ich eigentlich, so mehr oder weniger verdrängt.*“, 7/4 bis 7/6). Für den Biographen ist das durch die „leiblichen Kinder“ im Familiensystem Freier vermittelte Gefühl „*du gehörst zu unserer Familie, wie unser leibliches Kind*“ (7/8) äußerst bedeutsam. Das heißt, die „älteren Geschwister“ heben mit diesen Botschaften innerfamiliär die unterschiedliche Statusfrage der „Leiblichkeit versus Nichtleiblichkeit“ (in den Gefühlen des Biographen) praktisch auf.

Mit fünf Jahren und im Lebensalter der Schulzeit wirken neben der Evokation verdrängter Gefühle auch die externen Wertungen der sozialen Umwelt zu den Themen „Leiblichkeit“, zur „richtigen Familie“ und des „richtigen oder falschen Kindes“. Neben den möglichen Verlustängsten haben auch diese sozial vermittelten Werte im Vorschul- und Schulalter dahingehend eine Wirkung, dass Rico „normal“ sein möchte, den Adoptionsstatus als „Geheimnis“ extern bewahrt und durch die vermittelten Sozialisationswerte schmerzhaft mit seinem „abweichenden Status“ konfrontiert wird.

Rico antwortet auf die Frage nach der schwierigsten Lebenssituation mit „*Adoptionsoffenbarung*“ und seiner daraus resultierenden Frage „*Wer bin ich nun*“ (19/22). Aus dem Blickwinkel des sechzehnjährigen Biographen ergeben sich im Lebensalter der Pubertät seine Identitätsfragen. Die präsentierte Frage des fünfjährigen Adoptierten „*Wer bin ich nun*“ ist eigentlich das entwicklungspsychologisch begründbare, aktuellste Thema des sechzehnjährigen Biographen. Hier bestätigt sich die Hypothese, dass nicht die Adoptionsoffenbarung „die schwierigste Lebenssituation“ im Erleben Adoption ist sondern die erlebten Bindungsabbrüche seiner Kindheit. Sowohl die Kommunikation über Adoption als auch in der Identitätsfrage sind die Themen „leibliche Eltern“ und „das Leben bis zum vierzehnten Lebensmonat“ für den Biographen verletzende Bestandteile seines Lebens und Erlebens. Als Hypothese ist wahrscheinlich, dass die Fragen zu den leiblichen Eltern und zum Lebensabschnitt Kinderheim von der Adoptivmutter nicht ausreichend beantwortet werden konnten oder von Rico aus Gründen des Selbstschutzes verdrängt und nicht gefragt wurden. Diese „unbeantworteten“ Fragen zu den Gründen der Adoption durchziehen latent, in seiner Phantasie und jetzt in der Pubertät das „Er-Leben“ des Biographen wie ein roter Faden. Auf Anfrage des Interviewers bestätigt Rico, diese Frage „*Wer bin ich nun?*“ „*ist wiedergekommen mit der Zeit*“ (19/33), „*kurz vor sechzehn*“ (19/39). Auch in dieser mangelnden Kommunikation zur natürlichen Abstammung während der Kindheit im Kontext mit dem frühkindlichen Traumata liegt eine Begründung der „Verschmelzung“ von „Adoption als Knackpunkt“ mit Bezug auf den Zeitpunkt der Aufnahme in die Familie Freier.

7.5.3.4 Adoptivschwester Rico Freier

Im aufbauenden Erleben der neuen Zugehörigkeit zur Familie Freier nehmen die Adoptivschwester Angelika (bei der Aufnahme von Rico acht Jahre alt) und der ältere Adoptivbruder Daniel (bei der Aufnahme von Rico elf Jahre alt) eine wichtige Rolle für den Biographen ein. Der Biograph erfährt wiederkehrend deren Rückmeldung „Du gehörst zu uns“. Das neue „Familien-Erleben“ mit vollständig besetzten Rollen (Eltern, ältere Geschwister) und diese wiederholte Rückmeldung lösen beim Biographen entsprechende Zugehörigkeits-Gefühle aus. Der Biograph erlebt in der Pubertät, dass gerade die „große Schwester“ viel Verständnis für seine Probleme hat. Vermutlich nimmt Angelika auch eine „Vermittlerrolle“ zwischen der Adoptivmutter und Rico ein. In wiederkehrenden Situationen ist Angelika die „seelische Stütze“, die ihn gut versteht und sich in Rico scheinbar bestens hineinversetzen kann. Rico erlebt ein „*Zusammenhalten wie Geschwister*“ (9/20) und erzählt als Beispiel von der heimlichen, unerlaubten Party. Der Biograph darf mit Erlaubnis der (Adoptiv-) Mutter bei dem Freund übernachten. Stattdessen ist der Biograph die ganze Nacht „unterwegs“. Die Adoptivschwester erlebt er in der tatsächlichen Rolle einer „älteren Schwester“, die einerseits verbal dieses Verhalten reglementiert, aber gegenüber der Mutter „dicht“ hält und ihn nicht verrät.

Eine exponierte Rolle füllt Angelika dann bei der aktiven Identitätssuche aus. Durch das aufgebaute Vertrauen kommuniziert der Biograph mit seiner „Schwester Angelika“ über all die Dinge, die ihn bewegen. Rico erzählt Angelika von der „Freundin Helena“ aus Erfurt, die scheinbar seinen älteren Bruder Kevin kennt. Auch seine Gefühle und veränderten Bedürfnisse wird Rico seiner Schwester Angelika anvertraut haben. Als Rico seine Schwester (zum Haare schneiden) besucht, ergreift Angelika spontan die Initiative. Der Biograph erzählt in einer Dramatik, wie Angelika aus der Alltagskommunikation heraus spontan reagiert („*aber irgendetwas müssen wir da halt machen können.*“, 10/19) und im Telefonbuch den Familiennamen Schulze sucht und anruft. Der Biograph ist anfangs von dieser Aktivität sehr überrascht und möchte die Schwester stoppen („*Angie, Angie warte*“; 10/24). Anschließend lässt der 16jährige Biograph die 24jährige Angelika jedoch anrufen. Nach dem fünften Telefonat hat Angelika die Großmutter in Erfurt am Telefon. Angelika fährt ihren Rico nach Erfurt und „begleitet“ die Erstbegegnung. Der Biograph erlebt die „ältere Schwester“, die für ihn aktiv die Initiative ergreift (zu einem „schnellen Ergebnis“ gelangt), ihn dann auch „beschützend“ zu dem ersten Treffen in die Wohnung der Oma begleitet und auch anschließend als Reflexionspartnerin von Rico gesucht wird. Angelika versucht auch, in den nachfolgenden Kommunikationen in der „Verletzung leibliche Mutter“ zu vermitteln. („*Meine Schwester hat schon gesagt, weil die war ja mit an dem Tag, als (ich) mein Bruder kennen gelernt hab, also so kannst du doch eigentlich nicht über deine Mutter reden.*“, 14/18 bis 14/20)

Weiterhin ist die Annahme zulässig, dass Angelika sich wie in vergangenen Lebenssituationen auch jetzt in die „Vermittlerrolle“ begibt und gegenüber der Adoptivmutter diese „spontane Aktion Fahrt nach Erfurt“ legitimiert.

Die besondere Rolle der Adoptivschwester zeigt sich im früheren sowie im aktuellsten Erleben als „Bindungs-Schwester“ ohne den Präfix „Adoptiv“. Der Biograph baut ab dem zweiten Lebensjahr aufwärts Bindungen zu Angelika auf. Diese Bindungen sind anhaltend und aus dem Erleben des Biographen „tatsächliche“ Ge-

schwister-Beziehungen unabhängig vom Status der Abstammung. Der ältere (leibliche) Bruder Kevin sieht dagegen Angelika aus dem Blickwinkel der Leiblichkeit, das heißt, Kevin *„akzeptiert sie so nicht als richtige Schwester, aber er () als meine, richtige Schwester, so ungefähr, deine Schwester sagt er dann, also für ihn wärs eine der Be, also nennt er sie beim Namen, und für mich halt wärs umgedreht meine Schwester.“* (7/17 bis 7/20). In der Kommunikation mit dem leiblichen Bruder Kevin „verteidigt“ Rico diesen „erlebten Status meine Schwester“. Aufgrund der getrennten Lebensverläufe hat Rico eine „aktuelle Distanz“ zu dem achtzehnjährigen Bruder Kevin. Mit der nichtleiblichen (Adoptiv-) Schwester fühlt sich Rico emotional verbunden. Als Hypothese könnte auch gelten, dass Rico den Unterschied „Nähe zur Angelika“ und „Distanz zu Kevin“ spürt. Vielleicht „entzaubert“ sich die „Anfangseuphorie Kevin“. Zur Adoptivschwester hält die erlebte geschwisterliche Verbundenheit an. Die Distanz zum „leiblichen Bruder“ muss erst durch „gemeinsames Er-Leben“ überwunden werden.

7.5.3.5 Bruder und Oma Rico Freier

Das Thema „Oma und großen Bruder“ steht unmittelbar in Verbindung mit der Adoptionsoffenbarung. Die Adoptivmutter erzählt Rico von der Existenz dieser Personen. Diese Information der (Adoptiv-) Mutter reduziert sich im Rückblick des Biographen auf die Gefühle *„sehr schön zu wissen, also ich hab noch jemanden in der Familie, und ich weiß, ich gehör aber nicht zu der Familie.“* (1/39 bis 1/40). Der zweite Halbsatz dieses Zitates widerspiegelt als Hypothese eher die kognitive Erkenntnis des Sechzehnjährigen und das „Zugehörigkeitsbedürfnis“ des Biographen im Vorschulalter zum erlebten System Adoptivfamilie. Der Biograph beschreibt in diesem Zusammenhang eine als Kind erlebte externe Forderung: *„Das hat auch halt jeder gefordert, ja vielleicht mal kennen lernen.“* (1/31 bis 1/32) Als Hypothese ist diese „Forderung“ im damaligen Erleben des zweiten bis fünften Lebensjahres für den Biographen eher eine „Über-Forderung“, aktualisiert Trennungsängste und löst inneren Widerstand aus. Kennenlernen ist zu diesem Zeitpunkt kein Bedarf des Kindes Rico. Aus dem Wissen über die Verwandten entwickelt sich als Hypothese im Lebensalter der Pubertät die starke Neugier auf diese Verwandten und die Identitätsfragen (z. B. Was ist aus meinem Bruder und der Oma geworden? Was hab ich aus dieser Familie? Bin ich meinem Bruder ähnlich?)

Auf Nachfrage des Interviewers zur „Offenbarung Oma und Bruder“ interveniert Rico sehr aufgeregt, dass die Initiative von ihm ausging und nicht von der Adoptivmutter. Der Biograph erzählt, er selbst hätte als Kind den Namen Kevin geäußert und *„na wann sehe ich den Kevin endlich“* (6/36). Mit dieser Benennung „Kevin“ habe er die Adoptivmutter veranlasst, diesen Namen zu überprüfen. Der Biograph betont im zweiten Teil des Interviews, dass er *„Oma und Kevin, das wollt ich schon immer kennen lernen, von klein auf, wollt ich sie kennen lernen.“* (6/41 bis 6/42). Mit Bezug auf die Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie ist es unwahrscheinlich, dass der vierzehn Monate alte Rico mit der Trennung von der Herkunftsfamilie und der Aufnahme im Kinderheim den Namen Kevin bewusst gespeichert hat. Vor allem auch deshalb, weil Kevin zu diesem Zeitpunkt bereits von ihm getrennt bei der Großmutter und Rico über Monate im Krankenhaus lebte. Dieses Zusammenle-

ben „Oma und Bruder“ scheint als Hypothese aber die eigentliche Botschaft zu sein. Für den sechzehnjährigen Biographen liegt die Erstbegegnung nach fünfzehn Jahren Trennung zum Zeitpunkt des Interviews erst vier Monate zurück. Dieses Erleben ist also hoch aktuell. Mit Bezug auf seine natürlichen Wurzeln erlebt Rico die Oma und den Bruder als „positive Anteile“ der Ursprungsfamilie. Da liegt die Annahme nahe, dass Rico sein aktuelles (positives) Erleben aus der Pubertätszeit als „Dauerbedürfnis“ in die Vorschulzeit überträgt. Für diese Hypothese der „Verschiebung“ spricht auch der entwicklungspsychologisch begründbare, zunehmende Bedarf des Jugendlichen nach Wissen über die getrennten Lebenswege („*ein Gedanke, der immer im Kopf rumschwebt*“ 7/28 bis 7/39). Vielleicht erlebt der Biograph aktuell „Schön dass ich diese Verwandten getroffen habe“ und macht daraus sein „Ich wollte das schon immer“.

Das Bedürfnis „Erleben älterer Bruder und Oma“ wird eingeleitet durch das Gespräch mit einer Freundin Helena aus Erfurt, die den älteren Bruder kennt. In der Pubertät gewinnt seine Neugier auf den älteren Bruder eine „eigene“ Energie und Dynamik. Jetzt erlebt der Biograph kein durch Dritte gefordertes Kennenlernen. Die Informationen von Helena über die physiologische Ähnlichkeit mit dem Bruder erwecken beim Biographen starkes Interesse und Neugier. Mit 15 Jahren erlebt Rico in der Erzählung von Helena eine „Faszination“. „*Ich muss sagen, es ist ein schönes Erlebnis, sich mit jemanden zu unterhalten und zu erfahren, ja wir sind uns sehr ähnlich, durch unsere Äußerlichkeiten, sieht man, das wir **Brüder** sind halt.*“ (6/14 bis 6/17) Dieses Erleben löst bei dem Biographen zuerst die Hoffnung aus, dass er Kevin vielleicht zufällig trifft und sie beide sich aufgrund der Ähnlichkeiten erkennen müssen. Rico spürt auch einen Bedarf und den Anreiz, selbst „*schnell eine Verbindung zu kriegen*“ (6/8) und nicht über das Jugendamt und den „*Bürokratenkram*“ (6/9) zum Erfolg zu kommen. Der Biograph kennt von der Adoptivmutter den möglichen offiziellen Weg der Kontaktaufnahme mit Kevin über das Jugendamt. Einerseits „*fand ich sehr gut, dass so was möglich ist*“ (8/1). Als Hypothese erlebt der Biograph den offiziellen Weg als zu lang und aufwendig. Im Gegensatz dazu ist die Aktivität der Schwester Angelika („*Meine Schwester hat ja Telefonbuch in die Hand genommen und einfach, alle, Nachnamen durchgeklingelt*“, 8/3 bis 8/4) einerseits im Eigen-Erleben sehr spannend und wird vor allem durch einen unmittelbaren Erfolg gekrönt.

Im Alter von sechzehn Jahren lernt Rico seinen zwei Jahre älteren Bruder Kevin und die Oma kennen. Bei der „Erst-Begegnung“ erlebt der Biograph seine „Sprachlosigkeit“. „*Und, wir haben die ganze Zeit kaum geredet, ja, wir waren die erste Stunde, nur ruhig, wir haben kein Wort gesagt.*“ (10/40 bis 10/42) Die Hypothese dazu lautet, dass diese Sprachlosigkeit aus der „außergewöhnlichen Situation“ resultiert, eigentlich unvorbereitet den seit fünfzehn Jahren getrennten natürlichen Verwandten spontan zu begegnen und die unmittelbare Fremdheit zu spüren. Wir Menschen brauchen dafür Zeit und ggf. den Prozess der Annäherung. Die von der Adoptivschwester ausgehende Initiative erzeugt im Ergebnis schnellen Erfolg, aber auch im Erleben Beschleunigung und Sprachlosigkeit. Die Äußerung der Oma mit Bezug auf Kevin und die der Adoptivschwester mit Bezug auf Rico, dass beide diese „Sprachlosigkeit“ bei den Brüdern sonst nicht kennen, scheint die Brücke der beginnenden Kommunikation zu sein. Das Erleben einer von dritten benannten „Gemeinsamkeit“ und die Bestätigung durch den Bruder ist hier scheinbar der

„Schlüssel zur Kommunikation“. Der Biograph erlebt es als „sehr interessant“, als Kevin dann erzählt, was er in der Kindheit erlebt hat. Für Rico sind das „viele Eindrücke auf einmal“ (11/7). Rico erhält noch am gleichen Abend von Kevin eine SMS und liest diese im Interview vor:

((hantiert mit dem Handy)) (9) und Brüderchen, bist du jetzt froh, dass du mich kennengelernt hast, weil ich bin es, weil mein Wunsch ist heute erfüllt worden, Gruß dein=großer=Bruder=Kev /I: Mhm/ also da fand ich och scho:n (3) /I: Mhm/ so was, also wie weil mein größter Wunsch war, seit dreizehn mich halt kennenzulernen (11/10 bis 11/15)

Der im vorangestellten Zitat unvollendete Satz „da fand ich auch schon“ (11/13) kann hypothetisch durch „beeindruckend“ oder „beglückend“ ergänzt werden. Das heißt, Rico erlebt in der Botschaft des älteren Bruders eine weitere Übereinstimmung. Die Brüder haben beide seit Jahren den Wunsch, sich kennen zu lernen.

Rico reflektiert, dass Kevin gleich bei der Oma erzogen wurde. In der aktuellen Kommunikation mit der Oma und dem Bruder hypothetisiert der Biograph: „Er hat halt, mich irgendwo vergessen, aber er wusste, es fehlt **irgendwas**.“ (2/42 bis 2/43)

Der Biograph erlebt in der Begegnung mit dem Bruder „Bilder“ aus der Vergangenheit. Rico erzählt, dass er sich an die Körpergröße von Kevin („du warst nur son Stück größer als ich“, 2/46) und an die Haarfarbe des Bruders erinnert („Ich wusste auch ... dass er, auch hier vorne, hat, hat die Haare blond, na ja hat hat se genau so wie ich, Strähnen hier vorne“, 2/48 bis 2/50). Weiterhin vermutet Rico, dass sie beide die Haarfarbe vom Opa und der Mutter haben:

*da=hab=ich=noch=gesagt, du hast sie ja genau so wie ich vom Opa /I: Aha/ also::, richtig, na unser Opa der war richtig, rot /I: Aha/ und unsere Mutter, die war so kastanienbraun, und=da=hat=sich=so=ergeben=dass=wir=auch, hatten, /I: Aha/ nur a-, das sind so Sachen, die mir einfach so, wenn ich ihn **begegne**, sind mir da wirklich so Sachen aus der Kindheit da eingefallen, sind die ich auch nicht verdrängt hab (3/4 bis 3/9)*

Dieses Zitat zeigt, dass Rico auch nach „biologischen Gemeinsamkeiten“ sucht. Auch hierin widerspiegelt sich die Neugier und der Identitätsbedarf des Biographen bezüglich seines genealogischen Ursprungs.

Der Biograph reflektiert nach der Begegnung mit dem Bruder, dass er Kevin wahrscheinlich nicht erkannt hätte („wie er aussieht und so, das wusste ich alles gar nicht mehr“, 8/14). Erst als Rico das Gesicht des Bruders intensiv betrachte, kommen die Erinnerungen und vergangene Eindrücke. Das heißt, in der bewusst erlebten Begegnung mit dem Bruder in der Wohnung der Oma und in folgenden Treffen werden in der Kommunikation die Bilder der Vergangenheit neu belebt. Die abgespeicherten, vergangenen Erlebnisse werden verstärkt durch die Erzählungen der Beteiligten. Die Oma erzählt von den „Dummheiten“ der zwei- und vierjährigen Brüder. Dies ist im aktuellen Erleben des Biographen so, „als würde man sich einen alten Film ankucken, was man früher mal gemacht hat.“ (8/39 bis 8/40) Diese Bilder erzeugen „starke Eindrücke“ (8/42), also vergangene Gefühle im aktuellen Erleben.

In den Erzählungen der Oma und des Bruders erlebt Rico Teile seines Charakters und Temperaments wieder. Mit der Erzählung durch den Bruder, dass dieser die „Tatsache jüngerer Bruder“ erst mit 13 Jahren erfahren und als Vertrauensbruch

erlebt, aggressiv und stink sauer reagiert hat, verbindet der Biograph seine eigene Impulsivität und Reizbarkeit. Vermutlich erzeugt sein „In-den-Bruder-Hineinversetzen“ seine Erregung. Rico findet für das Verhalten des Bruders passende Erklärungen. Im „Nach-Erleben“ und der Erzählung im Interview „vermischt“ der Biograph dann Wunschdenken („*und meine Oma kennt mich*“ 11/41) mit Zuschreibungen („*das ist bei uns richtig extrem, so von unserem Vater*“ 11/46; „*und manches haben wir noch, weil unsere Mutter, die war viel aggressiv, wir haben ja auch*“ 11/49 bis 11/50). Als Hypothese widerspiegelt sich in diesen Aussagen erneut der Bedarf des Biographen, die Temperamentszuschreibungen als biologische Zugehörigkeit zu interpretieren und somit als Überschrift sein Bedarf und seine Suche nach genealogischen Anteilen seines Ichs.

„*Meine Oma, hat gesagt, wenn ich etwas von meiner Mutter wissen will, soll kann ich jederzeit haben.*“ (13/4 bis 13/5) Gleichzeitig erfährt Rico von der Oma eine Doppelbotschaft: „*Aber da hat sie gesagt, wie sie mich einschätzt, möchte ich nichts wissen ... weil du vom Charakter genau so bist wie Kevin und Kevin, da ist deine Mutter och gestorben.*“ (13/6 bis 13/9). Erneut erlebt der Biograph vermutlich angenehm eine zugeschriebene Gemeinsamkeit mit Kevin. In dieser Botschaft der Großmutter steckt als Überschrift auch eine Negativbewertung mit der Aussage - frag mich besser nicht. „*Das war so ein Vertrauensbruch für ihn, weil, die Oma hats ja nur gemacht, weil, die Mutter, versprechen musste, sie hats der Mutter versprochen, dass sie es nicht sagt.*“ (13/11 bis 13/13) Kevin ist verletzt, dass er erst mit dreizehn Jahren vom Bruder Rico erfährt und richtet seinen Frust ausschließlich auf die Mutter. Die leibliche Mutter wird durch die Großmutter als „die einzig Schuldige“ dargestellt, die das „Tabu Rico“ forderte. Dadurch „entschuldet“ sich die Großmutter selbst. Beim Biographen entstehen vermutlich Negativphantasien und die tiefe Verletzung, dass seine Existenz von der leiblichen Mutter verleugnet wird.

Die Oma erzählt Rico, dass sie seine Babysachen und die Geburtsurkunde als Erinnerung aufgehoben und ein Kinderfoto von ihm im Portmonee bis heute trägt. Rico wird in seinem bisherigen Adoptions-Leben vermutlich auch das Gefühl „ungewolltes, abgegebenes Kind“ im Kontext mit der Frage „Warum“ phasenweise erlebt haben. Jetzt erlebt der Biograph die Bestätigung, dass er von der leiblichen Mutter nicht gewollt in der Herkunftsfamilie sogar geleugnet wird. Dagegen heilsam ist das Erleben „Ich war der Oma wertvoll“ und „Sie hat mich nicht vergessen“. Das wird im aktuellen Begegnungserleben seinen Selbstwert und die Sympathien für die Oma verstärken.

Durch den Bruder Kevin erfährt Rico, dass die Oma eigentlich beide Kinder nehmen wollte. Auch die Jugendhilfe hatte Vorbehalte mit Bezug auf das Lebensalter der Oma („*sie war schon siebenundfufzig*“ (13/35). Bei der Oma blieb Kevin und Rico kam in das Kinderheim. Kevin erzählt Rico vorgenanntes mit der Aussage „*Da hat se halt gesagt, sie wär zu alt, für zwei Kinder*“ (13/36 bis 13/37) und auch davon, dass die Oma Angst hatte vor Vorwürfen von Rico. Der Biograph erfährt also durch diese Geschichte des Bruders Antworten auf seine „Warum-Frage“ und wird vermutlich Verständnis für die Oma entwickeln. Vorgenannte Hypothese widerspiegelt sich in dem emotionalen Abschiedsritual „*im Gehen hab ich sie halt auch gedrückt und da liefen ihr auch die Tränen.*“ (13/48 bis 13/49) Die Tränen der Oma werden von Rico im Erleben der Verabschiedung als eine „emotionale Rück-

meldung“ bezüglich dieser „unausgesprochenen Thematik“ und als eine Sympathiebekundung interpretiert.

Rico trifft sich weiter mit dem Bruder Kevin in Erfurt. Bei dem gemeinsamen Spaziergang in Erfurt (Geburtsstadt beider) bestimmt Rico die Richtung. Am „Ziel“ angekommen, stehen sie vor einer Abrissfläche. Der Bruder Kevin äußert beeindruckt, dass sie hier früher einmal gelebt haben und woher Rico das wüsste. Der Interviewer fragt Rico, ob er sich an diesen Weg erinnern konnte. Der Biograph behauptet, „*Instinkt, der Instinkt hat mich da hingeführt.*“ (18/10) Rico scheint sowohl von seinem „instinktiv“ geleiteten Weg als auch von diesem Ziel „leere Baggerfläche“ (reales, aktuelles Erleben und Metapher für abgerissene Vergangenheit) stark beeindruckt zu sein. Dieses Erlebnis beschäftigt den Biographen. „*Dann war ich den ganzen Abend nur in Gedanken versunken.*“ (18/19) Dieses Beispiel zeigt erneut, dass der Biograph sich durch das bewusste oder „zufällig-unbewusste“ Aufsuchen der Stationen seiner Vergangenheit (vorher Kinderheim mit einem Freund, jetzt ehemalige Wohnung mit Kevin) mit den evozierten Gefühlen der Vergangenheit und denen der Gegenwart auseinandersetzt.

7.5.3.6 Rico Freier, Kinderheim

Das „gespeicherte Erleben Kinderheim“ konzentriert sich auf den Hausmeister Lorenz. Mit der Benennung „*der war so richtig kinderlieb*“ (3/41) und „*der war unser Liebling*“ (3/42, 4/19) begründet der Biograph in der Retrospektive sein damaliges Erleben als Kind. Im Lebensalter von ein bis zwei Jahren ist der Hausmeister vermutlich der einzige Mann im Vorschulheim. Im damaligen Erleben des Kindes Rico ist dieser Mann etwas ganz besonderes. Wenn „der Mann“ sich dann noch liebevoll den Kindern zuwendet, kommt auch der Hausmeister in die „unbesetzte Vaterrolle“. Rico speichert den „Hausmeister Lorenz“ in seinem Gedächtnis ab. Somit ist auch die Hypothese möglich, dass im Gegensatz dazu der leibliche Vater (auch im Kontext mit dem Zeitfaktor) aber vermutlich durch geringere Zuwendung nicht diese Faszination hinterlässt wie „Lorenz“. Die Bedeutung von „Vater Lorenz“ widerspiegelt sich bei seinen Besuchen im Kinderheim. Rico erzählt allen von seinen Erinnerungen und zum anderen erkundigt er sich, ob der „Lorenz“ noch da ist.

Der Biograph erzählt die Geschichte, dass er mit der neuen (Adoptiv-) Familie im Alter von ca. viereinhalb Jahren (also nach zwei Jahren Leben in der Familie Freier) das erste Mal das Kinderheim besucht. Als sechzehnjähriger Adoptierter erinnert sich Rico an die damalige Wiedersehensfreude und an sein evoziertes Gemeinschafts- bzw. Zugehörigkeitsgefühl. Im Erleben des ersten Besuches dominiert aber deutlich die Erkenntnis „*Ich wollt zwar dort nicht wohnen.*“ (18/33). Als Bestätigung dieses Erlebens können die bekannten Erkenntnisse über die Grenzen der damaligen Heimerziehung (z. B. keine familiäre Strukturen sondern große Gruppen, eingegrenzte Erzieher-Kind-Beziehung) und die Erkenntnisse der Bindungstheorie (neue Bindungen in der Adoptivfamilie eingegangen) herangezogen werden.

Bei all seinen Besuchen fragt Rico nach dem Hausmeister Lorenz. Der sechzehnjährige Biograph erfährt in seinem letzten Gespräch mit dem Hausmeister, dass dieser sich bei den vielen Kindern nicht mehr explizit an Rico erinnern kann. Trotzdem ist das Treffen von „Lorenz“ für den Biographen bedeutsam und „*gut, ihn mal wieder*

zu sehen“ (6/4). Dieses „Wieder-Sehen“ erzeugt beim Biographen auch die Erinnerung („auch wenn man so klein war“ 4/10), dass Lorenz ihn als Kind tröstet und Mut zuspricht. Rico rekapituliert auch eine Art der Prophezeiung: „**Er war derjenige im Kinderheim so der gesagt hat, es ist nicht so schlimm, weil, kommst auch in eine ordentliche Familie.**“ (4/7 bis 4/8). Mit der Zuwendung durch den Hausmeister Lorenz gab es auch ein verbindendes und scheinbar geduldetes „Geheimnis“. Der Hausmeister spielt in Erinnerung von Rico „heimlich“ mit den Kindern. Das „Spielen mit dem Mann“ und das „verbindende Geheimnis“ begründen beim Biographen die angenehmen Gefühle des Kindes und die rückblickende und aktuelle Faszination des „Hausmeisters Lorenz“.

Das Kinderheim hat für den Biographen im Prozess seiner Identitätssuche eine symbolische und eine „aufsuchende“ Bedeutung. Mit viereinhalb Jahren begleiten Rico die Adoptiveltern zu der Station der Vergangenheit und des „Beginns ihrer familiären Beziehungen“. Mit „ungefähr zehn“ (17/38) „zieht“ es den Biographen in einer „Depriphase ... in die Gegend beim Kinderheim“ (17/19 bis 17/20). Nach dem Gespräch mit der Freundin Helena (Du siehst einen Jungen Kevin ähnlich) und nach dem Treffen der Oma und des älteren Bruders besucht Rico erneut mit sechzehn Jahren das Kinderheim in Erfurt. Das Kinderheim ist scheinbar „die Station“ seines Lebens, die nach dem Er-Leben in der leiblichen Familie die Zwischenstation zum „Leben in der Adoptivfamilie“ darstellt. Im Kinderheim erfährt der Biograph erste, lose aber bedeutsame Erfahrungen von zuwendungsbereiten Erwachsenen. In der Adoptivfamilie erweitert sich diese Erfahrung durch erstmals ständig verfügbare erwachsene Bezugspersonen in den neu besetzten Elternrollen in einer neuen Qualität. Bei den Besuchen im Heim könnten auch beim Biographen Gedanken fließen in der Spanne von „Trauma-Erweckung Herkunftsfamilie“, „Trost“ und „Prophezeiung Familie“ im Kinderheim und der Vergleich von vergangenes Erleben Heim und aktuelles Erleben Familie. Auch deshalb „besucht“ der Biograph das Heim. Und zwar als Bezugspunkt, als Auslöser vergangener und zur Auseinandersetzung mit den aktuellen Gefühlen in den Phasen seiner Identitätssuche.

7.5.3.7 leibliche Mutter Rico Freier

Im Lebensalter von sechzehn Jahren begegnet Rico den Bruder Kevin. Im Nachfrageteil des Interviews erzählt der Biograph von den aktuell erlebten äußerlichen Ähnlichkeiten (beide haben blonde Haarsträhnen). Rico benennt in diesem Zusammenhang die „roten Haare des Großvaters“ und die „kastanienbraune“ Haarfarbe der Mutter. In diesem Kontext benennt der Biograph die leibliche Mutter erstmalig im Interview. Und zwar in seinem Vergleich von körperlichen Ähnlichkeiten. Die Hypothese drängt sich auf, ob der vierzehn Monate junge Rico mit der Aufnahme im Kinderheim tatsächlich diese physiologischen Merkmale speichert und als sechzehnjähriger Biograph sich daran erinnert. Es ist auch möglich, dass Rico sich hier an seine „Phantasie-Bilder“ vergangener Entwicklungsaltersstufen erinnert und im aktuellen Erleben diesen Personen zuschreibt. Weiterhin ist es auch möglich, dass Rico im Erleben der Faszination der Erstbegegnung die Sequenzen des aktuellen Erlebens ineinander fließen lässt und im Interview nicht trennt. In der Wohnung der Oma sieht er auch Fotos dieser vorgenannten Verwandten.

Das „aktuelle Erleben Mutter“ entwickelt der Biograph zuerst durch die Erzählungen der Oma über die Mutter. Seine Mutter wollte nach Angaben der Oma (als Kevin bereits bei der Oma lebt) das Thema Rico „verbergen“. *„Weil es unsere **Mutter** nicht wollte, das Kev es erfährt, sie hat mich damals gehasst, das hab ich von meiner Oma gehört und ich glaub ihr auch.“* (12/7 bis 12/9). Rico wird hypothetisch als Sechzehnjähriger in dieser Aussage der Großmutter „aktuell“ und schmerzhaft erleben, dass er zum einen zum Tabu erklärt und vor allen Dingen von der leiblichen Mutter gehasst wurde. Diese Aussage wird den Biographen sehr tief verletzen und seine Negativphantasien der Vergangenheit und das Gefühl „ungewollt“ bestätigt haben. *„Und so was schon zu sagen, als Mutter, meine Mutter, das ist schon, **krass** irgendwo.“* (12/12 bis 12/13). „Krass“ könnte auch heißen, dass wirkt gefühlsmäßig ganz tief und schmerzt.

Dieses „aktuelle Erleben“ ergänzt bzw. deckt sich mit den vergangenen Erzählungen der Adoptivmutter. Rico weiß, dass er wegen Unterernährung wiederholt als Kleinkind im Krankenhaus war. So wird bereits aus der Erzählung der Adoptivmutter in seinen Phantasien ein Bild entstehen, das jetzt bestätigt wird: *„Hat meine Mutter mich halt **hungern** lassen.“* (12/22). Rico entwickelt aus der Kombination seiner Gefühle aus beiden Erzählungen (der Adoptivmutter und der Oma) eine „Ablehnung“ seiner leiblichen Mutter und erzählt von seinem „unterbewussten Hass“

*a=aber ich muss ehrlich sagen, **kennen lernen** (2) (bräucht) ich mal mein Papa, ´aber die würdsch nie kennenlernen´ //: Hm/ und, aber im Unterbewusstsein hab ich sie immer gehasst //: Hm/ weil ich sag mir immer (2) eigentlich kann ich sie ja nicht hassen, dazu kenn ich sie zu wenig (12/28 bis 12/30)*

In diesem Zitat zeigt der Biograph zum einen seine originäre Verletzung gegenüber der leiblichen Mutter resultierend aus dem Wissen „ungewollt“ und „unterernährt“. Die detaillierten Informationen fehlen dem Biographen vor der Begegnung mit der Oma und den Bruder. Rico kennt nur diese „Überschrift Unterernährung, Kinderheim“ (*„aber so viel weiß ich auch nicht“*, 12/28). Diese Information reicht aber aus, die leibliche Mutter abzulehnen. Dieser „unterbewusste Hass“ wird vermutlich auch „genährt“ durch die später in der sozialen Umwelt erlebten Werte „Eine Mutter gibt ihr Kind nicht weg und eine Mutter lässt ihr Kind schon gar nicht hungern.“ Diese tradierten Werte verstärken beim Biographen die Verletzung und den „unbewussten Hass“. Rico zeigt auch die kognitive Erkenntnis, dass er seine Mutter eigentlich nicht hassen kann, da er sie gar nicht kennt. Vor dieser Kognition und Logik „lebt“ aber die Dominanz der Gefühle und der sozialen Werte.

Eine weitere Hypothese zu dem vorgenannten Zitat wäre, dass der Biograph eigentlich nicht seine Mutter, sondern die geschilderten Taten hasst (Ich hasse, dass sie mich hungern ließ und zum Tabu erklärt). Dieses schmerzliche Nach-Erleben der Schilderungen Dritter mit der Verbindung der Sozialisationswerte „Das macht eine Mutter nicht“ könnten auch das ambivalente Gefühl „Ich will auch von meiner leiblichen Mutter geliebt werden“ auslösen. Da er nicht geliebt wurde, kann er auch nur hassen.

Der Biograph sieht in der Wohnung der Oma erstmalig ein Foto von seiner leiblichen Mutter *„und da ist mir der blöde Punkt herausgerutscht, was ist denn das für ein Pinscher.“* (12/38 bis 12/39) Aus seiner „Ausdrucksweise“ schlussfolgert der

Biograph, dass noch Hass da ist und kein gutes Verhältnis entstehen wird. Der Biograph hypothetisiert zwischen den Polen

weil irgendwo, sag ich mir, hat sie ja, das Leben versau:t, (2) obwohl=ses=nicht=versaut=hat, aber (2) wie wärs gewesen, wenns nicht so gewesen wär, was wär dann gewesen /I: Ja/ wie wärs da gekommen (12/42 bis 12/45)

Dieses Zitat zeigt die „spekulative Suche“ in seiner Auseinandersetzung „Identität“. Im „Er-Leben“ seines Lebensverlaufes Adoptivfamilie und der aktuellen Begegnung mit den Verwandten vergleicht der Biograph den Lebensverlauf seines Bruders („Leben bei der Oma“) und hypothetisiert über das mögliche „(Weiter-) Leben“ in der Herkunftsfamilie. Dieses „Leben in der Ursprungsfamilie“ hat die leibliche Mutter „versaut“. Gleichzeitig auch nicht, denn Rico hat ja ein „Leben in seiner (Adoptiv-) Familie“ erleben können. Rico evaluiert, dass dies reine Spekulationen sind und „es wäre vielleicht alles anders gekommen, vielleicht hätte ich es auch **bereut**.“ (12/48) Dieser Satz ist im retrospektiven und aktuellen Erleben ein Plädoyer für das erfüllte Leben in der Adoptivfamilie.

Die Oma erzählt Rico „**freiwillig nicht, ... von sich aus** erzählt sie da **nichts**“ (14/6 bis 14/7) über die leibliche Mutter. Das Foto der leiblichen Mutter in der Wohnung der Oma erweckt den „Ärger“ des Biographen. Die Verweigerung der Oma, nichts über ihre Tochter und die damalige Situation zu erzählen, ist für sich allein schon die „Negativbotschaft“, die bei dem Biographen eine generelle Ablehnung der leiblichen Mutter verstärkt.

‘Nö, ich will absolut nichts wissen, über die’, weil, schon=allein=bei=der=Reaktion=wo=ich=ein=Bild=gesehn=hab=von=ihr, da () der Ärger irgendwo schon, ‘und=wenn=ich=noch=mehr=von=ihr=höre=da’, (geflüstert, kaum verständlich) da=komm=noch=mehr=Bilder=hervor (14/13 bis 14/17)

Es ist wahrscheinlich, dass das Foto der Mutter in Kombination mit der „formellen Verweigerung“ der Oma und mit den Aussagen von Kevin beim Biographen die „Gefühle der Vergangenheit“ (die starken Verlassensängste und seelischen Verletzungen seiner Kindheit) erwecken. Die Oma und der Bruder erzählen dann doch von der leiblichen Mutter, die damals Fußballfan war, in Schlägereien ganz vorne mitmacht („also ein richtiger Schlägertyp ... und sehr rabiät“, 14/36 bis 14/37). Kevin beschreibt dem Biographen sein Erleben Mutter mit den Worten „also, für eine **Mutter geeignet** ... wär sie ehr nen Klodeckel.“ (14/38) Rico erlebt aktuell eine mit seinem Bruder Kevin übereinstimmende Ablehnung der Mutter. Besonders eine Erzählung der Oma wird die gespeicherten Verlassensgefühle und traumatischen Lebenssituationen beim Biographen evoziert haben:

*sie lässt uns nachts **alleine**, a also abends /I: Hm/ wir könn wach sein (3) sag=ich=nämlich=hatsch=sch, ha hat die Oma erzählt, ich=war=wach /I: Hm/ no, und sie ist, eh, zum (Fußball)-Spiel gegangen /I: Hm/ und na ja, äh, nach Hause gekommen is se nicht, dazu=warse=meistens=zu=besoffen /I: Hm/ dann, na ja, sie hat sich dann, wennse beim Fußballspiel war, och richtig die Kannte gegeben /I: Hm, hm/ sie war zwar keene Säuferin, sie hat dann mal so richtig die Kannte gegeben, da hatse halt da, irgend wo bei aneren Freunden /I: Hm/ die genau so wa=warn, gepennt (14/41 bis 14/50)*

Auch im Erzählen des Interviews ist der Biograph noch sehr aufgeregt und evaluiert, dass seine leibliche Mutter als Mutter „*absolut ungeeignet*“ (14/41) war und benutzt den Vergleich des Bruders, dass ein „Klodeckel“ als Mutter eher geeignet wäre als die gemeinsame Mutter.

Der Biograph fragt seinen Bruder (vermutlich bei einem Folgetreffen) „*na ja, weißt du nicht auch was gutes*“ (15/8). Dass „Gute“ was Kevin berichtet, ist die Tatsache, dass Rico „lebt“. Diese „Geburts-Leistung“ der leiblichen Mutter begrenzt Kevin gleichzeitig mit der Aussage „*eigentlich wollte sie, mich ja abtreiben, von vornherein.*“ (15/11) Das Gefühl vieler Adoptierter (und vermutlich auch bei Rico) nicht gewollt zu sein, wird durch die Aussage des Bruders bestätigt und aktuell verstärkt. Der vom Biographen angefangene Halbsatz „*für eine Abtreibung war es halt*“ (15/15 bis 15/16) kann durch die Hypothese „zu spät“ ergänzt werden⁸⁶. Die Verletzung „ungewolltes und weggegebenes Kind“ erlebt der Biograph somit wiederkehrend in den Erzählungen des Bruders und der Oma. Beispielhaft für diese Verletzung des sechzehnjährigen Biographen ist das aktuelle Erleben:

hauptsächlich is=es=halt=meine=Mutter, als Mutter, die=die=eigene=Kinder, weg /I: Hm/ z=zu geben, zu können /I: Hm/ also sie hat ja:, gesagt, das=Kind=kommt=weg, 'die=wollt=mich=ja=nie=habn' /I: Hm/ deswegen (3) hat=och=meine=Oma=gesagt (16/13 bis 16/16)

An dieser Textstelle zeigt sich die Verknüpfung der selbst erfahrenen Sozialisationswerte (das macht eine Mutter nicht) mit dem als Kind geahnten und jetzt aktuell bestätigten Erleben: Meine Mutter wollte mich nie haben und hat mich weggeben.

7.5.3.8 leiblicher Vater Rico Freier

Bei der Erstbegegnung im August 2004 mit der Oma und den Bruder sieht Rico ein Foto vom leiblichen Vater. Dieses veränderte Bild (jetzt ohne Oberlippenbart) erzeugt das frühere Erleben der als Kleinkind gespeicherten Bilder. Rico könnte im Lebensalter bis ca. zweieinhalb Jahre (Aufnahme in die Adoptivfamilie) geistige Bilder vom leiblichen Vater gespeichert haben. Mit seiner Aussage (damals hatte Vater einen Schnauzer) in der ersten Begegnung mit der Oma und den Bruder fasziniert Rico vermutlich sich selbst und die anderen Beteiligten.

Auf Nachfrage erzählt Rico detaillierter vom Treffen mit dem leiblichen Vater. Auch der leibliche Vater erzählt Rico von „damals“. Im aktuellen Erleben dieser Erzählung erscheint der Vater für Rico nicht glaubwürdig mit seinem Versuch der Entschuldigung, dass er durch die „*DDR-Gesetze und so*“ (16/3) seinem Sohn Rico nicht nehmen konnte. Dagegen spricht das Wissen von Rico, dass beide Elternteile erziehungsberechtigt waren und beide die Adoptionspapiere unterschrieben haben. Der Vater bewertet auch in dieser Begegnung das Verhalten und die Vernachlässigung durch die Mutter. „*Ja einerseits sagt er, das ist blöd was unsere Mutter mit uns gemacht hat, aber andererseits hat er es auch nicht verhindert.*“ (16/10 bis 16/11). Für den Biographen ist in dieser Begegnung die Wahrnehmung entscheidend, dass sein leiblicher Vater auf seine Frage „*Warum hast du mich nicht ge-*

⁸⁶ In der ehemaligen DDR gab es seit 9.3.1972 das Gesetz über die Unterbrechung der Schwangerschaft mit der Fristenlösung (innerhalb der ersten drei Monate).

nommen?“ (16/8) wiederholt ausweicht. In dieses Erleben vernetzt der Biograph sein Wissen (beide leibliche Eltern haben in die Adoption eingewilligt) und die vermutlich in dem Dialog mit dem Vater entstandene Frage und Erkenntnis, dass der Vater die Vernachlässigung auch nicht verhindert hat.

Nach circa vierzehn Jahren der Trennung erzeugt „dieses Erleben Vater“ vermutlich das Gefühl: Der leibliche Vater redet sich raus. Das enttäuscht und verletzt. Dadurch wird dieser „fremde, leibliche Vater“ für Rico unglaubwürdig. Eine klare Positionierung (zur Adoptionsfreigabe und zu der schwierigen damaligen Lebenssituation) hätte Rico hypothetisch annehmen können. Das Ausweichen und die ausschließliche Schuldzuweisung „Staat und Mutter“ schaffen Distanz. Denn beide Elternteile und das damalige Leben gehören zu seiner Biographie und darüber möchte er von den leiblichen Eltern etwas erfahren. Vielleicht hat Rico ja noch die Hoffnung, dass es auch andere Seiten beim leiblichen Vater gibt. Im direkten Vergleich mit der leiblichen Mutter und im Kontext mit der „Schuldfrage“ kommt der Vater „besser“ weg als die leibliche Mutter. Dies zeigt sich in dem bereits vorgeannten Zitat: *„Aber ich muss ehrlich sagen, kennen lernen bräucht ich mal mein Papa, aber die würde ich nie kennen lernen.“ (12/28 bis 12/29)*

7.5.3.9 Zusammenfassung Rekonstruktion der Fallgeschichte Rico Freier

Das vierzehn Monate junge Kind Rico erlebt und der sechzehnjährige Biograph reflektiert in der Retrospektive den abrupten Wechsel vom Kinderheim in die Pflege- bzw. Adoptivfamilie als starken, beängstigenden und verletzenden Eingriff in sein bisheriges Leben. Rico kann sich gut erinnern, wie er auf der Fahrt von Erfurt nach Weimar bitterlich weinte und erst in der Wohnung der Eheleute Freier abgelenkt wurde und sich beruhigen konnte. In der (Adoptiv-) Familie Freier erlebt das Kind Rico erstmalig ständig verfügbare erwachsene Bezugspersonen in den Elternrollen und zwei ältere Kinder in den Geschwisterrollen. Rico erfährt durchgängig die Botschaft der familiären Zugehörigkeit und Gleichstellung in der Geschwisterfolge. Dieses Stuserleben „Wie ein leibliches Kind“ ist für den Biographen in der Kindheit und den folgenden Entwicklungsaltersstufen sehr bedeutsam. Bei den späteren Besuchen im Kinderheim werden vergangene Gefühle der Geborgenheit und des Gemeinschafts-Lebens evoziert. Bei dem Biographen dominiert jedoch das Gefühl der Zugehörigkeit zu „seiner Familie“. Der Hausmeister Lorenz nimmt im retrospektiven Erleben Kinderheim eine besondere Rolle ein.

Die Adoptionsoffenbarung im Vorschulalter durch die Adoptivmutter stimmt mit dem Datum des juristischen Adoptionsbeschlusses durch das Vormundschaftsgericht überein. Zwischen zwei und fünf Jahren erlebt der Biograph neue familiäre Bindungen und Beziehungen, die für ihn entscheidend sind. Die damalige Aussage der Akteure, dass Rico alles fragen darf und auch auf Suche gehen soll, erlebt das Kind Rico mit fünf Jahren als „Forderung“ der Erwachsenen und nicht als seinen eigenen Bedarf. Die Scheidung der Adoptiveltern erwähnt der Biograph nur marginal. Dahinter scheint sich auch sein Verlust-Erleben zu verbergen. Auch von den nachfolgenden Lebenspartnern der (Adoptiv-) Mutter erzählt der Biograph nicht im Interview. Dagegen ist für den Biographen ein Erleben bedeutsamer: Das nach ihm in die Familie aufgenommene Pflegekind kam im Gegensatz zu ihm in bestimmten

Phasen eines gestalteten Kennenlern-Prozesses in die Familie. Retrospektiv und mit Bezug auf sein schmerzvolles Erleben „abrupter Wechsel vom Kinderheim“ hätte Rico sich so etwas auch gewünscht. Das Kinderheim in Erfurt besucht Rico symbolisch in der Suche nach seiner Vergangenheit und seiner „doppelten Identität“.

In der (Adoptiv-) Familie entsteht zwischen Rico und der acht Jahre ältern (Adoptiv-) Schwester Angelika ein besonders enges Verhältnis. In der Pubertät vertraut sich Rico mit seinen Gedanken und aktuellen Bedürfnissen nach Neugier auf den älteren Bruder der Adoptivschwester an. Angelika ergreift spontan die Initiative „Telefonbuch“ und erreicht so die Oma in Erfurt. Die „Schwester Angelika“ begleitet Rico zu diesem ersten Treffen. Rico erlebt in dieser ersten Begegnung zuerst die Distanz und Sprachlosigkeit. Dann sucht Rico nach Ähnlichkeiten im Aussehen und Charakter mit dem Bruder. In diesem Zusammenhang der physiologischen Ähnlichkeiten erwähnt Rico erstmals seine leibliche Mutter. Die Doppelbotschaft der Oma, dass er sie fragen darf, sie ihn aber nichts über die Mutter erzählen möchte, verstärkt die latente Ablehnung „leibliche Mutter“. Rico hat bereits vor der Begegnung mit der Oma und dem Bruder durch die Aussagen der Adoptivmutter (wegen Unterernährung in Klinik und Kinderheim) eine ablehnende Haltung zu seiner leiblichen Mutter. Die detaillierten Erzählungen der Oma und des Bruders über die damalige Lebenssituation und das Verhalten der Mutter verstärken sein Kindheitsgefühl „ungewollt“ und erzeugen seine als Kind erlebten Trauma-Erfahrungen und aktuelle „Hass-Gefühle“.

In der Begegnung mit dem leiblichen Vater erlebt Rico dessen Ausweichen und Schuldzuschreibung „Staat und Mutter“. Rico ist enttäuscht, dass der leibliche Vater seine Anteile auslässt und die Vergangenheit verfälscht. Für Rico wird der leibliche Vater in dieser einen Begegnung unglaubwürdig.

7.5.4 Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte Rico Freier

Bei der Kontrastierung ist augenscheinlich, dass der Biograph die stark emotional verletzenden Themen „leibliche Eltern“ erst einmal schützend zurückhält. In der Präsentation des „erzählten Lebens“ lässt Rico das Thema leibliche Mutter ganz aus und deutet die Themenfülle leiblicher Vater mit „Überschriften“ (z. B. Ich bereue es nicht, dass ich ihn kennen gelernt habe. Wir sind aber unterschiedlicher Ansichten.) nur an. Zu den verschiedenen Ansichten und die dahinter steckenden Themen und die Verletzung (z. B. Der Vater hat auch nichts verhindert und er wollte mich auch nicht haben.) erzählt der Biograph erst auf Nachfrage. Das Thema „leibliche Mutter“ erlebt der Biograph in den Erzählungen der Oma und des Bruders mit einer ausschließlichen Negativdarstellung.

Diese „Zurückhaltung“ von verletzenden Gefühlen im Kontext mit den verschiedenen Bindungsbrüchen in seiner Biographie wiederholt sich beim Thema Adoptivvater. Im „erzählten Leben“ wird der Adoptivvater als Mitglied der vollständigen Adoptivfamilie noch kurz präsentiert. Im „erlebten Leben“ blendet der Biograph die Ehescheidung und Trennung der Adoptiveltern und den Adoptivvater völlig aus. Die für den Biographen möglicherweise schmerzhafte Trennung der Adoptiveltern nach vier Jahren Erleben des Adoptivvaters widerspiegelt sich nicht im erlebten

Leben. Der Biograph scheint sich sowohl in der Selbstpräsentation als auch im Nachfrageteil durch das Weglassen des Themas „Adoptivvater“ zu schützen.

Im Gegensatz zum Thema „leiblicher Vater“ wirkt die im Kinderheim nur kurz, aber vermutlich intensiv besetzte „erste Vaterrolle“ durch den Hausmeister Lorenz im vergangenen und fortführenden Erleben viel intensiver. Rico erzählt in verschiedenen Textstellen über sein Erleben und seine Gefühle. Die Hypothese ist auch zulässig, dass der „natürliche Vater“ und auch der „Adoptivvater“ ihre Vater-Rollen weniger aktiv und weniger kindorientiert ausgefüllt haben. Der Hausmeister Lorenz dagegen ist liebevoll, tröstend, bietet sich als Spielpartner an und wirkt in der Retrospektive des Lebens aus dem Erleben des Biographen sogar visionär (Du wirst auch eine gute Familie finden!). Bei der abrupten Trennung vom Hausmeister Lorenz muss der Biograph als Vorschulkind „heulen wie nichts“. Nach der Aufnahme in die neue Familie und beim späteren Besuch im Kinderheim fragt der Biograph zum Erstaunen aller gezielt nach „Lorenz“. Bei den Stationen seiner Identitätsfindung „be-sucht“ Rico wiederholt das Kinderheim und explizit den „Lorenz“.

Der vom Biograph in der Selbstdarstellung benannte Zeitpunkt der Adoption (mit zweieinhalb) „entpuppt“ sich im „erlebten Leben“ als der eigentliche Aufnahmezeitpunkt in die Familie Freier. Die juristische Adoption erfolgt erst im August 1993, also im Lebensalter von fünf Jahren. Was der Biograph in der Selbstpräsentation mit „Adoption als Knackpunkt“ andeutet, zeigt Rico ganz deutlich im „erlebten Leben“ und den Erzählungen des Nachfrageteils. Den abrupten Wechsel vom Kinderheim in die Pflegefamilie erlebt er als schmerzhaften Bindungsabbruch mit der Herausforderung einer unmittelbaren Neuorientierung. Vorherige Bindungsbrüche und traumatische Erfahrungen werden dadurch aktualisiert. In der Pflege- und dann Adoptivfamilie erlebt Rico Trost, Zuwendung, neue Bindungen und das wiederholende Gefühl der familialen Zugehörigkeit. Für den Biographen beginnt seine Adoption im Erleben als Kind mit dem Wechsel vom Kinderheim in die Familie Freier.

Im „erlebten Leben“ evaluiert Rico im Vergleich mit den nach ihm in die Familie kommenden Pflegekindern (und den jetzt praktizierten Phasen des Eingewöhnens und Kennenlernens) den Unterschied zur eigenen Aufnahme. In der Retrospektive seines Erlebens hätte sich der sechzehnjährige Adoptierte so seinen Wechsel vom Kinderheim in die Adoptivfamilie gewünscht. Das wäre dann kein „Knackpunkt“. Rico unterscheidet seinem Status „Adoption“ von dem „Pflegestatus“ der Pflegekinder.

Die Adoptivfamilie wird vom Biographen zum Zeitpunkt der Aufnahme in der Vollständigkeit der besetzten Rollen neue Eltern und Geschwister mit all den neuen, positiven Gefühlen erlebt und somit auch in der Selbstdarstellung präsentiert. Der Biograph wiederholt ausführlich im Nachfrageteil des Interviews diese neuen Bindungen und positiven Gefühle zu den bedeutsamen Bindungspersonen in der Adoptivfamilie. Im „erlebten Leben“ zeigt sich, dass auch die Statusoffenbarung „Adoptivkind“ bzw. die Thematisierung „Vollzug der Adoption“ diese Bindungen und das Zugehörigkeitsgefühl nicht gefährden. Der Biograph verdeutlicht im „erlebten Leben“, dass er seinen Status „Adoption – Annahme wie ein leibliches Kind“ durchgängig und von allen Familienmitgliedern erfährt. Gegenüber der sozialen Umwelt (z. B. Schule) „schützt“ der Biograph dagegen diesen Status mit dem „Adoptionsgeheimnis“. Hier zeigt der Biograph auf Nachfrage seinen Bedarf als Schulkind, dass er dem durch die Gesellschaft vermittelten „Normalitätsbild Familie“ in der

sozialen Umwelt entsprechen möchte. Weiterhin schützt sich der Biograph als Kind vor den möglichen externen Fragen an die davor liegenden Lebensstationen „leibliche Eltern“ und „Kinderheim“. Erst in der Pubertät vertraut sich Rico im Erleben seiner Identitätsfragen vorsichtig einem Freund an.

In der Selbstdarstellung benennt Rico bereits die besondere Rolle der Adoptivmutter und vor allem die bedeutsame Beziehung zu der Adoptivschwester Angelika. Die Kontrastierung zeigt, dass sich im Verlaufe der Kindheit und vor allem in der Pubertät die Beziehung zur „großen Schwester Angelika“ intensiviert. Die ältere Adoptivschwester gibt Rico seit der Aufnahme Trost, das bedeutsame Gefühl der Zugehörigkeit und hat in der Pubertätszeit des Biographen mit Bezug auf den eigenen geringeren Lebensaltersunterschied scheinbar mehr Verständnis und Empathie für seine altersspezifischen Bedürfnisse und Problemlagen als die Adoptivmutter. Durch die nicht konstant besetzte Vaterrolle könnten die Reibungspunkte der Pubertät ausschließlich auf die „alleinerziehende“ Adoptivmutter übertragen worden sein und somit zu dieser „Beziehungs-Verschiebung“ beigetragen haben. Weiterhin ist es als Hypothese möglich, dass die „Mutter-Verlust-Angst“ der Kindheit sich bei der Neugier auf den leiblichen Ursprung in eine „Adoptivmutter-Verlust-Angst“ wandelt. Um sich und seine Bindung zur Adoptivmutter zu schützen, orientiert sich der Biograph in den Krisen der Pubertät mit dem Thema Ursprungssuche mehr an die „große Schwester“. Im „erlebten Leben“ wird deutlich, dass Rico sich mit seinen Identitätsbedürfnissen und Themen (trotz der frühen Erlaubnis durch die Adoptivmutter) jetzt der Adoptivschwester anvertraut. Der Biograph widersetzt sich nur zaghaft der Aktivität der „Schwester Angelika“, mit Hilfe des Telefonbuches schnell und dann auch erfolgreich auf Suche zu gehen (statt längere, bürokratischere Suche über das Jugendamt).

Die Kontrastierung des „erzählten“ und „erlebten Lebens“ zeigt einen Widerspruch. Im Hauptteil präsentiert Rico die frühe Offenbarung durch die Adoptivmutter verbunden mit der Forderung dritter nach einem späteren Kennenlernen. Rico erzählt, dass dies als Kind jederzeit möglich gewesen wäre, wenn er gewollt hätte. Daraus ergibt sich die Hypothese, dass der Biograph im Vorschulalter die neue Familie „genießt“ und noch keinen Bedarf nach den unbekanntem Verwandten Oma und Bruder hat. Eine Erzählung im Nachfrageteil weicht von der Selbstpräsentation in sofern ab, dass Rico betont, dass er schon immer Kontakt mit Kevin und der Oma wollte. Als Hypothese sind beide Varianten möglich. Auch die Variante, dass durch die Adoptionsthematisierung mit der Adoptivmutter beim Biographen unbewusst gespeicherte Bilder der Vergangenheit und der Vorname Kevin evoziert werden. Weiterhin ist möglich, dass der Vorname Kevin von der Adoptivmutter im Alter von fünf Jahren und fortführend benannt wird. Sehr wahrscheinlich ist, dass durch das aktuelle Erleben der Begegnung mit dem Bruder und der Oma (in dem Treffen vor vier Monaten) beim Biographen aktuell ein starker Bedarf nach „durchgängiger Neugier Kevin“ (statt Pubertätsneugier) entsteht und er somit im Interview diese Verschiebung vornimmt.

In der Pubertät „erwacht“ der entwicklungsaltersspezifische „Eigen-Bedarf“ nach Wissen und Begegnung. Der Biograph zeigt in der Selbstpräsentation (noch distanziert) die große Leistung der Schwester und den Erfolg der Suche. Im „erlebten Leben“ erzählt Rico differenzierter von den einzelnen Stationen und Personen (Freundin Helena mit der Anregung „Ähnlichkeit Kevin“, wiederholter Besuch im Kin-

derheim) und vor allem von den damit verbundenen Gefühlen. In der Kontrastierung der Selbstpräsentation (z. B. Ich bin ein seit zweieinhalb ein Adoptivkind, habe dies von meiner Adoptivmutter erfahren und durfte immer fragen.) mit dem „erlebten Leben“ wird deutlich, dass der Biograph in der Entwicklungsaltersstufe der Pubertät die latent bestehende und vermutlich nicht ausreichend beantworteten „Warum-Frage“ mit der alterstypischen Identitätsfrage „Wer bin ich“ verbindet. In der Begegnung mit dem leiblichen Bruder und der Oma mütterlicherseits sucht der Biograph nach Ähnlichkeiten im Aussehen und Temperament mit der biologischen Ursprungsfamilie, vollzieht selber Ähnlichkeitszuschreibungen, hypothetisiert über mögliche, andere Lebensverläufe (in der Herkunftsfamilie, bei der Oma mit dem Bruder zusammen) und resümiert seine „Zufriedenheit Adoptivfamilie“. Rico „verteidigt“ auch seine geschwisterlichen Gefühle zur Angelika vor Kevin und dessen Statusunterscheidung der „Leiblichkeit“.

Die „Schwester Angelika“ vermittelt zwar den schnellen Erfolg „unmittelbare Begegnung“. Diese „Beschleunigung“ des unmittelbaren Treffens der Verwandten nach der „Aktivität Telefonbuch“ zeigt im „erlebten Leben“ aber auch die Nachteile: Es entsteht abrupt eine unvorbereitete Begegnung mit einer Sprachlosigkeit der Akteure leibliche Brüder. Dann folgen Erzählungen und „Geschichten“ zu seiner Vergangenheit und ausschließlich negativ vermittelten Bildern zu seiner leiblichen Mutter, die die Grundverletzung „weggegebenes Kind“ verstärken und eine Auseinandersetzung mit dem Gesamtkontext verhindern. Die Negativgefühle gegenüber der leiblichen Mutter „sprudeln“ erst jetzt im Nachfrageteil aus dem Biographen heraus. Neben all dem „Schlechten“ der leiblichen Mutter sucht der Biograph in seiner Kommunikation mit dem Bruder Kevin auch nach etwas „Gutem“. Die Ambivalenz des Biographen zwischen der Ablehnung der leiblichen Mutter und Suche nach dem guten Gegenpol ist erkennbar. Im Kontext mit dem Er-Leben Adoption und Adoptivfamilie (statt „Schaden“ im Heim) scheint der Biograph das Gute „Sie hat mich geboren“ sachte anzuerkennen.

Am Ende des Interviews benennt der Biograph auf die Frage nach der schwierigsten Lebenssituation die Adoptionsoffenbarung, die bei ihm als Kind die Frage „Wer bin ich?“ ausgelöst hätte. Die Kontrastierung unterstreicht: Nicht die Adoptionsoffenbarung ist die schwierigste Situation im Leben von Rico sondern das Erleben der frühkindlichen Bindungsverletzungen und der abrupte „Knack-Wechsel“ vom Heim in die Adoptivfamilie. Diese Frage „Wer bin ich?“ ist die aktuelle Frage und „das Thema“ des sechzehnjährigen Adoptierten. Rico verbindet im Interview die als Kind unbeantworteten Ursprungsfragen mit seiner Identitätsfrage der Pubertät.

Zusammenfassend sind Abbruch, Zugehörigkeit und Identitätssuche die Themen. Im Kleinkindalter geht Rico durch die erlebten Wechsel (Elternhaus, Klinik, Heim, Adoptivfamilie) die Zugehörigkeit verloren. Den abrupten Wechsel vom Kinderheim in die Adoptivfamilie nimmt der Biograph als zweijähriges Kind als tiefen Einschnitt und „fast retraumatisierend“ und im Erleben seines Lebens als den eigentlichen Beginn der Adoption wahr. Deshalb präsentiert Rico dieses Ereignis in seiner Selbstdarstellung als „Knackpunkt“. Die in der Adoptivfamilie erstmals erlebten, verfügbaren Bezugspersonen Adoptiveltern und Adoptivgeschwister und die damit verbundenen Gefühle von Zugehörigkeit und Vertrauen werden ebenfalls bereits im „erzählten Leben“ dargestellt und im „erlebten Leben“ ausführlich wiederholt. Das verweist auf die hohe Bedeutsamkeit der neuen Bindungen und „Leben in

der Adoptivfamilie. Die leibliche Mutter wird in der Selbstdarstellung nicht benannt und der leibliche Vater nur kurz erwähnt. Das sind Hinweise auf eine frühkindliche Verletzung.

Die wiederholte Adoptionskommunikation und vermutlich auch die gezielte Statusoffenbarung Adoption findet in der Retrospektive des Biographen im Vorschulalter und durch die Adoptivmutter statt. Damit verbunden ist die Information „Oma und Bruder“. In der Selbstdarstellung präsentiert Rico, dass er dies von Anfang an wusste und das dieses Wissen über diese Verwandten bereits als Kind schön, aber noch nicht von aktueller Bedeutung war. In der Selbstpräsentation und im „erlebten Leben“ hebt Rico die besondere Beziehung zu der älteren Adoptivschwester Angelika hervor und deren Leistung, die Begegnung mit dem Bruder und der Oma organisiert zu haben. Im „erlebten Leben“ erzählt Rico von den einzelnen Phasen seiner Suche, von den damit zusammenhängenden Gefühlen und ausführlich von den Treffen mit der Oma, dem Bruder und dem leiblichen Vater. Erst jetzt benennt Rico erstmalig die leibliche Mutter. Die Erzählungen der vorgenannten Akteure sind vor allem Negativbotschaften zur leiblichen Mutter und vertiefen seine Kindheitsverletzung „ungewolltes Kind“. Der leibliche Vater wird für Rico unglaublich, weil er seine Anteile der Vergangenheit negiert und ausschließlich die „Schuld“ der leiblichen Mutter zuschreibt.

7.5.5 Typenbildung Rico Freier

Der Biograph gehört zu dem **Typus Adoptierter**, der im **Säuglings- und Kleinkindalter vernachlässigt wird** und wegen **Kindeswohlgefährdung in Heimerziehung** kommt. Rico ist eines der Kinder, die **nach der innerdeutschen Grenzöffnung 1989 von den leiblichen Eltern im Kinderheim zurückgelassen** werden. In der **Adoptivfamilie geht Rico neue Bindungen** ein und **erfährt im Vorschulalter von der Adoptivmutter den Status Adoption**. In der **Pubertätszeit** sucht der Biograph **aktiv und selbstorganisiert den älteren Bruder und die Oma mütterlicherseits**. Er gehört zu den Adoptierten, **die einen Kontakt zur leiblichen Mutter ablehnen. Die Begegnung mit dem leiblichen Vater endet enttäuschend.**

Von der Geburt bis zum vierzehnten Lebensmonat lebt der Biograph bei den leiblichen Eltern. Nach dem dritten Klinikaufenthalt und wiederholt diagnostizierten Symptomen der Vernachlässigung kommt der Rico in ein Säuglings- und Kleinkinderheim. Hier erlebt der Biograph verschiedene Erzieherinnen und einen Hausmeister als soziale Kontaktpersonen. Der Wechsel in die Pflege- und spätere Adoptivfamilie erfolgt im Lebensalter von zwei Jahren und vier Monaten und ohne Kennenlern-Phase. Mit dieser abrupten Aufnahme in die Adoptivfamilie entsteht eine erneute Bindungsverletzung.

In der Adoptivfamilie erlebt Rico erstmalig verfügbare Erwachsene in den Elternrollen, zwei ältere leibliche Kinder in den ihm zugewandten Geschwisterrollen und geht neue Bindungen ein. Nach der Ehescheidung der Adoptiveltern ist die Adoptivmutter die Hauptbezugsperson. Zu den beiden älteren leiblichen Kindern der Adoptivmutter entsteht ein emotionales Geschwisterverhältnis. Der Biograph erfährt mit ca. fünf Jahren die Adoptionsoffenbarung durch die Adoptivmutter. Die Bindung zur Adoptivmutter wird dadurch nicht beschädigt. Die wiederholte Kom-

munikation des Themas Adoption erweckt beim Biographen im Schulalter Erinnerungen seiner vorherigen Lebensstation Heim. Die Adoptivmutter und Rico besuchen gezielt dieses Heim. Die Adoptivmutter gibt ihre wenigen Informationen über die natürlichen Eltern, die Tatsachen „vernachlässigtes Kind“ und „älterer Bruder der bei der Oma lebt“ an den Adoptierten weiter. Bis in das Pubertätsalter äußert der Biograph keinen Bedarf nach der Ursprungsfamilie. Erst im Alter ab 15 Jahren wird die Neugier von Rico sehr intensiv und richtet sich auf den älteren Bruder. Die Adoptivmutter besucht mit Rico die Adoptionsvermittlungsstelle. Dem Biographen wird der Weg der begleiteten Kontaktaufnahme mit den Verwandten in Erfurt aufgezeichnet. Für den Biographen ist dieser Schritt aber noch „nicht angesagt“.

Die acht Jahre ältere (Adoptiv-) Schwester organisiert spontan die „Suche über das Telefonbuch“. Rico ist jetzt sechzehn Jahre alt. Diese Beschleunigung hat zur Folge, dass Rico unmittelbar nach dem Telefonat die Großmutter und den älteren Bruder trifft. Der Biograph erfährt und erlebt in den Erzählungen der Verwandten vordergründig negative Botschaften über die leibliche Mutter. Die Befürchtungen des Biographen, ein „ungewolltes Kind“ zu sein, bestätigen die Erzählungen der Verwandten. Frühkindliche Verletzungen und die Deprivationserfahrung werden erweckt, genährt und durch Zuschreibungen erweitert. Der Biograph entwickelt „Negativgefühle“ gegenüber seiner leiblichen Mutter und lehnt diese ab. Den leiblichen Vater trifft der Biograph etwas später und fragt nach der damaligen Lebenssituation. Rico erlebt, dass der leibliche Vater die „Schuld“ ausschließlich der leiblichen Mutter und den DDR-Gesetzen zuschreibt. Der leibliche Vater wird für Rico dadurch unglaublich.

Innerhalb der Adoptivfamilie wird selbstverständlich und wiederkehrend die Adoption kommuniziert. Die Adoptivfamilie und explizit der Adoptierte leben das Leben einer nach außen gerichteten „ganz normalen Familie“. Rico selbst möchte in der Schulzeit die Adoption als „Geheimnis“ bewahren. Erst in der Pubertät vertraut Rico sich seinen besten Freund mit dem Adoptionsstatus an. In der Herkunftsfamilie wird parallel dazu das Thema Adoption gegenüber den älteren Bruder familienintern als Tabu erklärt.

7.6 Biographische Rekonstruktion Siria Schwalbe

7.6.1 Analyse der biographischen Daten (gelebtes Leben) Siria Schwalbe

Zur besseren Übersicht und zum „Draufblick“ verweise ich auf das Genogramm auf Seite 359.

7.6.1.1 Sammlung der biographischen Daten (Ereignisdaten) Siria Schwalbe

Jahr	Daten
1966	Herkunftsfamilie Frau Erika Gärtner (geb. 28.06.1966) stammt aus einer kinderreichen Familie die über Jahre durch das Referat Jugendhilfe betreut wird. Erika Gärtner erreicht den Abschluss der 8. Klasse der Polytechnischen Oberschule und erlernt die Teilausbildung als Dreher im VEB Weimar-Werk. Laut Aktenlage kommt sie ihren Pflichten nur unzureichend nach und wird 9/1984 erstmals als kriminell gefährdete Bürgerin ⁸⁷ erfasst. Im VEB Weimar-Werk lernen und arbeiten auch Staatsbürger der Volksrepublik Mosambik.
12/1985	Am 15.12.1985 bringt Frau Erika Gärtner ihre erste Tochter Nicole zur Welt. Nicole ist ein Kind mit schwarzer Hautfarbe (Mischlingskind ⁸⁸). Es erfolgt keine Vaterschaftsanerkennung. Nicole kommt ins Kinderheim.
11/1987	Am 08.11.1987 willigt Frau Gärtner in die Adoption von Nicole ein. Nicole erhält als ersten Rufnamen und Rechtsfolge der Adoption den neuen Vornamen Sandra.
1987 und 1988	Auf Grund der „nicht gesellschaftsmäßigen Lebensweise“ wird Frau Gärtner durch die Abteilung Innere Angelegenheiten weiter betreut. Wegen Asozialität wird sie verurteilt und durch einen Amnestiebeschluss vorzeitig aus der Haft entlassen. Sie erhält eine Wohnung (Ofenheizung, 1 ½ Zimmer) und einen Arbeitsplatz (Reinigungskraft in der Musikhochschule) zugewiesen. Die Reststrafe wird auf Bewährung ausgesetzt.

⁸⁷ Kriminell gefährdete Bürger sind Bürger mit Anzeichen von arbeitsscheuen Verhalten, mit sonstigen Anzeichen einer asozialen Lebensweise, infolge ständigen Alkoholmissbrauch fortgesetzt die Arbeitsdisziplin verletzen und gesellschaftliche Zusammenleben beeinträchtigen, nach Vollendung des 18. Lebensjahres aus der Betreuung der Organe der Jugendhilfe ausscheiden und bei denen wegen soziales Fehlverhalten die Weiterführung der Erziehung notwendig ist (§ 2, Verordnung über die Aufgaben der örtlichen Räte und der Betriebe bei der Erziehung kriminell gefährdeter Bürger, 19.12.1974, 06.06.1979)

⁸⁸ Im Alltagssprachgebrauch der ehemaligen DDR wurden Kinder einer deutschen, hellhäutigen Frau und eines z. B. schwarzen Vaters als „Mischling“ bezeichnet.

1988	Frau Erika Gärtner hält sich vorwiegend im Wohnheim der mocambiquanischen Bürger auf. Sie ist erneut schwanger, bummelt die Arbeit und nimmt die Termine der Schwangerenberatung nicht wahr. Geburtsvorbereitungen werden nicht getroffen.
10/1988	Am 4.10.1988 wird Ivon Gärtner (Biographin) in Weimar geboren. Sie ist auch ein „Mischlingskind“ und das zweite Kind der Frau Erika Gärtner. Der Vater ist Staatsbürger der Volksrepublik Mosambik.
1988	Frau Gärtner wohnt unmittelbar neben der Kinderklinik Weimar. Sie hat für die Geburt und Versorgung des Kindes nichts vorbereitet. Die Mutter betreibt keine Vaterschaftsanerkennung. Ivon verbleibt in der Kinderklinik. Frau Gärtner wird durch die Klinikfürsorgerin betreut. Das Ziel besteht in der Aufnahme des Kindes durch die Mutter.
10/1988	In den ersten beiden Wochen nach der Geburt kommt die Mutter täglich einmal zur Versorgung des Kindes in die Klinik. Seit Mitte Oktober bricht sie jeglichen Kontakt zum Kind ab. Die Bemühungen der Klinikfürsorgerin, die Mutter zu befähigen, ihre Pflichten wahrzunehmen, bleiben erfolglos. In acht Hausbesuchen zeigte sich immer das gleiche Bild. Für das Kind war nichts vorbereitet, die Wohnung war sehr schmutzig und kalt, ohne Wasser und es befanden sich stets viele fremde Männer und Frauen bei Frau Gärtner.
12/1988	In der Krippe „Sonnenschein“ gibt es einen freien Platz für das Kind Ivon. Frau Gärtner hätte ab 15.12.1988 ihr Arbeitsrechtsverhältnis wieder aufnehmen müssen. Frau Gärtner geht nicht bzw. nur sehr unregelmäßig arbeiten.
12/1988	Am 30.12.1988 informiert die Klinikfürsorgerin schriftlich das Referat Jugendhilfe über den Sachverhalt und dass das Kind unter diesen Umständen nicht zur Mutter entlassen werden kann. Die Klinikfürsorge beantragt eine Heimeinweisung für das Kind und Kontrollmaßnahmen für die Mutter.
1/1989	Am 04.01.1989 führt die zuständige Jugendfürsorgerin im Referat Jugendhilfe ein Gespräch mit Frau Gärtner. Frau Gärtner bestätigt, dass sie für die Aufnahme ihres Kindes nichts vorbereitet hat. Nach der weiteren Perspektive ihrer Tochter befragt, gibt sie keine Auskunft. Ihre Arbeit habe sie auch nicht aufgenommen. Da Ivon gesund ist, kann sie nicht länger in der Klinik verbleiben und muss in eine Einrichtung des Gesundheitswesens (Säuglingsheim) untergebracht werden. Frau Gärtner äußert sich auch dazu nicht.

1/1989	Vom 09.01.1989 bis 17.01.1989 versucht die Jugendfürsorgerin mehrfach vergeblich, Frau Gärtner in der Wohnung anzutreffen. Frau Gärtner wird von Abteilung Inneres als kriminell gefährdete Bürgerin geführt. Eine Aufenthaltsermittlung der Mutter wird über den Abschnittsbevollmächtigten (ABV) der Volkspolizei eingeleitet. Notwendige bauliche Veränderungen und Instandsetzungsmaßnahmen in der Wohnung sind nicht umzusetzen, da Frau Gärtner Termine nicht einhält.
1/1989	Die Jugendhilfekommission ⁸⁹ tagt am 18.01.1989. Als Ergebnis werden u. a. Hausbesuche durch zwei Kommissionsmitglieder vereinbart. Die unangekündigten Hausbesuche bleiben erfolglos.
1/1989	Frau Gärtner wird am 26.01.1989 zum Sprechtag in das Referat Jugendhilfe gebeten. Am 30.01.1989 besucht die Jugendfürsorgerin unangekündigt Frau Gärtner und erreicht diese. Laut Aktennotiz ist die 1 ½ Zimmer-Wohnung kärglich möbliert. Alles wirkt unsauber, Berge von schmutziger Wäsche liegen in den Zimmerecken, die Wohnung ist unbeheizt. Ein Kleiderschrank ist nicht vorhanden. In der Küche stehen eine Vielzahl leerer Schnapsflaschen.
1/1989	Frau Gärtner bestätigt, dass sie seit Monaten nicht mehr bei ihrer Tochter war. Laut Aktennotiz nimmt sie die Ankündigung der Heimunterbringung sehr gelassen entgegen. Die Vermittlung ihres Kindes in eine fremde Familie lehnt sie ab. Frau Gärtner werden Hinweise und Auflagen zur Haushaltsführung und Kontaktgestaltung mit der Tochter erteilt und ein weiterer Gesprächstermin für den 21.02.1989 vereinbart.
2/1989	Laut § 50 Familiengesetzbuch der DDR i. V. mit §§ 22, 23 der Jugendhilfeverordnung wird durch das Referat Jugendhilfe am 17.02.1989 als vorläufige Verfügung zur Kindeswohlsicherung die Heimeinweisung angeordnet und ein Heimplatz bei der Heimeinweisungsstelle des Rates des Bezirkes Erfurt beantragt. Frau Gärtner erhält mit Zustellungsurkunde die Verfügung der Heimeinweisung zugestellt. Ivon wird am 22.02.1989 in das Dauerheim für Säuglinge und Kleinkinder eingewiesen.
3/1989	Laut Aktennotiz der Jugendhilfeakte besucht Frau Gärtner seit Anfang März 1989 jeden Mittwoch von 16.30 Uhr bis 18.30 Uhr ihre Tochter im Säuglingsheim. Sie bemüht sich, Kontakte aufrechtzuerhalten. In der Wohnung hat sich bei Frau Gärtner noch nichts verändert. Sie geht jetzt wieder arbeiten, war Anfang April wegen einer Schwangerschaftsunterbrechung krank geschrieben. Frau Gärtner hat einen Registrierbescheid der Abteilung Wohnungspolitik für eine neue Wohnung.
4/1989	Frau Gärtner wird zum 14.4.1989 in das Referat Jugendhilfe zur Beratung und Perspektivplanung eingeladen. Frau Gärtner erscheint nicht.

89 Die Jugendhilfekommission gehört zu den „Organen der Jugendhilfe“ (§ 4 Jugendhilfeverordnung, nachfolgend JHVO), arbeitet ehrenamtlich in einem Stadtteil, soll rechtzeitig korrigierenden Einfluss bei sozialer Fehlentwicklung nehmen und ist für bestimmte Aufgaben zuständig (§ 12 JHVO, von Punkt a) Mitwirkung bei der Hilfe und Unterstützung der Erziehungsberechtigten bis Punkt g) Mitwirkung bei der Vorbereitung der Annahme an Kindes Statt)

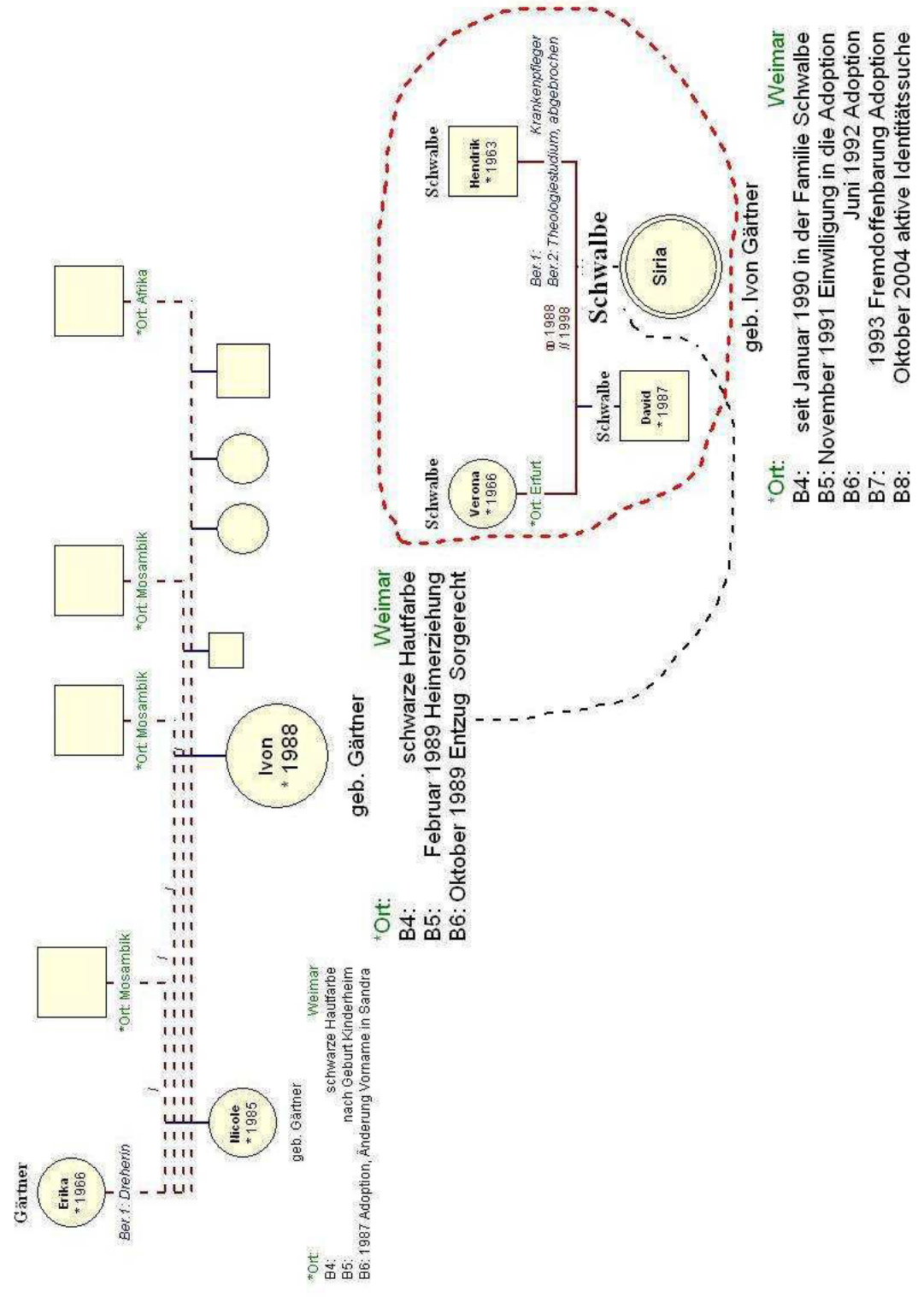
5/1989	Der Jugendhilfeausschusse beim Rat der Stadt Weimar beschließt auf Antrag des Referates Jugendhilfe ergänzend zu der vorläufigen Verfügung (mit Rechtskraft von 8 Wochen) am 21.4.1989 für Ivon die Anordnung der Heimerziehung und den Verbleib des Kindes im Säuglingsheim. Der Mutter werden Verpflichtungen auferlegt (z. B. Kontakte mit dem Kind zu nutzen, Beziehungsaufbau zu vollziehen, durch regelmäßige Arbeitstätigkeit die materiellen Voraussetzungen zur Aufnahme des Kindes zu schaffen). Eine Zielstellung der Heimerziehung ist u. a., die Mutter zu befähigen, in kürzester Zeit ihren elterlichen Pflichten umfassend nachzukommen. Gelingt das nicht, ist Familienerziehung des Kindes in einer anderen Familie vorgesehen.
6/1989	Am 02.06.1989 besucht die Jugendfürsorgerin des Referates Jugendhilfe das Kinderheim. Ivon (acht Monate alt) ist nach Aussagen der Erzieherin altersgerecht entwickelt. Die Mutter kommt seit drei Wochen nicht mehr ihr Kind besuchen und entschuldigt ihr Fehlen mit Krankheit.
7/1989	Frau Erika Gärtner kommt den schriftlichen Terminaufforderungen, ins Referat Jugendhilfe zu einem Gespräch zu erscheinen, in den Monaten Juni, Juli und August 1989 nicht nach. Die unangekündigten Hausbesuche bleiben ebenfalls ohne Erfolg. Die Jugendfürsorgerin „besucht“ Frau Gärtner auf Arbeit. Die hier vereinbarten Termine werden von Frau Gärtner wiederholt nicht eingehalten. Frau Gärtner geht sehr unregelmäßig arbeiten. Es werden viele Fehlschichten registriert und ein Disziplinarverfahren eingeleitet. Frau Gärtner hat seit 19.04.1989 keinen Kontakt mehr zu ihrer Tochter im Kinderheim.
9/1989	Die Jugendhilfe der Stadt Weimar reicht am 13.09.1989 vor dem Kreisgericht Weimar eine schriftliche Klage auf Entzug des Erziehungsrechts ein.
9/1989	Adoptiveltern Die Jugendfürsorgerin führt am 22.09.1989 bei dem Ehepaar Verona (geb. 26.6.1966) und Hendrik (geb. 15.01.1963) Schwalbe einen Hausbesuch durch. Sie haben ein gemeinschaftliches, eheliches Kind David (geb. 03.04.1987). Die Eheleute Schwalbe sind seit Juni 1988 verheiratet und stellen am 14.06.1989 den Antrag auf Adoption eines Kindes mit einer schwarzen Hautfarbe. In der Antragstellung beziehen sie sich auch auf Ivon oder ein anderes schwarzes Mädchen. Herr Schwalbe hat Ivon als Krankenwagenfahrer wiederholt vom Säuglingsheim in die Kinderklinik Weimar gefahren und sich nach dem Schicksal des Kindes im Heim erkundigt. Sie haben sich als Ehepaar mit dem Thema der Aufnahme und möglichen Adoption des fremdländischen Mädchens umfassend auseinandergesetzt und holten psychologischen Rat ein.
9/1989	Dem Ehepaar Schwalbe wird die Rechtslage durch die Jugendfürsorgerin nochmals umfassend dargestellt. Die leibliche Mutter bleibt bis zu einer möglichen gerichtlichen Entscheidung sorgeberechtigt, hat auch Umgangsrecht. Da Ivon seit Monaten keine feste erwachsene Bezugsperson hat, wird einem Kurzurlaub des Kindes Ivon vom Kinderheim in die Familie Schwalbe in der Zeit vom 29.09.89 bis 01.10.89 zugestimmt.

9/1989	Die Schwester von Frau Erika Gärtner spricht im Jugendamt am 04.09.1989 vor. Sie berichtet davon, dass Erika Gärtner trotz bevorstehender Niederkunft viel trinken und rauchen würde. Sie lebt in einem sehr fragwürdigen Haushalt gegenüber dem Amtsgericht.
10/1989	Herr Henrik Schwalbe erscheint mit Sohn David im Jugendamt. Er berichtet, dass es ein schönes Wochenende war, Ivon ohne Schwierigkeiten mit der veränderten Situation zurechtkam und von David begeistert aufgenommen wurde. Herr Schwalbe bekräftigt die Absicht des Ehepaares, Ivon in die Familie aufnehmen und auch adoptieren zu wollen.
10/1989	Ivon wird wiederholt vom 20.10.89 bis 22.10.89 in die Familie Schwalbe vom Kinderheim beurlaubt. Frau Gärtner hat sich weder im Kinderheim erkundigt noch in der Jugendhilfe vorgeschrieben.
10/1989	Am 26.10.1989 findet die Verhandlung vor dem Amtsgericht Weimar statt. Frau Gärtner erscheint nicht. Der Verklagten wird das Erziehungsrecht für die Tochter Ivon entzogen. Das Urteil wird der Mutter mit Rechtsmittel zugestellt (rechtskräftig ab 30.11.89). Gemäß § 88 des Familiengesetzbuches der DDR wird durch das Jugendamt die Vormundschaft angeordnet und durch eine Jugendfürsorgerin ausgeübt.
11/1989	Herr Schwalbe teilt der Jugendhilfe am 13.11.89 mit, dass er seine Arbeit gewechselt habe und jetzt als Hausmeister im Hausschwesternhaus des kirchlichen Krankenhauses arbeitet.
11/1989	Frau Gärtner schreibt am 20.11.1989 aus der Haftanstalt Dessau einen Brief an die Jugendfürsorgerin. Sie möchte die Anschrift des Säuglings- und Kleinkinderheimes, um schriftlichen Kontakt aufzunehmen. Die Jugendfürsorgerin antwortet am 27.11.1989 ablehnend mit dem Verweis auf das Urteil des Sorgerechtsentzugs durch das Amtsgericht.
11/1989	Ivon liegt vom 23.11.89 bis zum 7.12.89 in der Kinderklinik Weimar mit Bronchitis und Lungenentzündung. Der Aids-Test ist negativ. Herr Schwalbe erkundigt sich wiederholt nach Ivon.
12/1989	Ivon wird in der Zeit vom 19.12.1989 bis 02.01.1990 und vom 12.01.1990 bis 16.01.1990 in den Haushalt der Familie Schwalbe aus dem Kinderheim beurlaubt.
1/1990	Am 19.01.1990 wird Ivon aus dem Kinderheim in die Familie Schwalbe mit dem Ziel der Adoption entlassen. Die Eheleute Schwalbe werden am 24.01.1990 gemäß der §§ 42 u. 43 des Familiengesetzbuches der DDR zu Einzelvormündern bestellt. Herr Schwalbe arbeitet jetzt als Pfleger im kirchlichen Altenheim, seine Frau als Krippenerzieherin. Herr Schwalbe beginnt ein Theologiestudium.
5/1991	Am 27.5.1991 besucht der Adoptionsvermittler der Stadt Weimar die leibliche Mutter Frau Gärtner. Frau Gärtner erklärt, nie ein Urteil über den Entzug des Sorgerechts erhalten zu haben. Der Adoptionsvermittler benennt die Realität der Zustellung des Urteils und die Möglichkeit der Einsicht des Urteils in der Jugendhilfeakte. Frau Gärtner wird über die geänderte Rechtslage (Einwilligung in die Adoption oder Ersetzungsverfahren) informiert und dass sich Ivon seit 19.01.1990 in Adoptionspflege befindet.

7/91	Am 15.Juli 1991 stellen die Eheleute Schwalbe den notariellen Antrag auf Adoption.
9/1991	Der Adoptionsvermittler besucht Frau Erika Gärtner am 17.09.1991 im Mutter-Kind-Heim in Erfurt. Frau Gärtner steht kurz vor der Geburt ihres dritten Kindes. Frau Gärtner äußert, dass sie sich bewusst ist, dass Ivon neue Eltern-Kind-Beziehungen eingegangen ist und sie es als Alleinerziehende mit zwei Kindern nicht schaffen wird. Des Weiteren habe sie hier im Mutter-Kind-Heim viele alleingelassene schwarze Kinder erlebt, die sich nach Liebe sehnen.
11/1991	Am 7.11.1991 willigt Frau Erika Gärtner vor dem Notar in Weimar in die Adoption ihrer Tochter Ivon ein.
6/1992	Am 23.06.1992 beschließt das Amtsgericht Weimar die Adoption des Kindes Ivon Gärtner durch die Eheleute Schwalbe. Das Kind erhält als ersten Rufnamen den Namen Siria .
1993	Mit ca. 5 Jahren bekommt Siria von einem Jungen aus der Nachbarschaft im Spiel auf dem Hof gesagt, dass sie adoptiert ist und dass ihre Eltern nicht ihre „richtigen Eltern“ sind.
1995	Siria wird 1995 in Weimar eingeschult.
1998	Die Ehe Schwalbe wird 1998 geschieden. Siria geht in die dritte Klasse. Herr Schwalbe lebt noch zwei Jahre in Weimar, dann zieht er in seine Geburtsstadt in den Spreewald.
2000	Mit 12 Jahren fragt Siria erneut und intensiver nach der Adoption. Frau Schwalbe erzählt das wenige, was sie über die Mutter weiß und orientiert auf das sechzehnte Lebensjahr von Siria. Frau Schwalbe nimmt die Angebote der Gruppenveranstaltungen des Jugendamtes für Adoptiveltern regelmäßig wahr.
7/2004	Frau Gärtner ruft im Juli 2004 in der Adoptionsvermittlungsstelle Weimar an. Sie lebt jetzt in Bielefeld, hat noch vier weitere schwarze Kinder geboren und war wiederholt verheiratet. Sie möchte wissen, was aus Ivon geworden ist.
9/2004	Im September 2004 bespricht der Adoptionsvermittler das Ansinnen der leiblichen Mutter mit der Adoptivmutter. Frau Schwalbe berichtet, dass sie Siria all das, was sie wussten, erzählt haben. Siria habe danach nicht weiter gefragt. Jetzt in der Pubertätszeit wäre Siria wieder neugieriger geworden. Frau Schwalbe möchte die Anfrage der leiblichen Mutter mit ihrer Tochter Siria besprechen.
10/2004	Frau Schwalbe besucht im Oktober 2004 mit Siria den Adoptionsvermittler. Siria möchte etwas über die damalige Lebenssituation der leiblichen Mutter erfahren und über Geschwister. Nach dem Gespräch mit dem Adoptionsvermittler entscheidet sich Siria dafür, zuerst ihrer Schwester Sandra einen Brief zu schreiben. Später würde sie auch ihrer leiblichen Mutter schreiben wollen. Die Adoptionsvermittlungsstelle ist der „Briefkasten“.
12/2004	Frau Gärtner ruft am 3.12.2004 wiederholt in der Adoptionsvermittlungsstelle an. Sie möchte wissen, was aus ihrer Anfrage geworden ist. Frau Gärtner artikuliert ihre Schuldgefühle. Die Entscheidung von Ivon kann sie akzeptieren.

12/2004	Siria bringt am 9.12.2004 den Brief für die Schwester Sandra. Sie nimmt Akteneinsicht in ihre Adoptionsakte. Der Adoptionsvermittler „übersetzt“ die Aktennotizen und die damaligen Rechtslage, gibt Erläuterungen, Hypothesen zu den Aktennotizen und stellt selber Fragen an Siria und ihr Erleben Adoption.
2/2005	Siria ruft im Februar 2005 an. Sie hat von ihrer Schwester einen Brief und mehrere SMS bekommen. Siria und Sandra telefonieren oft miteinander und wollen sich zu Ostern treffen. Auch den Adoptivvater besucht Siria zu Ostern 2005.
3/2005	Siria kommt am 21.03.2005 zur Adoptionsvermittlungsstelle. Sie berichtet freudig von den Telefonaten mit der Schwester Sandra und bringt einen Brief für die leibliche Mutter Erika.
4/2005	Im April 2005 erhält Siria den ersten Brief von ihrer leiblichen Mutter Erika. Im Jahr 2005 schreiben sich Siria und die leibliche Mutter insgesamt vier Briefe über den „Briefkasten Adoptionsvermittlungsstelle Weimar“.
6/2005	Siria geht 2005 in die 11. Klasse. Sie möchte das Abitur machen und später einmal Schauspielerin werden.
8/2005	Am 17.08.2005 besucht Siria den Adoptionsvermittler und berichtet von ihrem Besuch bei der Schwester Sandra in der Nähe von Mühlhausen.
9/2005	Seit 2005 nimmt Siria an Gruppenveranstaltungen für Adoptierte teil (ca. dreimal jährlich).
2006	Im Jahr 2006 schreibt sich Siria mit ihrer leiblichen Mutter zweimal. In den Briefen sind Fotos von den Halbgeschwistern und auch ein Foto von der leiblichen Mutter. Siria möchte sich weiter mit ihrer leiblichen Mutter Erika schreiben. Sie möchte jetzt noch keinen Direktkontakt.
2006 / 2007	Siria telefoniert regelmäßig mit Sandra. Am Telefon erzählt sie ihr auch von den Briefen mit der leiblichen Mutter und schickt Sandra die Fotos. Sandra lehnt einen Kontakt mit der leiblichen Mutter ab. Bis Februar 2007 trifft sich Siria noch zweimal mit ihrer Schwester Sandra.
5/2007	Am 05.02.2007 findet das Interview zum „Er-Leben Adoption“ statt.

Genogramm Ivon, geborene Gärtner, adoptierte Siria Schwalbe



7.6.1.2 Zusammenfassung Analyse biographischer Daten Siria Schwalbe

Frau Erika Gärtner (geb. 6/66) stammt aus einer kinderreichen Familie. Die Familie Gärtner wird seit Jahren durch die Jugendhilfe betreut. Nach dem Abschluss der 8. Klasse (heute Hauptschulabschluss) erhält Erika Gärtner eine Teilausbildung als „Dreher“ in einem metallverarbeitenden Betrieb. Laut Aktenlage der Jugendhilfeakte wird Erika Gärtner bereits achtzehnjährig als kriminell gefährdete Bürgerin registriert⁹⁰ (häufige Arbeitsfehltag, keinen festen Wohnsitz, oft alkoholisiert). Die Vermutung liegt nahe, dass Erika Gärtner durch das Aufwachsen in schwierigen Familienverhältnissen jetzt als junge Volljährige nicht in der Lage ist, die Alltagsanforderungen zu bewältigen.

In dem Betrieb, in dem Erika Gärtner ausgebildet und als Dreherin angestellt wird, arbeiten auch Staatsbürger der Republik Mosambik. Erika hält sich häufig im Wohnheim der Arbeiter aus Mosambik auf und wird schwanger. Ihre erste Tochter Nicole (ein Kind mit schwarzer Hautfarbe) wird im Dezember 1985 geboren. Eine Vaterschaftsanerkennung betreibt Frau Gärtner nicht. Nicole Gärtner kommt in die Heimerziehung und wird im November 1987 von Frau Gärtner zur Adoption freigegeben. In diesen fast zwei Jahren des Heimaufenthaltes von Nicole könnte Frau Gärtner es wiederholt versucht haben, zu Nicole eine Verbindung aufzubauen. Auch der Umkehrfall wäre möglich, dass die neunzehnjährige, allein erziehende Mutter ohne familiäre Unterstützung und mit negativer Sozialisation der Verantwortung Kind entflieht und im Erleben der Entfremdung und des möglichen institutionellen Drucks sich nach fast zwei Jahren für die Adoptionsfreigabe ihrer Tochter Nicole entscheidet.

Da Frau Gärtner an ihrer Lebensführung nichts ändert, wird sie wegen Asozialität verurteilt und inhaftiert. Durch einen Amnestiebeschluss erfolgen eine vorzeitige Entlassung und die Aussetzung der Haftstrafe auf Bewährung. Sie erhält eine unsanierte Altbauwohnung (Ofenheizung, 1 ½ Zimmer und WC) und u. a. als Bewährungsaufgaben einen Arbeitsplatz als Reinigungskraft zugewiesen. Nach der Haftentlassung hält sich Erika Gärtner vorwiegend im Wohnheim der mosambikanischen Arbeiter auf und wird erneut schwanger. Sie geht unregelmäßig arbeiten, nimmt die vorgesehenen Termine der Schwangerenberatung nicht wahr und trifft keine Geburtsvorbereitungen. Am 4.10.1988 bringt Frau Gärtner die Biographin Ivon Gärtner als ihr zweites Kind zur Welt. Auch der Vater von Ivon ist Staatsbür-

90 Die Verordnung über die Aufgaben der örtlichen Räte und der Betriebe bei der Erziehung kriminell gefährdeter Bürger (vom 19.12.74; 2. VO vom 06.07.1979) regelt u. a. die Verantwortung der Räte der Kreise, Städte, Stadtbezirke und Gemeinden bezüglich einer „Erfassung, Erziehung und Kontrolle kriminell gefährdeter Bürger“ (vgl. § 1). Der § 2 definiert die Kriterien „kriminell gefährdet“, in den §§ 3, 4 ff. ist der Verfahrensweg, die Anzeigepflicht und die Beteiligung Externer bei der Beurteilung verankert. Der § 4 hebt den Leitgedanken der „Erziehung insbesondere durch Arbeit auf der Grundlage eines Arbeitsrechtsverhältnisses, durch Gewährleistung der Berufsausbildung ...“ und „Verwirklichung der staatlichen Kontroll- und Erziehungsaufsicht“ mit Verweis auf den § 249 StGB der DDR hervor. Kriminell gefährdeten Bürgern können „Auflagen erteilt“ (§ 4, Abs. 3 z. B. Arbeitsplatzzuweisung, zugewiesenen Wohn- und Aufenthaltsort nicht ohne Zustimmung des örtlichen Rates wechseln, Meldepflicht, Unterhaltungspflicht, ärztlich festgelegte Heilbehandlung bei Alkoholmissbrauch) und bei Wiederholung und Nichteinhaltung der Auflagen gem. § 249 StGB der DDR (Beeinträchtigung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit durch asoziales Verhalten) auf Bewährung oder Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren verurteilt werden.

ger aus Mosambik und Frau Gärtner betreibt erneut keine Vaterschaftsanerkennung. Das Kind Ivon Gärtner hat eine schwarze Hautfarbe und wird als gesunder Säugling von der Geburtsklinik in die Kinderklinik zur Kindeswohlsicherung verlegt. Die Klinikfürsorgerin versucht, bei Frau Erika Gärtner eine Veränderung ihres bisher gleichgültigen Verhaltens zu initiieren. Das Ziel dieser Betreuung von Frau Gärtner durch die Klinikfürsorgerin besteht darin, dass die Mutter die materiellen Vorbereitungen zur Aufnahme ihres Kindes in ihrer Wohnung schafft und das Kind zur Versorgung und zum Bindungsaufbau regelmäßig in der Klinik besucht.

Die Wohnung von Frau Gärtner befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft zur Kinderklinik im historischen Stadtkern von Weimar. In den ersten beiden Wochen nach der Geburt kommt Erika Gärtner einmal täglich zur Versorgung ihrer Tochter in die Klinik. Seit Mitte Oktober bricht Frau Gärtner laut Aktennotizen der Jugendhilfeakte die Kontakte zu Ivon völlig ab. Bei den Hausbesuchen der Klinikfürsorgerin zeigt sich eine unveränderte Situation. Die Wohnung ist sehr verschmutzt, unbeheizt und ohne Wasser. Für das Kind Ivon sind keinerlei Vorbereitungen getroffen. Bei den Besuchen der Klinikfürsorgerin befinden sich viele andere Männer und Frauen in der Wohnung. Mit Bezug auf diese Details der Aktennotizen ist die Hypothese zulässig, dass sich bei Erika Gärtner ein ähnliches Modell (wie bei der ersten Tochter Nicole) wiederholt. Frau Gärtner verhütet scheinbar nicht, wohnt häufiger in der Arbeiterunterkunft der Mosambikaner (Plattenbauneubau mit Fernheizung, Bad), wird erneut schwanger und betreibt nach der Geburt keine Vaterschaftsanerkennung. Auch nach der Geburt lebt sie „ihr Leben“ weiter. Sie geht unregelmäßig arbeiten, hat Bekanntschaften aus dem Alkoholikermilieu und bei den Arbeitern aus Mosambik und schafft keine materiellen Voraussetzungen zur Aufnahme des zweiten Kindes. Die Mutter besucht lediglich in den ersten beiden Wochen nach der Geburt ihre Tochter Ivon. Dies könnte als ein „Mutter-Versuch“ interpretiert werden. Danach ist sie wieder in ihren bisherigen Alltagsmustern „gefangen“. Frau Gärtner kann und möchte wahrscheinlich mit zweiundzwanzig Jahren noch nicht „Mutter auf Dauer“ (mit Gebundenheit und Verantwortung) sein. Sie kann diese Alltagsanforderungen nicht bewältigen und flieht in die bekannten Muster. Die Folgen dieser Verhaltensweisen werden ihr auch durch die Klinikfürsorgerin und später durch die Jugendfürsorgerin bei ihren wiederholten Hausbesuchen benannt. Es scheint fast so, als ob Frau Gärtner durch ihre gewohnte Verdrängung und Flucht andere (staatliche, institutionelle) Verantwortungsträger für sich entscheiden lässt. So weicht sie der Verantwortung eigener Entscheidungen oder einer notwendigen Änderung der Lebenssituation aus. Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass das Kind Ivon als zweites Kind der alleinerziehenden Mutter Frau Erika Gärtner in unvorbereitete, das Kindeswohl gefährdende Lebensverhältnisse geboren wird und die Mutter durch die eigenen negativen Sozialisationserfahrungen und Lebenshaltungen noch nicht Mutter sein kann und scheinbar auch noch nicht sein möchte.

Da Ivon ein gesundes Kind ist und die Mutter die Rahmenbedingungen für die Entlassung und gesunde Versorgung des Kindes nicht gestaltet, beantragt die Klinikfürsorgerin beim Referat Jugendhilfe Heimerziehung für Ivon. Mit einstweiliger Verfügung und später mit Beschluss wird entsprechend der Gesetze der ehemaligen DDR die Heimerziehung umgesetzt⁹¹. Die Mutter erhält u. a. als „Auflage“, ihr Kind

91 §§ 18, 21, 23 JHVO (Jugendhilfeverordnung)

regelmäßig zu besuchen und durch Arbeit die materiellen Voraussetzungen zur Aufnahme des Kindes zu schaffen. Ein Krippenplatz steht der Mutter zur Verfügung. Die notwendigen Sanierungsarbeiten an der Wohnung können nicht umgesetzt werden, da Frau Gärtner die Termine nicht einhält. Sie erhält (trotz Wohnungsnot) später einen Wohnberechtigungsschein (Warteliste für eine andere Wohnung) von der Abteilung Wohnungspolitik.

Ivon kommt im Lebensalter von vier Monaten im Februar 1989 aus der Klinik in ein Dauerheim für Säuglinge und Kleinkinder im Landkreis von Weimar. Das Ziel besteht in der Rückführung des Kindes zur Mutter. Der Beschluss hat eine Rechtsbehelfsbelehrung und wird mit Postzustellungsurkunde zugestellt. Frau Gärtner wird darüber belehrt, dass familienrechtliche Entscheidungen zur Perspektivsicherung des Kindes eingeleitet werden, wenn sie die Auflagen nicht erfüllt. Das Ziel dieses „juristischen Zeigefingers“ besteht darin, die Mutter zu motivieren und dem Kind unter Umständen die jahrelange Heimerziehung zu ersparen. Die Hypothese ist zulässig, dass die „Auflagen“ ohne sozialarbeiterische Begleitung bei der Mutter keine Verhaltensänderung einleiten. Frau Gärtner hat es nicht geschafft, den Säugling Ivon in „unmittelbarer Nachbarschaft“ ihrer Wohnung in der Klinik zu besuchen. Die zentralisierte Praxis der Heimeinweisung hat zur Folge, dass das Kind Ivon in ein Heim im Landkreis untergebracht wird. Dieser Fakt erschwert (im Kontext mit den eingegrenzten Bewältigungsmechanismen von Frau Gärtner, notwendiger Bus und Bahnfahrt) einen regelmäßigen Umgang.

Wie bei dem ersten Kind Nicole scheint sich der Verlauf in vielen Sequenzen auch bei dem Kind Ivon zu wiederholen. Die Mutter möchte sich nicht endgültig vom Kind mit der Perspektive Adoption trennen. Frau Gärtner beteiligt sich aber auch nicht bzw. nur unzureichend. Nach drei Wochen der Besuche ihrer Tochter im Kinderheim bricht sie diesen Kontakt gänzlich ab. Frau Erika Gärtner lebt weiter vorwiegend im Wohnheim der mosambikanischen Arbeiter, wird erneut schwanger und geht diesmal zur Interruption. Zu den Terminen im Referat Jugendhilfe erscheint sie über drei Monate nicht und hält auch die meisten vereinbarten Gesprächstermine mit der Jugendfürsorgerin nicht ein. Sie muss von der Fürsorgerin auf der Arbeitsstelle oder zu Hause „gesucht“ und an ihre Tochter „erinnert“ werden. Sie geht unregelmäßig arbeiten und es werden Disziplinarverfahren eingeleitet.

Da Frau Gärtner Anfang Mai ihre Tochter das letzte Mal im Kinderheim besucht und sie sich fortlaufend der Mitarbeit verweigert und gegenüber dem Kind gleichgültig verhält, reicht das Referat Jugendhilfe der Stadt Weimar eine schriftliche Klage auf Entzug des Erziehungsrechts⁹² am 13.09.1989 im Kreisgericht Weimar

„Sind die Erziehung oder die Gesundheit Minderjähriger gefährdet und auch bei gesellschaftlicher und staatlicher Unterstützung der Erziehungsberechtigten nicht gesichert, kann der Jugendhilfeausschuss in Wahrnehmung seiner Aufgaben insbesondere ...für den Minderjährigen die Heimerziehung anordnen.“ (vgl. § 23 Abs. 1, Punkt f)

92 „Bei schwerer schuldhafter Verletzung der elterlichen Pflichten durch den Erziehungsberechtigten kann ihm, wenn die Entwicklung des Kindes gefährdet ist, als äußerste Maßnahme das Erziehungsrecht entzogen werden. Über den Entzug entscheidet auf Klage des Organs der Jugendhilfe das Gericht.“ (§ 51 Abs. 1 Familiengesetzbuch der DDR vom 20.12.1965 i. d. F. des Einführungsgesetzes vom 19.06.1975 zum ZGB der DDR)

ein. Zur Verhandlung am 26.10.1989 erscheint Frau Gärtner nicht. Das Gericht entzieht der Mutter das Erziehungsrecht⁹³, das Urteil wird mit Rechtsmittel zugestellt. Herr Hendrik Schwalbe fährt als Krankenwagenfahrer Ivon wiederholt vom Kinderheim nach Weimar in die Kinderklinik. Im September 1989 erkundigt sich Herr Schwalbe beim Referat Jugendhilfe Weimar nach dem „Schicksal“ des Kindes Ivon und benennt die Adoptionsbereitschaft seiner Familie. Die Jugendfürsorgerin besucht anschließend das Ehepaar Schwalbe und thematisiert den Werdegang des Kindes Ivon, die Rechtslage und die gegenwärtige Perspektive Familienerziehung⁹⁴. Die Eheleute Verona und Hendrik Schwalbe haben ein eheliches Kind David (geb. 4/87). Mit dem Thema Adoption eines farbigen Kindes haben sie sich als Paar bereits seit längerer Zeit auseinandergesetzt. Ivon wird aus dem Kinderheim wiederholt zu den Eheleuten Schwalbe „beurlaubt“. Der fast dreijährige David ist von der einjährigen „Schwester“ begeistert und Ivon gewöhnt sich schnell und unkompliziert an die „neuen Besucher“ und die veränderte Umgebung. Die Eheleute Schwalbe bekunden wiederholt nach den Wochenendbesuchen des Kindes gegenüber dem Referat Jugendhilfe, Ivon mit dem Ziel der Adoption in ihre Familie aufnehmen zu wollen. Herr Schwalbe wechselt 11/89 seine Arbeit vom Krankenwagenfahrer zum Hausmeister in einem kirchlichen Krankenhaus. Am 19.1.1990 wird Ivon aus der Heimerziehung in die Familienerziehung mit dem Ziel der Adoption in die Familie Schwalbe entlassen. Das vierzehn Monate junge Kind Ivon kommt nach elf Monaten Heimerziehung und einer Eingewöhnungszeit (mit Wochenendkontakten und Besuchen der Familie Schwalbe im Rahmen von drei Monaten) in eine kirchlich orientierte, intakte Familie mit einem älteren „Bruder“.

Am 20.11.1989 schreibt Frau Gärtner an die Jugendfürsorgerin in Weimar einen Brief. Sie bittet um Mitteilung der Anschrift des Säuglingsheimes, um jetzt Ivon aus der Haft zu schreiben. Die Jugendfürsorgerin verweist auf das Urteil des Kreisgerichtes Weimar. Ob Frau Gärtner die Ladung zum Gerichtsverhandlung tatsächlich erhält, den Termin bewusst verstreichen lässt, sich wieder im Wohnheim oder an unbekanntem Ort in Weimar aufgehalten oder bereits inhaftiert war, ist nicht mehr nachvollziehbar. Sie erfährt zumindest durch diese Antwort der Jugendfürsorgerin 11/89 von der Gerichtsverhandlung und dem Entzug des Erziehungsrechtes (Urteil 10/89 des Kreisgerichtes Weimar). Frau Gärtner legt kein Rechtsmittel ein. Bei ihren beiden Kindern Nicole und jetzt auch bei Ivon wiederholen sich der Lebensverlauf und das Verhaltensmodell der Mutter. Frau Gärtner nimmt keine Hilfe an, weicht aus, entflieht, macht Zusagen oder agiert kurzzeitig und entflieht erneut der Verantwortung. Durch dieses Verhalten müssen somit „andere“ die notwendigen Entscheidungen zur Kindeswohlsicherung treffen.

Die Eheleute Schwalbe werden nach Familiengesetzbuch der DDR zum Vormund⁹⁵ des Kindes Ivon bestellt. Herr Schwalbe arbeitet jetzt als Pfleger im kirchlichen Altenheim und beginnt ein Theologiestudium. Ivon entwickelt sich in der Familie Schwalbe altersgerecht und es entstehen gegenseitige, emotionale Bindungen. Am

93 „Von der Verklagten wurde kein Gegenantrag gestellt. Zur mündlichen Verhandlung blieb sie unentschuldigt fern, so dass gem. § 67 ZPO in Abwesenheit der Verklagten verhandelt und auch entschieden wurde.“ (Auszug aus dem rechtskräftigen Urteil des Kreisgerichtes des Stadt- und Landkreises Weimar)

94 Anordnung der „Familienerziehung“ in einer anderen Familie gemäß § 23 Abs. 1 Punkt e JHVO

95 § 88 FGB der DDR (Vormundschaft), Anordnung durch Organ der Jugendhilfe gem. § 18 Abs. 2 JHVO

15. Juli 1991 stellen die Eheleute Schwalbe jetzt nach BGB⁹⁶ den notariellen Antrag auf Adoption des Kindes Ivon.

Auf Grund der geänderten Gesetzeslage nach der Wiedervereinigung beider deutscher Staaten versucht die Jugendhilfe ab Mai 1991 die leibliche Mutter Frau Gärtner erneut zu kontaktieren und zu beteiligen. Zuerst negiert Frau Gärtner das Wissen über einen Sorgerechtsentzug. Gleichfalls nimmt sie weder das Angebot der Akteneinsicht noch die Möglichkeit der Überprüfung des Urteils von 10/89 wahr⁹⁷. Frau Gärtner ist mit dem vierten Kind eines anderen mosambikanischen Vaters schwanger und obdachlos. Nach der Entbindung des vierten Kindes lebt sie im Mutter-Kind-Heim in Erfurt. Hier sieht sie nach eigenen Angaben auch viele „vergesse- ne“ oder „zurückgelassene“ schwarze Kinder. Am 7.11.1991 willigt Frau Gärtner in notarieller Form in die Adoption ihre Tochter Ivon ein.

Im Juni 1992 beschließt das Amtsgericht Weimar die Adoption des Kindes Ivon Gärtner durch die Eheleute Schwalbe. Auf Antrag der Adoptiveltern erhält das Kind als ersten Rufnamen und Rechtsfolge der Adoption den Vornamen Siria. Seit ihrer Aufnahme in die Familie Schwalbe (1/1990) wird Ivon mit den Vornamen Siria benannt. Mit dem neuen Vornamen hat sich Siria in den 17 Monaten identifiziert. Dieser Vorname entspricht den Vorstellungen der Adoptiveltern und erfüllt gleichzeitig eine Schutzfunktion für das Kind gegen ungewolltes Wiedererkennen Dritter.

Mit fünf Jahren wird Siria im Spiel auf dem Hof durch einen Nachbarjungen mit der Tatsache Adoption offen konfrontiert. Sie weiß in der Situation mit dem Begriff Adoption nichts anzufangen. Dass lässt die Vermutung zu, dass die Adoptiveltern den Status „Adoptivkind“ mit Siria noch nicht thematisiert haben. Die Aussage, „das sind nicht deine Eltern“ wird das Kind Siria vermutlich irritiert haben. Siria erlebt „ihre Eltern“ und auch ihre schwarze Hautfarbe, die sie von den restlichen Familienmitgliedern unterscheidet. Parallel dazu bestehen die emotionalen Bindungen und Beziehungen. Die tradierten, historischen Werte richtige Eltern (sind leibliche Eltern) und Adoptiveltern (sind nicht „richtige“ Eltern) werden jetzt extern in der Spielsituation und vermutlich als gewollte Verletzung gesetzt. Siria reagiert nach eigenen Angaben nicht geschockt, sondern sucht am gleichen Abend das Gespräch mit „ihren Eltern“ und erhält Antworten. Die Adoptiveltern erzählen Siria, was sie über die leibliche Mutter wissen. Der Adoptivvater erzählt seit dem ersten Fragen von Siria nach der „Fremdoffenbarung“ des Nachbarjungen seine „Willkommens-Geschichte“ vom Kennen Lernen des kleinen Mädchens aus dem Kinderheim.

Im siebenten Lebensjahr wird Siria als altersgerecht entwickeltes Kind in Weimar eingeschult. Diese Schule besuchen auch ihr älterer Bruder und mehrere andere, schwarze Kinder aus Weimar. Die Schulzeit verläuft ohne weitere externe Diskreditierung bezüglich ihres Adoptionsstatus oder der schwarzen Hautfarbe. Die Ehe Schwalbe wird 1998 geschieden. Siria geht in die dritte Klasse. Der (Adoptiv-) Va-

96 „Mit dem Wirksamwerden des Beitritts tritt in dem Artikel 3 genannten Gebiet Bundesrecht in Kraft...“, Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik (Einigungsvertrag), Kapitel III Rechtsangleichung, Artikel 8, Überleitung von Bundesrecht, Bulletin, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bonn 06.09.1990

97 Entsprechend dem Gesetz zur Änderung adoptionsrechtlicher Fristen (AdoptFristG) vom 30. September 1991 hätte Frau Gärtner bei jedem Vormundschaftsgericht die Überprüfung des Sorgerechtsentzuges von 10/89 beantragen können.

ter hatte das Theologiestudium abgebrochen und zieht aus der ehelichen Wohnung. Herr Schwalbe wohnt in den nächsten zwei Jahren weiter in Weimar. Siria und David haben in diesen zwei Jahren regelmäßigen Umgang mit dem (Adoptiv-) Vater. Erst nach dessen Wegzug in ein anderes Bundesland sehen sich (Adoptiv-) Vater und Tochter nicht mehr so häufig, aber in regelmäßigen Abständen. Siria besucht ihren (Adoptiv-) Vater und dessen neue Familie cirka zweimal im Jahr.

Im Juli 2004 ruft Frau Gärtner aus Bielefeld in der Adoptionsvermittlungsstelle Weimar an. Sie möchte etwas von dem Werdegang von ihrer Tochter Ivon erfahren und auch Kontakt aufnehmen. Die Rechtslage, dass dies auf Grund des Ausforschungs- und Offenbarungsverbot⁹⁸ nur mit Einverständnis der Adoptiveltern und des Adoptierten selbst möglich ist, kann Frau Gärtner akzeptieren und erkundigt sich im Dezember 2004 erneut.

Der Adoptionsvermittler wendet sich an die Adoptivmutter. Frau Schwalbe ist jetzt in der Rolle der allein erziehenden Mutter mit zwei Kindern. Die Gruppenangebote für Adoptiveltern nimmt sie seit Jahren wahr. Mit zwölf Jahren stellt Siria die „Warum-Fragen“ zur Adoption und möchte mehr über ihren natürlichen Ursprung wissen. Frau Schwalbe hat nur wenige Informationen und verweist ihre Tochter auf die Möglichkeit der Suche ab dem sechzehnten Lebensjahr. Frau Schwalbe hätte sich auch selbst nähere Informationen aus der Adoptionsvermittlungsstelle holen können. Dies wäre eine „Kommunikationsbasis“ für die vier Jahre bis zum sechzehnten Lebensalter ihrer Tochter gewesen. Als Hypothese benötigt die Adoptivmutter vielleicht auch selbst diese Zeit des „Hinausschiebens“ zur Bewältigung der Alltagsaufgaben als allein erziehende Adoptivmutter. Vielleicht hat Frau Schwalbe (trotz Wissen der alterstypischen Fragen aus den Gruppenveranstaltungen für Adoptiveltern) dann im täglichen Umsetzen auch Befürchtungen bezüglich der Dynamik dieser Adoptionsthemen. Nach dem sechzehnten Geburtstag begleitet die Adoptivmutter ihre Tochter symbolisch zum ersten gemeinsamen Gespräch in die Adoptionsvermittlungsstelle.

Ab diesem Zeitpunkt Oktober 2004 beginnt Sirias Weg ihrer Ursprungssuche. Nach der Akteneinsicht und der „Übersetzung“ der Daten und Fakten durch den Adoptionsvermittler entscheidet sich Siria zuerst, mit ihrer älteren, das „Adoptionsschicksal“ teilenden Halbschwester Nicole Kontakt zu suchen. Nicole heißt nach der Adoption mit Vornamen Sandra und möchte auch den Kontakt mit Siria. Nach einigen Briefen, SMS-Botschaften und Telefonaten treffen sich die Halbschwestern im Mai 2005 dann erstmalig in Mühlhausen bei den (Adoptiv-) Eltern von Sandra und bis zum Zeitpunkt des Interviews noch zwei Mal. Es entsteht ein „schwesterlich-freundschaftliches“ Verhältnis mit fortlaufender Kommunikation. Sandra möchte keine Kommunikation mit der leiblichen Mutter.

Seit 2005 nimmt Siria an Gruppenveranstaltungen für jugendliche und erwachsene Adoptierte teil. Diese Gruppenveranstaltungen helfen Siria bei der individuellen Verarbeitung ihrer Adoptionsgeschichte. Im März 2005 schreibt Siria erstmalig ihrer leiblichen Mutter und stellt viele Fragen. In den Briefen der leiblichen Mutter bekommt Siria Antworten auf ihre Fragen und auch Bilder (von der leiblichen Mut-

⁹⁸ Ohne Zustimmung des Annehmenden und des Kindes dürfen keine Tatsachen offenbart oder ausgeforscht werden. Das heißt für die Praxis, dass der Wunsch der leiblichen Eltern durch die Adoptionsvermittlungsstelle „übermittelt“ wird und der Adoptierte hat die Entscheidungsoption (vgl. § 1758 BGB, Geheimhaltung der Adoption)

ter und den vier jüngeren, ebenfalls „schwarzen“ Halbgeschwister). Im Jahr 2006 schreibt Siria noch zwei weitere Briefe. Sie möchte in dieser Brief-Form weiter mit ihrer leiblichen Mutter kommunizieren. Ob und wann sie sich mit ihrer leiblichen Mutter treffen möchte, diese Entscheidung hat Siria noch nicht getroffen.

Im Februar 2007 findet das Interview statt. Siria steht kurz vor den Abiturprüfungen. An den (dreimal jährlich stattfindenden) Gruppenveranstaltungen für Adoptierte nimmt die Biographin weiter teil.

7.6.2 Text- und thematische Feldanalyse (erzählte Leben) Siria Schwalbe

Die Biographin beginnt den ersten Satz des Interviews mit der Benennung ihres damaligen Lebensalters ein Jahr und der Tatsache, dass sie zu diesem Zeitpunkt zu „ihren Eltern“ kam. Der Anfang ihrer Lebensgeschichte ist also nicht die Geburt, sondern sie präsentiert den „Anfang des Lebens“ mit der Aufnahme bei den Adoptiveltern und diese gleichzeitig als „*meine Eltern*“ (1/16).

Im unmittelbaren Kontext mit dem eigentlichen „Beginn des Lebens Adoptivfamilie“ benennt sie im zweiten Satz des Hauptteils die davor liegende Zeitspanne und Ereigniskette in der Zusammenfassung „*Vorher hab ich halt im Kinderheim gelebt.*“ (1/17) Die Biographin stellt diesen ersten Lebensabschnitt „Leben im Kinderheim“ nicht als dramatische Erzählung oder mit den ihr jetzt bekannten Fakten dar, sondern als zusammenfassenden Zeitabschnitt. Siria präsentiert diesen Lebensabschnitt als eine unveränderbare „Schicksals-Gebung“, die zu ihrem Leben gehört. Mit der „sachlichen Zusammenfassung“ schwächt sie die Dramatik dieser Lebensereignisse in der eigenen Darstellung ab. Vielleicht verbirgt sie in der Knappheit und „lockeren Klarheit“ auch ihre Verletzung. An dieser Stelle lässt sie die Themen „Geburt“, „natürliche Eltern“ und den „Weg ins Kinderheim“ aus. Das spricht als Hypothese für eine Verletzung. Mit der nachfolgenden Argumentation und Evaluation „*an die Anfangszeit kann ich mich natürlich schwer erinnern*“ (1/18) könnte sie sich auf die allgemein bekannte, entwicklungspsychologisch Erkenntnis beziehen, dass Lebensereignisse erst im späteren Lebensalter bewusst gespeichert werden. Gleichzeitig präsentiert sie ihre Zurückhaltung zu diesen Themen Geburt und Kinderheim. Siria möchte von ihrem aktuellen Wissensstand (aus der Adoptionsakte) im Interview scheinbar nichts erzählen. Diese Argumentation (daran kann ich mich nicht erinnern) verwendet sie fast entschuldigend. Dabei lässt die Biographin offen, ob sie sich an die Anfangszeit „Geburt und Kinderheim“ oder an den „Wechsel vom Kinderheim in die Adoptivfamilie“ (als vermutliche Bindungs-Verlust-Erfahrung) oder an die „Anfangszeit in der Adoptivfamilie“ nicht erinnern kann oder davon nicht erzählen will. Die Selbstpräsentation lautet verkürzt: Ich kam mit einem Jahr zu meinen Eltern. Davor war ich im Heim. An die Anfangszeit kann ich mich nicht erinnern.

In einer nachfolgenden Erzählung präsentiert die Biographin den anschließenden Werdegang in einer Korrektur der Ereignisabläufe. Sie beginnt mit „*irgendwann fing ich dann halt auch an, ähm oder anders*“ (1/18 bis 1/19). Dieser nicht vollendete Satz kann hypothetisch mit „zu fragen“ vervollständigt werden. Es ist gut vorstellbar, dass die dunkelhäutige Siria in einer Familie von hellhäutigen Eltern und

hellhäutigem Bruder schon sehr früh im Lebensalter der Vorschulzeit zu dieser Realität „Mehrfarbigkeit der Familienmitglieder“ Fragen hat. Vielleicht hat sich Siria auch nicht getraut, dieses „äußerliche Anders-Sein“ anzufragen. Aber die Fragen gab es mit Gewissheit auch für die Biographin. Siria grenzt also das Thema „erkennbare, schwarze Hautfarbe“ in der Präsentation ganz aus.

Die Biographin unterbricht sich selbst und den begonnen Gedanken und erzählt statt von ihren Fragen jetzt von der externen Fremdoffenbarung Adoption durch einen Gleichaltrigen im Spiel. Siria lenkt den Zuhörer auf das dramatisch wirkende Thema „Fremdoffenbarung beim Spielen“. Sowohl ihre Fragen in diesem Lebensalter Vorschulzeit als auch die externe Fremdoffenbarung scheinen entscheidende Ereignisse zu sein. Ihre schwarze Hautfarbe ist für sie selbst im Spiegelbild und für alle anderen auch erkennbar. Dieses „Anders-Sein“ wird auch unmittelbar in der Spielsituation und der externen Fremdoffenbarung Adoption durch den Nachbarjungen benannt worden sein. Die Biographin präsentiert emotionslos das Ereignis („*Ich bekam ja, beim Spielen gesagt, von irgendwelchen anderen Gleichaltrigen, dass ich adoptiert bin*“, 1/19 bis 1/20) - aber nicht ihr damaliges Erleben. Siria berichtet sachlich weiter, dass sie nach diesem Ereignis ihre Mutter fragt und dass beide Elternteile antworten. Mit der Kurzfassung Bericht und der anschließenden Argumentation des nun vollzogenen Gespräches mit den Adoptiveltern grenzt die Biographin ihre eigene Betroffenheit aus. Sie reduziert das vermutete, hoch emotionale Lebensereignis „Fremdoffenbarung“ auf die Darstellung des „reinen“ Ereignisses ohne eine detaillierte Herausarbeitung dieser Situation (z. B. die verletzenden Formulierungen, ihre unmittelbaren Reaktionen, Gefühle, die mögliche Diskreditierung der schwarzen Hautfarbe durch den Gleichaltrigen etc.). Siria berichtet nur, dass sie ihre Mutter fragt und von beiden Elternteilen Auskünfte erhält. Die Biographin fasst mit der Formulierung „*die ham mir das dann auch gleich halt erzählt, nichts verheimlicht*“ (1/21 bis 1/22) den Beginn der „offiziellen Kommunikation Adoption“ mit ihren Adoptiveltern zusammen. Gleichzeitig lässt sie auch hier die Inhalte und Details des Gespräches mit den Eltern und ihre eigenen Reaktionen darauf aus. Es bleibt in ihrer Präsentation auch unklar, ob nur ein einmaliges Adoptions-Gespräch mit den Adoptiveltern stattfindet oder ob sich ein fortführender Prozess von wiederkehrender Kommunikation entwickelt. Die Selbstpräsentation könnte lauten: Ich habe von der Adoption im Spiel von einem Nachbarjungen erfahren. Danach habe ich meine Eltern gefragt und die haben mir alles erzählt.

In der Form einer weiteren Erzählung präsentiert Siria anschließend ihr Lebensalter zwölf Jahre und ihre Fragen nach der Mutter und den Zusammenhängen. Mit zwölf Jahren hat die Biographin also ein gesteigertes Ursprungs- und Identitätsinteresse. In der Formulierung „*Fragen nach der Mutter oder so*“ (1/23) stecken als Hypothese auch die Adoptionsthemen „leiblicher Vater“, „damalige Lebenssituation meiner leiblichen Eltern“ und die alle Adoptierten bewegenden Fragen des „Warum“. Auch hier hält die Biographin die Breite der sie interessierenden Fragen zurück bzw. „verschlüsselt“ diese in dem „oder so“ und hebt die Fragen nach der leiblichen Mutter in eine exponierte Stellung. Ihre mit den Fragen und Adoptionsthemen verbundenen und sie bewegenden Emotionen, Phantasien usw. grenzt Siria in der Präsentation wiederholt aus. Mit den nachfolgenden, unvollendeten Wortgruppen „*ebenfalls an, erinnert, jedenfalls dran interessiert*“ (1/24) präsentiert sie ihre „verschlüsselten“ Erinnerungen und ihr Interesse an der eigenen Vergangenheit. Vielleicht sym-

bolisiert diese Wortgruppe auch die Zerrissenheit und Ambivalenz zu dem Hauptthema „leibliche Mutter“. Die Biographin spricht nicht aus, was sie gedanklich stark bewegt. Siria überlässt es dem Zuhörer und dessen Hypothesen, an was sie sich erinnert, woran sie interessiert ist. Auf jeden Fall werden diese Erinnerungen und das Interesse durch die Fragen der zwölfjährigen Adoptierten neu geweckt, bleiben bis in die Interviewsituation erhalten und stehen im unmittelbaren Kontext mit der durch die Biographin vorgenannten Präsentationen ihrer bisherigen Lebens- und Adoptionsgeschichte. Die Biographin präsentiert zusammenfassend, dass sie ab dem zwölften Lebensjahr eine starke Ursprungsneugier äußert und auch Erinnerungen und Interesse an bestimmte Themen hat.

Mit der nachfolgenden Argumentation „*ich bekam aber nicht sehr viel Antwort, es war halt, die wussten auch nicht viel*“ (1/25 bis 1/25) zeigt die Biographin ihren eigentlichen unbefriedigten Identitätsbedarf in diesem Lebensalter Schulzeit und Vorpubertät und „entschuldigt“ gleichzeitig die Adoptiveltern. Das von den Adoptiveltern in diesem Lebensalter an die Biographin übermittelte Wissen über die leibliche Mutter („*dass sie halt auch hier in Weimar gelebt hat*“, 1/26) ist für die Biographin unbefriedigend. Die gesamte Breite der „Warum-Fragen“ bleibt unbeantwortet. Die Biographin präsentiert sich an dieser Stelle im Interview als Adoptierte mit gesteigerter Ursprungsneugier mit zwölf Jahren. Die Adoptiveltern können ihr auf ihre Fragen keine Antworten geben.

In der Folge-Erzählung präsentiert die Biographin den weiteren Verlauf. Sie benennt die damalige Orientierung der Adoptiveltern, dass sie mit sechzehn Jahren auf Suche gehen kann. Mit der Formulierung „*die Zeit verging ich wurde sechzehn*“ (1/28) fasst sie die vier Jahre ohne benannte weitere Ereignisse, scheinbar auch ohne weiteres Nachfragen und mit einer abwartenden Geduld zusammen und erzählt von der nun entscheidende Aktivität: Ich ging mit meiner Mutter zu meinen Adoptionsvermittler. Die Biographin präsentiert ihre Adoptiv-Mutter als „*meine Mutter*“ und die für sie hohe Bedeutung dieses ersten, gemeinsamen Weges im beginnenden Prozess ihrer aktiven Identitätssuche ab dem sechzehnten Lebensjahr. Dieser Akt der Begleitung durch die (Adoptiv-) Mutter hat hypothetisch einen hohen symbolischen und in der Interaktion einen „Erlaubnis erteilenden“ und „Offenheit praktizierenden“ Charakter für die Akteure. Die (Adoptiv-) Mutter hat somit auch unmittelbare Kenntnisse über die „Detailinformationen“ des Adoptionsvermittlers, eigene Wahrnehmungen über die Reaktionen ihrer Tochter und deren Entscheidungen. Die Biographin präsentiert ausschließlich die Begleitung durch die Adoptivmutter, aber nicht deren möglichen Ängste, Unsicherheiten und auch nicht die Folgekommunikation. Aus welchem Grund der Adoptivvater an dieser Stelle nicht benannt wird, lässt die Spanne von Hypothesen „Mutter ist der emotionale Elternteil“ bis „Adoptivvater ist in diesem Lebensabschnitt nicht mehr aktiv verfügbar“ zu.

An dieser Stelle des Interviews zeigt die Biographin dann ihre angestaute Ursprungsneugier und ihr Interesse an dem Verlauf („*ich ließ mir alles genauestens erzählen*“, 1/30). Siria präsentiert, dass sie einen Bericht über die damalige Zeit, die damaligen Lebensverhältnisse ihrer leiblichen Mutter und über die Aktivitäten der Jugendhilfe gelesen hat. Die einzelnen, für sie bedeutsamen Fakten oder Ereignisse bzw. den Ablauf stellt sie nicht dar. Die Biographin hält auch zurück, was diese „Akten-Informationen“ bei ihr ausgelöst haben. Als nächstes präsentiert sie die vom Adoptionsvermittler erhaltene aktuellste Information über den augenblicklichen

Wohnort der Mutter. *„Dann begann ich halt, einen Brief zu schreiben.“* (1/34) In der Selbstpräsentation benennt Siria nicht, dass es ein von der leiblichen Mutter ausgehendes, zeitgleiches Informationsbedürfnis gibt. Die Biographin benennt nicht, dass ihre leibliche Mutter kurz vor ihrem Besuch im Jugendamt sich selbst telefonisch nach ihr erkundigte. Siria exponiert somit ihre eigene Ursprungssuche und lässt „offiziell“ den Wunsch der leiblichen Mutter nach Informationen über den Adoptionswerdegang der Tochter aus. Hypothetisch verweist dies auf die Verletzung „weggegebenes Kind“ oder sogar auf die in der Akte gelesene und „nacherlebte“ Verletzung des „zurückgelassenen Kindes“. Mit ihrer „Aktivität Brief“ präsentiert die Biographin gleichzeitig indirekt, dass die Akten-Informationen sie nicht „erschlagen“ oder eine grundsätzliche, die leibliche Mutter ablehnende Haltung ausgelöst haben. Die Formulierung *„und bin mit ihr dadurch in Kontakt gekommen“* (1/35) lenkt den Zuhörer auch auf den begonnenen (und noch nicht beendeten) Prozess und dass es keine euphorische, unmittelbar nach der Akteneinsicht stattgefundene Begegnung gibt. Die Biographin stellt sich und den ersten Schritt der Identitätssuche rational und emotionslos dar: Ich habe mir im Jugendamt von der Geburt, von den damaligen Lebensverhältnissen meiner Mutter und von der Adoption alles erzählen lassen und dies auch selbst gelesen. Danach habe ich meiner leiblichen Mutter einen Brief geschrieben.

Gleich danach korrigiert die Biographin den grade dargelegten Ablauf mit *„aber zuerst habe ich Kontakt mit meiner Schwester gesucht“* (1/35 bis 1/36) und liefert gleich die Begründung. Dieser Schritt ist für sie *„einfacher, weil (wir) sozusagen das gleiche Schicksal hatten“* (1/37). In dieser Präsentation steckt auch der Hinweis, dass das Annähern mit dem Thema „leibliche Mutter“ ihr auf jeden Fall „schwerer“ fällt. Die Adoptierte Siria hat mit ihrer Halbschwester nicht nur die gemeinsame Mutter sondern teilt ein ähnliches „Schicksal Adoption“. Siria dokumentiert keine „Schuld der Mutter“ sondern Adoption als „gegebenes“ Schicksal. Erstmals im Interview zeigt die Biographin bei dem Thema Schwester ihre Gefühle. Durch diese Gemeinsamkeit „Adoption als Schicksal“ fühlt sie sich mit der Schwester von Anfang an *„verwandter“* (1/40). Siria berichtet, dass sie beide als Schwestern nicht viel über Adoption geredet haben. *„Aber es war einfach schön, jemanden zu kennen, der das gleiche Schicksal hatte.“* (1/41 bis 1/42) Allein das Wissen über diese Gemeinsamkeiten und das Treffen mit der „Schicksalsgefährtin Schwester“ reicht für dieses Gefühl aus - auch ohne ausführliche Kommunikation über einzelne Adoptionsthemen. Die Biographin präsentiert zuerst das bedeutsame Gefühl und das Ergebnis, dass sie ihre Schwester schon dreimal getroffen hat. Erst danach erzählt Siria auch den Weg des Kennenlernens und dass es aus zeitlichen Gründen und wegen des Studiums der Schwester schwer war, den Kontakt zu halten. In der Evaluation *„aber ja, wir sind dran“* (1/49) präsentiert sie ihr eigenes und das von der Schwester erhoffte Bemühen, das Erreichte auch am Leben zu erhalten. Die Botschaft an den Zuhörer lautet: Ich habe eine ältere Schwester und zu dieser direkte Kontakte. Mit ihr teile ich ein Schicksal Adoption. Dadurch ist sie mir sehr nahe und „verwandter“ als meine leibliche Mutter. Die Kontakte mit meiner Schwester sind für mich bedeutsam.

Danach berichtet die Biographin, dass sie zur Mutter *„erst mal nur brieflichen Kontakt“* (1/50) hat. Sie begründet es mit der Argumentation, dass dies für sie einfacher ist. Das heißt, Siria präsentiert hier die tatsächliche Schwere des Themas leibliche

Mutter und den von ihr bewusst gewollten Abstand. Weiterhin zeigt Siria deutlich den Gegensatz zur Schwester: Bei der Schwester gibt es ein Gefühl der Verwandtschaft, den Erfolg wiederholter Treffen und ihr Bemühen, diese Kontakte aufrecht zu erhalten.

Das Thema leibliche Mutter ist dagegen schwieriger. Siria argumentiert, *„da es ja auch irgendwie eine fremde Person ist.“* (1/52) Hier benennt sie klar die Realität der Bindungslosigkeit und dass die leibliche Mutter tatsächlich für sie ein fremder Mensch ist. Nach dieser klaren Aussage wirkt die Biographin in der Selbstdarstellung unsicher. Siria beginnt Wortgruppen und setzt Pausen. Es scheint so, als ob sie nach der richtigen Formulierung und Orientierung in ihrer Ambivalenz sucht. Sie präsentiert das Thema Leiblichkeit und als Hypothese, dass das „Schicksal Adoption“ kein „gegebenes Schicksal“ ist sondern mit dem Thema leibliche Mutter zusammen hängt. *„Aber irgendwie (4) auch ehe irgendwie halt, trotzdem (2) ist es halt so, dass uns das halt, so irgendwie, was miteinander zu tun hat, dadurch dass ich ihr Kind bin.“* (1/53 bis 1/55) Im Interview hört man, dass Siria nach dieser Stelle leise schluchzt und eine Pause von zwölf Sekunden einlegt. Verschiedene Hypothesen sind möglich. Dass Siria in dieser Pause vor ihrem inneren geistigen Auge einen „Lebens-Film“ mit den offenen Kindheitsfragen und den Antworten der erwachsenen Adoptierten sieht. Mit dem aktuellen Aktenwissen über die damalige Lebensführung ihrer leiblichen Mutter nach ihrer Geburt und im Bewusstsein ihres Lebens bei „Ihren Eltern“ könnte Siria zwischen der Verletzung „weggegebenes Kind“, der Dankbarkeit für die Entscheidung Geburt statt Abtreibung und der Freude über die Lebenschance Adoption schwanken. Die Biographin bewertet oder verurteilt in der Selbstdarstellung ihre leibliche Mutter nicht. Die Biographin präsentiert ihre „biologische Verbundenheit“ durch Schwangerschaft und Geburt und ihren bewusst verlangsamten und vorsichtigen Weg der Annäherung mit der leiblichen Mutter (mit einem noch offenen, unbekanntem Ausgang). Die Selbstpräsentation heißt am Ende des Hauptteils: Für mich als Adoptierte ist das Thema leibliche Mutter schwierig. Deshalb schreibe ich mich erst mit ihr.

Die Biographin lässt in der Selbstpräsentation das Thema „leiblicher Vater“ ganz aus. Die Spanne der Hypothesen könnte vom tatsächlichen Desinteresse am unbekanntem Vater aus Mosambik bis hin zu einer Verletzung reichen. Vom leiblichen Vater aus Mosambik hat sie ihre schwarze Hautfarbe „geerbt“. Dieses Thema „schwarze Hautfarbe“ kommt in der Selbstpräsentation auch nicht vor. Vielleicht ist hier der Zusammenhang. In der Präsentation des Hauptteils ist weiter auffällig, dass Siria auch den älteren (Adoptiv-) Bruder gar nicht benennt. Eine Breite von Hypothesen „der Bruder hat mit der Adoption nichts zu tun“ bis hin zu der Annahme, das Verhältnis ist so „selbstverständlich gut“ bis „gestört“ ist möglich.

Auf die „Soweit-Nachfrage“ zur Lebens- und Adoptionsgeschichte reagiert die Biographin mit einer leisen „Ja-Ja Antwort“ und einer längeren Pause. Hier ist die Hypothese zulässig, dass Siria noch ziemlich viele Gedanken und Bilder durch den Kopf gehen, ihr Erzählfluss aber beendet ist. Dies widerspiegelt sich auch im Verhältnis von transkribierten Hauptteil (eine Seite) und Nachfrageteil (12 Seiten).

Die Biographin zeigt sich in der Selbstpräsentation zusammenfassend: Ich bin als Adoptierte mit einem Jahr zu „meinen Eltern“ gekommen und davor lebte ich im Heim. Im Vorschulalter stellte ich erste Fragen und erfuhr durch einen Nachbarjungen von meiner Adoption. Mit zwölf Jahren war ich das erste Mal sehr neugierig.

Meine Eltern wussten selbst nicht viel. Mit sechzehn Jahren beginnt (mit Erlaubnis der Adoptivmutter) mein Prozess der aktiven Identitätssuche. Zuerst treffe ich mich mit der älteren, auch adoptierten Schwester. Dieser Schritt ist für mich einfacher. Danach schreibe ich meiner lieblichen Mutter. Das ist schwieriger.

7.6.3 Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Leben) Siria Schwalbe

7.6.3.1 Einleitung

Der (Phantasie-) Geburtsname der Biographin lautet Ivon Gärtner. Die Adoptiveltern beantragen als Rechtsfolge der Adoption auch die Änderung des Vornamens. Ivon Gärtner heißt nach der Adoption Siria Schwalbe (zweite Phantasiename). Die Stadt Weimar ist mit ca. dreiundsechzigtausendfünfhundert⁹⁹ Einwohnern eine kleine, überschaubare Stadt. Zur Geburt des Kindes Ivon gibt es in Weimar zwei größere „volkseigene Betriebe“, die aus „befreundeten sozialistischen Staaten“ Arbeiter ausbilden. Außer den wenigen hundert Arbeitern aus Mosambik, Vietnam, Algerien und einigen ausländischen Studenten leben in der Stadt Weimar zu DDR-Zeiten nur sehr wenige Studenten mit einer anderen Hautfarbe. Im Stadtbild fallen Kinder mit anderer Hautfarbe auf. Die Haltungen der Menschen in der Kleinstadt schwanken zwischen Achtung und Akzeptanz der ausländischen Gäste, auch Distanzierung, Stigmatisierung oder versteckter Abwertung. Kinder aus Paarbeziehungen von deutschen Frauen und ausländischen Arbeitern (mit anderer Hautfarbe) erfahren auch Diskreditierungen.

Der Hauptteil des Interviews ist relativ kurz. Zum erlebten Leben muss die Biographin im Nachfrageteil wiederholt angefragt werden. An einigen Stellen weicht sie zuerst aus, antwortet dann auf erneutes Nachfragen zögerlich oder kommt später im Interview auf das Gefragte zurück.

Die Biographin erfährt im Vorschulalter von ihrer Adoption durch die Fremdoffenbarung eines gleichaltrigen Kindes beim Spielen auf dem Hinterhof. Siria Schwalbe ist ein „farbiges Mischlingskind“¹⁰⁰. Sie unterscheidet sich in ihrem negriden¹⁰¹ Aussehen von den anderen Familienmitgliedern. Mit der Adoptionsoffenbarung korrespondiert das für die Biographin und andere schon vorher „sichtbare“ Thema des „anderen Ursprungs mit der schwarzen Hautfarbe“. Zu der subjektiv erlebten Aufschichtung der Lebensereignisse gehören als Themenbausteine **die Adoptivfamilie, die Fremdoffenbarung im Vorschulalter, die Adoptionsfragen, die Identitäts-**

99 Weimar ist eine „Kleinstadt“ und hatte 1988 eine Einwohnerzahl von 63 412 Einwohnern, vgl. Statistisches Jahrbuch Weimar. Stadt Weimar 2007.

100 „Mischlingskind“ ist eine typische „DDR-Terminologie“ für Kinder aus Paarbeziehungen mit fremdländischen Elternteilen

101 Rassenmerkmal der Negriden (Bertelsmann Lexikon. Die neue deutsche Rechtschreibung. München 1996) Diese Bezeichnung „negrid“ erzeugt beim Lesen im aktuellen zeitlichen Kontext ein „gewisses Unbehagen“, wurde historisch (auch in der ehemaligen DDR) jedoch so verwendet. (negrid, zu span. Negro „Neger“, eigentlich „schwarz“, zum afrikanischen Rassenkreis gehörend, gekennzeichnet durch dunkle Haut, krauses Haar, breite Nase, dicke Lippen, vgl. DUDEN. Das Große Fremdwörterbuch. Mannheim 1994) Nach dem odge Wörterbuch – anthropologisch Übersetzung Deutsch – Englisch findet aktuell für „schwarz“ (dunkelhäutig) im englischen Sprachgebrauch „black“ Verwendung.

suche der Biographin mit den Themen leibliche Mutter, leiblicher Vater und der älteren, auch adoptierten Halbschwester.

7.6.3.2 Adoptivfamilie und Fremdoffenbarung Siria Schwalbe

Die Biographin erlebt ihre sozialen Adoptiveltern ab dem Lebensalter von vierzehn Monaten als ihre Eltern. An die davor liegende Lebenszeit Geburt und Leben im Kinderheim kann sie sich nicht erinnern. Vermutlich gab es da auch schon „Bindungsansätze“ zu den verschiedenen Erzieherinnen im Säuglingsheim. Ihre Adoptiveltern sind im Erleben die ersten, für sie verfügbaren und ihr sich durchgängig zuwendenden erwachsenen Bezugspersonen. Siria erlebt den zunehmenden Beziehungsaufbau und das emotionale Band der Bindung zu beiden Adoptiveltern und auch zu dem über ein Jahr älteren Adoptivbruder.

Siria Schwalbe wird mit dem Thema Adoption durch die Fremdoffenbarung beim Spielen durch Gleichaltrige konfrontiert. Im Nachfrageteil reflektiert die Biographin diese Situation mit einem gleichaltrigen Nachbarjungen. Darauf nachgefragt, reagiert sie zuerst ausweichend:

also, ich kann mich nicht richtig dran erinnern, aber ich habs halt=sozusagen, meine Mutter hat mir gesagt, dass ich's da erfahren hab, und mein Bruder kann sich daran erinnern /I: Aja/ aber es=ist=nicht=so, dass ich jetzt noch, die=Sätze=im=Ohr=hab oder so /I: Aha/ 'ganz schwierig, so zu beantworten' ((sehr leise gesprochen)) (2/10 bis 2/14)

Als Hypothese scheint das Vorgenannte auf ein doch sehr emotionales und vermutlich verletzendes Erleben dieser Fremdoffenbarung und anderer Verletzungssituationen hinzuweisen. Bereits im Hauptteil verwendet die Biographin die Pluralform, dass irgendwelche anderen Gleichaltrigen ihr beim Spielen von der Adoption berichtet haben. Im Kontext mit der im Nachfrageteil erzählten Offenbarungssituation durch einen Nachbarjungen ist es auch wahrscheinlich, dass es wiederkehrende, auf ihre andere Hautfarbe orientierende, diskreditierende Spielsituationen gibt.

Die Biographin versucht, dieses schmerzhaftes Erleben zu verdrängen, zu vergessen und nicht im Detail jetzt in der Interviewsituation zu erzählen. Erneut auf diese Offenbarungssituation angefragt, schildert sie kurz die Situation im Hinterhof

ja=es=war auf jeden Fall im Hof, also: /I: Hm/ ehm, da war, sozusagen, zwei Häuser hatten einen Hinterhof /I: Hm/ und, aus dem Nachbarhaus, der Junge, hat halt mit meinen Bruder und mit mir gespielt /I: Ja/ und, dieser, Nachbarsjunge hat das dann auch, irgendwie, gesagt (2/19 bis 2/22)

Mit der Formulierung „das dann auch, irgendwie“ verallgemeinert die Biographin den Inhalt und lässt die Wirkung dieser Botschaft aus. In zwei weiteren Fragen auf diese damalige Situation vom Interviewer nachgefragt, antwortet sie zuerst knapp, dass sie es nicht mehr weiß, in welchem Ton und was der Nachbarjunge zu ihr oder zu ihrem Bruder sagte. Die kurze Antwort und die Negierung sind weitere Hinweise für den verletzenden Inhalt des Gesagten, für die damalige, fortlaufende und auch aktuelle Emotionalität dieses Themas und Erlebens in der Retrospektive.

Also, ich konnt nicht richtig was damit anfangen /I: Hm/ aber, es war nicht so, dass=ich=gleich=hochgerannt=bin, also das weiß ich noch /I: Ja/ ich hab dann, irgendwann, später, irgendwie am Abend, oder=so=gefragt /I: Ja/

(4) *na=ja, ich=hab=mich=ja=nich, direkt verletzt gefühlt, weil=ich=mich=sozusagen=in=meiner=Familie=zu=Hause=geföhlt=hab*
/I: *Aja/ und alle mich so angenommen haben* (3) /I: *Ja/* (3) (2/34 bis 2/39)

Dieses Zitat lässt die Hypothese zu, dass sie von dem Gesagten zwar betroffen, aber im „tatsächlichen“ Erleben nicht so schockiert ist, dass sie den Ort des Geschehens fluchtartig verlässt. Das, was der Nachbarjunge ausgesprochen hat, wird ihr im Eigen-Erleben bereits „vertraut“ gewesen sein. Es ist zu vermuten, dass der Nachbarjunge mit der Adoptionstatsache auch die schwarze Hautfarbe ausspricht bzw. abwertend formuliert. Siria lässt sich ihre Verletzung nicht anmerken, „verarbeitet“ die Botschaft und fragt später ihre Adoptiveltern. Als Hypothese könnten ihre Fragen sowohl auf die unverständlichen Angriffe „nicht richtige Eltern“, „Heimkind“ als auch auf die Diskreditierung der Hautfarbe ausgerichtet sein. Die Biographin benennt in der Retrospektive, dass sie sich durch die erlebten Zugehörigkeits-Gefühle zur Adoptivfamilie und durch ihre Bindungen nicht „direkt“ verletzt fühlt. Das heißt, die Gewissheit der Bindungen und Gefühle zur (Adoptiv-) Familie stabilisiert für sie die Fremd-Verletzung. „*Alle mich so angenommen*“ impliziert als Hypothese das Gefühl der „Annahme mit der anderen Hautfarbe“ (durch alle wichtigen Bindungspersonen) wie ein gleichrangiges, zugehöriges Familienmitglied. Ihre schwarze Hautfarbe wird die Biographin bereits lange vor dieser Fremdoffenbarung „bewusst erkannt“ haben. Vermutlich wurde das Thema „schwarze Hautfarbe von Siria“ in der Familie Schwalbe nicht explizit thematisiert, aber im Spiegelbild und im direkten Vergleich mit den anderen Familienmitgliedern hat es Siria bewusst erlebt. Durch dieses „Erlebens-Wissen“ und durch die erlebten Bindungen ist sie in der konkreten Situation der Diskreditierung nur „indirekt“ verletzt und nicht total schockiert. Die eingegangenen Bindungen erlebt die Biographin bereits in diesem Lebensalter als sicher, stabil und kann somit die externe Verletzung aushalten.

Der Interviewer fragt nach der Reaktion des älteren Bruders in dieser verletzenden Schlüsselsituation. Die Biographin antwortet nicht direkt auf diese Frage.

*also so weit ich /I: das Thema Adoption, ja/ so weit ich weiß, äh, war da **nie**, irgendwie ne Konfrontation mit uns /I: Hm/ aber wir ham auch, glaub ich **nie** darüber gesprochen=also, ´irgendwie=dass=er=gesagt=hat´, du=**Siri**, du=bist=doch=adoptiert /I: Ja/ und=was=machen=wir=da=jetzt /I: Ja/ oder irgendwie so was /I: Ja/* (6) (2/47 bis 2/51)

Die Biographin fasst das Gesamt-Erleben zum Thema Adoption und Nichtleiblichkeit im Unterschied zu dem älteren (leiblichen) Bruder zusammen. Siria betont, dass die Themen Adoptionsstatus (und vielleicht auch die schwarze Hautfarbe) durch die „sozialen Geschwister“ tabuisiert wurden. Die Hypothese zu dem vorgenannten „*nie Konfrontation*“ könnte lauten, dass die Tatsache und Unterscheidung „leibliches Kind“ und „angenommenes Kind“ in der geschwisterlichen Beziehung und im Status des Familienverbandes keine erlebte, qualitative Unterscheidung erfährt. Die Biographin lässt aber in der aktuellen Interviewsituation offen, wie in ihrem damaligen Erleben der Fremdoffenbarung der ältere Bruder sich tatsächlich verhalten hat. Hat er nun seiner „kleineren Schwester“ beigestanden oder vielleicht gar nicht reagiert. Der gleichwertige Status scheint der Biographin aber bedeutsamer zu sein, als die Beantwortung der Frage des Interviewers.

Der Interviewer fragt nach dem Gespräch mit den Adoptiveltern (nach der „Hinterhof-Offenbarung“) und nach möglichen Folgegesprächen zum Thema Adoption. Siria weicht erneut aus. Es fällt der Biographin keine weitere Kommunikation zum Thema Adoption mit ihren Adoptiveltern ein. Vielleicht hätte sie sich eine weitere Kommunikation gewünscht und weicht deshalb der Fragestellung aus. Der begonnene Halbsatz *„also es war dann einfach“* (3/9) kann durch „erstmal beantwortet“ oder „erstmal mal wie immer“ ergänzt werden. Das sind einerseits Hinweise auf das fortführende, durch die Fremdoffenbarung ungebrochene Erleben der stabilen, familiären Beziehungen und gleichzeitig ein Hinweis auf die Reduktion des Adoptions-themas. Die Biographin ergänzt selbst mit der Argumentation *„also, es war dann einfach, in dem Alter ist das ja noch meistens noch nicht so wichtig für einen“* (3/9 bis 3/10). Hier verweist Siria vermutlich auf das Vorschulalter und dass die ersten Fragen für sie beantwortet waren. An einer folgenden Textstelle eruiert Siria ergänzend, *„ja, dann erst mal angenommen und stehen gelassen.“* (3/15 bis 3/16) Das heißt, die Adoptionsoffenbarung im Vorschulalter erlebt Siria selbst nicht als Verletzung. In dem stabilen Bindungsgefüge der (Adoptiv-) Familie nimmt sie die Realität einer anderen natürlichen Mutter emotional „abgefedert“ auf. Die Formulierung *„stehen gelassen“* ist durchaus ein Hinweis, dass sich noch weitere Fragen und Themen aus der Offenbarung heraus entwickeln und die beteiligten Akteure Adoptiveltern (aus eigener Verunsicherung) die Themen Adoption, Anders-Sein selten kommuniziert haben. Als Hypothesen kann angenommen werden, dass Siria ihr „Schicksal“ erst einmal annimmt und die Fragen verdrängt.

Im Lebensalter ab zwölf Jahren spürt die Biographin ihren gesteigerten Identitätsbedarf nach dem natürlichen Ursprung. Sie erzählt beispielhaft von den Gesprächen mit ihren Freundinnen in dieser Altersstufe. Die Freundinnen fragen oft und auch danach, aus welchem Grund Siria ihre Eltern mit Vornamen anspricht.

habsch=halt=gesagt=keine=Ahnung, und hab=dann=aber=auch=angefügt, ich bin ja aber adoptiert und /I: Aja/ hab das vielleicht so assoziiert /I: Aha/ und, äh, darauf hin hab ich irgendwelche Fragen von meinen Freundinnen bekommen /I: Hm/ und hab dann auch, weil=ich=dann=auch=neugierig=wurde, meine Eltern gefragt /I: Hm/ irgendwie zum Beispiel, ob ich meine Mutter kenne=oder, ähm (2) was mit der is, warum se mich ado=na=abgegeben hat /I: Ja/ 'irgendwie=was' /I: Ja, ja/ (6) (3/27 bis 3/33)

Mit zwölf Jahren geht die Biographin selbstbewusst und selbstsicher mit dem Thema Adoption um. Siria erlebt sich stark genug, das Thema Adoption im Kreis der Freundinnen offen anzusprechen. Ihre Botschaften lösen natürlich Interesse und Folgefragen der Freundinnen aus. Der Dialog mit den Freundinnen regt als Hypothese die „zurückgestellte eigene Ursprungsneugier“ erneut an. Gleichfalls könnte es aber auch umgekehrt sein, dass bei Siria bereits der Bedarf und die Adoptions-themen „oben auf liegen“. In der Kommunikation mit den Freundinnen könnte sich die Biographin für die Gespräche mit der Adoptivmutter „erproben“. Siria erlebt in diesem Alter offensichtlich ihre eigene Neugier auf den natürlichen Ursprung und in der „Warum-Frage“ den Bedarf nach detaillierten Informationen.

Auf weitere adoptionsrelevante Ereignisse angefragt, erzählt die Biographin jetzt von ihrem „Erleben Farbigkeit“. *„Also, das Aussehen war für mich, irgendwie, nie ne Frage“* (3/38). Im Familienverband Schwalbe ist das äußerlich erkennbare, und

sie unterscheidende Merkmal der anderen Hautfarbe für sie selbst im Erleben keine Ausgrenzung und kein spürbares „Anders-Sein“. Durch ein Lachen unterstrichen fügt sie amüsiert hinzu, dass auch viele gesagt haben, „*ich sehe meiner Mutter „ziemlich ähnlich“*“¹⁰² (3/39 bis 3/40). Das „kurze Husten“, das das Lachen der Biographin einleitet, könnte neben dem „amüsierten Geschmeichelt-Sein“ der Zuschreibung einer Ähnlichkeit mit der (Adoptiv-) Mutter gegenteilig auch als „Wissen“ bezüglich der „Nichtleiblichkeit“ und Zweifel an der Zuschreibung im damaligen und heutigen Erleben der Biographin gewertet werden. Denn Siria hat das für alle erkennbare Unterscheidungsmerkmal der schwarzen Hautfarbe. Mit dem Satz „*es war nie so, dass ich irgendwie auf Grund des Aussehens irgendwie gedacht ... ich würde nicht zu denen gehören*“ (3/41 bis 3/42) unterstreicht Siria ein damaliges und durchgängiges innerfamiliäres Zugehörigkeits-Gefühl. Dieses Erleben wird gestärkt durch die eigene Außenwahrnehmung, auch andere Familien mit dunkelhäutigen Kindern zu kennen. Somit erlebt die Biographin in der Kindheit auch andere „bunte Familien“. „*Für mich war das ganz normal, dass irgendwie so, eine Dunkelhäutige und eine Hellhäutige, kreuzen sich, und daraus entsteht dann halt, was halbes. ((lachen))*“ (3/44 bis 3/46) Die „Farbigkeit“ hatte also im Vorschul- und Schulalter im internen Erleben Familienverband und im externen Erleben Kindergarten und Schule auch eine gewisse „Normalität“. Für das Erleben Adoption und Leben in der Adoptivfamilie ist für die Biographin eine Geschichte besonders bedeutsam.

Ja, (3) also, ähm, so richtig spannend, also, das was ich am öftesten gefragt hab /I: Ja/ wa:r, wie sie mich sozusagen kennen gelernt haben /I: Aja/ und was sie veranlasst hat, mich zu adoptieren /I: Ja/ das=war=auch=immer=ne=spannende=Geschichte /I: Ja/ die=hat=mein=Vater=auch=liebend=gern=erzählt ((lachen)) /I: Ja/ ((lachen)) /I: Dein Vater liebend gern erzählt/ ja=weil=er=ja sozusagen, der Beginn war (4/13 bis 4/18)

Die Biographin fragt ihre Adoptiveltern und erhält auf diese Fragen Antworten und eine für sie sehr schöne „Neugeburts- und Willkommensgeschichte“. Als Adoptierte erlebt und fragt Siria auch den Zusammenhang mit den „Warum-Fragen“. Die Frage „Warum konnte ich nicht bei meiner Mutter bleiben?“ impliziert gleichzeitig die Frage „Warum habt ihr mich adoptiert?“. Diese Implikation der beiden Fragen verdeutlicht den Zusammenhang aus der Verletzung „weggegebenes Kind“ und den Bedarf nach „gewolltes Kind“ (nach Liebe, Zugehörigkeit, Annahme etc.).

Also, ähm, es waren, nicht viele Antworten /I: Hm/ (3) das einzige=was=halt=so, irgendwie, gesagt worden is, dass, oder war, dass halt, meine Mutter Probleme hatte, klarzukommen /I: Hm/ oder halt=irgendwie (2) mit ihrem=Leben=halt=klar=zu=kommen /I: Hm/ (3) ´und sonst´, gabs irgendwie keine richtige Antwort (2) wo ich hätte sagen können, o. k. (2) das=nehm=ich=jetzt=so=an=oder=so /I. Hm/ (5) (4/2 bis 4/7)

In diesem Erleben der Biographin widerspiegelt sich der qualitative Wandel der Fragen und Bedürfnisse der Adoptierten. Im Vorschulalter konnte Siria „annehmen“, dass eine andere Frau sie geboren hat. In der Pubertät reichen die wenigen Informationen für den Identitätsbedarf nicht mehr aus. Die einzige Information,

102 Anmerkung des Autors: Frau Schwalbe ist von der körperlichen Statur klein und zierlich wie Siria und hat lange, glatte, schwarze Haare. Siria hat dagegen schwarze Locken.

dass die Mutter Probleme hatte klarzukommen, ist im Pubertätsalter für die Biographin in der Abstraktheit der Aussage zu wenig und lässt auch zu viel Spielraum für Phantasien. In der Lebens-Zeit von zwölf bis zum sechzehnten Lebensjahr erlebt Siria, dass *„die Adoption in dieser Zeit nicht immer präsent“* (5/13) ist. Neben den wenigen Informationen auf ihre Fragen erhält die Biographin von ihren Adoptiveltern jedoch einen Ausblick: *„Und dann bekam ich halt gesagt, dass ich dann mit sechzehn auf die Suche gehen kann“* (1/27 bis 1/28). Dieser erreichbare Ausblick „produziert“ im „Erleben“ der Pubertierenden einerseits „Klarheit“, Geduld und andererseits eine Erwartungshaltung.

In der dritten Klasse und im Lebensalter von zehn Jahren trennen sich die Eltern. Der Adoptivvater nimmt in Weimar eine Wohnung. Siria und ihr Bruder pflegen regelmäßigen Kontakt zum Vater. Als der (Adoptiv-) Vater dann verzieht, erlebt sie den Verlust stärker und vor allem jetzt die *„Kluffen zwischen meiner Mutter und meinem Vater“* (11/31). Die Adoptiveltern *„sind nicht mehr miteinander klargekommen“* (11/32) - das ist die kognitive Benennung der Realität Trennung. In dieser Aussage verbergen sich auch die Trauer und der Verlust, den Siria anfangs nicht explizit benennt. Im Umgang mit dem (Adoptiv-) Vater nach der Trennung erlebt Siria später in den Botschaften der Adoptiveltern die eigentlichen Erwachsenen-Konflikte und ihre schwierige Rolle als Kinder. *„Und wir haben dann irgendwie immer, so immer ein bisschen zwischen denen gestanden.“* (11/33 bis 11/34) Das scheint dann für die Biographin noch schwieriger und schmerzhafter zu sein.

Die Geschichte des Kennenlernens erzählt der Adoptivvater gern und schmückt es wahrscheinlich auch facettenreich aus. Die Formulierung *„das war auch immer eine spannende Geschichte“* (4/16) zeigt die durchgängige Emotionalität, die anhaltende Bedeutung des Geschehens und des Inhaltes für die Biographin. Für die Adoptierte ist diese Lebens-Geschichte eine *„sehr schöne Geschichte, weil ich gemerkt habe, dass ich halt gewollt wurde und dass sie sich sozusagen über mich gefreut haben“* (4/27 bis 4/29). Dieses wiederkehrende Erleben, in der sozialen Familie bei den erlebten „Bindungseltern“ auch von Anfang an und mit allem (also auch der schwarzen Hautfarbe) willkommen und gewollt zu sein, ist der „heilsame Gegenpol“ zu den wenigen, eher negativ besetzten Informationen zum natürlichen Ursprung leibliche Mutter.

In dieser Geschichte nimmt der Adoptivvater für die Biographin eine exponierte Rolle ein. Zum einen, *„ja weil er ja sozusagen der Beginn war“* (4/18) und im durchgängigen Erleben des Erzählens der Geschichte auch der Haupterzähler bis in die Gegenwart bleibt. Neben den schönen, angenehmen Gefühlen gibt es für die Biographin im Jugendlichen- und Erwachsenenalter auch eine unangenehme Seite. Ihr (Adoptiv-) Vater erzählt diese Geschichte *„wo möglichst viele Leute da waren und ich wieder etwas Lustiges angestellt hab“* (4/51). In der Interviewsituation lacht Siria über das, was sie als Kind „lustig“ anstellte. Gleichsam deutet Siria aber auch mit dem Hinweis auf die „vielen Leuten und Bekannten“ an, dass ihr diese Situationen nicht gefallen. Die Themen „Kennenlernen“, „Beginn“ und die Geschichte selbst sind für Siria und ihr Erleben etwas ganz Persönliches, Intimes. Die Biographin erlebt hier die Widersprüche ihrer Gefühle. Diese Ambivalenz spürt Siria auch in der gegenwärtigen Interviewsituation. Die Adoptierte weicht den Interviewfragen nach der „Tradition“ und „Funktion“ (z. B. Gute-Nacht-Geschichte, Willkommens-Geschichte) in ihren kurzen, andeutenden Antworten erst einmal, unangenehm be-

rührt aus. Erst am Ende des Interviews nach der Trennung der Eltern befragt, benennt sie das Negativ-Erleben deutlicher. Bei ihren Besuchen des Vaters, seiner neuen Familie und Freunde erfährt dieses Negativerleben und die Gefühlsambivalenz eine gesteigerte Dynamik. Siria hört die Geschichte von ihrem Vater gerne. Der Vater erzählt aber auch vor „*völlig wildfremden Leuten*“ (11/44 bis 11/45). Für die Biographin ist das Erleben dieser eigentlich für sie sehr wichtigen und schönen Geschichte überfrachtet durch die unangenehmen Gefühle der Überschreitung ihres Persönlichkeits- und Intimitätsbedürfnisses durch den (Adoptiv-) Vater. Die Biographin erlebt die Geschichte dann so, dass der (Adoptiv-) Vater „*sozusagen mein Leben, dann irgendwie offen darstellt*“ (11/45 bis 11/46). Hier zeigt sich ihr Erleben als junge Erwachsene. Sie erlebt es als unangenehm und „Grenzüberschreitung“, dass der (Adoptiv-) Vater die Geschichte jetzt öffentlich erzählt. Die junge Erwachsene möchte vermutlich selbst entscheiden, welche Personen etwas von ihrer Biographie erfahren.

Als Erklärung für das Verhalten des Vaters hat die Biographin die Phantasie, „*vielleicht, weil er stolz auf mich ist (leise gesprochen) oder auch, auf sich vielleicht*“ (11/51). Die dargestellte Reflektion und Phantasie impliziert das vergangene und aktuelle Erleben der Biographin. Siria könnte unschlüssig sein, welcher „Stolz des Vaters“ überwiegt. Der Stolz auf die (Adoptiv-) Tochter wirkt in ihrem Erleben positiv, bestätigt die Bindungen und schmeichelt. Den Stolz des Vaters auf seine Leistung Adoption erkennt sie (vermutlich mit Dankbarkeit nachsehend) an. Siria kann den geliebten (Adoptiv-) Vater in diesen für sie unangenehmen Situationen nicht „stoppen“. Diese Ambivalenz löst vermutlich die Befürchtung aus, mit einer entsprechenden Kommunikation den Adoptivvater zu verletzen.

Die Biographin erlebt ihre Adoptivmutter (neben dem gesetzten Ausblick erlaubte Suche mit sechzehn) nachfolgend im Prozess der Ursprungssuche im Verhalten und in deren Botschaften deutlich gegenteilig.

*‘Hm’ (3) die schwierigste Situation war (3) sozusagen dass der Gedanke immer bei mir war, dass ich meine, Adoptivmutter, vielleicht verletzte, wenn ich, den Kontakt zu meiner leiblichen Mutter aufsuche /I: Aja, hm/ (glaub) ich halt auch, also es war, irgendwie manchmal schon so, dass sie, irgendwie nen bisschen, so reagiert hat, eben=wie=warte lieber noch u:nd /I: Hm/ also, dass ich gemerkt habe, dass es ihr schon, irgendwie **weh tut** (12/22 bis 12/27)*

Die suchende Sechzehnjährige spürt neben der Erlaubnis auch die Ängste der Adoptivmutter. Als Hypothese erlebt Siria dies als „Doppelbotschaft“ im Sinne „Du darfst auf Suche nach deinen natürlichen Wurzeln gehen“ und gleichzeitig „Es verletzt mich als (Adoptiv-) Mutter“. Die (Adoptiv-) Mutter und die Adoptierte kommunizieren nicht über ihre Gefühle und Befürchtungen. Dies verstärkt für die Biographin den „Konflikt im Suchprozess“. In dieser Ambivalenz der Gefühle findet Siria ihre innere Lösung: „*Ich hab mir dann so gedacht, dass es sozusagen ja einfach natürlich ist, dass man seine Wurzeln aufspüren will.*“ (12/28 bis 12/29) Gleichzeitig löst sie diesen Konflikt auf der kognitiven Ebene, dass die Adoptivmutter diesen Identitätsbedarf grundsätzlich akzeptieren müsste und dass dieses „Aushalten der Suche“ auch schon zu der Entscheidung Adoption gehört. Im Prozess der aktiven Suche informiert die Biographin ihre Adoptivmutter in größeren Abständen. Im Erleben der sechzehnjährigen Adoptierten wiederholt sich die eher

sparsame, ausweichende Kommunikation der Kindheit (damals zum Thema Adoption). Auch in der aktuellen Situation „*ist (es) eher selten, dass wir darüber sprechen.*“ (12/45) Somit weicht die Biographin auch selbst dem aktuellen Thema „Suche der leiblichen Mutter“ in der Kommunikation mit ihrer Adoptivmutter aus. Sie weiß, dass ihre Adoptivmutter gerne möchte, dass die Tochter von sich aus erzählt. Parallel dazu spürt sie ihren Bedarf, von der (Adoptiv-) Mutter gefragt zu werden.

also ich glaube, sie ist auch halt eher ne Person, die (2) die will, dass man, ihr einfach erzählt, ohne dass sie fragt //: Aha, dass spürst du dann schon/ ja, aber ich bin, eine, Person, die will ((Lachen)), dass gefragt wird (beide lachen) und in sofern entsteht dann wahrscheinlich weniger Kommunikation ((lachen)) //: Aja/ (12/51 bis 12/55)

Als Hypothese hat die Biographin selbst die Erwartung, dass die Adoptivmutter die Doppelbotschaft auflöst. Sie spürt den Wunsch, dass die Adoptivmutter mit ihr als Tochter über die „Ängste und Befürchtungen Mutter“ redet. Sie möchte eine „tatsächliche Erlaubnis“ statt Doppelbotschaften.

7.6.3.3 Adoptionsfragen Siria Schwalbe

Siria erlebt im Vorschulalter die Fremdoffenbarung Adoption durch einen Nachbarjungen. Bis zu diesem Zeitpunkt hat Siria keine Gesprächsangebote durch die Adoptiveltern. Siria fragt nach dieser „klassischen, externen Fremdoffenbarung“ anschließend ihre bis dahin (in den Rollen Eltern) „erlebten Eltern“. Das heißt, die Adoptiveltern reagieren nach der Fremdoffenbarung und der Frage der adoptierten Tochter mit dem „Aufklärungsgespräch“ zum Adoptionsstatus. Zu diesen zurückliegenden Gefühlen erzählt die Biographin nichts. Im Erleben der Biographin ist das erst einmal ein einmaliges und mit Bezug auf den Adoptionsstatus „nachgeholtes“ Gespräch. Im Lebensalter von 6 bis 12 Jahren folgen nur wenige Kommunikationen zu ihren Fragen „leibliche Mutter“. Siria erhält nur die Antwort, dass die Mutter Probleme hatte, mit ihrem eigenen Leben zurechtzukommen. Durch die wiederholt erzählte Geschichte des Adoptivvaters, erfährt die Biographin wiederkehrend einige Lebens-Daten, Zusammenhänge und das Gefühl, in der Adoptivfamilie bewusst gewollt und willkommen zu sein. (Herr Schwalbe begleitete Siria als Krankenwagenfahrer im Lebensalter von einem Jahr bei den Krankentransporten vom Kinderheim in die Klinik). Diese Gefühle der Bindungen zu den Adoptiveltern, dem älteren Bruder und die erlebte Liebe und familiäre Geborgenheit stärken den Selbstwert der Biographin und das uneingeschränkte Gefühl der familiären Zugehörigkeit. Dieses Gesamterleben gleicht das Nichtwissen über den Ursprung übergangsweise aus und federt die vermutlich nicht ausbleibende, externe Diskreditierung zum Adoptionsstatus und zur schwarzen Hautfarbe ab.

Die Biographin erlebt also wenige Kommunikationsangebote der Adoptiveltern zum Thema Adoption im Vorschul- und Schulalter. Als sie zehn Jahre alt ist, trennen sich die Adoptiveltern. Jetzt steht nur noch die Adoptivmutter als Kommunikationspartnerin zur Verfügung. Siria hat Fragen zur Adoption und hält diese zurück. Im Lebensalter von zwölf Jahren spürt die Biographin einen gesteigerten Bedarf nach Ursprungswissen. Die Adoptivmutter hat keine detaillierten Informationen und „vertröstet“ ihre Tochter mit den Ausblick „*dass ich dann mit sechzehn auf die Su-*

che gehen kann“ (1/27 bis 1/28) Dies scheint für die Biographin ein „erreichbarer Ausblick“ zu sein. Siria entwickelt Geduld.

ich musste halt einfach warten, um mehr Klarheit reinzukriegen /I: Mhm/ oder, einfach, die eher, tieferen Fragen, die=sozusagen, niemand=weiß, niemand=beantworten=kann, um sie halt dann jemanden zu stellen, der sie beantworten kann /I: Hm/ u:nd dass hab ich halt geduldig abgewartet (5/15 bis 5/19)

Diese „tieferen Fragen“ bezieht die Biographin auf die leibliche Mutter, deren Entwicklungsweg, auf deren Lebenssituation und Grenzen zum Zeitpunkt ihrer eigenen Geburt. Diese Fragen entwickelt die Biographin in der Auseinandersetzung mit der „Warum-Frage“ („Warum konnte ich nicht bei meiner leiblichen Mutter bleiben?“). Die Biographin erlebt ihr Bedürfnis nach „mehr Klarheit“ (5/16) und „**nachvollziehen zu können**“ (5/25). Weiterhin hat Siria Phantasien zu den möglichen Gedanken und Empfindungen der leiblichen Mutter. „Ob sie jemals an mich denkt, immer zu Weihnachten, irgendwie ein Gebet für mich aufsagt, oder irgendwas.“ (5/27 bis 5/28) In dieser Auseinandersetzung erlebt die Biographin ihren Wunsch und die Hoffnung, dass sie ihrer leiblichen Mutter durch die Schwangerschaft und Geburt nicht ganz gleichgültig ist. Siria erhofft sich zu bestimmten Festtagen (Christi Geburt!) zumindest eine gedankliche „Geburts-Verbindung“ und vielleicht auch Sehnsucht oder Reue der leiblichen Mutter. Diese im Interview erzählten Gedanken und Gefühle verkörpern die Auseinandersetzung der Biographin mit dem Thema „weggegebenes Kind“. Im Umkehrfall ist die Hypothese zulässig, dass die Biographin selbst in der Identitätsauseinandersetzung und Identitätssuche in dem Entwicklungsalter Pubertät an den von ihr vorgenannten Festtag Weihnachten selbst an ihre leibliche Mutter denkt und diese „unbekannte Mutter“ ihr „nahe“ ist oder sogar in ihr eigenes Gebet mit einschließt.

Gleichzeitig produziert das geduldige Abwarten im Herannahen des „Fixpunktes sechzehn“ im Erleben der Biographin dann angespannte Aufregung.

*Also=ich=war=vorher=auf=jeden=Fall=sehr=aufgeregt /I: Ja/ und sehr gespannt /I: Ja/ weil das ja, sozusagen (3) ein ganz **neuer** Schritt war /I: Ja/ und, das sozusagen (4) einfach, sehr viele, offene Fragen (2) vielleicht=beantworten=kann, vielleicht=auch=nicht (5/51 bis 5/54)*

In diesem Zitat verdeutlicht die Biographin ihre Erwartungen und Befürchtungen. Bei der Adoptierten werden verschiedene Erlebens-Ebenen angesprochen. Die Biographin erlebt die Begleitung durch die Adoptivmutter, die Ausführungen des Adoptionsvermittlers zu dem chronologischen Verlauf und liest selbst Abschnitte aus der archivierten Jugendhilfe- und Adoptionsakte. Diese Daten, Aktennotizen, Berichte und das Gerichtsurteil des Sorgerechtsentzuges etc. erwecken bei der sechzehnjährigen Adoptierten und auch im Interview bei der jetzt achtzehnjährigen Adoptierten mehrere Gefühle:

*dass sie halt sozusagen (3) schon irgendwie (4) ‘joa’ (ausschnaufen, leises lachen) nicht so richtig, zurechtkam /I: Ja/ und damit, hab ich sozusagen auch son bisschen, **Freude gespürt**, dass ich sozusagen /I: Mhm/ dann die **Möglichkeit** bekommen habe /I: Ja/ **geboten** bekommen habe, sozusagen=in=eine=andere=Familie=zu=kommen /I: Ja/ (2) /I: Ja/ ‘genau’ (5) ‘und sonst’ (3) halt die **Fragen**, wurden halt in Bezug auf die, auf das Leben von meiner Mutter, halt, beantwortet (6/13 bis 6/19)*

Diese Wortgruppen werden durch Pausen unterbrochen und durch Ausschneifen und leises Lachen begleitet. Diese unbewussten Körperreaktionen verdeutlichen das „innere emotionale Erleben“ zum natürlichen Ursprung leibliche Mutter. Neben, den hier vermuteten, zurückgehaltenen, enttäuschenden Gefühlen der Biographin (oder Bestätigung der Negativphantasien) erzeugt dieser neue Schritt der aktiven Auseinandersetzung und Beantwortung der Fragen im Jugendamt auch das Erleben positiver Gefühle. Sicherlich erlebt sie auch die Anteile der schmerzhaften Realität bezüglich der Lebensweise, der negativen Zusammenhänge und Lebenssituation der leiblichen Mutter zum Zeitpunkt ihrer Geburt. Bei der Biographin dominiert aber ihr bisheriges „Er-Leben in der Adoptivfamilie“ als die Lebens-Chance. Dieses Erleben und die Evaluation wiederholt die Biographin auch an anderen Stellen des Interviews.

7.6.3.4 Identitätssuche und das Thema leibliche Mutter Siria Schwalbe

Das Thema leibliche Mutter ist in allen Lebensaltersstufen der Adoptierten in unterschiedlicher Ausprägung präsent. Nach der externen Offenbarung und dem Gespräch mit ihren Adoptiveltern erhält Siria erste, wenige Informationen. Im Lebensalter von zwölf bis sechzehn Jahren hat Siria auch ein „Phantasie-Erleben“ zur leiblichen Mutter:

Also (2), so in der Zeit von zwölf bis sechzehn hab ich mich manchmal ganz schön mit meiner Mutter gezoft //: Ja/ da kam dann so die Phantasie, dass meine leibliche Mutter, irgendwie, ne ganz tolle Frau ist //: Aja/ und wir uns ganz toll verstehn (lachen) (3) //: Ja/ aber das war halt nur so, zum Ausgleich (5/35 bis 5/38)

In der Retrospektive und Reflektion ordnet die Biographin die damaligen Wünsche und die idealisierte Phantasie zur leiblichen Mutter als Ausgleich zu den Konflikten mit der Adoptivmutter ein. Sozusagen der schöne, „Phantasie-Gegenpol“ zum aktuell erlebten und wahrscheinlich auch emotionalem Konflikt mit der Adoptivmutter. Sowohl im damaligem als auch im aktuellem Erleben behält die Biographin einen Realitätsbezug und einen sich selbst vor Enttäuschung bewahrenden Selbstschutz. Diese Phantasie über die leibliche Mutter entwickelt sich nicht zu einem aufgebauten und erhofften Erwartungsbild. Das Thema, wie die leibliche Mutter wirklich sein könnte oder ist, wird von der Biographin offen gehalten und ist im Erleben nicht ständig präsent.

ja, aber sonst hab ich jetzt nich, nicht so viel drüber nachgedacht, wie sie wohl sein wird oder so //: Hm/ (3) //: Ja/ gerade auch, weils einen danach, auch meistens enttäuscht, wenn man dann, s=irgendwas=Tolles=vorgestellt=hat //: Hm/ und dann (2) irgendwie was ganz andres rauskommt //: Hm/ (5/38 bis 5/42)

Die Biographin erhält in der Kindheit wenige Antworten der Adoptiveltern zum Thema leibliche Mutter und mit der inhaltlichen Reduktion auf die Überschrift „Sie war in einer schwierigen Lebenssituation“. Die Adoptiveltern stigmatisieren die leibliche Mutter nicht als „Rabenmutter“. Vielleicht möchte Siria gerade wegen der wenigen Informationen und der Unklarheit über die Herkunft und die Lebenssituation sich nicht selbst enttäuschen und legt sich generell auf keine Positionen fest.

Siria hat somit offene Erwartungen und impliziert auch die Möglichkeit der Enttäuschung.

*‘ja es war immer, son bisschen´ hin und her /I: Ja/ aber es war eigentlich **nie so**, dass ich jetzt irgendwie, gedacht hab, also=irgendwie=sauer=war=auf=meine=Mutter /I: Hm/ weil sie irgendwie /I: Hm/ mich nicht **haben will´** oder so was´ (10/50 bis 10/53)*

Dieses vorgenannte Zitat verweist auf eine scheinbar nicht so tiefe Verletzung „weggegebenes Kind“. Die Hypothese wäre zulässig, dass Siria keine „tiefe Grundverletzung“ aber in bestimmten Altersstufen Sequenzen der „Weggabe-Verletzung“ spürt. Die Akteneinsicht und die Auseinandersetzung mit den Akteninhalten ist für die Biographin dann ein ausschlaggebendes Erleben für die Bewertung des eigenen Lebensverlaufes und für die weitere Identitätssuche.

*Na=ja, also bevor ich **sie**, noch **nicht kennengelernt hatte** /I: Ja/ hab=ich halt, äh, halt mir Gedanken gemacht, warum=sie=mich=halt=weggeben=hat /I: Ja/ **ich war schon traurig**, aber so::, nach dem ich dann in ihre Akte gesehn hab, war ich dann **auch froh** sozusagen, dass sie **mir** die Chance gegeben hat /I: Ja/ in eine andere Familie zu kommen (10/36 bis 10/40)*

Dieses Zitat bestätigt die vorgenannte Hypothese, dass die Biographin auch Gefühle der Trauer erlebt. Mit den Detailinformationen der Jugendhilfeakte „erweitern“ sich die Gefühle der Biographin. Vor der Kindheitstrauer „weggegeben“ dominiert das Gefühl der „Lebens-Chance durch Adoption“. Siria formuliert „nach dem ich dann in ihre Akte gesehen habe“. Das heißt, die Biographin liest nicht „ihre eigene Adoptionsakte“ sondern „die Akte der leiblichen Mutter“. Mit anderen Worten: Die dargestellten Fakten und Berichte widerspiegeln im Erleben der Biographin nicht ihren Lebensverlauf, sondern für sie das damalige Leben der leiblichen Mutter. Siria „spaltet“ diesen Lebensabschnitt ab. Die negativen Aussagen der Akten sind nicht die „Anteile ihres (gemeinsamen) Lebens“ leibliche Mutter und Tochter. Siria erlebt durch die Akteneinsicht noch einmal bewusster die „Lebenschance (Adoptiv-) Familie“. Neben dieser Erkenntnis „lebt“ die „Erlebens-Aufschichtung Adoptivfamilie“ und die Biographin fasst zusammen: „Wenn ich dort geblieben wäre und sie mich ... großgezogen hätte, dann wäre es vielleicht auch für mich **nicht so schön** gewesen.“ (10/42 bis 10/44) Der Lebensfaden „leibliche Mutter“ verschmilzt in der Identitätssuche mit dem Lebensfaden „Leben bei den Adoptiveltern“.

Die Biographin speichert aus der Jugendhilfeakte, dass ihre leibliche Mutter sie erst nicht zur Adoption freigeben wollte. Das scheint im damaligen Erleben der sechzehnjährigen ein „tröstend-verbindendes“ Gefühl auszulösen. Mit der Vorinformation „schwierige Lebensumstände“ sucht die Adoptierte in der Akte nach den Details und auch nach, die leibliche Mutter entlastende Erklärungen.

Ä::h, ich, ich hab nur in Erinnerung, dass sie, erst=nicht=wollte, dass ich adoptiert wurde /I: Ja/ wahrscheinlich=weil=sie=vielleicht=gehofft=hat, dass, sie, mich irgendwann=doch=noch=zu=sich=nehmen=kann /I: Ja/ aber, ‘ich kann mich jetzt nicht erinnern, dass=da=ne=Einwilligungserklärung=dann=Schluss=endlich=da=war´ (6/26 bis 6/30)

Die Interpretation der Biographin, dass die leibliche Mutter Hoffnung hatte, sie vielleicht doch noch zu sich zu nehmen, löst ein mögliches Erleben „Ich war nicht

grundsätzlich ungewollt“ in der Situation der Akteneinsicht aus. In der späteren Interviewsituation verbindet Siria dieses schöne Gefühl, dass sich die leibliche Mutter „*sich dann noch einmal Zeit gelassen hat*“ (10/40 bis 10/41) mit einer Entschuldigung für die leibliche Mutter („*gerade weil sie dann auch keinen Partner hatte, der ihr irgendwie hilft*“, 10/41 bis 10/42). Dieses veränderte Erleben „Ich war grundsätzlich von der Mutter doch gewollt“ im Kontext mit der Erklärung „Lebensumstände“ scheint als weitere Hypothese so angenehm und nachhaltig zu wirken, dass die Biographin das Detail Sorgerechtsentzug durch das Kreisgericht („unangenehmes Erleben“) und die Realität der notariellen Einwilligungserklärung „ausblendet“. Im Erleben zum Thema leibliche Mutter scheint für die Biographin die Aktenaussage „erst nicht zur Adoption freigeben wollen“ positiv nachzuwirken und von großer Bedeutung im Identitätsprozess und zum Ausgleich des Kindheitsgefühls „ungevolles Kind“ zu sein.

Mit sechzehn Jahren hat die Biographin nach der Akteneinsicht ausführliche Informationen und erste Antworten zu ihren Fragen. Die Biographin beschließt, an die leibliche Mutter einen Brief zu schreiben. Mit dem Gefühl „*es fiel mir sehr schwer*“ (9/38) beginnt Siria einen vorsichtigen Weg der Kontaktaufnahme. Die Biographin erlebt eigene Unsicherheiten über den Inhalt, die mögliche Wirkung ihres Briefes und ob die leibliche Mutter ihre Entscheidung „Brief schreiben“ überhaupt annimmt. Diese Gedanken implizieren auch die Befürchtung der „Ablehnung“ der von ihr gewollten Form „Brief-Kontakt“. Vermutlich hat die Biographin auch die darüber liegende Befürchtung der erneuten Ablehnung ihrer Person oder ihrer Informationsbedürfnisse.

*und=hab=dann=aber=auch=ne=Antwort=von=ihr=bekommen //: Ja/ (3)
u::nd ja:, ich hab gemerkt, dass sie sich **gefremt** hat, also=das=hat=sie=auch=geschrieben //: Ja/ 'das ich mich sozusagen melde, oder dass', ich halt, zu ihr Kontakt aufnehmen will (9/44 bis 9/47)*

Diese Botschaft wird bei der Biographin ebenfalls Freude und Erleichterung ausgelöst haben. Ausgehend vom vorgenannten Erleben der Rückmeldung der leiblichen Mutter stellt die Biographin in den Folgebriefen „ermutigt“ die sie stark bewegenden „Warum-Fragen“

*u:nd ich hab dann halt auch be, gonnen Fragen zu stellen //: Mhm/ die sie mir, äh, knapp, aber, soweit sie=für=sie in Ordnung war, halt beantwortet hat //: Aja, mhm/ zum Beispiel halt //: Mhm/ warum=sie=mich=weggeben=hat //: Mhm/ oder=halt, warum **sie, nich, mich** 'großziehen konnte' (9/47 bis 9/51)*

In der starken Betonung als auch im anschließenden leisen Sprechen in diesem Zitat steckt als Hypothese die ganze Emotionalität der Adoptierten bezüglich des über die Lebensjahre angestauten, damaligen und gegenwärtigen Erlebens dieser, ihren Lebensweg entscheidenden „Warum-Frage“. Gleichzeitig widerspiegelt sich darin auch die emotionale Auseinandersetzung mit der Tatsache, dass die Mutter noch nach ihr Kinder bekam, die jetzt alle bei der Mutter leben.

Die Briefe der Mutter lösen auch im aktuellen Erleben eine Vielzahl von gegensätzlichen Gefühlen aus. Einerseits das freudige Gefühl, meine Entscheidung „Kommunikation durch den Brief“ wird angenommen und ICH erhalte Antworten auf meine Fragen:

*ich möchte natürlich mehr Fragen beantwortet haben ((Schnaufen, leises, kurzes Lachen)) /I: Hm/ ja:, so:, es war halt für mich am Anfang schwer, da:, die **Schreibweise** irgendwie nen bisschen (2) /I: Hm/ hm, **ungewöhnlich** war /I: Ja/ und=dadurch=hatte=ich=wieder=sozusagen=wieder n=negativeres Bild von ihr gehabt /I: Hm/ (2) aber irgendwann hab=ich=mich=nicht=mehr=davon=stören=lassen und hab dann einfach /I: Mhm/ so normal geschrieben, u:nd **es war immer schön** wenn sie dann geschrieben hat=und=irgendwie /I: Es war schön ja/ die, Fragen beantworten konnte, 'also=es=in=mir=so=ein=Stückchen=aufgefüllt, von mir' /I: Hm, hm/ n=Stück **Stein**, 'kam dazu, dass irgendwann, vielleicht ein großes Gebilde entsteht' ((leise, melodisch gesprochen, fast gesungen)) (10/10 bis 10/21)*

In dieser Textstelle zeigt die Biographin auch Zweifel und Befürchtungen, ob sie bestimmte Fragen stellen kann. Als Hypothese könnten das die „heißen Eisen“ sein. Die Gefühle der Biographin „wandeln“ sich. Das Erleben der ungewöhnlichen Schreibweise der Mutter evoziert bei der Biographin erneut ein Negativbild. Diese Aussage verdeutlicht die Ambivalenz und die Wiederholung von Negativ-Gefühlen zur leiblichen Mutter. Als Hypothese dominieren in der „Phase der unbeantworteten Fragen“ im Vorschul- und Schulalter Negativbilder der leiblichen Mutter, die sich mit dem Aktenwissen sowohl bestätigen als auch „umwandeln“. Die „ungewöhnliche Schreibweise“ der leiblichen Mutter erzeugt beim Lesen der Antwortbriefe zuerst diese „Negativ-Gefühle“. Die Biographin blendet diese Negativ-Assoziation als Lösungsstrategie bewusst aus und konzentriert sich auf den Inhalt. Dadurch kann Siria die Leistung der leiblichen Mutter würdigen und auch angenehme Gefühle entwickeln. Die Adoptierte erlebt auch den Prozess der wiederkehrenden Antworten als sehr bedeutsam. Im Gegensatz zu der Kindheit ist die leibliche Mutter jetzt für Siria durch diese Antworten und Informationen „verfügbar“ und verlässlich. Dies ist für die Biographin ein wichtiger Zugewinn in der eigenen Identitätsauseinandersetzung.

Nach dem Aktenmaterial und den Antworten des Adoptionsvermittlers scheint es für die Biographin von hoher Bedeutung zu sein, aus dem Blickwinkel und dem Erleben der leiblichen Mutter Antworten zu bekommen. Der mögliche Vergleich beider Antworten (aus der Akte versus von der Mutter) schafft jetzt im aktuellen Erleben bei der Adoptierten die als Kind und Pubertierende vermisste „Klarheit“. Vermutlich würden die Antworten der Mutter (Ausreden, anderen die Schuld zu zuschreiben ohne Eigenanteile einzugestehen) die Entscheidung der Adoptierten (weitere Brief-Kommunikation oder Abbruch) beeinflussen. Siria erhält auf ihre Fragen Antworten von der leiblichen Mutter. Sie erlebt also die leibliche Mutter in der Bereitschaft, ihr als „veradoptierte“ Tochter diese Schlüssel-Fragen trotz Konfrontation mit der Vergangenheit zu beantworten. In diesem Prozess entwickelt die Biographin Empathie und eine anerkennende Haltung für die Leistung der leiblichen Mutter.

*ich finds auch von **ihr mutig**, dass sie sozusagen, den Kontakt zu **mir** haben will, weil, das bedeutet auch gleichzeitig den Kontakt zur Vergangenheit /I: Hm/ und ich denke auch, wenn sie, im Brief von mir die Frage hört, **warum hast du mich weggegeben** /I: Ja/ ist selbst bestimmt auch für sie, dann irgendwie /I: Ja/ das wieder hochzukramen (11/9 bis 11/13)*

In den weiteren Briefen erfährt die Biographin von der leiblichen Mutter, dass diese in eine Großstadt nach Westdeutschland nach ihrer Adoptionsfreigabe verzieht. Die leibliche Mutter lässt Siria in den Briefen von den vier nach ihr geborenen Halbgeschwistern Grüße bestellen. Als Hypothese möchte die leibliche Mutter mit dieser Information bei der Biographin Interesse erzeugen. Diese Informationen zu den Halbgeschwistern löst bei der Biographin aber keine geschwisterlichen Gefühle oder Bedürfnisse aus, sondern Gefühle der Freude über den scheinbar stabileren Entwicklungsweg der Mutter. Da alle nach ihr geborenen Kinder bei der leiblichen Mutter leben, assoziiert die Biographin nachfolgendes:

*u.:nd, ja, als=ich=dann=gehört=hab, dass sie noch, äh (3) weitere Kinder auf die Welt gebracht hat /I: Ja/ hab ich mich halt gefreut, dass sie sozusagen, es geschafft hat, trotzdem noch, **ihren Kinderwunsch**, den sie anscheinend hatte /I: Ja/ irgendwie zu erfüllen /I: Ja/ aber=auch die Hilfe bekommen hat /I: Hm/ von, äh, Lebenspartnern (10/45 bis 10/49)*

An dieser Stelle verbindet die Biographin die Informationen der Adoptionsakte, dass die leibliche Mutter bei ihrer Geburt ohne Partner und ständig auf neuer Partnersuche war mit den aktuellen Informationen der leiblichen Mutter. Die Tatsache, dass ihre vier Halbgeschwister verschiedene Väter haben, scheint hier in der Interpretation für die Biographin nicht entscheidend zu sein. Als Hypothese ist es im „Nach-Erleben“ der eigenen Umstände ihrer Adoptionsfreigabe für die Biographin scheinbar wichtig, auch die Elemente zu sehen und zu verbinden, die die leibliche Mutter entlasten. Weiterhin sind die im Brief niedergeschriebenen Aussagen der leiblichen Mutter, „*dass es ihr leid tut*“ (10/54) und „*rückgängig machen*“ (11/2) für Siria „*eine Art **Trost***“ (11/7). Diesen „Trost“ bezieht die Biographin nicht nur auf die „Entschuldigung“ der leiblichen Mutter. Siria empfindet auch die Reflexion der leiblichen Mutter (dass diese „*in ihrer Vergangenheit vielleicht nicht super toll war*“, 11/8) als „Trost“. Das heißt, die erwachsene Adoptierte erlebt „hoffnungsvollen Trost“ in der Wahrnehmung, dass die leibliche Mutter ihr als Tochter jetzt realistische Bilder und Reflexionen sendet, sich scheinbar auch ihre Lebensweise verändert und diese Frau „*daraus gelernt hat*“ (11/9). Als Hypothese könnte die Biographin sich auf diese Weise mit ihrer Kindheitsverletzung „weggegeben“ versöhnen und sieht in der Trennung ihres anfänglichen gemeinsamen Lebensweges durch Adoptionsfreigabe auch eine „Lebenssinn stiftende Funktion“.

Die Biographin gestaltet die Identitätssuche und Begegnung mit der leiblichen Mutter bewusst verlangsamt. „*Und irgendwann möchte ich auch mal meine Mutter treffen, aber da möchte ich mir Zeit lassen ... da lasse ich mir einfach Zeit.*“ (12/11 bis 12/14) Das heißt, der Prozess des Annäherns ist für die Biographin noch nicht abgeschlossen. Als Hypothese scheint es auch offen zu sein, ob der Biographin dieser Prozess „Brief schreiben“ ausreicht oder ob sie tatsächlich „irgendwann“ ihre leibliche Mutter treffen möchte.

Zusammenfassend konstatiere ich, dass sich bei der Biographin das Erleben leibliche Mutter als lebenslanger Prozess vollzieht. Dieser Prozess beginnt mit der externen Fremdoffenbarung und den wenigen Informationen der Adoptiveltern. Nach dieser Phase des „Nicht-Wissens“ (5 bis 12 Jahre) mit Trauer und Schmerz kommt die Phase der „Phantasien über die Mutter“ (12 bis 16 Jahre). In der „selbstbewussten Außendarstellung Adoption“ und ab dem zwölften Lebensjahr erlebt die Biographin gesteigerte Ursprungsneugier. Die „Phase der aktiven Suche“ beginnt mit

der Akteneinsicht beim Jugendamt mit sechzehn Jahren. Das bringt mehr Klarheit über die damalige Lebenssituation und Antworten. Gleichzeitig erzeugt die Akteneinsicht aber auch die Suche nach Argumentationen „für“ die leibliche Mutter, um die Verletzung „weggegebenes Kind“ abzufedern und auch „Positiv-Anteile“ bei der leiblichen Mutter zu sehen. Die Phase der „aktiven Suche“ wird durch die „Phase des verlangsamten Annäherns“ abgelöst und durch die vorangehende Suche, Kommunikation und Direktbegegnung mit der auch adoptierten älteren Halbschwester eingeleitet. Die Biographin erlebt in den Briefen der leiblichen Mutter anfangs gegensätzliche Gefühle. Negativgefühle aus der Kindheit werden durch die „Schreibweise“ der Mutter evoziert. Bei der Biographin dominiert dann aber das Gefühl der Würdigung der Leistung der leiblichen Mutter. Siria erhält auf alle Fragen Antworten und sie erlebt jetzt Klarheit und Bereicherung. Die bisher „unbekannten Lebensbausteine“ fügen sich für Siria Schritt für Schritt zusammen. Durch die Verlangsamung dieser „Briefkommunikation“ vergleicht und verarbeitet die Biographin Akten-Informationen mit den Aussagen der leiblichen Mutter. Eine Direktbegegnung hält sich die Biographin jetzt noch offen. Beim Thema leibliche Mutter wird der Biographin die Verbindung zum Thema „Adoptivfamilie“ deutlich bewusst.

7.6.3.5 Siria Schwalbe, Identitätssuche und das Thema leiblicher Vater

Im Hauptteil des Interviews lässt die Biographin das Thema „leiblicher Vater“ ganz aus. Im Nachfrageteil wird das Thema leiblicher Vater sekundär gestreift und ist indirekt verwoben mit der Identitätssuche und Begegnung der älteren Schwester. Aus den Informationen des Adoptionsvermittlers weiß die sechzehnjährige Adoptierte, dass ihre ältere Halbschwester einen anderen schwarzen Mann aus Mosambik als Vater hat. In der ersten direkten Begegnung mit der älteren Schwester vergleicht Siria die körperlichen Ähnlichkeiten.

*Na=ja, als erstes vergleicht man natürlich die **Äußerlichkeiten** /I: Ja, ja/ also:, (2) keine=Ahnung, Nase, Ohren /I: Ja/ Augen, Haare /I: Ja,/ Größe /I: Ja, ja/ u:nd, auch so (2) **ihren Stil**, also was sie für Klamotten anzieht /I: Ja/ und wie sie rumläuft /I: Ja/ (2) u::nd, jo, dann, sucht man halt so nach **Gemeinsamkeiten** (7/53 bis 7/56)*

Hypothetisch könnte gelten, dass Siria wie alle Adoptierten (unabhängig von der Hautfarbe) in der Erstbegegnung mit der Halbschwester nach Ähnlichkeiten sucht. In Unkenntnis über das Aussehen der leiblichen Mutter (mit weißer Hautfarbe) wird ihr in der Erstbegegnung mit der Halbschwester Sandra die „gemeinsame Abstammung“ verschiedener schwarzer Väter (beide aus Mosambik) im Erleben und im Ähnlichkeitsvergleich deutlich. Diese „Abstammung“ spielt in der Folgekommunikation mit der Halb-Schwester eine Rolle („*Sonst war halt noch Thema halt, der **Vater**, der unbekannte Vater.*“ (7/25 bis 7/26) Im Interview bezeichnet sie den Vater der Schwester mit „*es war ein anderer Herr, als bei mir*“ (7/27). Im Umkehrschluss lässt sich auch „Herr“ auf ihren Vater zuschreiben und symbolisiert ihre tatsächliche „Distanz“.

Der Interviewer fragt, ob Siria in bestimmten Lebensalterstufen Interesse am leiblichen Vater hatte.

die Fragen gabs auch /I: Hm/ aber, ähm, sie waren mir aber eigentlich nicht so wichtig, wie der jetzt meiner Mutter /I: Aja/ das einzige, was=mich=so=interessiert=hat, also, dass er halt aus Mosambik kommt, und dann hat mich halt das Land /I: Aja/ und=da=würd=ich=auch=gerne=mal=hinfahren (8/52 bis 8/56)

Siria betont jedoch in dem Zusammenhang ihr primäres Interesse an der leiblichen Mutter. Es scheint so, dass sie in den Jahren der Kindheit Phantasien zu den afrikanischen Land Mosambik entwickelt. Siria würde da auch gerne mal hinfahren und den leiblichen Vater kennen lernen. Für die Biographin wäre es schön, wenn er sie dann in „*seine Lebensweise einführen würde*“ (9/3). Ihr „Phantasie-Erleben“ orientiert sich scheinbar mehr auf das „exotisches Land“ und die Phantasien einer „afrikanischen Lebensweise“.

aber=es=war=nie=so, dass ich mich, jetzt, äh (4) ganz oft gefragt hab, wer er nun is /I: Ja/ u.:nd, ich hab dann auch meine leibliche Mutter gefragt, und=sie=weiß=es=halt=selbst=nicht /I: Aja, hm, also im Brief gefragt/ ja (4) /I: Hm/ (9/4 bis 9/6)

Auch der Umkehrschluss ist als Hypothese möglich, dass Siria sich als Kind (z. B. beim Betrachten ihres Spiegelbildes, nach erlebter Diskreditierung) und mit Bezug auf ihre wachsende Identitätsauseinandersetzung (nach Komplimenten als Jugendliche etc.) gerade ganz oft gefragt hat, wer nun der unbekannte Vater ist und wie er aussieht. Im Lebensalter ab sechzehn Jahren fragt Siria im Brief ihre leibliche Mutter nach dem unbekanntem leiblichen Vater. Diese Antwort der Mutter wird im Erleben der Jugendlichen dann ernüchternd gewesen sein. Die Mutter „*wusste halt nur einen Namen und halt, dass er verheiratet war.*“ (9/12). Die Hypothese ist zulässig, dass die Mutter auch nur den Vornamen des Vaters kennt. Auf jeden Fall beantwortet die leibliche Mutter die Frage der Biographin nach dem leiblichen Vater auch dahingehend, dass sie gegenüber diesem die Schwangerschaft verheimlicht hat, um dessen Ehe zu erhalten. Die Ehe des Mannes in Mosambik sollte ihrer schwangeren leiblichen Mutter damals in der ehemaligen DDR wichtiger gewesen sein als die Information über die Zeugung und Geburt seines Kindes. Diese Aussage der Mutter wird auch bestimmt im Erleben von Siria eher „un glaublich“ und „als Ausrede“ erscheinen. Auf jeden Fall erzeugt die Antwort das „Erleben der Ausweglosigkeit“ einer Suche nach dem leiblichen Vater mit dem ausschließlichen Wissen eines Vornamens und der Information „1988 in Mosambik verheiratet“.

Die Biographin verbalisiert ein stärkeres Interesse an der leiblichen Mutter. Das geringere Interesse an den leiblichen Vater könnte auch „historisch determiniert“ sein mit den traditionellen Werte- und Rollenzuschreibungen. Der leibliche Vater der Biographin wird zum ausschließlichen Erzeuger, der nicht einmal etwas von ihrer Existenz weiß. Die Mutter dagegen ist „*sozusagen diejenige, die einen gebärt hat, die eigentlich immer für ein da ist.*“ (9/27 bis 9/29). Die Biographin ordnet in der Gesamtheit des Erlebens Adoption dem natürlichen Vater die ausschließliche Rolle des Erzeugers zu. Mit Bezug auf die wenigen Daten der leiblichen Mutter zum leiblichen Vater liegt die Hypothese nahe, dass dieser ausschließlich in der Rolle eines „kurzen Liebhabers“ war. Ähnliche Phantasien könnte die Biographin haben. Mit „Mutter“ verbindet die Biographin die elementaren, anthropologischen, gesellschaftlichen sowie emotionalen Bestandteile der Geburt und Versorgung. Diese Hypothese zeigt sich auch an einer anderen Stelle des Interviews in dem nachfol-

genden Versprecher: „Für mich war das ganz **normal** dass ... eine Dunkelhäutige und eine Hellhäutige kreuzen sich und daraus entsteht dann halt, was halbes“ (3/44 bis 3/46). Dieser Versprecher mit der ausschließlichen Benennung der weiblichen Anteile Zeugung und Geburt kann hypothetisch damit erklärt werden, dass sie zum einen von Anfang an das Wissen hat, dass ihre leibliche Mutter auch eine hellhäutige, deutsche Frau ist. Weiterhin spielt die Mutter für die Adoptierte Siria im „Lebengebenden Akt“ von Schwangerschaft und Geburt, im Identitätsbedarf und Identitätserleben die primäre Rolle. Und mit der vorgenannten Aussage, dass eine Mutter „eigentlich immer für ein Kind da ist“, könnte Siria zum einen den „Akt der Trennung“ zur leiblichen Mutter und gleichzeitig die eingenommene Mutterrolle ihrer Adoptivmutter betonen.

7.6.3.6 Identitätssuche und das Thema ältere Halbschwester Siria Schwalbe

Die Biographin wächst mit der Information ihrer Adoptiveltern auf, einen zwei Jahre älteren, auch adoptierten Bruder zu haben. Somit erlebt sie eine „**Überraschung**, als ich dann (lachen) mit sechzig, äh mit sechzehn, Einblick bekam und erfuhr, dass ich eine Schwester habe.“ (6/40 bis 6/41) Der Versprecher „sechzig“ könnte hypothetisch auf den Zeitraum vom zwölften bis sechzehnten Lebensjahr bezogen werden. Dieser, von den Adoptiveltern gesetzten Ausblicks „Mit sechzehn darfst du suchen“, könnte von der Biographin dann doch als ein sehr langer Zeitraum des „Ab-Wartens“ erlebt worden sein. In ihrer aktiven Identitätssuche stellt sich dann heraus, dass die Information Halbbruder falsch ist und sie stattdessen eine ältere Halbschwester hat. Im bisherigen Erleben eines älteren Adoptivbruders scheint der „geschlechtliche Informations-Wandel“ in eine ältere Schwester durchaus nicht nur frustrierend zu sein, sondern wirkt belustigend und hat für die Biographin wahrscheinlich auch eine gewisse Attraktivität.

Die Information der Adoptionsvermittlungsstelle löst einen weiteren Reiz und „Anspannung“ aus. Diese ältere Halbschwester weiß nach Angaben des Adoptionsvermittlers nichts von der Existenz der Biographin. Im Erleben der Adoptierten Siria könnten sich zum einen Assoziationen über deren Adoptionsverlauf entwickelt haben und zum anderen entsteht die offene Frage und Anspannung, ob denn diese Schwester auch ein Kontaktbegehren oder gegenteilig eine ablehnende Haltung zu ihrem Suchen entwickelt.

Siria entscheidet sich vor der Kontaktierung der leiblichen Mutter bewusst als ersten Schritt ihrer Identitätssuche für den Brief an die leibliche Schwester. In diesem Brief offenbart sie ihre Adresse und Telefonnummer, „so dass sie halt auch die Möglichkeit hat, dann darauf zu reagieren.“ (6/52 bis 6/53) Der „mehr oder weniger lange Brief“ (6/50) der Biographin beinhaltet also auch ihre Hoffnung auf eine positive Reaktion der Halbschwester. Die Entscheidung für einen direkten Kontakt mit der Halbschwester bedarf für die Biographin scheinbar keiner größeren Abwägung und hängt präsumtiv mit dem durch die Informationen ausgelösten Erleben, Gefühlen und Assoziationen zusammen. Die ältere Halbschwester lebte wie die Adoptierte selbst vor ihrer Adoption im Kinderheim und kam im ungefähr gleichen Alter wie sie in eine Adoptivfamilie. Mit diesem ähnlichen Werdegang fühlt sich die Biographin bereits nach den Informationen des Adoptionsvermittlers mit ihrer

Schwester verbundener als vielleicht mit der „Zeugungs-Mutter“. Emotional fällt es ihr somit auch leichter, zuerst die Schwester zu suchen.

*aber zuerst hab ich, den Kontakt zu meiner Schwester gesucht /I: Mhm/ weil, das, für mich, eh einfacher ist, weil=wir=sozusagen=das=gleiche=Schicksal=hatte /I: Aha/ sie wurde auch adoptiert /I: Mhm/ u::nd, eh (2) lebt halt auch bei Adop-ti=adoptiert=Adoptionselern /I: Hm, ja/ und damit hab=ich=mich=sozusagen, ihr (3) **verwandter**, gefühlt (1/35 bis 1/40)*

Auch die ältere Sandra ist von der Nachricht der jüngeren Halbschwester überrascht, meldet sich jedoch noch am gleichen Tag. Die Biographin erlebt die Rückmeldung sehr witzig und lustig. Die ersten Kontakte beginnen mit dem Wechselspiel von SMS-Fragen und Antworten im Fünfinuentakt und enden am ersten Tag der Kontaktaufnahme mit einem sehr langen Telefonat. Die Biographin erlebt vorgenanntes in den damaligen Sequenzen als sehr befriedigend und lustbetont. Auch in der Erzählung zur Schwester lacht Siria wiederholt im Interview.

Sowohl die unmittelbare, positive Rückmeldung der Halbschwester Sandra, als auch das Erleben, dass sich beide sofort gut miteinander kommunizieren können, empfindet die Biographin als „völlig **überwältigt**, sehr **erfreut**, dass sie, das wir so gut miteinander klar kamen.“ (7/35 bis 7/36). Bis zum ersten Treffen telefonieren die Halbschwestern oder senden sich weiter per SMS Nachrichten. Hier spürt die Biographin die angenehmen Gefühle und die Freude über die Botschaften von Sandra, „dass sie sich **sehr freut**, dass sie jetzt eine Schwester hat (lachen) und dass sie schon immer eine jüngere Schwester haben wollte.“ (7/39 bis 7/40) Siria erlebt das Kompliment von Sandra und das generelle „Willkommen“ und „Angenommen-Sein“ bereits vor dem persönlichen Kennen Lernen. Vermutlich könnte es auch eine kurze Sequenz des „Verlust-Erlebens“ über die getrennten Lebenswege gegeben haben. Die ältere Schwester äußert gegenüber Siria, dass sie sich an das „Thema Adoption nicht so ganz rangewagt hat“ (7/18 bis 7/19). Somit erlebt die Biographin sich dann selbst in der Rolle der „Jüngeren“, die im Gegensatz zur auch adoptierten, älteren Schwester „mutig“ sucht. Somit weiß Siria mehr über die leibliche Mutter und die damaligen Umstände und gibt ihr Wissen an die Halbschwester Sandra weiter. „Von **daher**, konnte **ich** sozusagen **mehr erzählen**.“ (7/19 bis 7/20).

Die Schwester Sandra dagegen erzählt über ihre Adoptions-Biographie. In verschiedenen Interviewsequenzen wiederholt die Biographin, dass das Thema Adoption nicht das „**Hauptthema**“ (7/25) war. „Wir haben nicht viel über Adoption geredet, meine Schwester und ich.“ (1/40 bis 1/41) In den direkten Begegnungen vermeiden die Halbgeschwister das sie eigentlich verbindende Thema zur gemeinsamen, leiblichen Mutter. Diese gemeinsame „biologische Mutter“ ist „**eigentlich nie ein Thema**“ (8/44). Demgegenüber sind der jeweilige Adoptionswerdegang und der unbekannte Vater scheinbar weniger emotionale Themen in der Direktbegegnung. Das Thema leibliche Mutter wird nur in der fernmündlichen Kommunikation, also mit räumlicher Distanz und nicht im unmittelbaren „Gegenüber-Erleben“ zwischen den Geschwistern zugelassen. Und zwar in der Form, dass Siria die Briefe der leiblichen Mutter vorliest und danach die erhaltenen Fotos „weiterleitet“. Hier sind die Hypothesen möglich, dass dieses heiße Thema leibliche Mutter scheinbar besser im Abstand kommunizierbar ist. Die Schwestern vertreten ggf. auch unterschiedliche Haltungen zu dem Thema leibliche Mutter. In Sandras Zurückhaltung könnte auch

die totale Ablehnung gegenüber der sie damals vernachlässigenden Mutter verborgen oder offen benannt worden sein. Durch die Ausgrenzung des Themas in der Direktbegegnung und im ausschließlich vorsichtigen, unbewerteten Vorlesen der Briefe und der Möglichkeit des Nachfragens vermeiden beide bewusst in dieser Phase des Kennenlernens und Genießens der angenehmen Gefühle die Diskussion und den Konflikt über mögliche, gegensätzliche Haltungen zum „verbindenden und trennenden Thema leibliche Mutter“.

Nach einem halben Jahr dieser regen „Fern-Kommunikation“ vereinbaren die Schwestern, dass Siria ihre ältere Halbschwester Sandra besuchen kommt. Die Biographin erlebt diesen Weg der ersten Direktbegegnung in der gedanklichen Vorbereitung, der Umsetzung und Reflexion in der Interviewsituation als „*son neuer Gang*“ (7/43). Damit verbindet sie diese außergewöhnliche Situation, ihrer Halbschwester nach dem „Vor-Erleben der Stimme“ am Telefon jetzt das erste Mal direkt zu begegnen. Als Hypothese entstehen in der Vorbereitung der Reise bestimmt Phantasien über das Aussehen und auch Befürchtungen bezüglich der Direktbegegnung. Die ersten Sequenzen bestätigen dann scheinbar auch die Befürchtungen bzw. die Außergewöhnlichkeit dieser Situation.

Also ich bin mit dem Zug hingefahren //: Ja/ und sie hat mich dann vom Bahnhof abgeholt //: Ach so, hm, hm/ u:nd (3) ja, wir waren allein ((kurzes, leises Lachen)), ähm, in Auto, auf=der=Autofahrt, und haben uns halt, also=es=war=schon komisch erstmal //: Ja/ wir=wussten=ja=nicht=so=richtig=was=wir=sagen=sollten //: Ja/ am=Telefon=haben=wir=geplappert=und=geplappert, und //: Ja/ im Auto saßen wir, so still nebeneinander, wie: //: Hm/ die Frage nur //: Hm/ wie war die Zugfahrt //: Hm/ gut ((Biographin und Interviewer lachen)) (8/11 bis 8/17)

Nach der vorangegangenen, fließenden Kommunikation am Telefon erleben beide die „Sprachlosigkeit“ den ersten Begegnungssequenzen. Im Haus wird Siria durch die Adoptiveltern von Sandra sehr freundlich begrüßt. Die Biographin erlebt das Willkommen-Sein, die Freude und Botschaft der Adoptiveltern von Sandra, dass diese sich über das „Finden der Schwestern“ ebenfalls freuen. „*Und dann so, in ihrem Zimmer, haben wir dann wieder angefangen, langsam Gespräche aufzubauen.*“ (8/21 bis 8/22). In der ersten direkten Begegnung werden beide mit der tatsächlichen Fremdheit konfrontiert. Das vorangegangene, schon vertraute „Plapper-Telefonats-Erleben“ muss nach der „Fremdheit der Erstbegegnung“ erneut wachsen. Die Biographin betitelt dieses Erleben und das damalige Gefühl: „*Aber das war auf jeden Fall erst mal komisch.*“ (8/23).

Siria vergleicht neben den körperlichen, charakterlichen und Ähnlichkeiten von Interessen auch die jeweiligen Lebensverläufe und die Adoptivfamilien. Aus dem Vergleich beider Adoptivfamilien könnten bei der Biographin hypothetisch auch Phantasien über „Schicksals- oder Zufallszuordnung“ der (Adoptiv-) Eltern und Gedanken der Rekapitulation des eigenen Erlebens Adoptivfamilie entstanden sein. Nach ihrer schönsten Lebenssituation in ihrem Erleben Adoption befragt, nennt die Biographin nicht eine einzelne Situation. Im Kontext mit der Betonung der „Nicht-leiblichkeit“ fasst Siria Adoption auch als „Chance“ für ihr Leben zusammen.

‘Hm’ (5) na einfach (3) dass ich die Chance bekommen habe, ein, ein Leben bei Leuten zu führen, die=sozusagen, die Kraft haben, mich durchzubringen

und, mir einfach, ne ganze Menge ermöglicht haben /I: Aja/ auch wenn ich sozusagen, nicht deren leibliches Kind bin (13/5 bis 13/8)

Nach dem ersten Treffen erlebt die Biographin die Schwierigkeit, den Kontakt mit der Schwester Sandra aufrechtzuerhalten und Folgetreffen auch umzusetzen. In der Äußerung „wir sind dran“ (1/49) zeigt sich ihre Zufriedenheit über das Kennenlernen der Schwester Sandra als auch ihre Motivation, diese Beziehungen selbst mit aufrecht zu erhalten. Siria hat auch diesbezügliche „Vorstellungen“: „Also, es soll auf jeden Fall so weitergehen, dass ich meine Schwester schön oft sehe.“ (12/10 bis 12/11)

Im Erleben der Begegnung der leiblichen Schwester werden die Lebenslinien und das Gesamt-Leben „Adoption“ diachron erlebt und synchron mit den sie beide biologisch verbindenden, aber auch die Lebenswege trennenden Thema leibliche Mutter (und leibliche Väter) sowie mit den Thema (Adoptiv-) Eltern verbunden.

7.6.3.7 Zusammenfassung Rekonstruktion der Fallgeschichte Siria Schwalbe

Nach der Geburt verbleibt die Biographin in der Kinderklinik und kommt danach in ein Säuglingsheim. Mit vierzehn Monaten nehmen sie die Adoptiveltern in ihre Familie auf. Mit der Verfügbarkeit der sich ihr zuwendenden erwachsenen Bezugspersonen entsteht erstmalig das emotionale Band der Bindung. In „ihrer Familie“ (mit den „hellhäutigen“ Adoptiveltern und dem älteren leiblichen Kind der Annehmenden) erkennt die Biographin ihre Unterscheidung ihrer schwarzen Hautfarbe präsumtiv bereits selbst sehr früh. Die Äußerungen des Nachbarjungen beim Spielen im Vorschulalter werden sich vermutlich auf ihre schwarze Hautfarbe und die „nicht richtigen Eltern“ beziehen. Siria erlebt diese Fremdoffenbarung nicht als Schockerlebnis. Das bis dahin gewachsene Gefühl der Zugehörigkeit und die eingegangenen Bindungen zu den (Adoptiv-) Eltern wirken stabilisierend und federn die externe Diskreditierung ab. Die nachfolgende Kommunikation über das jetzt geöffnete Thema „Adoption und anderer Ursprung“ scheint ein einmaliges Offenbarungsgespräch zwischen (Adoptiv-) Eltern und Kind zu sein, dem im Lebensalter von sechs bis zwölf Jahren nur wenige Gespräche zu diesem Inhalt folgen. Selbst zwischen den (Adoptiv-) Geschwistern bleibt dieses Thema Adoption ein innerfamiliales Tabu. Die Biographin erlebt eine „Gleich-Wertigkeit“ beider Kinder im Familienverband.

Als Ausgleich für das fehlende Ursprungswissen und als sehr spannende und heilsame Symbolik für das „Willkommens-Sein“ in der (Adoptiv-) Familie erlebt die Biographin die „Kennenlern-Geschichte“, die der Adoptivvater als Protagonist wiederkehrend erzählt. Nach der Trennung und Scheidung der Eltern proklamiert ihr sozialer Vater diese Geschichte auch vor ihr fremden Personen. Ab dem Lebensalter der Pubertät erzeugt dieses „Geschichte-Erzählen“ des Adoptivvaters bei Siria ambivalente Gefühle zwischen dem sehr schönen, angenehmen Erleben und dem Schutzbedürfnis ihrer ganz persönlichen Lebensgeschichte.

Ab zwölf Jahren hat die Biographin eine gesteigerte Ursprungsneugier. In ihrem sozialen Umfeld kommuniziert sie selbstbewusst das Thema Adoption. Die Adoptivmutter hat nur sehr wenige Informationen über die leibliche Mutter und deren

damaliger Lebenssituation. Siria erlebt keine Abwertung der leiblichen Mutter durch die Adoptivmutter. Die Adoptivmutter setzt für die Biographin den Ausblick der „Suche mit sechzehn Jahren“ und begleitet ihre Tochter bei dem ersten Besuch im Jugendamt. Die Biographin erlebt die Adoptivmutter durchgängig in der „Mutter-Rolle“ und in der Identitätssuche als verlässlich und auch unterstützend. In dem nachfolgenden Prozess ihrer aktiven Suche erfährt die Biographin von ihrer Adoptivmutter Doppelbotschaften. Diese Botschaften lösen bei Siria auch ein bis in die Interviewsituation anhaltendes Gefühl aus, dass sie ihre (Adoptiv-) Mutter mit der Suche nach ihrer leiblichen Mutter auch „verletzt“. So weicht die (Adoptiv-) Mutter (wie in der Kindheit dem Thema Adoption) im Prozess der Identitätssuche diesen Themen erneut aus und sucht nicht die Kommunikation mit ihrer Tochter. Siria dagegen spürt ihren Widerstand in diesem Ausweichen der (Adoptiv-) Mutter.

Das Thema „leibliche Mutter“ ist in allen Lebensalterstufen der Adoptierten in unterschiedlicher Ausprägung präsent. Im Vorschul- und Schulalter reichen die wenigen Informationen der Adoptiveltern noch aus. Phantasien über die fiktive leibliche Mutter füllen die Lücke, erzeugen jedoch drängende Fragen. Mit sechzehn Jahren erfährt die Biographin Detailinformationen zu den bisher „aufgeschobenen“ und jetzt sehr dominanten Warum-Fragen. Die Bestätigung der Grenzen der leiblichen Mutter zum Zeitpunkt ihrer Geburt lösen keine Ablehnung und Stigmatisierung per se aus, sondern eher das Gefühl der Freude, dass sie durch die Adoption Familie erleben kann und eine andere Lebenschance erhält. In der Akte findet die Biographin auch Informationen, dass die leibliche Mutter sie nicht gleich zur Adoption freigegeben hat. Diese Akteninformation „schwächt“ bei der Adoptierten die vergangenen und auch gegenwärtigen Assoziationen des „ungewollten Kindes“ ab. Siria verlangsamt bewusst den Prozess der Annäherung mit ihrer leiblichen Mutter über die „Kommunikationsform Brief“. Die Biographin erhält Antworten auf ihre Fragen und kann diese mit dem Aktenwissen vergleichen. Die Briefe der Mutter lösen ambivalente Gefühle aus. Die Orthographie und Ausdrucksweise der Mutter evozieren zuerst „Negativ-Assoziationen“. Danach überwiegen die Gefühle der Anerkennung bezüglich der Leistung „Beantwortung meiner Fragen“ und die Wertschätzung der Inhalte. Jede Antwort im Brief ist für die Biographin ein Puzzle-Stein im entstehenden Identitätsbild. Die Biographin gestaltet ihren Weg zum Thema leibliche Mutter in Stufen und dieser Weg ist noch nicht abgeschlossen.

Das Thema „leiblicher Vater“ erzeugt in der Kindheit der Biographin Phantasien über das für sie exotische Land Mosambik und die Lebensweise in Afrika. In den Antworten der leiblichen Mutter zum leiblichen Vater erfährt Siria die Realität, dass die Mutter außer dem Vornamen nichts über den Mann weiß. In der Identitätssuche reduziert sich im Erleben der Biographin der leibliche Vater auf die Rolle des Erzeugers. Die Mutter spielt für die Biographin im Akt von Schwangerschaft und Geburt sowie im Identitätsbedarf und Identitätssuche die primäre Rolle.

Im Prozess der aktiven Identitätssuche erfährt die Biographin im Jugendamt, dass sie entgegen den bisherigen Informationen (eines älteren Halbbruders) eine ältere, auch adoptierte Halbschwester hat. Im Gegensatz zum Thema „leibliche Mutter“ entscheidet sich Siria sofort und euphorisch, mit dieser in Kontakt zu treten. Ausgehend von dem offenen Brief der Biographin entwickelt sich eine briefliche und telefonische Kommunikation, von der die Biographin völlig überwältigt und sehr erfreut ist. Siria fühlt sich bereits vor dem Kennenlernen mit ihrer älteren Halb-

schwester auch auf Grund des ähnlichen Lebensweges (Kinderheim, Adoption) „schicksals-verwandt“. Nach dem „Fließen der Fernkommunikation“ erlebt die Biographin in der ersten Direktbegegnung mit der Halbschwester auch Fremdheit und einen notwendigen Prozess des Kennenlernens. Die vorherige, gute „Fern-Kommunikation“ muss in der Direktbegegnung neu aufgebaut werden.

Siria vergleicht die Adoptivfamilie und den Lebensverlauf ihrer Halbschwester mit ihrer sozialen Familie, ihrem Lebensweg und dem aktuellen Ursprungswissen. Der Lebensfaden leibliche Mutter verschmilzt in der Identitätssuche mit dem Lebensfaden Adoptivfamilie zu der Erlebens-Aufschichtung und Erkenntnis: Ich hätte mich bei meiner leiblichen Mutter nicht so entwickeln können und es wäre auch nicht so schön gewesen. Siria resümiert auf die Frage ihrer schönsten Lebenssituationen deshalb nicht einzelne Ereignisse sondern das „Gesamt-Er-Leben“ Adoption in der Adoptivfamilie als ihre Chance des Lebens.

7.6.4 Feinanalyse Siria Schwalbe

Für die Feinanalyse verwende ich mehrere Textstellen und nicht die Abfolge einzelner Sequenzen von wenigen Textstellen. Beides ist als Methode möglich. Durch die Verwendung einer größeren Anzahl von Textstellen können bestimmte Themen (und deren Zusammenhang an verschiedenen Stellen des Interviews) verdeutlicht werden.

7.6.4.1 Detextualisierung und Hypothesen

Textstelle 1

O. K., also ich bin mit, ähm einem Jahr, zu meinen Eltern, gekommen ... vorher hab ich halt im Kinderheim gelebt (1/16 bis 1/17)

- 1.1 Aufnahme in Adoptivfamilie erfolgt mit Lebensalter ein Jahr
- 1.2 mit Bezug auf Bindungstheorie gab es Bindungsversuche / Bindungsorientierungen zu den wechselnden Erzieherinnen
- 1.3 mit Bezug auf Schichtdienst, viele Kinder etc. können dies nur „lose Bindungen“ gewesen sein, also tatsächlicher Bindungsbedarf des Kindes
- 1.4 Wechsel von Kinderheim in Familie erste Erleben familialer Strukturen und tatsächlich, durchgängig verfügbarer erwachsener Bezugspersonen
- 1.5 Bindungsaufbau zu (neuen) sozialen Eltern erfolgt ab diesem Zeitpunkt

Textstelle 2

ich bekam, ja (2) beim Spielen gesagt von irgendwelchen anderen Gleichaltrigen, dass ich adoptiert bin (1/19 bis 1/20)

- 2.1 Fremdoffenbarung mit ca. 3 bis 5 Jahren
- 2.2 Fremdoffenbarung Schockerlebnis – sofort zu Adoptiveltern und gefragt

- 2.3 Fremdoffenbarung nicht so dramatisch, da es schon ein „Wissen / Ahnen“ gibt
- 2.4 späteres Fragen der Adoptiveltern
- 2.5 völlige Verdrängung, Adoptiveltern gar nicht fragen

Textstelle 3

ich hab dann darauf hin meine Mutter gefragt, und die ham mir das dann auch gleich halt erzählt, nichts verheimlicht (1/21 bis 1/22)

- 3.1 **nicht 2.5**, offen, ob 2.. oder 2.3
- 3.2 Mutter gefragt = Mutter ist für diese Frage „Hauptbezugsperson“
- 3.3 die haben mir ... = Antworten von beiden Eltern, gemeinsame Kommunikation, Erzählung der Adoptiveltern
- 3.4 Bestätigung der Adoption – aber offen WAS inhaltlich erzählt wurde
- 3.5 nichts verheimlicht = das Gesagte scheint die Drei- bis Fünfjährige zu befriedigen

Textstelle 4

irgendwann so, mit zwölf oder so, begann dann halt die Fragen, nach der Mutter oder so (1/22 bis 1/23)

- 4.1 Detailwissen und die Fragen nach der Mutter nehmen im Lebensalter ab 12 Jahren zu
- 4.2 offen, ob es diese oder ähnliche Fragen für die Biographin schon vorher gab
 - 4.2.1 und diese nicht gestellt wurden (innere Verdrängung)
 - 4.2.2 nicht gestellt werden durften (Tabuisierung)
- 4.3 Antworten erhalten
- 4.4 keine Antworten erhalten, Tabuverstärkung
- 4.5 Fragen nehmen später eine andere Qualität an mit Orientierung auf die WARUM-Fragen

Textstelle 5

ja und dann bekam ich halt gesagt, dass ich dann mit sechzehn, auf die Suche gehen kann 1/27 bis 1/28)

- 5.1 die Punkte 4.1. bis 4.5. offen
- 5.2 die Orientierung der Adoptiveltern auf sechzehn ergibt sich aus
 - 5.2.1 Personenstandsgesetz – Recht auf Auskunft (§ 61 PstG)
 - 5.2.2 Nichtwissen der Adoptiveltern und Hinausschieben der Beantwortung der Fragen auf die Institution Jugendamt
- 5.3 das „Beantworten“ ist für Adoptiveltern emotional zu schwierig – Hinausschieben als Hoffnung, dass dann später nötige, kognitive Reife und Verständnis entsteht
- 5.4 selbständige Suche mit sechzehn mit verbaler Zustimmung
- 5.5 Prozess der Suche beginnt mit gemeinsamen Termin von Adoptiveltern und Adoptierter im Jugendamt

- 5.6 zwischen Adoptiveltern und Tochter beginnt ein intensiver Austausch über die Fortschritte, Erfolge, Misserfolge im Such-Prozess
- 5.7 es wiederholt sich die „Nichtkommunikation“ über die emotionalen Themen Adoption jetzt fortsetzend im Prozess der Ursprungssuche
- 5.8 die Adoptierte geht nicht mit sechzehn auf Suche

Textstelle 6

gabs irgendwie keine richtige Antwort, wo ich hätte sagen können, o. k. das nehm ich jetzt so an oder so (4/5 bis 4/7)

- 6.1 die Adoptiveltern können die Fragen der Adoptierten nicht beantworten
- 6.2 die Adoptiveltern wollen die Fragen der Adoptierten nicht beantworten, weil sie Angst haben, dass diese Sira nicht verkräftet
- 6.3 die wenigen Informationen lösen eher Phantasien aus, als Antwort auf die WARUM-Fragen zu geben
- 6.4 die Adoptierte hat aber die Fragen und den starken Bedarf, mit dem „Warum“ den Ausgangspunkt und Zusammenhang ihres Lebensweges und ihrer „doppelten Identität“ zu verstehen

Wdh. 5.2.2; 5.3

Textstelle 7

ging dann mit meiner Mutter zu meinem Adoptionsvermittler und ähm, lies mir, alles genauestens erzählen (1/29 bis 1/30)

- 7.1 **nicht 5.4; nicht 5.8**
- 7.2 **Bestätigung 5.5** (zumindest ein Adoptivelternteil)
- 7.3 Adoptivmutter bei Adoptionsoffenbarung, Identitätssuche die „wichtigere“ Bezugsperson
- 7.4 Adoptierte ist mit „angestauten“ unbeantworteten Fragen „überevull“ und interessiert sich für „alles“ und zwar „genauestens“
- 7.5 Adoptierte möchte Klarheit zu der WARUM-Frage und Zusammenhänge erkennen, nachvollziehen
- 7.6 tief verletzt als „weggegebenes Kind“ und schockiert über die Akten-Aussagen zu desolaten und ggf. Kindeswohl gefährdenden Lebenswandel der leiblichen Mutter, totale Ursprungsablehnung
- 7.7 mit so etwas gerechnet, nicht schockiert, keine grundsätzliche Ablehnungshaltung gegenüber leibliche Mutter
- 7.8 endlich Antworten auf die drängenden Fragen und Zusammenhänge herstellen, erstes „Verständnis“ für damalige Lebenssituation der leiblichen Mutter entwickelt
- 7.9 Gespräch mit Adoptionsvermittler und Akteneinsicht erster Baustein der Identitätssuche
- 7.10 Adoptierte nimmt Kontakt mit der leiblichen Mutter auf

Wdh. 3.2

Wdh. 4.1; 4.5, 6.4

Textstelle 8

und dann begann ich halt, einen Brief zu schreiben und bin mit ihr dadurch, in Kontakt gekommen (1/34 bis 1/36)

- 8.1 **nicht 7.6**
- 8.2 **Bestätigung 7.7 bis 7.10**
- 8.3 „vorsichtige“ Kontaktaufnahme als nächster Schritt
- 8.4 die „Warum-Fragen“ stellt die Biographin der leiblichen Mutter im Brief
- 8.5 als „Folie“ für ihre Bewertung, Einschätzung der Antworten hat sie das Akten-Wissen
- 8.6 in Kontakt gekommen – heißt, der Weg der direkten Kommunikation hat begonnen, das Ziel ist aber noch nicht klar

Textstelle 9

was, mit meiner Mutter, genau los war, ähm, wie sie gelebt hat, und, auch wie ihre Kindheit, vielleicht war, einfach, um das, vielleicht nen bisschen nachvollziehen zu können (5/23 bis 5/25)

- 9.1 das sind die schon immer drängenden Fragen **Wdh. 4.5; 6.4; 7.4; 7.5; 7.9**
- 9.2 diese Fragen führen zum „Warum - hat sie mich zur Adoption freigegeben?“
- 9.3 diese Fragen stellt Siria ihrer leiblichen Mutter im Brief **Wdh. 8.4**

Textstelle 10

und es war immer schön wenn sie dann geschrieben hat und irgendwie ... die, Fragen beantworten konnte, also es in mir so ein Stückchen aufgefüllt, von mir, ein Stück Stein kam dazu (10/17 bis 10/20)

- 10.1 für Identitätsentwicklung sind die Antworten der Mutter sehr bedeutsam **Fortsetzung von 7.9**
- 10.2 **Bestätigung 6.4; 8.4; 9.1 bis 9.3**
- 10.3 jetzt werden Fragen ergänzend und aus dem Blickwinkel der leiblichen Mutter beantwortet **Wdh. 7.8; 8.5**

Textstelle 11

dass der Gedanke immer bei mir war, dass ich meine Adoptivmutter vielleicht verletzte, wenn ich den Kontakt zu meiner leiblichen Mutter aufsuche (12/22 bis 12/24)

- 11.1 tatsächlich fehlende Erlaubnis trotz Begleitung **Widerspruch zu 7.3**
- 11.2 keine offene Kommunikation über aktuelle Gefühle, Befürchtungen, Ängste zwischen sozialer Bindungs-Adoptivmutter und adoptierter Tochter
- 11.3 dadurch Ambivalenz der Gefühle: Bindungsmutter nicht verletzen wollen und große Neugierde, Drang nach Ursprungswissen und Erklärung für die Lebenszusammenhänge
- 11.4 auch „schlechtes Gewissen“

Textstelle 12

das ist eher selten, dass wir darüber sprechen

- 12.1 **Bestätigung 5.7; 11.2**
- 12.2 das „Adoptions-Aufklärungsgespräch“ bzw. „Adoptions-Bestätigungsgespräch“ nach der Fremdoffenbarung war „einmalig“ und es folgte keine fortlaufende, die Lebensalterstufen begleitende Kommunikation
- 12.3 das Adoptionsthema wird innerfamiliär tabuisiert
- 12.4 als „Fortführungs- und Wiederholungsmodell“ reduziert sich die Kommunikation zwischen Adoptivmutter und Adoptivkind auf ein Minimum, also wiederholte Tabuisierung (jetzt der Identitätsthemen und der begleitenden Befürchtungen, Emotionen der Akteure)
- 12.5 dadurch „wachsen“ erneut Phantasien, Befürchtungen, Doppelbotschaften

7.6.4.2 Zusammenfassung Feinanalyse Siria Schwalbe

Die Biographin wechselt im Lebensalter von vierzehn Monaten vom Säuglingsheim in die Adoptivfamilie. Die Bindungstheorie orientiert auf den sechsten Lebensmonat aufwärts als bindungsrelevantes Alter. Somit wird die Biographin auch schon im Kinderheim (Aufnahme ab dem dritten bis zum vierzehnten Lebensmonat) Bindungen „gesucht“ und den Wechsel der Erzieherinnen im Schichtdienst erlebt haben. Dadurch konnte Siria im Kinderheim keine tiefen Bindungen jedoch Bindungsansätze zu bestimmten Bezugspersonen eingehen. Die Aufnahme in die Adoptivfamilie wird als Prozess gestaltet und stellt einerseits einen Bindungsverlust und andererseits einen qualitativen Bindungsgewinn durch die jetzt ständig verfügbaren (Adoptiv-) Eltern dar.

Die Adoptionsoffenbarung erfolgt durch die Äußerungen eines Nachbarjungen beim Spielen. Somit erfährt Siria eine „klassische Fremdoffenbarung“. Siria sucht danach das Gespräch mit den Adoptiveltern und erhält als Antwort die „offizielle Bestätigung“ Adoption durch die Adoptiveltern. Die entstandenen Bindungen zwischen Siria und den sozialen Eltern sind inzwischen stabil und von Bestand. Die Fremdoffenbarung löst keinen Schock bei der Adoptierten aus. Die Äußerung der Biographin, dass im Gespräch mit den Adoptiveltern am Abend nach der Fremdoffenbarung nichts verheimlicht wurde, kann als Hinweis gelten, dass die Informationen der Adoptiveltern damals erst einmal ausreichten (vermutete Lebensalter drei bis fünf Jahre). Es scheint jedoch auch so, dass es keine wiederkehrende, fortführende innerfamiliäre Kommunikation zum Thema Adoption gab.

Im Lebensalter ab zwölf Jahren sind die Fragen der Adoptierten nach der Adoption und der leiblichen Mutter deutlicher präsent. In der Pubertät drängen die Fragen „Wo komme ich her?“ und „Wer bin ich?“. Die Adoptiveltern weichen entweder der Fragestellung aus oder haben tatsächlich nur ganz wenige Informationen, die die Bedürfnisse der Pubertierenden diesmal nicht befriedigen. In dem Mangel und der Not der fehlenden Informationen (oder in dem Ausweichverhalten) verweisen die Adoptiveltern Siria auf die Möglichkeit der aktiven Suche mit sechzehn Jahren. Bei der Adoptierten bleiben die offenen Fragen. Die Phantasien füllen zeitweilig die „Biographie-Lücken“. Die Adoptierte drängt nach Antworten bezüglich der Lebens-

fragen Geburt, Kinderheim und Adoption. Sie möchte nachvollziehen können, aus welchen Gründen und Zusammenhängen sich ihr Lebensweg so gestaltet. Sie benötigt Antworten, die sie „annehmen“ kann. Die fehlenden Antworten könnten helfen, das adoptionsimmanente Gefühl „weggegeben, nicht gewollt“ im Lebensalter der Pubertät und im Prozess der Identitätsfindung bearbeiten zu können und die Fragen des Warum (Warum wurde ich abgegeben? Warum habt ihr mich aufgenommen?) befriedigend zu beantworten.

Die Adoptierte Siria geht mit sechzehn Jahren in Begleitung ihrer Adoptivmutter zum Adoptionsvermittler, lässt sich die Zusammenhänge erläutern, stellt Fragen und nimmt selbst Akteneinsicht. Die wenigen Informationen der Adoptiveltern aus dem Vorschulalter und der Vorpubertät werden jetzt durch Daten, Berichte, Beschlüsse und juristische Entscheidungen konkret und im Verlauf und im Zusammenhang deutlich. Die Biographin „schöpft“ eigenes Wissen, bildet eine „Lebensfolie“, die leibliche Mutter und die damalige Situation erhalten „Konturen“. Dieser Schritt Adoptionsvermittlungsstelle ist der erste erfolgreiche Baustein der Identitätssuche und die Basis für den weiteren Weg. Als nächsten Schritt im Prozess „Suche nach den Antworten“ schreibt die Adoptierte der leiblichen Mutter und stellt dieser ihre Fragen. Der Brief ist die nächste Stufe im Prozess der Kontaktaufnahme mit der leiblichen Mutter. Für die Biographin sind die Antworten der Mutter jetzt bedeutsame, ergänzende Bausteine für die Auseinandersetzung mit der eigenen „doppelten Identität“ aus den Bestandteilen natürlicher Ursprung und Adoptiveltern.

Es scheint so, dass sich im Lebensverlauf in der Adoptivfamilie für die Biographin etwas wiederholt. Das Aufklärungsgespräch zum Thema Adoption im Vorschulalter (nach der Fremdoffenbarung) ist scheinbar einmalig. Zum Thema Adoption finden zwischen Adoptivmutter und Biographin wenige Gespräche statt. Mit ihren drängenden Fragen wird die Biographin ab dem zwölften Lebensjahr an die Institution Jugendamt verwiesen und auf das Lebensalter sechzehn vertröstet. Der Prozess der Suche beginnt mit dem „gemeinsamen Auftakt“ Adoptivmutter und Adoptierte im Jugendamt. Die Kommunikation zwischen der Biographin und der Adoptivmutter findet danach selten statt. Sowohl Adoptivmutter als auch Adoptierte sprechen ihre Gefühle, Ängste und Befürchtungen erneut nicht an. Die Tabuisierung der Schritte Identitätssuche produziert wie die vorherige Tabuisierung des Themas Adoption Ängste, Befürchtungen, Phantasien und letztlich Distanz zwischen den Akteuren.

7.6.5 Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte Siria Schwalbe

Die Biographin präsentiert als erstes, dass sie im Lebensalter von einem Jahr zu „ihren Eltern“ kommt. Danach benennt Siria die vorangegangene Ereigniskette „Geburt und Kinderheim“. Die Adoptiveltern nehmen also vor den natürlichen Eltern die exponierte Rolle ein und mit ihnen beginnt eigentlich das „Familien-Leben“ der Adoptierten. Ab dem vierzehnten Lebensmonat werden die Adoptiveltern die ersten, durchgängig verfügbaren erwachsenen Bezugspersonen für die Biographin und es entsteht das emotionale Band der lebenslangen Bindungen. Diese Bedeutung der Adoptiveltern wird sowohl in der Präsentation als auch in dem Erleben der Biographin deutlich. Die schmerzhafteste Veränderung zum Thema Adoptiveltern (Schei-

dung) grenzt Siria im Hauptteil des Interviews aus. Erst im Nachfrageteil offenbart die Biographin dann die Trennung der Eltern und ihre damit verbundenen Gefühle. Nach der Trennung hat Siria weiter regelmäßigen Kontakt mit dem (Adoptiv-) Vater. Im Verlaufe der nachfolgenden Jahre erlebt Siria in den Umgangskontakten auch die noch vorhandenen Konflikte der (Adoptiv-) Eltern, die diese in der Kommunikation auf die Ebene der Kinder übertragen.

Unmittelbar nach ihren Adoptiveltern präsentiert die Biographin im Hauptteil des Interviews die „Fremdoffenbarung Adoption“. Die Hypothesen zur Selbstpräsentation verweisen darauf, dass es bereits vor diesem Ereignis Fragen der Biographin zu den Themen „Geburt“, „Aufnahme in die Familie“ und zur „schwarzen Hautfarbe“ gibt. Siria entwickelt vermutlich eine Art „Eigen-Erkenntnis“, nicht in dieser Familie geboren zu sein. Die vorgenannten Themen werden in der Adoptivfamilie mit der Biographin scheinbar nicht „offiziell“ besprochen. Präsumtiv erfolgt die externe Adoptionsoffenbarung mit diskreditierenden Äußerungen zur Nichtleiblichkeit und zur schwarzen Hautfarbe. Die Biographin schildert die Situation der Fremdoffenbarung in der Selbstpräsentation des Hauptteils sachlich und emotionslos, so als ob sie emotional nicht betroffen wäre. Die emotionale Wirkung dieses vermutlich verletzenden Ereignisses und detaillierte Inhalte grenzt die Biographin im gesamten Interview aus. Siria zeigt sich als Kind, das von dieser „externen Offenbarung Adoption“ nicht überrascht wird. Auch im Nachfrageteil weicht die Biographin anfänglich den Fragen bezüglich der Inhalte und des damaligen Erlebens der Fremdoffenbarung aus. Gerade dieses Verhalten verweist hypothetisch auf eine Verletzung. Weiterhin ist auffällig, dass sich die Biographin zum Thema „schwarze Hautfarbe“ in der Selbstpräsentation gar nicht äußert. Vermutete Negativegefühle zur Diskreditierung ihrer schwarzen Hautfarbe hält Siria im ganzen Interview bewusst verborgen. In der Kontrastierung bestätigt sich, dass die Biographin „Negativanteile“ zu den Themen „schwarze Hautfarbe“ und „Fremdoffenbarung“ ausgrenzt oder „kontrolliert“ zurückhält.

Im Nachfrageteil des Interviews erzählt Siria dann auch vom späteren, selbstbewussteren Umgang mit dem Status Adoption und mit ihrer schwarzen Hautfarbe. Im sicheren Kreis der Freundinnen kann die Biographin mit zwölf Jahren über ihre Adoption und über das Thema schwarze Hautfarbe kommunizieren. Die Biographin erlebt durchgängig, dass sie in der Adoptivfamilie gewollt ist, geliebt wird und ein gleichberechtigtes, uneingeschränkt zugehöriges Familienmitglied ist. Somit ist für sie selbst die schwarze (und die von der Familie unterscheidende) Hautfarbe kein Problem. Als Kind erlebt Siria in der Schule auch andere schwarze Kinder, die bei hellhäutigen Eltern leben. Das Thema „familiäre Mehrfarbigkeit“ erhält in der sozialen Umwelt Schule dadurch einen gewissen Grad von Normalität statt ausschließlicher Unterscheidung und Diskreditierung. Als Jugendliche erfährt die Biographin die Zuschreibung einer Ähnlichkeit mit der (Adoptiv-) Mutter. Siria fühlt sich geschmeichelt. Andererseits sind die erkennbaren Unterscheidungsmerkmale so offensichtlich, dass die Biographin sich gleichfalls darüber amüsiert.

Im Hauptteil korrigiert sich die Biographin im Erzählfluss. Vor der Kontaktaufnahme mit der Mutter sucht und trifft sich die Biographin wiederholt mit ihrer älteren, auch adoptierten Halbschwester. Im Gegensatz zum Thema leibliche Mutter zeigt Siria bereits in der Selbstpräsentation sofort, dass sie sich mit der Schwester Sandra „verwandter“ fühlt. Das Thema der schwarzen Hautfarbe „verbindet“ die Biogra-

phin per se mit ihrer ebenfalls adoptierten Halbschwester. Ausgehend von der Abstammung (gemeinsame leibliche Mutter, unterschiedliche Väter, aber beide aus Mosambik) ähneln sich mit Geburt, Kinderheim und anschließender Adoption ihre beiden Lebenswege. Durch diesen ähnlichen Verlauf teilt Siria mit Sandra ein „Schicksal“. Das „Verwandtschafts-Gefühl“ der Abstammung wird durch den sich ähnelnden Lebensverlauf ergänzt. Siria und Sandra verstehen sich in den Telefonaten ausgezeichnet. In der Erstbegegnung erleben beide dagegen eine anfängliche Sprachlosigkeit und Fremdheit. Beide adoptierte Halbgeschwister suchen nach körperlichen oder charakterlichen Ähnlichkeiten, vermeiden das Thema leibliche Mutter in den Direktbegegnungen und vergleichen ihre Schicksalswege Adoption in den jeweiligen Adoptionsfamilien. Siria präsentiert auch die Schwierigkeiten und ihren Bedarf, den begonnenen Kontakt mit Sandra aufrecht zu erhalten. Die Selbstpräsentation „Ich habe eine ältere, auch adoptierte Halbschwester mit der ich mich gut verstehe“ wird im „erlebten Leben“ einerseits facettenreich ausgeschmückt und offenbart auch die „Sprachlosigkeit und Fremdheit“ in der ersten, direkten Begegnung.

Siria berichtet im Hauptteil in Kurzfassung über das von ihr gesuchte Gespräch mit den Adoptiveltern nach der Fremdoffenbarung Adoption durch den Nachbarjungen. Die Biographin präsentiert den Beginn der offiziellen Adoptionskommunikation mit ihren Adoptiveltern und deren eingeschränktes Ursprungswissen. Im Nachfrageteil zeigt sich, dass die wenigen Informationen der Adoptiveltern über die leibliche Mutter im Vorschul- und Schulalter noch ausreichen. Die Adoptiveltern stellen die leibliche Mutter nicht als die „Rabenmutter“ dar, sondern als die Frau mit den „Lebensproblemen“. Parallel dazu erlebt die Adoptierte Siria das „heilsame Willkommen-Sein“ in der (Adoptiv-) Familie. Dadurch entwickelt die Biographin keine vorgeprägt stigmatisierende Ablehnungshaltung und Negativgefühle zur leiblichen Mutter. Dieser Zusammenhang wird in der Kontrastierung deutlich.

Im Nachfrageteil auf mögliche Folgegespräche mit den Adoptiveltern zum Thema Adoption befragt, weicht die Biographin erneut aus. In angefangenen Wortgruppen deutet Siria ihre versteckten Gefühle der Unzufriedenheit über die ausgebliebene Kommunikation an. Im Schulalter sind die Fragen zur leiblichen Mutter weiter vorhanden aber noch nicht so drängend. Die Biographin präsentiert bereits im Hauptteil, dass sie dann als Zwölfjährige einen gesteigerten Frage- und Identitätsbedarf hat. Dabei nehmen die Fragen nach der leiblichen Mutter eine exponierte Stellung ein. Erst im Nachfrageteil erzählt die Biographin über den Verlauf und die Details. Die einzige, aber sehr abstrakte Antwort von den Adoptiveltern zur leiblichen Mutter (Probleme im Leben) reicht jetzt in der Vorpubertät nicht mehr aus. Im Erleben der Biographin ist das keine richtige Antwort, die die Lücken füllt, die Phantasien befriedigt und die gewollten Zusammenhänge erklären könnte. Die Biographin hat im Lebensalter von zwölf Jahren eine gesteigerte Ursprungsneugier und einen hohen Identitätsbedarf. Siria erzählt auf Nachfrage von ihren Gefühlen, ihren Gedanken und von der Ursprungsneugier. Die Biographin möchte ihre gemeinsame, aber auch trennende Vergangenheit mit der leiblichen Mutter nachvollziehen und verstehen können. Dazu benötigt Siria Antworten und Klarheit. Die Adoptierte erlebt in diesem Lebensalter auch Gedanken, Gefühle und Phantasien über die unbekannt, leibliche Mutter. Im Gegensatz zum Hauptteil erzählt die Biographin im zweiten Teil des Interviews ausführlicher zum Thema „leibliche Mutter“.

Auf Grund der fehlenden Informationen über Geburt, den natürlichen Ursprung und die Zeit bis zur Aufnahme in die Adoptivfamilie hat die Biographin in allen Lebensaltersstufen Fragen und erlebt in unterschiedlicher Intensität Trauer bezüglich dieser Wissenslücke. Anstelle der fehlenden Informationen nutzen die Adoptiveltern eine „Willkommengeschichte“. Erst im Nachfrageteil präsentiert die Biographin zögerlich diese Geschichte und weicht weiterem Nachfragen anfänglich aus. Damit deutet sie ihre Gefühlsambivalenz an. Die vom Adoptivvater erzählte Geschichte löst im damaligen Erleben als Kind eine „detaillierte Neugeburt“ mit den Gefühlen des „Willkommen-Seins“ und der totalen Annahme aus. Die „Willkommengeschichte“ des (Adoptiv-) Vaters ist somit das heilsame Pendant zu den wiederkehrenden Negativgefühlen des „abgegebenen, ungewollten Kindes“. Nach der Trennung der Eltern erzählt der Adoptivvater diese „Kennenlern-Geschichte“ auch in seiner neuen Familie und vor „fremden“ Leuten. In diesem Kontext erlebt Siria im Gegensatz zu den vorher, die Geschichte begleitenden, schönen Gefühlen jetzt Widerstand und die „Grenzüberschreitung“ durch den Adoptivvater. In ihrer Interpretation dieser „öffentlichen Darstellung“ durch den Adoptivvater schwankt Siria zwischen „Stolz auf die Tochter“ und „Eigen-Stolz“ des Adoptivvaters auf seine Leistung Adoption. In der Gefühlsambivalenz zwischen Vater-Liebe, Dankbarkeit und Verletzung ihrer „Identitätssphäre“ gelingt es der Biographin nicht, mit dem (Adoptiv-) Vaters über ihren aktuellen Bedarf nach „seiner Zurückhaltung“ zu kommunizieren. Sie befürchtet, dass sie damit den Adoptivvater verletzt. Hier zeigt sich eine weitere Facette der Nichtkommunikation der Adoptionskontextthemen, die ambivalente, unausgesprochene Gefühle und letztlich Distanz erzeugen. Diese „Willkommengeschichte“ ist ausschließlich Bestandteil des „erlebten Lebens“. Es bestätigt sich die bereits vorher benannte Hypothese, dass die Biographin Negativgefühle in der Selbstpräsentation zurückhält.

Die Adoptiveltern setzen für Siria im Schulalter den Ausblick, mit ihr mit sechzehn Jahren zum Jugendamt zu gehen. In der Selbstpräsentation des Hauptteils zeigt sich die Biographin als Jugendliche, die zu diesem vororientierten Zeitpunkt in Begleitung ihrer Adoptivmutter aktiv auf Ursprungssuche geht. Siria präsentiert sich selbst als Adoptierte, für die dieser Ausblick sehr bedeutsam ist und dass sie „geduldig abwarten“ kann. Im Nachfrageteil des Interviews geht die Biographin detaillierter auf den Verlauf und auch auf ihr damaliges Erleben ein. Die Zeit vom zwölften bis zum sechzehnten Lebensjahr mit all den unbeantworteten Fragen erlebt sie dann doch als langen Zeitraum. Im Herannahen und Umsetzen dieser jetzt beginnenden Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit ist die Biographin aufgeregt und angespannt. Siria erlebt ihre Adoptivmutter in der Umsetzung des „Termins Jugendamt“ als verlässlich. Dieser gemeinsame Weg ins Jugendamt könnte auch symbolisch als die Erlaubnis der Identitätssuche gewertet werden. Im zweiten Teil des Interviews (und den nachgefragten Sequenzen) verbalisiert die Biographin den Wandel. Im späteren aktiven Suchprozess löst die Adoptivmutter durch Doppelbotschaften diese Erlaubnis auf und produziert im Erleben der Biographin ein schlechtes Gewissen. Die Nichtkommunikation über Adoption im Vorschul- und Schulalter wird im Identitätsprozess durch die Akteure Adoptivmutter und Adoptierte fortgesetzt. Und zwar in der Form, dass jetzt im erlaubten Suchprozess von beiden Akteuren eine zurückhaltende Kommunikation und Interaktion stattfindet. In den Doppelbotschaften der Adoptivmutter versteckten sich deren Befürchtungen. Anstatt durch Kommunikati-

on über den Verlauf und die begleitenden Gefühle und Befürchtungen klärende Nähe zu schaffen, entsteht jetzt Ausweichen und Distanz. Die Kontrastierung zeigt erneut, dass die Biographin von sich aus keine Negativgefühle präsentiert.

Geburt und Mutter („Ur-Rolle Mutter“) werden gerade wegen des „Nichtwissens“ und der „Nichtkommunikation“ in den vorherigen Lebensaltersstufen jetzt in der Pubertät primär zu den elementaren Themen der Biographin. Die Mutter, die gebärt (natürliche Mutter) und die Mutter, die immer für einen da ist (eigentlich leibliche Mutter, ersatzweise die Adoptiv-Mutter) sind die Themen, die die Biographin beschäftigt. Die Akteninformationen bestätigen die frühen, allgemeinen Aussagen der Adoptiveltern. Das Gespräch im Jugendamt liefert notwendige Details. Die Biographin kann jetzt (die in Selbstpräsentation nur angedeuteten Lebensstationen) „Geburt und Kinderheim“ im Ablauf und in den historischen Zusammenhängen Jugendhilfe und Adoption (in der ehemaligen DDR) nachvollziehen und Dokumente selbst „er-lesen“. Somit erhält die Biographin erste Antworten im Jugendamt und entwickelt „Anfangs-Klarheit“ zu dem Thema leibliche Mutter. Die Bestätigung der negativen biographischen Anteile der Mutter „erschlagen“ die Biographin nicht. Die Adoptionsakte bestätigt die vorherige abstrakte Information, dass die leibliche Mutter tatsächlich ihr eigenes Leben (und schon gar nicht ein Leben mit Kleinkind) meistern konnte. Diese Tatsachen lösen bei der Biographin auch die Gefühle der Freude und Zufriedenheit über ihren eigenen Lebensweg und die Entwicklungschancen in der Adoptivfamilie aus. Die Biographin sucht und findet auch „heilende Details“ in der gemeinsamen Vergangenheit mit ihrer leiblichen Mutter. Die Aktenaussage, dass die Mutter sie nicht gleich zur Adoption freigeben wollte, „schwächt“ die Kindheitsphantasie der Adoptierten, ein „gänzlich ungewolltes Kind“ zu sein, ab. Mit diesem Ausgangspunkt kann die Biographin die nächsten Schritte ihrer Identitätssuche steuern und bewältigen. Im Nachfrageteil und in den Erlebenssequenzen des Interviews werden diese in der Selbstpräsentation angedeuteten Themen deutlich.

In der Selbstpräsentation des Hauptteils benennt die Biographin ihre Entscheidung, dass sie mit der leiblichen Mutter über die gewählte Form des Briefes Kontakt aufnimmt. Im Nachfrageteil erzählt sie über den begonnenen und noch nicht abgeschlossenen Weg der „Selbsterfahrung leibliche Mutter“ und ausführlicher über ihre Gefühlsambivalenzen. Diese reichen von Freude über die Antworten der Mutter bis hin zu Negativassoziationen. Jeder Antwortbrief ist für die Biographin im Erleben ein Stein im Puzzle der Identitätssuche. Durch die Antworten der leiblichen Mutter erfährt Siria weitere Details und den „Blickwinkel“ der leiblichen Mutter. Im Kontext mit dem Aktenwissen vervollständigt sich für die Biographin ein Bild zur leiblichen Mutter und den bisher offenen Lebensstationen „Geburt und Kinderheim“. Die Biographin würdigt als Jugendliche die Leistung der leiblichen Mutter. Dazu gehört für Siria die Leistung Geburt, die Lebenschance Adoption und die Leistung der Antworten auf ihre Fragen. In dieser Phase der aktiven Identitätsauseinandersetzung erlebt die Biographin wiederkehrend ihre Freude über die Verbundenheit mit der Adoptivfamilie und auch Freude darüber, dass die leibliche Mutter scheinbar jetzt „ein Leben mit den nach ihr geborenen Kindern“ bewältigt.

In der Kontrastierung ist auffällig, dass das Thema älterer Bruder (eheliches Kind der Adoptiveltern) im Hauptteil des Interviews ganz ausgegrenzt wird. Im Nachfrageteil „erscheint“ der Bruder nur in der Sequenz der Adoptionsfremdoffenbarung

im Spiel auf dem Hof als indirekter Beteiligter und im Umgang mit dem Adoptivvater nach der Trennung der Eltern. Die Biographin weicht auf Anfragen des Interviewers aus. Der ältere (Adoptiv-) Bruder David und Siria tabuisieren das Thema Adoption und „Nichtleiblichkeit“. Das tatsächliche Verhalten des Bruders in der Fremdoffenbarungssituation und die damit verbundenen Gefühle lässt die Biographin auch auf wiederholtes Nachfragen bewusst aus. Vielfältige Hypothesen sind möglich. Entscheidend ist für die Biographin das präsentierte Gesamt-Erleben: Es gibt für sie in der geschwisterlichen Reihenfolge, dem familialen Erleben und mit Bezug auf den Status (leiblich, nichtleiblich) keine trennenden Konflikte und erlebten Unterschiede.

Der leibliche Vater spielt in der Selbstpräsentation des Hauptteils gar keine und im Nachfrageteil eine, dem Mutterthema nachrangige Rolle. Der leibliche Vater ist und bleibt der eher „exotische“, aber ausschließliche Erzeuger. Mit diesem verbindet die Biographin ihre schwarze Hautfarbe. Sie hatte in der Vergangenheit Phantasien über die Lebensweise des leiblichen Vaters in Mosambik. Das bleiben aber Phantasien der Kindheit und Vorpupertät. Sie entwickelt keine Gefühle der „Geburts-Verbundenheit“ und kein drängendes Suche-Bedürfnis.

Zusammenfassend konstatiere ich, dass die Biographin im Hauptteil des Interviews die Adoption mit den Themen Adoptivfamilie und Adoptionsoffenbarung, leibliche Mutter, Ursprungsneugier und Identitätssuche präsentiert. Die begleitenden Gefühle hält die Biographin – mit Ausnahme des Themas leibliche Schwester - bewusst zurück. In der Selbstpräsentation des Hauptteils und auch am Anfang des Nachfrageteils grenzt die Biographin das Thema schwarze Hautfarbe und ihre Negativgefühle ganz aus. Durch Kommunikation, Tabuisierung oder Verdrängung wirken diese Themen in den verschiedenen Lebensalterstufen und lösen Gefühle und Gefühlsambivalenzen aus. Im zweiten Teil des Interviews geht die Biographin auf Nachfragen auch auf ihr früheres und aktuelles Erleben ein. Auch im Nachfrageteil weicht die Biographin auf bestimmte Lebensereignisse wiederholt aus. Sie erzählt sehr emotional euphorisch von dem Prozess des Kennenlernens der älteren, adoptierten Schwester und emotional-ambivalent vom distanzierten, vorsichtigeren Prozess des Annäherns mit der leiblichen Mutter.

7.6.6 Typenbildung Siria Schwalbe

Siria Schwalbe bildet den Typus „**Adoptierte mit aktiver, gelungener Identitätssuche**“. Dieser Typus ergibt sich aus den verschiedenen Einzelaspekten: Die Biographin wird **im Kleinkindalter und in bewusster Entscheidung als Kind mit schwarzer Hautfarbe in die Adoptivfamilie aufgenommen**. Im „sozialen Familiensystem Adoptivfamilie“ entstehen **tragfähige Bindungen und Beziehungen** und das durchgängige Gefühl der **familialen Zugehörigkeit**. Die „**Fremdoffenbarung Adoption**“ im Vorschulalter **beschädigt nicht die emotionalen Eltern-Kind-Beziehungen**. Es beginnt ein **Prozess der Kommunikation über die Adoptionsthemen** ab dem zwölften Lebensjahr der Adoptierten. Typisch für die Biographie Siria Schwalbe sind die Bestandteile „DDR-Adoption“ und „Nachwende Identitätsprozess“. Die Adoptiveltern sind auf bestimmte Adoptionsthemen (z. B. frühe kindgemäße Adoptionsoffenbarung etc.) entsprechend der DDR-Adoptionsvermittlung

nicht vorbereitet und haben sehr wenige Informationen zur Herkunftsfamilie. Ihr Adoptivkind Siria nehmen die Eheleute Schwalbe im Januar 1990 in ihre Familie auf. In den Folgejahren nimmt die Adoptivmutter an Gruppenveranstaltungen für Adoptiveltern teil und erweitert ihr Wissen. Die Adoptivmutter begleitet die sechzehnjährige Biographin in die Adoptionsvermittlungsstelle.

Nach der Geburt lebt die Biographin erst im Krankenhaus und vom dritten bis vierzehnten Lebensmonat im Kinderheim. In diesem bindungsrelevanten Alter wechseln die verschiedenen Bezugspersonen. Mit der Aufnahme in die Adoptivfamilie erfährt sie erstmalig und durchgängig ihr zugewandte und verfügbare Erwachsene in den beiderseitig besetzten Elternrollen. Zwischen den Adoptiveltern und Siria entstehen tragfähige, emotionale und soziale Bindungen mit den Gefühlen der Sicherheit und Zugehörigkeit. Durch die schwarze Hautfarbe unterscheidet sich Siria von den anderen Familienmitgliedern. Dieses bewusste „Eigenerleben“ hat die Biographin bereits im Vorschulalter. In der (Adoptiv-) Familie werden diese Themen Adoption und „andere Hautfarbe“ noch ausgegrenzt. Erst mit der externen Fremdoffenbarung in einer Spielsituation wird Siria mit dem Adoptionsstatus und der Diskreditierung ihrer schwarzen Hautfarbe konfrontiert (zwischen dritten und sechsten Lebensjahr). Die erlebten Bindungen und das verinnerlichte Zugehörigkeitsgefühl zu der Adoptivfamilie federn diese externe Verletzung ab. Siria sucht aus diesem Erleben die Kommunikation mit den Adoptiveltern und es beginnt die erste offizielle Kommunikation zum Thema Adoption. Für die Entwicklungsaltersstufen Vorschulalter und Schulzeit reichen diese Antworten der (Adoptiv-) Eltern aus. Eine häufig erzählte „Willkommensgeschichte“ heilt das Gefühl des „ungewollten Kindes“. In der Vorpubertät drängen dann die Detailfragen zum Ursprung und der damaligen Lebenssituation der leiblichen Mutter. Die Adoptiveltern setzen den Ausblick, dass Siria mit sechzehn Jahren zum Jugendamt gehen kann. Mit der Begleitung durch die Adoptivmutter beginnt die aktive Auseinandersetzung der Biographin mit ihren Identitätsthemen. Nach der Akteneinsicht möchte Siria zuerst ihre ältere, auch adoptierte Halbschwester kennen lernen. Anschließend nähert sie sich bewusst langsamer dem Thema leibliche Mutter. Sie schreibt den ersten Brief. Im Kontext mit den Aussagen der Adoptiveltern, dem Aktenwissen und den Antworten aus den Briefen der leiblichen Mutter kann die Biographin ihre Identitätslücke weitestgehend füllen. Im Interview reflektiert die Biographin das damalige und gegenwärtige Erleben Adoption als die Chance ihres Lebens.

8. Auswertung und Erkenntnisse

Betrachte ich die analysierten Biographien in der temporalen Abfolge der Geburtsdaten und im Kontext mit der theoretischen Darstellung der historischen Entwicklung der Adoptionsvermittlung in der „alten Bundesrepublik“ und mit der in der ehemaligen DDR, ist Folgendes erkennbar. Bis 1965 galt in der ehemaligen DDR noch das Bürgerliche Gesetzbuch. Das heißt, der Verfahrensweg der notariellen Einwilligung und das Vertragsprinzip in der Adoption u. a. stimmten mit den Rahmenbedingungen der „alten Bundesrepublik“ noch überein bzw. waren im „Umbruch“ (Biographie „Petra“, 1964 bereits Einwilligung der Mutter im Referat Jugendhilfe). Auch die Ausrichtung und Zielstellung der Adoption, kinderlosen Paaren im Rahmen der „klassischen Inkognitoadoption“ ein Kind zu vermitteln und das Kind dadurch als „eheliches Kind“ im Status, in der wirtschaftlichen Absicherung und der beständigen neuen Eltern-Kind-Beziehung „besser zu stellen“, können als vergleichbare Übereinstimmungen konstatiert werden. Die Strukturen der Jugendhilfe und die personelle Besetzung und später die Qualifikation der Akteure in der Jugendhilfe unterschieden sich jedoch grundlegend. Das heißt, in der „alten Bundesrepublik“ wurde an den Strukturen und Erfahrungen des Jugendamtes aus der Weimarer Republik angeknüpft und erweiternd die amerikanische Adoptionsvermittlung und die Grundzüge der Vorbereitung und Begleitung der Adoptionsverfahren übernommen. Die Akteure der Nachkriegsjahre in der ehemaligen DDR wollten einen „neuen Weg“, strukturierten die Jugendhilfe und Heimerziehung in eine nach sowjetischem Vorbild vorgegebenen Verwaltungsrahmen (Ressort Volksbildung) und fokussierten entsprechend der sowjetischen Pädagogik auf die Kollektiv- und auf die gesellschaftspolitische Erziehung. Aus diesen unterschiedlichen Ansätzen der Nachkriegsjahre des zweiten Weltkrieges trennten sich die Rahmenbedingungen und die Qualität der Arbeit.

In der ehemaligen Bundesrepublik standen den Sozialpädagogen und Sozialarbeitern im Studium und Weiterbildung das pluralistische Wissen aus Soziologie, Psychologie und Pädagogik sowie die empirischen Erkenntnisse der Adoptionsforschung zur Verfügung. Die DDR betrieb weder Adoptionsstatistik noch Empirie. Die Akteure der Jugendhilfe kamen aus pädagogischen oder artfremden Berufen. Das postgraduale Studium der Jugendfürsorger an dem einzigen Institut für Jugendhilfe war stark limitiert und auf die russische Pädagogik, Psychologie und das „neue DDR-Recht“ ausgerichtet. Erkenntnisse aus der westlichen Welt standen nicht zur Verfügung. Die Akteure der jeweiligen Gesellschaftsform verinnerlichten auch mehr oder weniger die tradierten und aktuellen Werte und politischen Positionen der Gesellschaft und repräsentierten diese in der praktischen Arbeit. Daneben wirkten die individuellen Werte und Haltungen der hauptamtlichen Akteure. All das hatte Einfluss auf die Interaktion zwischen Adoptionsvermittler und Annehmenden und Adoptionsvermittler und abgebenden Eltern.

Die gesamte Jugendhilfe und Heimerziehung erhielt in der DDR eine Nebenrolle und darin eingebettet explizit die Adoptionsvermittlung eine familienpolitische Randstellung. Es gab letztlich keine inhaltliche Weiterentwicklung, sondern einen „Stillstand“, der in dem Rechtsrahmen des Familiengesetzbuches der DDR und der

Jugendhilfeverordnung (JHVO) eingegliedert wurde. Durch die Abschottung der DDR gegenüber allen Erkenntnissen aus dem westlichen Ausland stagnierte die Adoptionsvermittlung auf dem Stand der Adoptionsvermittlung in Deutschland von 1900 bis 1945. Das Gesetz über die Vermittlung der Annahme an Kindes Statt vom 19.04.1939 sowie die entsprechenden Verordnungen der Folgejahre 1940 und 1941 schalteten die freien Träger völlig aus und ließen die NS-Wohlfahrt an ihre Stelle treten. Die Ausschaltung der Pluralität in der Jugendhilfe (inklusive in der Adoptionsvermittlung) scheint für Diktaturen symptomatisch zu sein. Die Aktivitäten der freien Träger in den sowjetischen Besatzungszonen nach 1945 waren nicht gewollt und wurden mit der Gründung der DDR ebenfalls zurückgedrängt.

Die Bundesrepublik Deutschland setzte dagegen Ende der 1960er Jahre schrittweise und konsequent durch das Adoptionsvermittlungsgesetz von 1976 die Mindeststandards internationaler Adoptionsvermittlung in nationales Recht und Praxis um. Die Adoptionsvermittlung wurde grundsätzlich neu strukturiert und in der Bundesrepublik Deutschland eine Aufgabe der Jugendhilfe. In den Adoptionsfachstellen wurde das Fachkräfteprinzip mit spezialisiertem Personal eingeführt. Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter bezog gesellschaftliche und rechtliche Veränderungen sowie die neuen Erkenntnisse von Psychologie, Soziologie und Pädagogik in ihre Empfehlungen für die Adoptionsvermittlung mit ein. Die Kritik an das Adoptionsrecht des BGB in der alten Bundesrepublik bis in den 1970er Jahren richtete sich an die verfahrenstechnische Reduktion des Ablaufs auf die Annehmenden und gegen die Ausblendung der leiblichen Mütter. Die DDR-Adoptionsvermittlung und die Gesellschaft würdigten und werteten die Adoptiveltern und blendeten ebenfalls die leiblichen Eltern insofern aus, dass Informationen über diese minimiert und von den Annehmenden häufig tabuisiert wurden. In beiden Gesellschaftsordnungen wichen die Kinderlosigkeit und die Adoption von dem tradierten „Normalitätsbild Familie“ ab. Daraus entwickelte sich das innerfamiliäre Tabuthema Adoption mit gleichzeitiger externer Stigmatisierung (siehe explizit Biographie „Petra“). Dies zeigt sich in allen „gelebten Leben“ (biographische Daten und Verlauf), im „erzählten Leben“ (Selbstdarstellung) und im „erlebten Leben“ der analysierten Fallrekonstruktionen. Im gleichen Kontext sind die Ängste der abgebenden Mütter, deren Rückzugsverhalten sowie die Rudimente der historischen und gesellschaftlichen Wertung ihrer „Negativ-Rolle“ erkennbar.

Die Adoptionsvermittlung oblag in der DDR in der Regel dem Leiter des Referates Jugendhilfe. Somit bestand kein Fachkräfte- sondern das Leitungsprinzip. Dieser antike Ansatz der „Besserstellung des Kindes durch Adoption“ aus den Anfangsjahren des BGB und der ideologisch eingefärbten Ausrichtung des Erziehungspostulats zur sozialistischen Persönlichkeit im Familiengesetzbuch der DDR hatte ausschließlich die Inkognitoadoption zum Ziel. Inhaltlich und in der Gesamtzeit des Bestehens der DDR war eine Beteiligung der abgebenden Eltern gar nicht vorgesehen. Ohne Empirie, ohne Erweiterung von pluralistischen Erkenntnissen aus den Sozialwissenschaften fand keine Entwicklung der DDR-Adoption statt und eine begleitete Suche des Adoptierten war weder strukturell noch inhaltlich geplant. Das hatte zur Folge, dass in den Adoptionen der Biographien „Petra“ (Geburtsjahr 1962), „Matthias“ (Geburtsjahr 1973) und „Frank“ (Geburtsjahr 1976) die Themen Adoptionsoffenbarung und mögliche Identitäts-Neugier des Adoptierten mit den Adoptiveltern durch das Referat Jugendhilfe aus „Unwissenheit“ nicht thematisiert

wurden. So kam es in der Biographie „Petra“ zur schmerzhaften Fremdoffenbarung, Tabusetzung und tiefen Verinnerlichung des Adoptionstabus sowie zu der späten, heimlichen Identitätssuche als siebenunddreißigjährige Frau mit Schuldgefühlen und neuen Tabusetzungen. Dieser „Typus Petra“ repräsentiert Generationen von DDR-Adoptionen bis in die 1980er Jahre. In der Biographie „Matthias“ findet zwar eine durch „negatives Vorerleben“ der Adoptiveltern motivierte Statusoffenbarung in der Schulzeit durch diese statt. Die Themen „Kinderlosigkeit“, „Ersatz-Adoptivkind“ und „leibliche Eltern“ erarbeitet der Leiter des Referates Jugendhilfe entsprechend der „eingeschränkten Arbeitsweise“ nicht mit den Adoptivelternbewerbern im Vorfeld der Vermittlung. Das hatte dann Auswirkungen auf den Adoptionsverlauf. Die Biographien „Petra“, „Matthias“ und „Frank“ offenbaren das Manko der fehlenden fachlichen Vorbereitung, Begleitung und Reflexion der Adoptivfamilien. Die Adoptierten „Petra“ und „Matthias“ benötigen den unterstützenden Rahmen der Partnerschaft, um sich ihren Identitätsthemen überhaupt zuwenden zu können. In der Biographie „Frank“ bewahren die Adoptiveltern den Status „normale Familie“ und das Adoptionstabu bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahr des Biographen und reagieren mit Verlustängsten auf die externe Sucheanfrage der Halbschwester. Ohne diese Anfrage durch das Jugendamt hätten die Adoptiveltern das Adoptionsgeheimnis weiter vor ihrem Sohn bewahrt. Auch das ist ein Typus, der unabhängig von den Gesellschaftsformen „Deutschland West“ und „Deutschland Ost“ sowohl in der Adoptionsliteratur, in der Alltagswelt vieler Adoptivfamilien und auch noch in der gegenwärtigen Adoptionspraxis vorzufinden ist. Ein klassisches Beispiel dafür: Das Adoptionstabu wird bewahrt. Mit der Eheschließung und der Notwendigkeit der Legitimation der Abstammung durch das Geburtenbuch kommt mit dem völlig unerwarteten Eintrag der Personenstandsänderung „Adoption“ neben der Freude auf das Ereignis Familiengründung der Schock der amtlich ausgestellten Statusoffenbarung mit allen Fragen, Emotionen und Themen abrupt in das aktuelle Leben.

Eine gegenteilige Tendenz und Veränderung im Verlauf ist in den drei anderen Biographien erkennbar. Das sind Biographieverläufe der „Vor- und Nachwendezeit.“ Die Adoptiveltern kommunizieren nach Thematisierung mit der Adoptionsvermittlungsstelle die Adoptionsthemen und Identitätsbedarfe der Adoptierten wiederkehrend in den aufbauenden Entwicklungsaltersstufen und in der Pubertät. Die Biographen „Benjamin“ und „Siria“ gehen nach der Auseinandersetzung mit und durch Anregung ihrer Adoptiveltern auf die Adoptionsvermittlungsstelle zu und begeben sich aktiv in einem begleiteten und reflektierten Prozess der Ursprungssuche. Der Biograph „Rico“ entscheidet sich durch Motivation und Unterstützung seiner Adoptiv-Schwester für die spontane, unbegleitete Suche. In allen sechs strukturalen Biographieanalysen zeigen sich u. a. die erhöhten Identitätsbedarfe der Adoptierten in der Pubertät und Adoleszenz. Die Biographieverläufe widerspiegeln u. a. die Notwendigkeit der Vorbereitung der Adoptiveltern und die Vorteile der Begleitung der Adoptivfamilien durch die Adoptionsfachkraft für die Bewältigung dieser zusätzlichen Entwicklungsaufgabe. Mit anderen Worten und aus einem anderen Blickwinkel: Das Fachkräfteprinzip in der Adoptionsvermittlung, eine fachlich fundierte Vorbereitung der Adoptiveltern, „wieder-herholende“ thematische Angebote für Adoptivelterngruppen und Gruppen jugendlicher und erwachsener Adoptierter sowie die fachlich begleitete und reflektierte Identitätssuche sollten nicht nur notwen-

dige und erforderliche sowie gesetzlich verankerte Standards sein, sondern tatsächlich durch die Adoptionsfachkräfte in der Adoptionspraxis organisiert und angeboten werden.

Die Zunahme der Adoptionen zur Mitte der 1970er Jahre in der „alten“ Bundesrepublik wird auch in Zusammenhang mit der wachsenden Heimkritik und der daraus resultierenden Orientierung der familiären Unterbringung angesehen. Auch diese Tendenz gab es in der ehemaligen DDR. Die Heimerziehung war aus ökonomischen Zwängen in großen Gruppenstärken organisiert. Es gab keine alternativen Unterbringungsmöglichkeiten. Die Praxis reflektierte in den 1980er Jahren die Erkenntnis, dass für „faktisch familiengelöste Kinder“ (vergessene Heimkinder ohne Rückkehroption) das Kinderheim mit den strukturalen Gegebenheiten auch Problemstellungen „produzierte“. Im Verlaufe der Entwicklung der DDR bis Ende der 1980er Jahre strebten die Akteure der Jugendhilfe und Heimerziehung zunehmend die alternative Familienerziehung Adoption für diese Kinder an (siehe Biographien „Benjamin“, „Rico“, „Siria“). In der Biographie „Rico“ widerspiegeln sich die „Zeitererscheinung“ der „zurückgelassenen Kinder“ nach der Grenzöffnung 1989, die Unsicherheiten des „alten Referates Jugendhilfe“ im Zeitfenster der unmittelbaren Nachwendezeit, die rechtlichen Übergangsregelungen und die „Schwierigkeiten“ der neuen Gesetzgebung als Folge des Einigungsvertrages von 1990.

Betrachte ich die Kombination der Gründe der Adoptionsfreigabe der leiblichen Eltern und deren soziale Problemlagen, widerspiegeln sich in den analysierten Biographien auch die „DDR-spezifischen“ Rahmenbedingungen (z. B. die der anhaltenden Wohnungsnot in den Biographien „Benjamin“ und „Siria“), die funktionierende Unterstützung der leiblichen Mütter durch die Mütterberatung des Gesundheitswesens und die Zusammenarbeit dieser Fürsorger mit dem Referat Jugendhilfe bei Kindeswohlgefährdung (Biographien „Rico“, „Siria“), die Fortsetzung von Problemfeldern über mindestens zwei Generationen und auf mehrere Geschwister bezogen (Biographien „Rico“, „Siria“), die strukturellen Grenzen der DDR-Heimerziehung (Säuglings-, Vorschul-, Schulheim etc. mit automatisiertem Wechsel beim Erreichen einer Altersstufe) und die sich daraus ergebenden Gefahren der institutionalisierten Bindungsverletzungen (Biographie „Rico“), die „politische“ Einordnung und die Ohnmacht gegenüber sozial abweichender Lebenshaltungen und Suchtkrankheiten (Biographie „Siria“) und die einseitigen Hilfsangebote und die dem gegenüberstehende, regressive Gesetzgebung (z. B. in der Biographie „Siria“ die Bereitstellung und Zuweisung von Arbeitsplätzen und bei wiederholter Arbeitsbummelei, Alkoholismus und der Nichtannahme der Hilfe durch die gesellschaftlichen Kräfte Registrierung als „kriminell gefährdete Bürger“, Verwarnungen und Haftstrafen etc.).

Vergleiche ich die in der Adoptionsliteratur aufgeführten Gründe der Trennung der leiblichen Eltern vom Kind (siehe Gliederungspunkt 2.3 dieser Arbeit), sowie Napp-Peters (1978), Bechinger/Gerber (1993), Wiemann (1993), Swientek (1993), Paulitz (1997), Hoksbergen/Paulitz/Bach/Marx (2000)) mit den analysierten Biographien, so sind darüber hinaus übereinstimmende und somit als „universal“ und unabhängig von der Gesellschaftsordnung zu bezeichnende Gründe der Adoptionsfreigabe erkennbar. Übereinstimmungen der Adoptionsfreigabe „Deutschland West“ und „Deutschland Ost“ ergeben sich aus der ungewollten Schwangerschaft und durch das Verlassen-Werden durch den Vater des Kindes (Biographien „Petra“,

„Frank“, „Benjamin“, „Siria“), die bewusste Entscheidung für das Leben des Kindes statt der Möglichkeit Schwangerschaftsabbruch (Biographie „Matthias“), Konflikte der abgebenden Eltern während der Schwangerschaft und unmittelbar danach mit ihren Eltern (Biographien „Matthias“, „Benjamin“) und generative Wiederholung Adoption (Biographie Benjamin), Sorgerechtsentzug wegen Vernachlässigung und Kindeswohlgefährdung (Biographie „Siria“) und Ersetzungsverfahren wegen Gleichgültigkeit (Biographie „Rico“). Eine weitere Übereinstimmung ist darin erkennbar, dass in der Adoptionsvermittlungspraxis die handelnden Akteure in beiden Gesellschaftsformen Druck auf die abgebenden Eltern ausübten (vergleiche Gliederungspunkt 1.2 dieser Arbeit sowie die Aussagen von Kühl (1989), Hoffmann-Riem (1989) und Bechinger/Gerber (1993) mit den Biographien „Petra“ und „Siria“). Ebertz (1987) resümiert, dass in ihren analysierten Interviews bei allen befragten Adoptierten die Adoptiveltern als bedeutungsvollste Gesprächspartner dominieren. Bei den Biographen „Petra“ und „Matthias“ trifft dies ebenfalls zu. Die von mir analysierten Biographien „Benjamin“, „Rico“, „Siria“ sind Adoptierte der „neueren Generation“ der Geburtsjahre 1985 bis 1988. Auch bei diesen Biographen sind die Adoptiveltern die von den Adoptierten gesuchten Kommunikationspartner. Darüber hinaus „erprobt“ der Biograph „Benjamin“ seine Frustrationsentladung gegenüber der unbekanntem, leiblichen Mutter in der Peer-Gruppe, bevor er sich anschließend explizit mit dieser ablehnenden Haltung mit seinem Adoptivvater reibt. Der Biograph „Rico“ sucht und findet in seiner älteren „Adoptiv-Schwester“ die Hauptkommunikationspartnerin seiner Identitätsthemen und unbegleiteten Suche und „bevorzugt“ diese vor der Adoptivmutter. Die Adoptierte „Siria“ überprüft ebenfalls die Wirkung der externen Adoptionsoffenbarung in der „Freundinnen-Gruppe“. „Siria“ geht zwar mit der Adoptivmutter den ersten Schritt der aktiven Identitätssuche. Die nachfolgende Kommunikation zwischen Adoptierter und Adoptivmutter über den weiteren Prozess der Identitätssuche reduziert sich wegen Doppel-Botschaften der Adoptivmutter und wegen der Vermeidung von Verletzungen auf ein Minimum. Für die Adoptierte „Siria“ erfüllen die gefundene, auch adoptierte Halbschwester, der Adoptionsvermittler und die Gruppe der erwachsenen Adoptierten die Reflexions- und Kommunikationsbedarfe. Auch „Petra“ kann sich in Gesprächen mit dem Adoptionsvermittler und später in der Gruppe der erwachsenen Adoptierten stark entlasten. Die Schlussfolgerung scheint zulässig, dass neben den Adoptiveltern das Erproben in und die Bedeutung der Peer-Gruppe zunimmt. Weiterhin suchen Adoptierte in der gegenüber den Adoptionsthemen sich öffnenden Gesellschaft und im Kontext der professionellen Angebote auch externe, bedeutsame Gesprächspartner oder „Gleichaltrige“ und „Schicksals-Teiler“. Bei Zimbardo/Gerrig (1999, S. 495) und bei (Fischer 2002) ist zu dieser Adoptionsempirie die allgemeine Erkenntnisfolge zu finden. In der Adoleszenz thematisieren Jugendliche sowohl mit Eltern als auch mit Gleichaltrigen ihre Erfahrungen. Die Inhalte werden jedoch nach Themenbereichen unterschieden. Gleichaltrige treten als bedeutsame Kommunikationspartner zunehmend mit Eltern in Konkurrenz. Insbesondere dann, wenn es um Einstellungen und um das Erproben von sozialen Rollen und Verhaltensweisen geht. Für Jugendliche ist es auf jeden Fall wichtig, in ihrer Lebenswelt eindeutig Anhaltspunkte für Unterstützung zu finden. Somit hängt die Entscheidung des Adoptierten für die Auswahl der Interaktionspartner vermutlich davon ab, welche Haltung die Adoptiveltern zu den leiblichen Eltern äußern, vom Grad der Verletzung des Adop-

tierten, der mit seinen Schmerz und seiner Abwertung sich zuerst in der Peer-Gruppe „Luft macht“, abreagiert und dann mit seiner erarbeiteten Position die Haltung der Adoptiveltern zur leiblichen Mutter überprüft und die Adoptiveltern generell konfrontiert, um erneut seine emotionale Zugehörigkeit bestätigt zu bekommen und sich dann in der Werte-Pluralität selbst zu orientieren. Weiterhin ist es für den Adoptierten hilfreich, das Inseldasein des abweichenden Familienmodells zu verlassen und in der Kommunikation mit anderen Adoptierten sich im Allgemeinen und im ebenfalls selbstverständlichen Modell der sozialen Adoptivfamilie selber besser zu erkennen und zu verstehen. „Wer seine Probleme und Störungen als etwas lesen kann, was auch etwas mit „Normalität“ zu tun hat, hat schon wieder mehr Beschreibungs- und Handlungsoptionen.“ (Fischer 2002, S. 81) Daraus begründbar ergeben sich die Vorteile der moderierten „Adoptierten-Gesprächsgruppen“.

Vergleiche ich die von mir durchgeführten strukturalen biographischen Fallrekonstruktionen mit der in dieser Arbeit verwendeten Adoptionsliteratur, bestätigen sich bereits bekannte Erkenntnisse. So stehen nach Wiemann (1993, S. 39) zu Anfang des Adoptions-Lebens zwei Mangel- und zwei Trauerprozesse. Der Mangel der Leiblichkeit und der Mangel an Normalität. Die analysierte Biographie „Matthias“ zeigt beispielhaft, dass die Adoptiveltern (und vor allem die Adoptivmutter) die eigene Kinderlosigkeit vor der Aufnahme des Kindes nicht bearbeitet und somit auch nicht überwunden haben. „Matthias“ entwickelt die Wahrnehmung und erhöhte Sensibilität, ein Kind zweiter Wahl zu sein und spürt fortwährend, dass sich vor allem seine Adoptivmutter ein leibliches Kind wünscht und er diese Erwartungen nicht erfüllen kann. So hat „Matthias“ mit dem Gefühl des Mangels und der eigenen Unzulänglichkeit zu kämpfen, entwickelt Widerstand, zeigt seine Gefühle im auffälligen Verhalten und entflieht in psychosomatische Erkrankungen. Der Schmerz der Trennung von den leiblichen Eltern scheint sich beim Adoptierten noch zu verstärken, wenn dieser erlebt, von seinen geliebten Adoptiveltern nicht bedingungslos angenommen und geliebt zu werden. Der Typus „Matthias“ ist ein Beispiel eines Adoptionsverlaufes mit einem Adoptierten mit psychosomatischer Erkrankung und dafür, dass es kein Adoptionssyndrom per se gibt.

Die von Wiemann (1993) und Oelsner/Lehmkuhl (2005, S. 71f., S. 127) benannten zwei konträren Lebenserfahrungen, abgegeben und aufgenommen worden zu sein, lösen bei Adoptierten weiterhin die Empfindungen der Dankbarkeit (Biographien „Petra“, „Matthias“) und der Kränkung (Biographien „Matthias“, „Frank“, „Benjamin“, „Rico“) aus. „Petra“ entschuldigt ihre Zeugung und Adoptionsfreigabe und hält so die Kränkung der Weggabe vor allem im Gefühl der Liebe und Zugehörigkeit zu ihren Adoptiveltern aus. Die andere Form des „Aushaltens der Weggabe“ besteht in der Wut und pubertären Beschimpfung (Biographien „Benjamin“, „Rico“) und in dem verächtlichen Ignorieren der leiblichen Eltern (Biographie „Frank“). Beide Formen der Dankbarkeit und Kränkung wehren die Gefühle ab, „weggegeben“, nicht geliebt worden oder nicht liebenswert zu sein. Beispielhaft zeigt die Fallrekonstruktion „Benjamin“, dass dieser als suchender Adoptierter anfangs im Gespräch mit dem Adoptionsvermittler und auch mit seiner leiblichen Mutter nicht verstehen kann, dass seine leibliche Mutter ihn nicht lieben konnte und als Säugling schlug. Auch diese Verletzung „lebt“ er als junger Erwachsener „nach“ und kann es nur mit zunehmenden Details der damaligen Lebenssituation durch die

Direktbegegnung mit und durch die Erzählungen seiner leiblichen Mutter schrittweise kognitiv einordnen und emotional erarbeiten.

Neben diesen zwei Möglichkeiten der Dankbarkeit oder Kränkung durch Adoption ordnet die Biographin „Siria“ ihre Adoption (und die der älteren Schwester) als „Schicksals-Gebung“ in doppelter Hinsicht ein. Im Prozess der Identitätssuche (Akteneinsicht im Jugendamt, anschließend Briefwechsel mit der leiblichen Mutter) erarbeitet „Siria“ in der Retrospektive ihres Lebens ihre Biographie und die Adoption als die „Chance für ihr Leben“. Für die leibliche Mutter entstand aus dem Blickwinkel der Adoptierten die Möglichkeit, die nach ihr geborenen Kinder zu behalten. Auch diese individuelle Interpretation der „beiderseitigen Funktion Adoption“ hilft der Adoptierten, die „Weggabe“ kognitiv und emotional zu verarbeiten.

Wie Adoptiveltern auf die Fragen des adoptierten Kindes reagieren bzw. diese „verkräften“, davon hängt ab, ob die Adoptivkinder offen Fragen zur Herkunft stellen oder auch nicht stellen. Alle Fallrekonstruktionen weisen dies und andere Facetten nach. „Petra“ erlebt die Verletzung der Adoptiveltern durch die externe soziale Umwelt, das Ausweichen auf ihre Fragen und die innerfamiliale Tabu-Setzung. Deshalb fragt sie trotz hoher Kommunikationsbedürfnisse nicht weiter. „Matthias“ erfährt seinen Status im Vorschulalter. Hier dominiert das Gefühl der Zugehörigkeit und Liebe zur Adoptivfamilie und somit spielt dieser Status für ihn anfangs nicht die Rolle. Mit zunehmendem Erleben, dass er nicht den Erwartungen seiner Adoptivmutter entspricht, zeigt er auffälliges Verhalten und im Schulalter gibt es eine emotionalere Kommunikation und vermutlich wertet in dieser Erregung seine Adoptivmutter die leibliche Mutter ab und betont ihre Erwartung der „Dankbarkeit“ des Adoptivkindes. Die Spirale der Unzufriedenheit der Adoptivmutter und der Signale nach Liebe und Anerkennung durch auffallendes Verhalten, der Machtausübung des Adoptivkindes „Ich bin ja nur adoptiert...“ u. a. m. scheint sich schneller zu drehen und beide zu entfernen. Auch der Biograph „Frank“ spürt in der Pubertät ebenfalls, dass etwas nicht stimmt und sich ein Familien-Tabu „versteckt“ und fragt nicht als Pubertierender trotz seiner Wahrnehmungen und Vermutungen. Er zieht früh aus und weicht der Offenbarungs-Kommunikation als Fünfundzwanzigjähriger mit seinen Adoptiveltern aus. Bereits Ebertz (1987) hat dieses Vermeidungsverhalten in ihren Untersuchungen analysiert und begründet es damit, dass der Adoptierte seine Adoptionsgeschichte und das Wissen über die leibliche Mutter deshalb vermeidet, um durch das eigene Interesse keine Beziehungsstörung oder Kränkung der Adoptiveltern auszulösen. Die Analyse „Frank“ bestätigt dieses Vermeidungsverhalten explizit. Das Vermeidungsverhalten entspringt auch dem Bedürfnis, sich selbst zu schützen. Denn das Zulassen eines bewussten Ursprungs-Interesses hätte für „Frank“ zur Folge, die im Interview vehement präsentierte familiäre Zugehörigkeit, sein ausschließliche Identitätsbehauptung Adoptivfamilie und die rigorose Ablehnung der leiblichen Mutter neu ordnen zu müssen. Seine ambivalente Ursprungsneugier ist so stark, dass er die ihn suchende Halbschwester als Informationsquelle „ausnutzt“.

Die Biographen „Benjamin“, „Rico“ und „Siria“ erhalten durch die Adoptiveltern zwar wenige Informationen, dafür ausgleichende „Willkommens-Geschichten“ und können mit ihren Adoptiveltern und einigen wichtigen Verwandten in den Entwicklungsstufen der Kindheit kommunizieren und als Pubertierende auch streiten. Die Analysen „Rico“ und „Siria“ zeigen, dass im Prozess der aktiven Ursprungsu-

che die Adoptierten die Kommunikation mit den Adoptivmüttern reduzieren und umgekehrt deren Angebote auf Kommunikationsfortsetzung ausbleiben. Die Analyse „Benjamin“ macht die erneute Emotionalität der Ursprungsthemen in der Pubertät und weiterhin deutlich, dass die Reibung in der Peer-Gruppe und mit den Adoptiveltern stattfindet. Wenn die Adoptiveltern diese Krisen mit der notwendigen Gelassenheit und Sachlichkeit aushalten und sich als Kommunikationspartner wiederholt anbieten, scheint dies für den Prozess der Orientierung des Adoptierten sehr hilfreich zu sein. Diese ununterbrochene Zuwendung und das Aushalten der Krisen erlebt „Benjamin“ und so bereut er (im Gegensatz zu „Matthias“) die einmalige Botschaft an den Adoptivvater „Du bist ja nicht mein richtiger Vater...“.

Für Adoptierte ist es ein emotional bewegendes Ereignis, mit der leiblichen Mutter in irgendeiner Form in Kommunikation zu treten oder dieser erstmals zu begegnen. Nach Wiemann (1993, S. 46) wird neben der Angst und Verletztheit (Biographie „Petra“) auch manchmal das Gefühl der Befreiung empfunden (Biographien „Benjamin“, „Siria“ in den „Briefantworten“). Adoptiveltern sollten selbstbewusst und ohne Angst vor der „Konkurrenz der fremden Frau“ ihr Kind bei dieser wichtigen Erfahrung unterstützen. Die strukturalen biographischen Fallrekonstruktionen von „Petra“ und „Siria“ polarisieren im Zeitfenster 1962 und 1988 die diametralen Gegensätze und die Veränderungen. Das tradierte Adoptions-Tabu in der Biographie „Petra“ löst das heimliche Suchen, die Schuldgefühle und neue Tabus aus. Die späte Suche entlastet die Psyche teilweise, die späte Reflexion mit der Adoptionsvermittlung und deren Angebote nach 1990 entscheidend. „Petra“ erlebt die bestehenden Bindungen zu und die Verbundenheit mit ihren Adoptiveltern, die anhaltende Fremdheit zur leiblichen Mutter und dass es keinen „Ruf des Blutes“ mit biologisch determinierten, automatischen Mutter-Kind-Beziehungen gibt. Ihr Resümee hat den Charakter der Verallgemeinerung. Es kommt nicht darauf an, wer dich geboren, sondern wer dir die Liebe, Wärme, Zugehörigkeit und die glücklichen Kinderjahre gegeben hat. Die Analyse „Siria“ zeigt demgegenüber exemplarisch, dass es dem Adoptierten hilft, in der Kindheit offen fragen zu dürfen, eine heilsame und würdige Willkommensgeschichte erzählt zu bekommen und dass auch für unbeantwortete Fragen durch die Adoptiveltern für den Adoptierten der zugesicherte Ausblick der erlaubten Suche und die Verlässlichkeit der Adoptiveltern sehr bedeutsam sind. Diese Prozessbestandteile bilden die Basis für die erlaubte, psychisch steuerbare, aktive Auseinandersetzung der Adoptierten mit ihrer „doppelten Elternschaft und doppelten Identität“. Im Kontext mit der begleiteten Akteneinsicht helfen „Siria“ bereits die Antworten der leiblichen Mutter in deren Briefen, die Verletzung weggegebenes Kind, den Status und das alternative Leben in der Adoptivfamilie positiv zu erarbeiten. Somit gelingt es der Biographin, ein reales und auch mit würdigenden Anteilen bestehendes Mutter-Bild zu entwickeln. Aus den Fragmenten und Puzzlesteinen der Informationen der Kindheit entwickelt die Biographin „Siria“ in der „selbst-rekonstruierenden“ und „nach-erlebenden“ Phase der Pubertät mit den Aktennotizen und den „Brief-Antworten“ ein „Gesamt-Bild“ des biographischen Verlaufes und die reflektierte, den Selbstwert stärkende Rekonstruktion der eigenen Biographie.

Das vorgenannte sind keine grundlegenden neuen Erkenntnisse. Aber die Kombination der Fallrekonstruktionen ist der eigentliche Zugewinn. Und zwar in sofern, weil diese getrennten Erkenntnisse der vergangenen und aktuelleren Biographien in der

aktuellsten Adoptionsvermittlung im „Adoptivfamilien-Leben“ kompatibel sind. Die Suche der Adoptierten hat das Ziel der Befriedigung der Ursprungs-Neugier und nicht das Ziel der Reunion. Adoptiveltern brauchen diesen Prozess nicht zu fürchten. Die Eltern-Kind-Bindungen aus der Adoptivfamilie und der vorangegangenen Entwicklungsaltersstufen sind bei Säuglings- und Kleinkindadoptionen in der Regel stabil und belastbar. Mit einer einfühlsamen Kommunikation und Unterstützung des suchenden Adoptierten bleibt der notwendige Kommunikationsfaden erhalten. Dabei dürfen Adoptiveltern ihre Liebe zum Kind verbalisieren, auch eigene Gefühle zeigen und Befürchtungen äußern. Dies aber nicht in Form von Doppel-Botschaften und „eingeforderter Dankbarkeit“, sondern als Eltern, die ihr Kind auch noch als Jugendliche und Erwachsene lieben und gerade deshalb das Grundbedürfnis nach Ursprungsneugier akzeptieren und mit wiederholter, klarer Erlaubnis und mit fortlaufenden Kommunikationsangeboten unterstützen.

Diese Gedanken fortsetzend, lohnt sich auch weiter der Blick auf die Adoptionsliteratur und die rekonstruierten Biographien. Kühl (1989), Wiemann (1993), Scholz (1999) und Oelsner/Lehmkuhl (2005) heben hervor, dass das Interesse an dem eigenen Ursprung sich in der Pubertät vehement zurückmeldet, viele Adoptiveltern eher passiv reagieren oder ohnmächtig dulden und die Jugendlichen umtriebiger aktiv oder mit Reaktionen im Spektrum von Anpassung (Biographie „Petra“ in Kombination mit heimlicher Suche), die leiblichen Eltern entschuldigend (Biographien „Petra“, „Matthias“, „Siria“) über offene Rebellion und Wut auf die leibliche Mutter (Biographien „Benjamin“, „Rico“), Wegbleiben, Auszug (Biographie „Frank“), Beschimpfen der leiblichen Mutter und rigorose Ablehnung (Biographie „Rico“, „Frank“) bis hin zu einer Flucht nach innen oder Flucht in psychosomatische Krankheiten (Biographie Matthias“) reagieren. Der Wunsch nach Kontakt scheint sich mit dem Mangel an Daten proportional zu entwickeln. Das finde ich in den Biographieanalysen „Petra“, „Matthias“, „Benjamin“ bestätigt. Der Biograph „Matthias“ fordert mit seinen Provokationen eigentlich Liebe und Zugehörigkeitsbestätigung ein. Da er dies nicht erhält, provoziert „Matthias“ als Schulkind seine Adoptiveltern weiter mit der Botschaft „Ihr habt mir nichts zu sagen“ und resigniert in der Pubertät enttäuscht mit Rückzug in die erfüllende Prophezeiung des „dicken Kindes“. Der dicker werdende Pubertierende entwickelt eine psychosomatische Adipositas, setzt sich mit seinen Adoptiveltern kommunikativ nicht mehr auseinander und sucht und findet in der Tante eine verständnisvolle „Ersatz-Kommunikations-Mutter“. Der Erkenntnisgewinn lautet, dass die Adoptierten in den Krisen der Pubertät genau wie leibliche Kinder und aufgrund der Auseinandersetzung mit der „doppelten Identität“ zum Halt und zur Orientierung die familial-emotionale Unterstützung, Hilfe aber auch die Ebene der Reibung benötigen. Oft können sie diese selbst nicht suchen oder einfordern. Daraus ergibt sich die zusätzliche Aufgabe der Adoptiveltern, auf den auffälligen oder sich zurückziehenden Adoptierten zuzugehen, die emotionalen Krisen und die Suche nach Orientierung auszuhalten, diesen Prozess als Eltern vordergründig kognitiv, anstatt emotional „selbst-verletzt“ die Interaktionsprobleme und den familiären Stress zu verstärken. Das emotional unterstützende Familienklima ist für den Adoptierten ein Wegweiser und Ankerpunkt im Dickicht der Identitätskrisen und hilft gerade in dieser Entwicklungsphase, die unbewussten und bewussten, neu evozierten Vorerfahrungen der Kindheit durch das „Aushalten“ der Adoptiveltern und in der Beständigkeit der

neuen, sozialen Zugehörigkeit zu bewältigen. Adoptiveltern sollten den suchenden Adoptierten ermutigen, Antworten auf die drängenden Fragen aktiv zu suchen, diesen ggf. auch bei dem ersten Besuch der Adoptionsvermittlungsstelle begleiten und somit die Erlaubnis symbolisieren.

Adoption ist nach Winnicott (2000, S. 174) immer eine besondere Familienkonstellation. Leibliche Kinder müssen Eltern für die Zeugung und Familie an sich nicht dankbar sein. Bei Adoptivkindern kann dieses Thema eine andere Dimension annehmen. Dankbarkeit für das Leben statt Interruption gegenüber der leiblichen Mutter? Dankbarkeit für die altruistische Leistung der Adoptiveltern? Der Biograph „Matthias“ hat über viele Jahre durch die Botschaften seiner Adoptiveltern vermittelt bekommen, dass er dankbar sein müsste. Als suchender erwachsener Adoptierter reflektiert „Matthias“ ebenfalls verallgemeinerungswürdig, dass diese Dankbarkeit aus dem Blickwinkel des Adoptierten keine einseitige Verpflichtung und eigentlich überhaupt kein vordergründiges Adoptionsthema sein dürfte. „Nicht nur ich habe Glück gehabt“ Damit endet ein Satz in der Analyse. Und dieser Satz ist in sofern richtungweisend, dass beide Teile des Adoptionsdreiecks, das Kind und die Adoptiveltern „Glück haben“. Nämlich das Glück der erfüllten Elternschaft und das Glück der verfügbaren, zuwendungsbereiten Eltern. Daraus ergeben sich auch keine generalisierende Dankbarkeit gegenüber der leiblichen Mutter, sondern die Notwendigkeit der Würdigung ihrer verantwortungsvollen Entscheidung und die Akzeptanz der Ursprungsneugier des Adoptierten. Die soziale Adoptiveltern-Kind-Beziehung erhält „Stärke“ und „Natürlichkeit“ gerade ohne die „Dankbarkeits-Themen“. Bei einer Adoption geht es nicht um Dankbarkeit, sondern wie bei natürlicher Elternschaft um Bindungen, Liebe, Zugehörigkeit, Selbstverständlichkeit der bedingungslosen Annahme des „geburts-fremden“ Kindes und Loslassen-Können des geliebten Adoptivkindes als jungen Erwachsenen.

In den Phantasien der Kinder spiegeln sich die von der Gesellschaft gewerteten Rollenverteilungen wieder. Adoptierte denken (nach Wiemann 1993, S. 37) zuerst an die leiblichen Mütter oder geben diesen die Alleinverantwortung für die Trennung und das Verlassen. Erst später denken sie über die leiblichen Väter nach. Die Biographin „Petra“ sucht zuerst ihre leibliche Mutter und die Halbgeschwister. Die leibliche Mutter als authentischste Quelle verweigert Auskünfte über den leiblichen Vater. Dies verletzt die Biographin und mit vergleichbarer Energie betreibt sie als vierzigjährige Adoptierte und mit Hilfe der Adoptionsvermittlungsstelle die Suche nach den leiblichen Vater. Der Biograph „Matthias“ erhält als Erwachsener von seiner leiblichen Mutter Beschreibungen und Erzählungen über den bereits verstorbenen Vater. Er soll diesem körperlich sehr ähneln. Die leibliche Mutter hat wegen der Verletzung des Verlassen-Werdens damals alle Fotos vernichtet. „Matthias“ hofft über ein Foto von der letzten Ehefrau seines verstorbenen Vaters seine „Biographielücke Vater“ schließen zu können und mit dem Foto auch eine biologisch begründbare Antwort auf seine Veranlagung zur Fettleibigkeit zu bekommen. Der Biograph „Frank“ präsentiert sich äußerlich desinteressiert zu dem leiblichen Vater. In den Treffen mit seiner ihn suchenden Schwester fragt er diese jedoch aus, ob sie von der leiblichen Mutter etwas über seinen Vater wüsste. Die dunkelhäutigen Biographen „Benjamin“ und „Siria“ haben in der Schulzeit Phantasien über das Leben des Vaters in Afrika und von der Begegnung mit diesem in seiner afrikanischen Familie und Kultur. Für „Benjamin“ ist gegenteilig symptomatisch, dass er als Kind

in der Verletzung „weggegebenes Kind“ in der für ihn „er-tragbaren“ Reihenfolge seiner Phantasiebilder sich zuerst für den „Vater, der König von Afrika“ und erst in der Pubertät dem Thema „leibliche Mutter, die Böse“ zuwenden kann. Weiterhin zieht sich „Benjamin“ nach den externen, diskreditierenden Verletzungen bezüglich seiner schwarzen Hautfarbe während der Schulzeit in die heilende Phantasiewelt des „Königssohns“ zurück und findet Trost im adäquaten Rollenspiel. Als suchender junger Erwachsener interessieren ihn Ähnlichkeiten im Aussehen und bezüglich seines eigenen sportlichen Interesses. „Siria“ dagegen interessiert sich vordergründig für „die Mutter, die gebärt.“ Der Biograph „Rico“ verurteilt und lehnt seine leibliche Mutter völlig ab. In der unbegleiteten Suche nimmt er auch Kontakt mit dem leiblichen Vater auf und distanziert sich sofort wieder, als dieser ausschließlich dem nicht mehr existierenden Staat DDR und der nicht vorhandenen leiblichen Mutter die „Gesamt-Schuld“ zuweist. Im Bewusstsein des Verlaufes durch das Aktenwissen erlebt „Rico“ den Vater als unglaubwürdig und hält den Äußerungen des Vaters entgegen, dass ihn beide Elternteile vernachlässigt, in die Adoption eingewilligt und auch beide in den Westen gegangen sind und die Kinder zurückließen. In den sechs strukturalen biographischen Fallrekonstruktionen dominiert die Präferenz des Thomas leibliche Mutter vor dem Vater. Auf alle Mütter fokussieren die Adoptierten die Frage des „Warum hat sie mich weggeben?“ und die damit verbundenen Verletzungen. Entsprechend der tradierten und sozial vermittelten Rollen stehen die leiblichen Väter als „Nur-Erzeuger“ hinter der „Geburts-Mutter“ mit den biologisch zugeschriebenen Gefühlen, Verhaltensmustern oder dem Stigma der „Rabenmutter“ eher in der zweiten Reihe. Aber die Adoptierten möchten von keiner schlechten „Rabenmutter“ abstammen. Sie benötigen Informationen, Wissen, „Mutter-Kind-Antworten“ in gewollten Direktbegegnungen.

Die Erkenntnis lautet, dass ohne Ursprungswissen generell keine kognitive und auch keine emotionale Auseinandersetzung des Adoptierten mit seinem genealogischen Ursprung und den Gründen der Adoptionsfreigabe möglich sind. Aus diesem „Nicht-Wissen“ können Wut, Ablehnung des eigenen Ursprungs und Selbstwertstörungen etc. entstehen. Eine zwischen Adoptierten und Adoptiveltern gemeinsam stattfindende Hypothesenbildung (Beispiel Biographie „Benjamin“) kann ersatzweise helfen, diese Wissenslücken (wie aktuell bei Babyklappen-Adoptionen oder nach anonymer Geburt) in aktiver Auseinandersetzung zu überbrücken. Mit dem Blick in die gegenwärtige und zukünftige Adoptionspraxis sehe ich mit Bezug auf Vorgenanntes die Vorteile in den Formen der offenen Adoption. Die Adoptiveltern haben eigene Wahrnehmungen, Bildmaterialien, Symbole und Dokumente der leiblichen Mutter und ggf. Eltern und können ergänzend durch die Erzählungen der „Eigen-Wahrnehmung“ die Fragen ihres Kindes in der jeweiligen Entwicklungsaltersstufe beantworten. Den leiblichen Müttern sollte der Adoptionsvermittler die zukünftige Bedeutung der Daten über den leiblichen Vater veranschaulichen und sie motivieren, in der von ihnen gewollten Form die Daten des Vaters für das Kind zu dokumentieren. Die Phantasielücken werden gefüllt und der Adoptierte kann lebenslang, durch diese Materialien bereichert, sich mit seiner natürlichen Herkunft und sozialen Biographie als selbstverständlich und „normal“ erleben und damit auseinandersetzen.

Nach Ebertz (1987) müssen Adoptierte ständig das Vertrauen und die Verlässlichkeit der sozialen Beziehungen, der Kommunikationspartner hinterfragen, prüfen

und die Auskünfte über den Adoptionsstatus zum eigenen Selbstschutz steuern. In der Analyse „Petra“ (Geburtsjahr 1962) kommt dies beispielhaft zum Ausdruck. „Petra“ vermeidet gegenüber der besten Freundin, bis zum Tod ihres Adoptivvaters sogar gegenüber ihren beiden, zu diesem Zeitpunkt bereits achtzehn und vierzehnjährigen Kindern die Kommunikation über das beauftragte und verinnerlichte „Adoptions-Tabu“. Dieser „Typus Petra“ symbolisiert das tradierte Adoptionstabu dieser und vorangegangener „Inkognito-Adoptions-Generationen“. Wie bereits benannt, aber an dieser Stelle erwähnenswert, ist der Werte-, Haltungs- und der Wandel in den von den Adoptierten gewollten Kommunikationspartnern zur Auseinandersetzung und Erprobung in der sozialen Peer-Gruppe in den Analysen der „neueren Generationen“ der 1980er Jahre („Benjamin“, „Rico“, „Siria“) erkennbar. Auch diese Analysen dürften den Akteuren der Adoption und künftigen Adoptiveltern verdeutlichen, dass das Tabu antiquiert, völlig überflüssig und für die Beteiligten ausschließlich belastend ist. Das Adoptionstabu kann das gewollte Bild einer Adoption als öffentlich dargestellte „natürliche Elternschaft“ nicht halten, sondern begründet Verletzungen und erzeugt neue Tabuebenen und Dimensionen. Der für die Beteiligten deutlich bessere Weg ist die Auseinandersetzung mit der eigenen Kinderlosigkeit, das bewusste Leben der sozialen Elternschaft Adoption als legitime und auch öffentlich zu lebende Form der Familienbegründung. Im Zeitalter der Patchwork-Familien haben sich bereits die Rollenvielfalt der „Eltern“ und die tradierten Werte verändert. Die Aufgabe der Adoptiveltern besteht jedoch nicht darin, die „Werte-Welt“ zu ändern. Das heißt, den Adoptivfamilien werden nach wie vor neben den veränderten auch tradierte Werte begegnen. Für Adoptivfamilien bedeutsamer ist das tatsächliche, den Selbstwert stärkende und das offene Leben des Adoptionsstatus in der eigenen Familie, in der erweiterten Familie der Verwandten, im Kreis der bedeutsamen Freunde der Familien und anderer bedeutsamer Personen der sozialen Umwelt.

Ebertz (1987) stellt fest, dass einige Adoptierte das Thema leibliche Mutter deshalb aus Rücksicht auf die leibliche Mutter (neue Lebenssituation) und aus Selbstschutz (erneute Ablehnung) vermeiden. Die Analyse „Matthias“ bestätigt dies. Andererseits zeigt diese strukturelle Biographieanalyse, dass „Matthias“ diese zweite Ablehnung der Suchanfrage durch die leibliche Mutter mit Hilfe seiner Frau überwindet und dass die starke Ursprungsneugier in der Rolle der eigenen Elternschaft (Matthias wird Vater seines zweiten Kindes) erneut auflebt. Der Ursprungsbedarf überwiegt vor dem Schutz der leiblichen Mutter und der Angst vor der wiederholten Verletzung. Mit dem Blick des Adoptionsvermittlers in die Gegenwart und Zukunft der Adoptionspraxis drängt sich die Erkenntnis auf, dass mit der Daten- und Verlaufsarchivierung und vor allem mit der Beteiligung, Aufwertung und Wertschätzung der leiblichen Mütter dieses Vermeidungsverhalten der Akteure des Adoptionsdreiecks verhindert werden kann. Adoptionsvermittlungsstellen haben den Auftrag, die Identitätssuche des Adoptierten mit seinem leiblichen Ursprung zu vermitteln.

Wenn die Besonderheiten des Kindes durch Adoptiveltern stark hervorgehoben werden, hat es das Kind nach Oelsner/Lehmkuhl (2005) schwer, sich zu integrieren und zur Familie zugehörig zu fühlen. Die Fallanalysen „Benjamin“ und „Siria“ bestätigen den Umkehrschluss, dass die bedingungslose Annahme des Kindes mit der schwarzen Hautfarbe und die „innerfamiliäre Aufhebung“ dieser Besonderheit dem

Kind hilft, eine emotionale Zugehörigkeit zu erleben und hier auch den notwendigen Schutzraum für externe Diskreditierungen zu finden. Der Biograph „Rico“ erlebt bewusst als zweijähriges Heimkind die Aufnahme in die neue Familie. Durch die Botschaften der Adoptiveltern, durch die ihm zugewandte Interaktion der „leiblichen Kinder“ der Adoptivmutter und durch das Erleben der Gleichbehandlung gelingt die familiäre Integration. „Rico“ wehrt sich als Schulkind, dass die Lehrerin seinen Status Adoptivkind im Ethikunterricht vorstellt. In diesem Widerstand spiegelt sich u. a. der Selbstschutz des Biographen vor Diskreditierungen und dem vermutlich sozial bereits vermittelten Bild des Abweichens seines „nichtnormalen“ Familienstatus.

Oelsner/Lehmkuhl (2005) meinen weiterhin, dass das in die Familie hinzukommende Adoptivkind die neue Eltern-Kind-Beziehung als stabil und konstant erleben muss. Das ist grundsätzlich richtig. Die Biographien „Rico“ und „Siria“ zeigen, dass sich auch Adoptiveltern nach der Adoption scheiden lassen. Der Biograph „Rico“ vermeidet im Interview das Thema Adoptivvater und benennt kritisch den erneuten Partnerwechsel der Adoptivmutter. Diese Themen evozieren vergangenes, biographisches Verlusterleben. Die Biographin „Siria“ hält das Thema Trennung der Eltern auch lange im narrativen Interview verborgen. Der Nachfrageteil und die Analyse zeigt dann die Pole der „guten Gefühle“ beim funktionierenden Umgang mit dem von der Familie getrennt lebenden Adoptivvater und die spätere Belastung durch die von den geschiedenen Adoptiveltern in den Umgang übertragenen Erwachsenenkonflikte. Diese Themen sind analog denen der Trennung von Eltern „leiblicher Kinder“. Ergänzend dazu und mit Blick auf adoptionswillige Paare bestätigt sich die Erkenntnis der hohen Eigenverantwortung des einzelnen Partners in der Kommunikation, Bearbeitung oder Nichtbearbeitung der Kinderlosigkeit und dass „Gefälligkeitsentscheidungen Adoption“ aus Angst vor Partnerverlust nicht auf Dauer funktionieren.

In den ersten Jahren nach der Adoption gilt es, eine stabile emotionale Basis, tragfähige Bindungsqualitäten und funktionale familiäre Interaktionen zu begründen. Nach Oelsner/Lehmkuhl (2005) bedarf es keiner Betonung des Adoptionsstatus. Die Autoren bringen mit dieser Aussage und Kontextbeispielen die Bedeutung des Bindungsaufbaus und der Zugehörigkeit als Basis für die Bewältigung späterer Entwicklungsaufgaben zum Ausdruck. Das ist eine praktische, fallbezogene Betonung der Bindungstheorie und fokussiert auch darauf, dass eine (neue) sichere, emotionale Basis und das emotional unterstützende Familienklima für eine gute und soziale Entwicklung des Adoptierten sorgt und eine höhere Bedeutung als die Ereignisse vor der Adoption besitzen. Gute emotionale Beziehungen sind von elementarer Bedeutung. Überhöhte Erwartungen und Ansprüche wirken sich negativ aus. Die von mir durchgeführten Fallrekonstruktionen zeigen die aus verschiedenen Quellen des Theorieteils herausgearbeitete Notwendigkeit der frühen, kindgemäßen Statusoffenbarung mit einer fortlaufenden, innerfamiliären Kommunikation. Besonders die Biographieanalysen „Petra“ und „Siria“ verdeutlichen anschaulich, dass die Umwelt häufig schneller und für den Adoptierten verletzend reagiert. Die Biographie „Frank“ mit der Statusoffenbarung im Erwachsenenalter präsentiert darüber hinaus, dass ein Modell „Tabu“ Ahnungen in der Pubertät, Anpassungs- und Vermeidungsverhalten des Adoptierten mit starken Ambivalenzen im Erwachsenenalter hervorbringt. Gegenteilig erfolgreich funktioniert das Modell „frühe Adoptionsstatus-

kommunikation“ der Fallrekonstruktionen „Benjamin“, „Rico“ und „Siria“ der 1980er Jahre. Alle Fallanalysen zeigen den hohen Bedarf der Adoptierten, zu den Adoptionsthemen Fragen stellen zu dürfen und den Bedarf nach Antworten. Diese Bedarfe ergeben sich aus der Enttäuschung, von den leiblichen Eltern in Stich gelassen worden zu sein und mit den damit verbundenen Fragen, warum sie von ihren Adoptiveltern aufgenommen wurden, was an ihnen liebenswert ist und ob die Schattenseiten der Herkunftsfamilie in ihnen selbst fortbestehen. Das bereits von Ebertz (1987) festgestellte Interesse der Biographen an ihrer Adoptionsvorgeschichte widerspiegelt sich in den von mir analysierten Fallrekonstruktionen. Alle Biographen haben ein Interesse an ihrer Adoptionsvorgeschichte. Für Adoptierte ist dies ein Bestandteil ihrer besonderen Lebenswirklichkeit und ihrer Biographie.

In bestimmten Lebensphasen benötigen die Adoptierten positive Mutterbilder für die positive Selbstbildentwicklung. Die Biographin „Petra“ erlebt, dass die Adoptiveltern über die leibliche Mutter „nicht schlecht“ sprechen. Dieses vermittelte Bild war für „Petra“ und ihre spätere Identitätssuche äußerst bedeutsam. „Matthias“ dagegen verinnerlicht aus der Botschaft der Adoptiveltern „Die wollte dich nicht“ bereits als Kind eine tiefe Verletzung und Ablehnung der leiblichen Mutter. Der Biograph „Frank“ erfährt als fünfundzwanzigjähriger von dem Adoptionsstatus und präsentiert das sozialisierte Bild der Rabenmutter „Wer ein Kind weggibt zur Adoption, muss ich nicht kennenlernen, muss ich nicht haben.“ Beim Biographen „Benjamin“ dominiert in der Kindheit die Verletzung des „weggegebenen und geschlagenen Kindes“ und er verdrängt alle Mutter-Bilder. Der Biograph „Rico“ erfährt erstmalig als Sechzehnjähriger von seinen Verwandten detaillierte Negativbotschaften von der leiblichen Mutter. Seine „Verletzung weggegebenes Kind“ steigert sich durch diese Erzählungen genährt in eine totale Ablehnung und Beschimpfung der leiblichen, unbekanntem Mutter. „Siria“ entwickelt nach Konflikten mit der Adoptivmutter ein Fantasieerleben von der leiblichen Mutter (als eine „ganz tolle Frau“ mit der sie sich unheimlich gut versteht).

In den vergangenen Inkognitoadoptionen gab es nur wenige Informationen und oft keine positiven Mütterbilder, sondern ausschließlich die Fantasien. Adoptiveltern der Gegenwart und Zukunft sollen mit den ihnen zur Verfügung stehenden Materialien, mit den eigenen Wahrnehmungen der offenen Formen der Adoption und auch bei den Inkognitoadoptionen und bei Kindern der Babyklappe und der anonymen Geburt grundsätzlich integrierende und versöhnende Formulierungen für die leiblichen Eltern dem Kind zur Verfügung stellen. Die Fallanalysen „Petra“, „Matthias“, „Benjamin“ und „Siria“ machen deutlich, dass die Adoptierten auch „Negativrealitäten“ der natürlichen Eltern verarbeiten können. Mit den Daten, Erzählungen der Adoptiveltern und in der Identitätssuche ergänzt durch die Antworten der leiblichen Mütter und Eltern kann der Adoptierte seine Biographie rekonstruieren, die Entscheidungen der Vergangenheit nachvollziehen, sich von Dankbarkeits-Verpflichtungen lösen, sich mit der als Kind erlebten „Verletzung der Weggabe“ aktiv und bewusst auseinandersetzen, letztlich in der Adoption auch die Chance für ein erfülltes, familiäres Leben sehen und „seinen Ursprungs-Frieden“ schließen. Im Kontext mit der Babyklappe und der anonymen Geburt ergeben sich an die Adoptiveltern der Auftrag der Bewahrung und symbolhaften Verwendung von z. B. Kleidungsstücke oder Plüschtiere. Bei der anonymen Geburt sollten die verschiedenen Berater und die Kliniken sich weiter vernetzen, die leiblichen Mütter erneut

motivieren, doch für das Kind Symbole, Daten und Fakten zu hinterlassen und Handzettel mit Beratungsangeboten mitzunehmen.

Die dargestellten Erkenntnisse sind die Erkenntnisse aus der Adoptionsliteratur und die des empirisch forschenden Adoptionsvermittlers. Die Kombination der einzelnen Fallrekonstruktionen mit den bekannten Erkenntnissen der Adoptionsforschung scheint mir nicht nur eine Bestätigung der einzelnen Facetten, sondern eine Bereicherung des aktuellen Wissens darzustellen. Die interessierten Leser „allgemein“ und die Leser als „Akteure des Adoptionsdreiecks“ können darüber hinaus in dem Theorieteil und der Empirie noch individuell bezogene Erkenntnisse gewinnen. Die Adoptionsvermittlung in Deutschland sollte gerade im Kontext mit den Formen der offenen Adoption weiter qualitativ empirisch forschen.

Der „Reichtum“ der strukturalen biographischen Fallrekonstruktionen besteht in der wissenschaftlichen Methode und den sich daraus eröffnenden Facetten der jeweiligen Biographie. Es widerspiegeln sich die gesellschaftlichen Strukturen und die sich verändernden oder hartnäckig tradierten Werte und Haltungen der Subjekte. Die wissenschaftlich qualitative Forschung kann die fundierten Erkenntnisse aus den Fallverläufen der Adoptierten (z. B. aus der psychotherapeutischen Praxis, aus der Adoptionspraxis) und der Theorie zu den Adoptionsthemen bestätigen, erweitern und Veränderungen anzeigen. Methodisch aufgearbeitet sollten diese Erkenntnisse unmittelbar in die Praxis der Adoptionsvorbereitung und der Nach-Begleitung der Akteure einfließen.

9. Literaturverzeichnis

- Arndt, J./ Oberloskamp, H./ Balloff, R.: Gutachtliche Stellungnahmen in der sozialen Arbeit. Neuwied, Kriftel, Berlin 1993
- Baer, I./ Gross, H.: Adoptionen und Auslandsvermittlung. Frankfurt am Main 1981
- Barnes, M. J.: Die Angst der Adoptivkinder – der Prozess des Durcharbeitens. In: Harms, E./ Strehlow, B. (Hrsg.): Adoptivkind. Traumkind in der Realität. Psychoanalytische Einblicke in die Probleme von adoptierten Kindern und ihren Familien. Idstein 2004 S. 189 – 204
- Baumann, W.: Identität. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.): Fachlexikon der sozialen Arbeit. Frankfurt am Main 1997, S. 479
- Bechinger, W./ Gerber, U. (Hrsg.): Die vergessene Seite der Adoption. Erfahrungsberichte und Beiträge zur Situation „Abgebender Mütter – Adoptiveltern“. Karlsruhe 1993
- Bernhard, V. W.: Die Adoptivbewerber sehen das Kind zum ersten Mal. Ein kritischer Augenblick. In: Harms, E./Strehlow, B. (Hrsg.): Adoptivkind. Traumkind in der Realität. Psychoanalytische Einblicke in die Probleme von adoptierten Kindern und ihren Familien. Idstein 1997, 2004, S. 100 – 110
- Bettelheim, B.: Kinder brauchen Märchen. Stuttgart 1978
- Bevers, A. M.: Identität. In: Reinhold, G. (Hrsg.): Soziologielexikon. München/Wien 1991, S. 247–250
- BI-Universal-Lexikon in fünf Bänden. Leipzig 1986
- Biermann, B. u. a.: Soziologie. Gesellschaftliche Probleme und sozialberufliches Handeln. Neuwied, Kriftel, Berlin 1992
- Bischhoff-Köhler, D.: Zur Phylogenese menschlicher Motivation. In: Eckensberger, L./ Lantermann, E. D.: Emotionen und Reflexivität. München 1985, S. 3 - 50
- Bowlby, J.: Frühe Bindung und kindliche Entwicklung. Beiträge zur Kinderpsychotherapie, Band 13. München 2001
- Bretherton, I.: Die Geschichte der Bindungstheorie. In: Spangler, G./ Zimmermann, P. (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart 1997, S. 27 bis 49
- Brisch, K. H.: Adoption aus der Perspektive der Bindungstheorie und Therapie. In: Brisch, K. H./ Hellbrügge, T. (Hrsg.): Kinder ohne Bindung. Deprivation, Adoption und Psychotherapie. Stuttgart 2006, S. 222 bis 258
- Brüning, A.: Offene Adoption: „Ich möchte mein Kind wiedersehen!“ In: Zeitschrift Psychologie Heute, Heft 5/1999, S. 28 – 31
- Buddrus, M.: Aspekte der Jugendpolitik. In: Gotschlich, H./ Hoffmann, I./ Pastillé, R./ Saupe, V./ Starke, K./ Steiner, I./ Stolt, F. D. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche aus der DDR, Jugendhilfe in den neuen Bundesländer. Reporttexte. Berlin 1991, S. 23 – 27
- Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (BAG LJÄ). Perspektiven der Adoptionsvermittlung als Aufgabe und Dienstleistung der Jugendhilfe. Beschlossen auf der 86. Arbeitsberatung vom 18. – 20. Mai 1999 in Münster
- Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (BAG LJÄ): Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung. 3., neu bearbeitete Auflage 1994. Köln 1994

- Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (BAG LJÄ): Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung. 4., neu bearbeitete Auflage 2003. Köln 2003
- Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (BAG LJÄ): Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung. 5., neu bearbeitete Auflage 2006. Kiel 2006
- Dettmaring, P.: Das Thema Adoption im klassischen Roman. Charles Dickens' „Great Expectations“ In: Harms, E./ Strehlow (Hrsg.): Adoptivkind – Traumkind in der Realität. Psychoanalytische Einblicke in die Probleme von adoptierten Kindern und ihren Familien. Idstein 1997, S. 131 - 143
- Deusinger, I. M.: Jugend – die Suche nach der Identität. In: Markefka, M./ Nave-Herz, R. (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band II. Neuwied/Frankfurt 1989, S. 79–92
- DIJuF-Rechtsgutachten vom 08.01.2008 – V 2.000/V 2.100 Ho. Abstammungsrecht. In: Das Jugendamt. Zeitschrift für Jugendhilfe und Familienrecht. JAmt Heft 3/2008, S. 144 – 146
- Dokumentation des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit: Materialien zur Jugendhilfe, Arbeitsunterlagen für Träger der freien und öffentlichen Jugendhilfe. Bonn. Pressereferat 1990
- Ebertz, B.: Adoption als Identitätsproblem. Zur Bewältigung der Trennung von biologischer Herkunft und sozialer Zugehörigkeit. Freiburg 1987
- Eliacheff, C.: Das Kind, das eine Katze sein wollte. Psychoanalytische Arbeit mit Säuglingen und Kleinkindern. München 1999
- Erikson, E. H.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main 1997
- Familiengesetzbuch der DDR vom 20.12.1965 i. d. F. des Einführungsgesetzes vom 19.6.1975 zum ZGB der DDR. In: Ministerium für Volksbildung (Hrsg.): Jugendhilfe. Textausgabe. Berlin 1985, S. 135 – 149
- Fendrich, S.: Adoptionen in Deutschland. Ein Überblick zur quantitativen Entwicklung von Kindesannahmen auf der Grundlage der amtlichen Kinder- und Jugendhilfestatistik. In: Zentralblatt für Jugendrecht. ZfJ 7/8 2005, S. 283 bis 289
- Festinger, L.: Theorie der kognitiven Dissonanz. Original 1957. Bern 1978
- Fischer, W.: Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Kohli, M. (Hrsg.): Soziologie des Lebenslaufs. Neuwied 1978, S. 311-353
- Fischer, W.: Fallrekonstruktion und Intervention. In: Burkart, W./ Wolf, J. (Hrsg.): Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen. Opladen 2002, S. 63 - 87
- Fischer-Rosenthal W.: Strukturelle Analyse biographischer Texte. In: Brähler, E./ Adler, C. (Hrsg.): Qualitative Einzelfallanalysen und qualitative Verfahren. Gießen 1996
- Fischer-Rosenthal W./ Rosenthal G.: Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen. In: Hitzler R./ Honer A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen 1997, S. 133 - 164
- Fischer-Rosenthal, W.: Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung. Anmerkungen zu einem langen Abschied aus der selbstverschuldeten Zentriertheit des Subjekts. In: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Heft 2/1999 (12. Jahrgang), S. 143 bis 168
- Fischer-Rosenthal W./ Goblirsch, M.: Praxis der Fallanalyse (Forschungswerkstatt). Studienmaterial SS 2002 der Universität Kassel, Fachbereich Sozialwesen

- Funke, H./ Schulze, H.-J.: Jugendhilfe in der DDR – Konzeptionen, Leistungen, Problemlagen; In: Gotschlich, H./ Hoffmann, I./ Pastillé, R./ Saupe, V./ Starke, K./ Steiner, I./ Stolt, F. D. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche aus der DDR. Jugendhilfe in den neuen Bundesländern. Reporttexte. Berlin 1991, S. 144 - 148.
- Gesetzentwurf der Bundesregierung „Entwurf eines Gesetzes zur Regelung der Rechtsfragen auf dem Gebiet der internationalen Adoption und zur Weiterentwicklung des Adoptionsvermittlungsrechts vom 10.05.2001 in der Drucksache 14/6011, beschlossen in der 182. Sitzung Deutscher Bundestag am 05.07.2001, Berlin 2001
- Gesetzbeschluss des Bundesrates. Gesetz zur Regelung der Rechtsfragen auf dem Gebiet der internationalen Adoption und zur Weiterentwicklung des Adoptionsvermittlungsrechts. 767. Sitzung am 27.09.2001. Bundesrat Drucksache 692/01, Bonn 2001
- Gesetz über die Vermittlung der Annahme als Kind und über das Verbot der Vermittlung von Ersatzmüttern (Adoptionsvermittlungsgesetz – AdVermiG). Bundesgesetzblatt Jahrgang 2002 Teil I Nr. 3, Bonn. 11. Januar 2002
- Gotschlich, H./ Hoffmann, I./ Pastillé, R./ Saupe, V./ Starke, K./ Steiner, I./ Stolt, F.D. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche aus der DDR. Jugendhilfe in den neuen Bundesländern. Reporttexte. Berlin 1991
- Grewe, M./ Hasselberg, S.: Adoption. In: FOKUS Nr. 22 vom 25.05.2009, S. 40 - 41
- Grjasnow, S./ Ludwig, H./ Schindewolf, R.: Psychologische Grundlage Pflege. Studienbrief Fernstudiengang Pflege. Fachhochschule Jena. Fachbereich Sozialwesen. Jena 1997
- Grossmann, K.: Entfremdung, Abhängigkeit und Anhänglichkeit im Lichte der Bindungstheorie. Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik. Zeitschrift für Fort- und Weiterbildung 1990, Nr. 35. S. 231 – 238.
- GZA-INFO, Gemeinsame Zentrale Adoptionsstelle der Länder Bremen, Hamburg, Niedersachsen, Schleswig-Holstein: Aufklärung des Adoptivkindes über seine Herkunft. Begründungen für eine Selbstverständlichkeit
- Hall, S.: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg 1994
- Harms, E./ Strehlow, B. (Hrsg.): Adoptivkind – Traumkind in der Realität. Psychoanalytische Einblicke in die Probleme von adoptierten Kindern und ihren Familien. Idstein 1997 (2. Auflage), 2004 (5. Auflage)
- Hèdervàri, E.: Bindung und Trennung. Frühkindliche Bewältigungsstrategien bei kurzen Trennungen von der Mutter. Wiesbaden 1995
- Hèdervàri, E.: Kleinkinder in traditionellen Heimen. Untersuchung der Situation von Kindern unter drei Jahren in traditionellen Heimen im Land Brandenburg. Institut für angewandte Sozialisationsforschung (INFANS). Falkensee 1996
- Hoffmann, I.: Jugendämter in den neuen Bundesländern. In: Gotschlich, H./ Hoffmann, I./ Pastillé, R./ Saupe, V./ Starke, K./ Steiner, I./ Stolt, F. D. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche aus der DDR, Jugendhilfe in den neuen Bundesländer. Reporttexte. Berlin 1991, S. 149 – 156.
- Hoffmann-Riem, Ch.: Das adoptierte Kind. Familienleben mit doppelter Elternschaft. München 1989

- Hoffmann-Riem, Ch.: Vermittlungsarbeit im Adoptionswesen. In: Blandow, J./ Faltermeier J. (Hrsg.): Erziehungshilfen in der Bundesrepublik Deutschland. Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, 1989, S. 259 – 267)
- Hoksbergen, R. A. C./ Paulitz, H./ Bach R. P./ Marx, A.: Ein zeitgemäßes Adoptionsmodell. In: Paulitz, H. (Hrsg.): Adoption. Positionen. Impulse. Perspektiven. München 2000, S. 249 - 302
- Holmes, J.: John Bowlby und die Bindungstheorie. München 2002
- Hülshoff, T.: Emotionen. Eine Einführung für beratende, therapeutische, pädagogische und soziale Berufe. München, Basel 2001
- i.m.p.u.l.s.e. Zeitschrift des zu gründenden Vereins für und von Herkunftseltern. Nr. 0. September 1997. Berlin 1997
- Janitzki, M.: Zur Bewährung von Kindern und Jugendlichen nach der Heimentlassung, Abschlussarbeit am Institut für Jugendhilfe Falkensee 1988
- Johnson, D. E.: Internationales Adoptionsprojekt-Team (IAP). Zusammenhänge zwischen dem Wachstum von psychisch belasteten Kindern und kognitiver sowie emotionaler Entwicklung. In: Brisch, K. H./ Hellbrügge, T. (Hrsg.): Kinder ohne Bindung. Deprivation, Adoption und Psychotherapie. Stuttgart 2006, S. 138 bis 160
- Katzenmeier, Ch.: Rechtsfragen der „Babyklappe“ und der medizinisch assistierten „anonymen Geburt“. In: Zeitschrift für das gesamte Familienrecht. FamRZ 2005, Heft 14, S. 1134 bis 1139
- Keupp, H.: Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: Keupp, H./ Höfer, R. (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main 1997, S. 11 – 39
- Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. 1961 Artia Praha
- Krappmann, L.: Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In: Keupp, H./ Höfer, R. (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main 1997, S. 66 - 92
- Kucklick, Ch.: Die Väter. Was Vatersein so besonders macht. In: GEO Nr. 1 / Januar 2001, S. 144 - 172
- Kühl, W.: Adoptionswesen. In: Blandow, J./ Faltermeier J. (Hg): Erziehungshilfen in der Bundesrepublik Deutschland. Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 1989, S. 247 – 258
- Kühl, W.: Adoptionserfolg bei Adoptivkindern fremdländischer Herkunft. In: Colla-Müller, H. E./ Eberle, H.-J./ Müller-Kohlenberg K./ Strang, H. (Hrsg.): Niedersächsische Beiträge zur Sozialpädagogik und Sozialarbeit. Hildesheim, Lüneburg, Osnabrück 1990, Band 7
- Kühnel, W.: Der Wandel generativer Lebenslagen – Generationsbeziehungen der 80er Jahre. In: Gotschlich, H./ Hoffmann, I./ Pastillé, R./ Saupe, V./ Starke, K./ Steiner, I./ Stolt, F. D. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche aus der DDR. Jugendhilfe in den neuen Bundesländern. Reporttexte. Berlin 1991, S. 28 – 33
- Kunkel, P.-C./ Bach, R.: Adoptionen und Verwaltungsrecht. In: Paulitz, H. (Hrsg.) Adoption. Positionen, Impulse, Perspektiven. München 2000, S. 27 - 65
- Lattschar, B./ Wiemann I.: Mädchen und Jungen entdecken ihre Geschichte. Grundlagen und Praxis der Biographiearbeit. Weinheim und München 2007

- Main, M.: Desorganisation in Bindungsverhalten. In: Spangler, G./ Zimmermann, P. (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart 1997, S. 120 bis 139
- Mannschatz, E./ Autorenkollektiv Graupner, S./ Kellotat, H. / Krebs, B./ Steining, H./ Wendt, P.: Heimerziehung. Institut für Jugendhilfe (Hrsg.). Berlin 1984
- Mannschatz, E.: Jugendhilfe als DDR-Nachlass, Münster 1994
- Mannschatz, E.: Jugendhilfe in der DDR. Autobiographische Skizzen aus meinem Berufsleben. Berlin 2002
- Meyers Neues Lexikon in zehn Bänden. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 1993
- Meywald, J.: Konsequenzen der Bindungsforschung für die Arbeit mit Pflege- und Adoptiveltern. In: May, A./ Remus, N. & Bundesarbeitsgemeinschaft Prävention & Prophylaxe e. V. (Hrsg.): Traumatisierte Kinder. Schriftenreihe gegen sexualisierte Gewalt. Band 4. Berlin 2003. S. 97 - 115
- Ministerium der Justiz der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik (Hrsg.): Bürgerliches Gesetzbuch. Textausgabe mit Sachregister. 1956
- Ministerium für Volksbildung (Hrsg.): Jugendhilfe, Textausgabe; 3. überarbeitete Auflage, Staatsverlag der DDR. Berlin 1985
- Mogge-Grozjahn, H.: Soziologie. Eine Einführung in soziale Berufe. Freiburg, Breisgau 1996
- Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge: Vertrauliche Geburt. Eckpunkte einer sozialpräventiven Lösung für Frauen in psychosozialer Notlage. 83. Jahrgang, Nr. 11/2003, Frankfurt am Main, S. 447 bis 451
- Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge: Konsequenzen aus der Neustrukturierung der Adoptionsvermittlung: Empfehlungen des Deutschen Vereins zur Realisierung des Leitgedankens der Qualitätssicherung. 83. Jahrgang, Nr. 11/2003, Frankfurt am Main, S. 445 bis 447
- Napp-Peters, A.: Adoption – Das alleinstehende Kind und seine Familien. Geschichte, Rechtsprobleme und Vermittlungspraxis. Neuwied 1978
- Nienstedt M./ Westermann A.: Pflegekinder und ihre Entwicklungschancen nach frühen traumatischen Erfahrungen. Stuttgart 2007
- Oberloskamp, H.: Europäisches Übereinkommen über die Adoption von Kindern vom 24.04.1967 (EurAdopAbk). In: Zentralblatt für Jugendrecht 1982, S. 121 – 125
- Oberloskamp, H.: Das deutsche Adoptionsrecht. Seine geschichtliche Entwicklung und seine gegenwärtige Ausgestaltung. In: Hoksbergen, R. A. C./ Textor, M. R. (Hrsg.): Adoption. Grundlagen, Vermittlung, Nachbetreuung, Beratung. Freiburg im Breisgau 1993, S. 14 bis 29
- Oberloskamp, H.: Kommentar zum Adoptionsvermittlungsgesetz. In: Wiesner, R. (Hrsg.): Kinder- und Jugendhilfegesetz. Kommentar. München 2000
- Oberloskamp, H.: KJHG und AdVermiG – Neben- oder Miteinander. Über Probleme der Einbindung der Adoptionsvermittlung in das Leistungsrecht des Jugendamtes. In: Zentralblatt für Jugendrecht. ZfJ 9 2005, S. 346 bis 350
- Oelsner, W. /Lehmkuhl G.: Adoption. Sehnsüchte. Konflikte. Lösungen. Düsseldorf, Zürich 2005
- Oerter, R./ Montada, L. u. a.: Entwicklungspsychologie. München-Weinheim 1987

- Otto, M.: Die demographische Situation von Kindern und Jugendlichen – unter besonderer Berücksichtigung der Ausreisewelle 1989. In: Gotschlich, H./ Hoffmann, I./ Pastillé, R./ Saupe, V./ Starke, K./ Steiner, I./ Stolt, F.D. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche aus der DDR. Jugendhilfe in den neuen Bundesländern. Reporttexte. Berlin 1991, S. 67 - 74
- Papoušek, M.: Bindungssicherheit und Intersubjektivität. Gedanken zur Vielfalt vorsprachlicher Kommunikations- und Beziehungserfahrungen. In: Brisch, K. H./ Hellbrügge, T. (Hrsg.): Kinder ohne Bindung. Deprivation, Adoption und Psychotherapie. Stuttgart 2006
- Paulitz, H.: Offene Adoption. Ein Plädoyer. Freiburg im Breisgau 1997
- Paulitz, H./ Kannenberg, E.: Adoptionen in der ehemaligen DDR – ein abgeschlossenes Kapitel? In: Zentralblatt für Jugendrecht (ZfJ) 87. Jahrgang Nr. 3/2000, S. 105-109
- Paulitz, H. (Hrsg.): Adoption. Positionen. Impulse. Perspektiven. München 2000
- Paulitz, H./ Kletschka, B./ Baer, I.: Gesetzlicher Auftrag der Adoptionsvermittlung. In: Paulitz, H. (Hrsg.): Adoption. Position. Impulse. Perspektiven. München 2000, S. 1 - 26
- Paulitz, H.: Interstaatliche Adoptionsvermittlung – Bestandsaufnahmen und Perspektiven. In: ZfJ Zentralblatt für Jugendrecht 10/2001, S. 379 – 386
- Perry, B. D.: Bindung und Zuneigung bei misshandelten Kinder. In: May, A./ Remus, N. & Bundesarbeitsgemeinschaft Prävention & Prophylaxe e. V. (Hrsg.): Traumatisierte Kinder. Schriftenreihe gegen sexualisierte Gewalt. Band 4. Berlin 2003. S. 81 - 96
- Peters, M.: Das Belastungs-Bewältigungs-Paradigma in früher Kindheit: Eine vielversprechende Perspektive? In: Brüderl, L. (Hrsg.) Belastende Lebensstationen. Untersuchungen zur Bewältigungs- und Entwicklungsforschung. Weinheim, München 1988, S. 10 - 23
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung: Deutschland. Von der Teilung bis zur Einheit. Berlin 1997
- Reinhardt, J.: Neufassung der Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung. In: Das Jugendamt. Zeitschrift für Jugendhilfe und Familienrecht. Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht e. V., Nr. 11 2006, S. 487 - 490
- Richtlinie Nr. 25 des Plenums des Obersten Gerichts der DDR zu Erziehungsrechtsentscheidungen (1968) i. d. F. des Änderungsbeschlusses vom 17.12.1975. Abschnitt E. In: Ministerium für Volksbildung (Hrsg.). Jugendhilfe. Textausgabe. Berlin 1985, S. 157 bis 164
- Romanchik, B.: Die Vorteile der offenen Adoption. (gekürzter Text) In: i.m.p.u.l.s.e. Zeitschrift des Vereins Netzwerk Herkunftseltern e. V., Nr. 3/1998, S. 9 – 11
- Rosenthal G./ Fischer-Rosenthal W.: Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: Flick, U./ von Kardorff, E./ Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg 2000, S. 456 - 468
- Ryan, T./ Walker, R.: Wo gehöre ich hin. Biographiearbeit mit Kindern. Weinheim, Basel 1997
- Salgo, L.: Zielorientierung und Hilfeplanung nach dem SGB VIII (KJHG). In: Stiftung „Zum Wohl des Pflegekindes“ (Hrsg.): 2. Jahrbuch des Pflegekinderwesens. Idstein 2001

- Salgo, L.: Weshalb und wie ist die Geeignetheit eines Kindes/Jugendlichen für die Adoption gemäß § 36 Abs. 1 Satz 2 SGB VIII zu überprüfen? In: Zentralblatt für Jugendrecht (ZfJ) 91. Jahrgang Nr. 11/2004, S. 410 - 412
- Schenk-Danzinger, L.: Entwicklungspsychologie. Wien 1973
- Scheuerer-Englisch, H./ Zimmermann, P.: Vertrauen über die Lebensspanne. Vertrauensentwicklung in Kindheit und Jugend. In: Schweer, M. K. W. (Hrsg.): Interpersonelles Vertrauen, Theorien und empirische Befunde. Opladen 1997, S. 27 - 47
- Schmidt, L.: Jugendliche in der Familie. In: Gotschlich, H./ Hoffmann, I./ Pastillé, R./ Saupe, V./ Starke, K./ Steiner, I./ Stolt, F. D. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche aus der DDR, Jugendhilfe in den neuen Bundesländern. Reporttexte. Berlin 1991, S. 34 - 36
- Scholz, A.: Zur Identitätsproblematik von Adoptierten. In: Gemeinsame Zentrale Adoptionsstelle (GZA) Hamburg, Adoptierte auf der Suche nach ihrer Herkunft, Sonderausgabe 1993, S. 30 - 40
- Schwarz, K.-A.: Rechtliche Aspekte von „Babyklappe“ und „anonymer Geburt“. In: Das Standesamt. Zeitschrift für Standesamtswesen, Familienrecht, Staatsangehörigkeitsrecht, Personenstandsrecht, internationales Privatrecht des In- und Auslands. StAZ Nr. 2/2003, 56. Jahrgang, S. 33 bis 39
- Sefzig, N.: Babyklappen aus der Sicht von Herkunftseltern – eine Fehlinvestition!? In: i.m.p.u.l.s.e. Zeitschrift des Vereins Netzwerk Herkunftseltern e. V., Nr. 2 2001, S. 3
- Sichtermann, B./ Leggewie, C.: Das Wunschkind. Adoption und die Familie von heute. Ullstein, München 2003
- Sieber, H./ Stamer, S.: Rabenmütter? Von Frauen, die ihr Kind weggeben. Frankfurt am Main 1996
- Soronsky, D. A./ Baran A./ Pannor, R.: Adoption. Zueinander kommen – miteinander leben. Eltern und Kinder erzählen. Hamburg 1982
- Sozialgesetzbuch (SGB). Achtes Buch (VIII) Kinder und Jugendhilfe. BGBI. I S. 1163, 1166 vom 26. Juni 1990. Zuletzt geändert durch Gesetz zur Reform des Sozialhilferechts vom 23.06.1996. BGBI. I S.1088, 1094.
- Statistisches Bundesamt. MittDST 9.11.2001, S. 364
- Stern, D. N.: Tagebuch eines Babys. Was ein Kind sieht, spürt, fühlt und denkt. München, Zürich 1999
- Swientek, Ch.: Ich habe mein Kind fortgegeben. Die dunkle Seite der Adoption. Reinbek bei Hamburg 1988
- Swientek, Ch.: Beratung für „abgebende Mütter“ vor und nach der Freigabe des Kindes. In: Hoksbergen R. A. C./ Textor, M. R. (Hrsg.): Adoption: Grundlagen, Vermittlung, Nachbetreuung, Beratung. Freiburg im Breisgau. 1993, S. 167 bis 173
- Swientek, Ch.: Was Adoptivkinder wissen sollten und wie man es ihnen sagen kann. Freiburg im Breisgau 1998
- Swientek, Ch./ Bott R.: Presseerklärung vom 09.01.2001. Babyklappen und anonyme Geburt. Findelkinder. Verlust. Entwurzelung. Trauer. Sprachlosigkeit. In: i.m.p.u.l.s.e. Zeitschrift des Vereins Netzwerk Herkunftseltern e. V., Nr. 2 2001, S. 4 - 10

- Szykowski, B.: Die Kontinuität der „guten Mutter“. Zur Situation von Frauen, die ihre Kinder zur Adoption freigeben. Freiburg 1997
- Szykowski, B.: Eine Mutter, ist eine Mutter, ist eine Mutter ... In: i.m.p.u.l.s.e. Zeitschrift des Vereins Netzwerk Herkunftseltern e. V., Nr. 2 1999, S. 7 - 8
- Textor, M.: Die Situation der Adoptiveltern unter Berücksichtigung des Adoptionsvermittlungsprozesses. In: Tutzing Materialien 1988, Nr. 57 und Homepage <http://people.freenet.de/Textor/Adoptiveltern.html> S. 1 - 28
- Thorn, P.: Informationsmappe für ungewollt Kinderlose Rhein-Main. Mörsfelden 1998
- Unzner, L.: Schutz und Risiko: Die besondere Bedeutung der Bindungstheorie für die Fremdunterbringung. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.): Glücklich an einem fremden Ort? Familienähnliche Betreuung in der Diskussion. München 2002. S. 46 – 59
- Unzner, L.: Aktuelle Beiträge aus der Bindungsforschung in ihrer Bedeutung für das Verhältnis zwischen Herkunftseltern und ihrem Kind. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.): Herkunftsfamilien in der Kinder- und Jugendhilfe – Perspektiven für eine partnerschaftliche Zusammenarbeit. Dokumentation 3. München 2004. S. 126 – 147
- Verordnung über die Aufgaben und die Arbeitsweise der Organe der Jugendhilfe (Jugendhilfsverordnung) vom 03.03.1966 und der Anpassungsverordnung vom 13.06.1968. In: Jugendhilfe. Textausgabe. Berlin 1985, S. 13 - 27
- Vorauslexikon zur Brockhaus Enzyklopädie. Mannheim 1986
- Wahring, G. (Hrsg.): Fremdwörterlexikon. Gütersloh, München 2007
- Wieder, H.: Behandlungstechnische Probleme bei der Psychoanalyse adoptierter Kinder. In: Harms, E./ Strehlow (Hrsg.): Adoptivkind – Traumkind in der Realität. Psychoanalytische Einblicke in die Probleme von adoptierten Kindern und ihren Familien. Idstein 1997, S. 205 – 221
- Wieder, H.: Die Familienromanphantasien adoptierter Kinder. In: Harms, E./ Strehlow, B. (Hrsg.): Adoptivkind – Traumkind in der Realität. Psychoanalytische Einblicke in die Probleme von adoptierten Kindern und ihren Familien. Idstein 1997, S. 27 – 31. 2004, S. 29 – 33,
- Wieder, H.: Sollen Betroffene über ihre Adoption aufgeklärt werden, und wann? In: Harms, E./ Strehlow, B. (Hrsg.): Adoptivkind – Traumkind in der Realität. Psychoanalytische Einblicke in die Probleme von adoptierten Kindern und ihren Familien. Idstein 1997, S. 40 – 53. 2004, S. 42 – 55
- Wiemann, I.: Abgebende Mütter und Väter. Einführung in das Thema aus familien-systemischer Sicht. In: Bechinger, W./ Gerber, U. (Hrsg.): Die vergessene Seite der Adoption. Erfahrungsberichte und Beiträge zur Situation „Abgebender Mütter – Adoptiveltern“. Karlsruhe 1993, S. 28 - 49
- Wiemann, I.: Ratgeber Adoptivkinder. Erfahrungen, Hilfen, Perspektiven. Reinbek bei Hamburg 1994
- Wiemann, I.: Adoptivkinder wissen genau, wo sie hingehören. In: Zeitschrift Psychologie Heute, Heft 5/99, S. 32 – 33
- Wiemann, I.: Wie viel Wahrheit braucht mein Kind. Von kleinen Lügen, großen Lasten und dem Mut zur Aufrichtigkeit in der Familie. Reinbek bei Hamburg 2001
- Wiesner, R. (Hrsg.): Kinder- und Jugendhilfegesetz. Kommentar. München 2000

- Wils, J.-P.: Zur Geschichte und Ethik der Adoption. In: Gemeinsame Zentrale Adoptionsstelle (GZA) Hamburg. Rundbrief 3/92, S. 1 - 12
- Winicott, D. W.: Adoptivkinder in der Adoleszenz. In: Harms, E./ Strehlow, B. (Hrsg.): Adoptivkind – Traumkind in der Realität. Psychoanalytische Einblicke in die Probleme von adoptierten Kindern und ihren Familien. Idstein 2004, S. 170 – 176
- Wuttke, G.: Ein Kind um jeden Preis? Eine Studie zum Adoptionskinderhandel im Auftrag von terre des homes. Osnabrück 1996
- Zehkorn, B.-L.: Angenommen-Sein. In: Gemeinsame Zentrale Adoptionsstelle (GZA) Hamburg, Adoptierte auf der Suche nach ihrer Herkunft, Sonderausgabe 1993, S. 9 – 11
- Zimbardo P. G./ Gerrig R. J.: Psychologie. Berlin, Heidelberg; New York; Barcelona, Hong Kong; London; Mailand; Paris; Tokio 1999